

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für
Mittelbaden

95. Jahresband 2015



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

95. Jahresband 2015

Einladung

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am

Sonntag, 25. Oktober 2015
im Bürgersaal des Rathauses Renchen

9.00 Uhr

Mitgliederversammlung im Bürgersaal

10.30 Uhr

Empfang der Stadt Renchen im Bürgersaal

11.15 Uhr

Festvortrag

„Der Renchener Schlossberg“

Archäologische Forschungen zu Burg und Oberstadt

Dr. Heiko Wagner, Kirchzarten

12.30 Uhr

Mittagessen im Gasthaus Löwen, Renchen

14.00 Uhr

Besichtigung und Führung im Simplizissimus-Haus Renchen

15.00 Uhr

Besichtigung der stadtgeschichtlichen Ausstellung im Haus Buhl Renchen.
Des Weiteren besteht die Möglichkeit einer Ortsbegehung des Schlossbergs.

Der Bürgermeister
von Renchen
Bernd Siefermann

Der Präsident
des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.
Klaus G. Kaufmann

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

95. Jahresband 2015



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches hat das Regierungspräsidium Freiburg Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss: 1. April

Verlag Historischer Verein Mittelbaden e. V.

Gestaltung/Layout: punktgenau GmbH, 77815 Bühl

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kraft Druck GmbH, 76275 Ettlingen

Nachdruck und fotomechanische Wiedergabe sowie jede elektronische Form der Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

Grußwort der Grimmelshausenstadt Renchen	9
Editorial	
Alte und neue Quellen zur Hexenforschung	11
Schwerpunkt: Alte und neue Quellen zur Hexenforschung	
Manfred Merker	
Canidia, ein groteskes Hexengedicht aus der Antike in der Offenburger Humanistenbibliothek	13
Manfred Hammes	
Hexenprozesse: Ursachen und Verfahrensgrundsätze	23
Rainer Fettig	
Die Hexenakten und die Hexenprozesse in Oppenau	33
Karl-August Lehmann	
Hexenprozesse im Harmersbachtal	67
Louis Schlaefli	
Etwas aus elsässischen Quellen über das Hexenwesen in der Ortenau	73
Martin Burkart	
„Erschreckliche warhaftige Neue Zeitung“ – Flugschriften und ihre Bedeutung für die Hexenprozesse	91
Andrea Kammeier-Nebel	
Rat und Zünfte in der Offenburger Hexenverfolgung 1598 bis 1602	111
Hans Harter	
„Anno 1533 ist Schiltach gar außbrunnen, als etlich sagen, vom Teufel angezündt.“ – Neues vom „Teufel von Schiltach“	151
Konrad Velten	
Das ehemalige obere Schloss von Neuweier	
Erwähnt in den Hexenprotokollen 1628–1630 im Amt Steinbach	183
Frank Flechtmann	
Die Ortenau in Himmlers Hexenkartothek	
Ein geheimes Forschungsprojekt der SS	193

Martin Ruch Ein Hexenprozess im Peterstal 1656	211
Winfried Königer Eine Hexe im Bann des Marketings	213
Freie Beiträge	
Eugen Hillenbrand Das Kirchweihfest in Offenburg 1415. Ein Fest in dunkler Zeit	227
Louis Schlaefli Einiges über den Klerus von Renchen in früheren Zeiten En hommage à Francis Rapp	241
Suso Gartner Neues zum Aufstand des Bastian Gugel	259
Bernhard Wink und Regine Dendler Die Leutkirche in Oberschopfheim: neue Erkenntnisse zur Chorausmalung und zur Baugeschichte	265
Martin Ruch „Der liebe Friden wer das best“ – Geheime Post des Fürsten von Fürstenberg 1647 in das Kinzigtal	285
Dieter Weis Ettenheimer Gärten, Teil 7–9	295
Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker	295
Gärten beim Amtshaus (Palais Rohan)	297
Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten	301
Martin Ruch „Ich habe nur die Musique gemacht, zu einem rechten Text habe keine Zeith gehabt.“ Abt Paulus aus Gengenbach und seine Korrespondenz mit der badischen Markgräfin Sybilla Augusta	309
Eugen Hansmann Hirschbühl, eine Vorarlberger Kirchenbaumeister-Sippe Joseph Hirschbühl, Erbauer der Kirche St. Jakobus in Schutterwald, und Bürger von Schutterwald	313
Wolfgang Weismann B.A. Zur Planungsgeschichte der Pfarrkirche St. Johannes d.T. in Ottersweier	319

Ulf Wielandt	
Notizen zum historischen Bad Kirnhalden	351
Ralf Bernd Herden	
Markgrafschaft und Großherzogtum Baden 1780–1820	
Staat, Politik und Freimaurerei	357
Josef Werner	
Erinnerungen an Familie Bodenheimer aus Durbach	363
Anna Niederberger	
Dr. Otto Walther – Begründer des Rehabilitationswesens in Nordrach	365
Johannes Werner	
Innenansicht einer Klosterschule – Hermine Villinger in Offenburg	383
Karl Volk	
Kind und Spiegel seiner Zeit	
Ein altes Lesebuch – heute wieder durchgeblättert	391
Kurt Hochstuhl	
Vater Pazifist, Sohn Frontkämpfer – das schwierige Verhältnis von Adolf und Brandel Geck	397
Manfred Merker	
Zum Gedenkjahr 2015	
Zerrissene Freundschaften – ein Teilaspekt der großen Verluste von 1914–1918	411
Andreas Morgenstern	
Inflation und Notgeld in Schiltach 1914–1923	469
Arnulf Moser	
Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) für Jungen in Achern/Illenau 1943–1945	489
Cornelius Gorka	
150 Jahre Kreisversammlung Offenburg	497
Louis Schlaefli	
Ein wiedergefundener Wiegendruck aus der Abtei Gengenbach	523
Junge Autoren	
Florian Hellberg und Tina Schadt	
Stirbt mit dem letzten Zeugen die Erinnerung?	
Die Arbeitsgemeinschaft Jüdischer Friedhof Freistett am Anne-Frank-Gymnasium Rheinau	531

Forum	537
Richtigstellung eines Beitrags im 75. Jahresband der Ortenau 1995: Gab es eine „Straßburger Konferenz“?	537
Bilder vom Weltenbrand 1914–1918 digitalisiert	538
11. literarischer Radweg in Baden-Württemberg: Von Grimmelshausen zu Moscherosch	538
Neue Literatur	539
Schauenburg: Teutscher Friedens-Raht (Ruch); Hansjakob: Ein Rebell sucht Ruhe (Ruch); Bühler Jahrbuch 2014 (Ruch); Geroldsecker Land 2015 (Ruch); Volkstrachten in Yach und im Elztal (Ruch); Stolpersteine in Lahr (Schellinger); Kleiber: Schwarzwälder Namenbuch (Kreutz); Archive in Deutschland, Österreich und der Schweiz (Gorka); Gebhard: Als die Soldaten kamen (Herden); Loeb: Im Versteck (Mohr)	
Nachrichten	546
Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 26. Oktober 2014 in Lahr	546
Neue Satzung für den Historischen Verein für Mittelbaden e.V.	547
In Memoriam Josef Naudascher	553
Manfred Hildenbrand zum 80. Geburtstag	557
Ministerpräsident besucht den Informationsstand des Landesausschusses „Heimatspflege Baden-Württemberg“, Präsident überreicht „Die Ortenau“	558
René Siegrist erhält 2014 den Prix de l’Eurodistrict der „Amis du Vieux Strasbourg“	559
Berichte der Mitgliedergruppen	563
Berichte der Fachgruppen	613
Mitteilungen	625
Schwerpunktthema 2016	625
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	627
Redaktionsrichtlinien	633

Grußwort der Grimmelshausenstadt Renchen

Verehrte Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.,

im Jahr des 900-jährigen Jubiläums der Grimmelshausenstadt Renchen und des 90-jährigen Jubiläums der Mitgliedergruppe Renchen des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. ist es uns eine besondere Ehre und Freude, dass die Jahreshauptversammlung am 25. Oktober 2015 bei uns in Renchen stattfindet.



Im Namen der Stadt, des Gemeinderats und ganz persönlich möchte ich Sie bei uns recht herzlich willkommen heißen.

Die Grimmelshausenstadt Renchen hat in den vergangenen Jahrhunderten eine wechselvolle Geschichte erlebt. Es war die strategische Lage Renchens in der Vorgebirgszone, wo das Renchtal in der Rheinebene aufgeht, die Nähe zu Frankreich und zur Transitstrecke über den Kniebispass nach Württemberg und Bayern, die viele kriegerische Auseinandersetzungen mit sich brachte. Den Einwohnern Renchens brachte dieser Umstand immer wieder Not und Elend.

Nach Ende des 2. Weltkrieges dürfen wir hier bei uns nun schon 70 Jahre in Frieden leben. Dafür müssen wir dankbar sein.

Es muss uns Verpflichtung sein, alles dafür zu tun, dass die Menschen auch in Zukunft mit Verständnis und Toleranz aufeinander zugehen. Denn nur im Miteinander und Füreinander liegt der Nährboden für eine gute Zukunft. Der Blick zurück in die Geschichte führt uns dies immer wieder eindrucksvoll vor Augen.

Es ist uns sehr wichtig, dass die Bürgerinnen und Bürger, insbesondere auch die Jugend, durch vielfältige, lebendige Aktivitäten mit der Geschichte ihrer Heimat verbunden bleiben. Dieses Ziel verfolgt auch der Historische Verein.

So hat die Mitgliedergruppe Renchen beispielsweise im Laufe der Jahre zahlreiche Kleindenkmäler im Stadtgebiet in liebevoller Arbeit restauriert und in Zusammenarbeit mit der Grimmels-

hausenschule Renchen dokumentiert. Daneben organisiert der Verein Vorträge und Besichtigungen zu den verschiedensten Themenbereichen.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, allen Verantwortlichen und Aktiven des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. für ihr unermüdliches Engagement und ihr Interesse an der Bewahrung des Kulturgutes einen besonderen Dank auszusprechen. Ihr Einsatz ist mit großer persönlicher Opferbereitschaft verbunden und oft nur mit Idealismus zu bewältigen. Dafür haben alle Aktiven Dank und Anerkennung verdient.

Den Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. wünsche ich weiterhin viel Freude und Erfolg bei ihrer Vereinsarbeit, der Hauptversammlung einen guten Verlauf und allen Gästen einen schönen und abwechslungsreichen Tag in der Grimmelshausenstadt Renchen.

Seien Sie herzlich willkommen!

Ihr

Bernd Siefermann
Bürgermeister der Stadt Renchen

Editorial

Alte und neue Quellen zur Hexenforschung

Das Thema hat bereits viele Publikationen hervorgebracht. Mit Akribie wurden die in den Archiven auffindbaren Zeugnisse des neuzeitlichen Hexenglaubens, vorwiegend des 17. Jahrhunderts, studiert und veröffentlicht. Nüchterne Analyse hier, erregter Tonfall dort waren das Ergebnis. Bis heute kursieren unterschiedlichste Einschätzungen des Phänomens „Hexenglaube“. Viel Neues stand also nicht mehr zu erwarten angesichts dieser langen Reihe des ungebremsten Interesses an „Hexen“. Und doch: die vorliegende Ortenau zeigt eindrucksvoll, welche Funde noch gemacht werden können. Denn es sollten, so unsere Vorgabe, wirklich neue Ergebnisse, neue Quellenstudien sein. Das Ergebnis kann sich, so unsere Einschätzung, sehen lassen und sei dem Leser zur Lektüre wärmstens empfohlen.

Ein notwendiger Ausblick in die Gegenwart: „Hexenglaube“ ist kein Phänomen grauer, unaufgeklärter Vergangenheit. Nicht nur, dass es moderne Hexen gibt, die den Hexenbegriff für sich positiv bewerten, oder dass der traditionelle Volksglauben an Schadenzauber und Abwehrzauber überlebt hat. Tatsächlich sind „Teufelspakt“-Vorstellungen, die denen aus der frühneuzeitlichen Hexenverfolgung (15.–17. Jahrhundert) entsprechen, erstaunlich weit verbreitet (man sehe sich nur auf christlich-fundamentalistischen Websites um). In Indien werden jährlich 200 Frauen der „Hexerei“ bezichtigt, misshandelt und anschließend getötet. Die Frauen sind meist unverheiratet oder verwitwet und werden wegen ihres Geldes oder ihres Grundbesitzes angegriffen. Ein Gesetz gegen Ermordung wegen „Hexerei“ gibt es, doch wird es nur selten angewandt. Die Höchststrafe beträgt drei Monate (Quelle: Focus 26.07.2010). Immerhin ist Hexenmord heute also strafbar. Die Täter der Barockzeit dagegen kamen stets ungeschoren davon. Die „Hexen“, weiblich oder männlich oder im Kindesalter, übernahm der Scharfrichter.

Die Redaktion

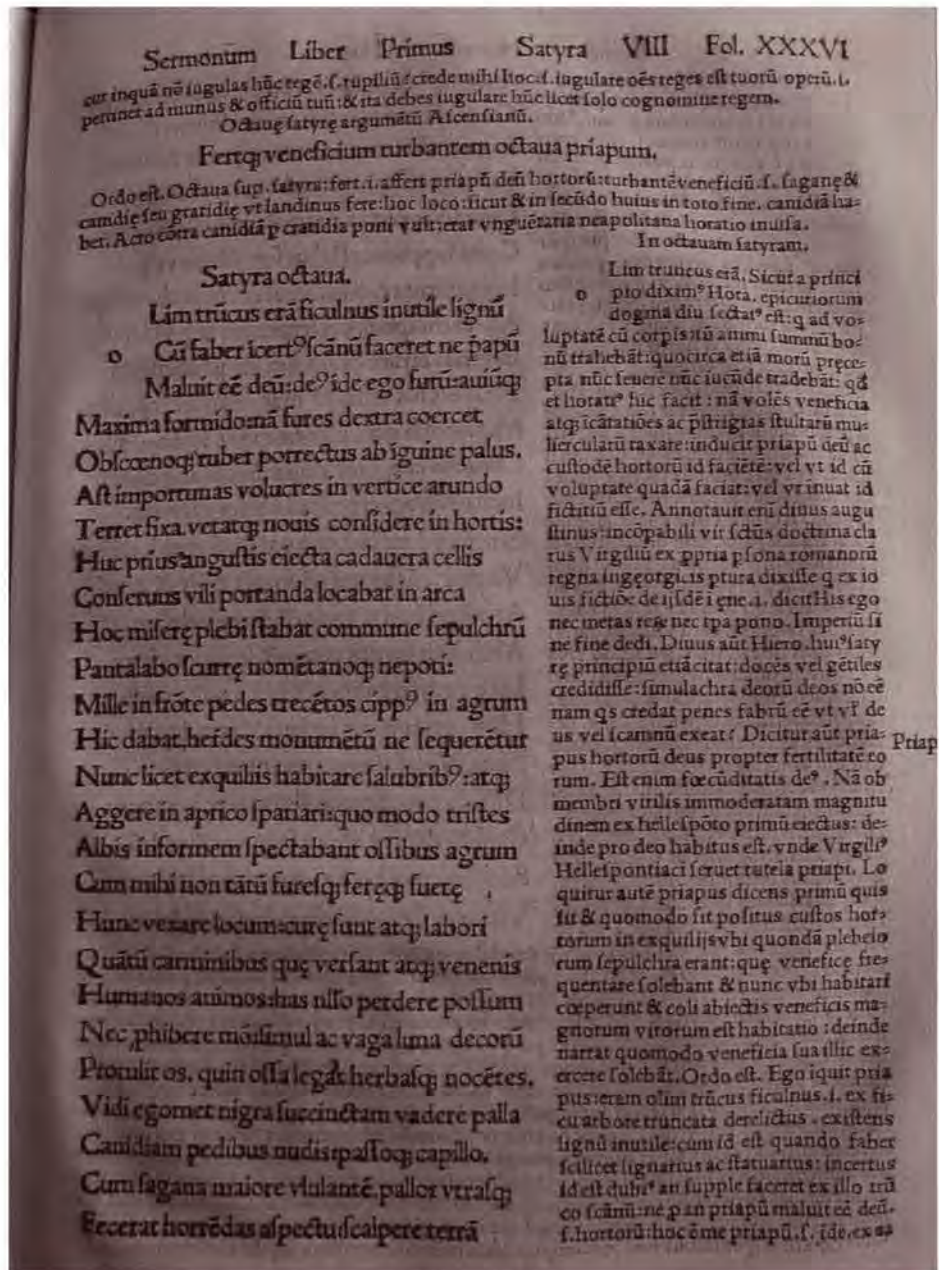
Canidia, ein groteskes Hexengedicht aus der Antike in der Offenburger Humanistenbibliothek

Manfred Merker

Der römische Satirendichter Horaz, ein Hexenverstehrer

Aus der Zeit des Augustus hat uns der römische Dichter Horaz ein amüsanter, leicht obszönes Hexengedicht überliefert, das ein mitternächtlich makabres Streiflicht auf das Hexenunwesen des ersten vorchristlichen Jahrhunderts wirft. In Rom hatte zwar schon das Zwölftafelgesetz aus dem Jahr 450 vor Christus die Todesstrafe verhängt für jeden, der Feldfrüchte durch Besprechen verhexte („qui fruges incantassit“) oder Getreide vom Nachbaracker auf das eigene Feld herüberzauberte. Auf Grabsteinen klagten damals die Angehörigen, dass ihr Verstorbener „durch Zaubersprüche gebannt“ sein Leben lassen musste. Auch 400 Jahre später berichtet der Historiker Sallust vom Wirken des Schadenzaubers seiner Zeit, der große Redner und Politiker Cicero entwirft sogar Staatsgesetze gegen nächtliche Geheimopfer von Frauen. Horaz wandte sich in seinen Dichtungen mehrfach leidenschaftlich diesen dunklen Sphären zu, besonders in dem hier vorgestellten derben Spottgedicht auf ein nächtliches Hexentreiben in Rom. Es ist enthalten in der prächtigen Horazausgabe der Satiren, Epoden, Oden und Briefe in der Historischen Bibliothek der Stadt Offenburg. Sie wurde 1503 in Paris von Dionysius Roce in folio gedruckt und von Jodocus Badius, einem humanistischen Gelehrten dieser Zeit, ausführlich kommentiert. Registriert unter der Nummer F-351-1/2= rarum zählt diese seltene Buchausgabe mit der angehängten Inkunabel „Historia Alexandri Magni“ von Georg Husner, Straßburg 1494, zu den Raritäten der Bibliothek, die uns von dem Konvent der Offenburger Franziskaner hinterlassen wurden.

Dieser Abdruck der achten Satire weist sowohl im Text als auch im Kommentar zu Beginn eine kleine Besonderheit auf. Anstelle des großen Anfangsbuchstabens „O“ steht hier lediglich ein kleiner Kreis in der Mitte eines sonst weißen Feldes mit den Abmessungen von drei Zeilen. Sehr wahrscheinlich steht er als Platzhalter für die beim Druck offenbar vergessene Ausmalung mit einer kunstvollen Initiale. Nach unserer achten Satire folgt jetzt übrigens als neuntes Gedicht des Satirenbuches die berühmte Schwätzersatire mit der Einleitung „ibam forte via sacra“ (ich ging zufällig auf der Heiligen Straße spazieren). Hier



Anfang der Satire I, 8
 in der Pariser Horaz-
 ausgabe von 1503

beschreibt Horaz in überaus witziger Weise, wie er auf dem Weg von den – in der achten Satire thematisierten – neuen Esquilinischen Gärten seines Gönners Mäzenas über das Forum Romanum von einem zudringlichen Schnorrer heimgesucht wird.

Horaz, mit vollem Namen Quintus Horatius Flaccus, lebte von 65–8 v. Chr. und wurde neben Vergil der führende klassische lateinische Dichter im Kreise des großen Kunstförderers Mäzenas, dem er später ein eigenes Landgut verdankte. Er führte ihn auch bei Kaiser Augustus ein, der die Dichtungen des Horaz hoch schätzte und ihn sogar zu seinem Privatsekretär machen wollte. Bis dahin musste Horaz aber noch einen steinigen Lebensweg zurücklegen. Geboren im apulischen Venusia in Süditalien hatte ihn der Vater früh auf die besten Schulen in



Rom geschickt. Als junger Mann konnte er sogar ein Studium der griechischen Literatur und Philosophie in Athen beginnen, wo dann die große Politik massiv in sein Leben eingriff. Nach der Ermordung Cäsars im Jahre 44 kam das Heer der Cäsarmörder Brutus und Cassius auf dem Weg nach Kleinasien in Athen vorbei und warb dort um Freiwillige. Der Student Horaz schloss sich sofort begeistert der republikanischen Sache an und wurde als Militärtribun des Brutus sogar Kommandant einer Legion. Damit stand er aber auf der Seite der Verlierer: In der Doppelschlacht von Philippi in Makedonien im Jahre 42 siegten die Cäsarerben Antonius und Octavian, der spätere Kaiser Augustus. Brutus und Cassius stürzten sich in ihr Schwert, Horaz „warf sein Schild fort“ und floh noch während der Schlacht nach Italien. Jetzt begann der dritte blutige Bürgerkrieg, den der junge Horaz miterleben musste. Dem Kampf zwischen Cäsar und Pompeius und dann der Cäsarrächer gegen die republikanischen Cäsarmörder folgte die blutige Auseinandersetzung zwischen Octavian und Antonius um die Alleinherrschaft, die erst mit der Schlacht von Actium im Jahre 31 ihr Ende fand. Sie sollte den lang ersehnten Frieden nach einem Jahrhundert römischer Bruderkriege bringen, die „Pax Augusta“.

Nach seiner militärischen Fehlleistung begann Horaz in dieser unruhigen Zeit in bitterer Stimmung mit seiner Dichtung. Er hatte einen kleinen Posten als Finanzsekretär erhalten und erregte Aufsehen mit ersten Publikationen, die ihn wahrschein-

*Hexe beim Mischen
eines Giftrunks*

lich auch gegenüber Augustus rehabilitieren konnten. Horaz, der später mit seinen Oden einer der bedeutendsten Lyriker der Weltliteratur werden sollte und im Jahre 17 im Auftrag des Kaisers Augustus für Roms große Jahrhundertfeier das „carmen saeculare“ (Jahrhundertfeierlied) komponieren durfte, begann mit kleinen satirischen Spottgedichten in verschiedenen Versrhythmen. Dem Buch der jambischen „Epoden“ folgten zwischen 35 und 30 zwei Bücher Satiren („sermones“) in Hexametern, aus denen auch unser Hexengedicht stammt. Die Römer hatten eine besondere Begabung für Witz und Satire und haben diese literarische Gattung durch Horaz' Vorgänger Lucilius (180–102 v. Chr.) sogar erst in die Literatur eingebracht. Abgeleitet von „satura lanx“ (bunt gemischte Schüssel) versammelt sie, auch hier bunt gemischt, mit freimütigem derbem Witz und aktueller Polemik alle Themen des menschlichen Alltags und die lächerlichen Schwächen der menschlichen Natur. Dazu gehören für den Satiriker auch die widerwärtigen Abgründe und Auswüchse von Magie und Hexerei, wobei diese bei den Römern wegen ihres notorischen archaischen Aberglaubens ein besonders dankbares Auditorium fanden.

Bei Horaz spielt in den Satiren eine stadtbekanntes Giftmischerin eine besondere Rolle, die Hexe Canidia, mit der er sich öfter auseinanderzusetzen hatte. In der Epode 5 vergräbt Canidia mit ihren beiden Mithexen im verrufenen Stadtviertel Subura einen Knaben bis zum Kopf in der Erde, um später nach dessen Tod aus Mark und Leber den Giftrunk für einen Liebeszauber zu gewinnen. Canidia erscheint bei diesem Zaubermord mit Natternbrut im Haar und Uhueiern, die in Krötenblut getaucht wurden, die Kollegin Sagana mit Büscheln von Zauberkräutern und entrissenen Hundeknochen. Der Vergrabene verflucht am Ende seine Mörderinnen mit den Worten:

„venena magnum, fas nefasque, non valent convertere humanam vicem“ (Zauberei kann Recht und Unrecht verdrehen, aber menschliche Vergeltung niemals)

Ob er gerettet werden kann, bleibt unklar. In der 81 Verse langen 17. Epode, die in reinen Trimetern verfasst ist, führt Horaz ein ernstes, fast partnerschaftliches Zwiegespräch mit Canidia und bittet sie, ihn mit ihrer Hexerei zu verschonen und seine Dichtkunst nicht zu stören oder gar zu gefährden. In Satire II,1,48 wird wieder das legendäre Gift der Hexe zitiert, in II,8,94 lassen die Gäste ein hochopulentes mehrgängiges Festmahl unberührt, weil angeblich Canidia mit ihrem Gifthauch die Speisen verdorben hatte. In unserer Satire I,8 wird diese

Canidia mit grobem Spott der totalen Lächerlichkeit preisgeben.

Die Abbildung zeigt den davoneilenden Dichter Horaz mit hoch geschürzter Tunika, links eine Leier als Symbol der Dichtung, die ja in der Antike immer laut mit Musikbegleitung vorgetragen wurde. Auf der Tafel, vor der Horaz sein bärtiges Gesicht leicht verängstigt zum Zuschauer gewendet, steht sein lateinischer Name „Quintus Horatius Flaccus Venusinus poeta“, der Dichter Quintus Horaz Flaccus aus Venusia. Von seiner Schulter hängt ein Wolfkopf, der in seinen Zähnen einen Schellenkranz oder Tamburin hält mit der Inschrift „Epicuri de grege“, aus der Herde Epikurs. Das ist eine Anspielung auf ein



Titel der Horazausgabe von Jacob Balde:
Horaz mit Hexe

Selbstbekenntnis des Dichters, auch er sei „ein Schweinchen aus der Herde Epikurs.“ Epikur war für Horaz, in seiner späteren Dichtung selbst ein Dichter der Lebensphilosophie, Vorbild in der Philosophie der Lebensfreude und des Lebensgenusses. Hinter einem groben Bretterzaun erscheint die nackte Büste einer hängebrüstigen alten Frau, die den Dichter an den Haaren zieht. Ist es die mehrfach in seinen Werken bedichtete Hexe Canidia, auf die hier angespielt wird? Der Holzschnitt ist der Titel einer Horazausgabe des Jesuitenpaters Jacob Balde aus dem elsässischen Ensisheim, der als „der deutsche Horaz“ gilt und der dessen Dichtung in unnachahmlicher Virtuosität auf Latein neu nachgedichtet hat. Von ihm ist in der Offenburger Historischen Bibliothek auch eine umfangreiche lateinische Nachdichtung von Homers griechischem Froschmäusekrieg aus dem Besitz des Franziskanerpaters Schmautz aus dem Jahre 1647 erhalten, die er 1705 seinem Offenburger Heimatkonvent geschenkt hat.

Priap und der Hexenzauber auf dem nächtlichen Esquilin

Die Szene unserer achten Satire aus Buch I spielt auf dem Esquilin, einem der sieben Hügel Roms. Auf diesem ehemaligen Totenacker hatte der generöse Mäzenas gerade einen neuen Park anlegen lassen. In diese frischen Gärten pflegte man in der Antike als eine Art Vogelscheuche den aus grobem Holz gefertigten Schutzgott Priap aufzustellen, der schon durch sein obszön bedrohliches Aussehen Mensch und Tier abschrecken



Skizze der sieben
Hügel Roms mit
Esquilin

sollte. Mit seinem nestartigen Kopfschmuck, einer scharfen Sichel in der Rechten und knallrot bemaltem Ithyphallos wurde er gefürchtet, missachtet und in deftigen sog. Priapeen verspottet. Priap war eine kleinasiatische Naturgottheit, die auch in Rom eine skurrile kultische Verehrung erfuhr. Unsere Abbildung zeigt eine Darstellung aus der berühmten Vergil Ausgabe von Sebastian Brand, die 1502 von Johannes Grüninger mit 214 prächtigen Holzschnitten in Straßburg gedruckt wurde und Bestandteil der Offenburger Historischen Bibliothek ist. Zwar hat ihn hier der Holzschneider völlig nackt dargestellt, aber als bedrohliches Attribut sind nur die Sichel und sein ba-



*Priap aus der Vergil-
ausgabe von Sebastian
Brant, Straßburg 1502*

Priap und der Hexenzauber AUF DEM ESQUILIN

„War einst ein Stück vom Feigenbaum, ein grober Klotz.
 ‚Der Tischler wusste nicht, ob ‚Bank, ob ‚Vogelscheuch‘
 ich werden sollt‘: Er machte mich zum Gartengott.
 So wurd‘ ich ein Priap, für ‚Diebe, ‚Vögel auch
 ein Graus: ‚Die Sichel in der Hand, der rote ‚Pfal
 aus meinen Lenden, auf dem ‚Kopf ein ‚Schilfgrashut
 verwehrt‘ ich ‚Vögeln ‚Platz in diesem Gartenpark.
 ‚Es brachten früher ‚Sklaven nachts im ‚Billigsarg
 die Leichen aus den engen Zellen hier hinauf,
 dem Sammelfriedhof armer ‚Schlucke aus dem Volk,
 wie ‚Tagdieb ‚Pantolabus, ‚Schmorrer ‚Nomentan.
 ‚Ein Schild gebot, dass tausend und dreihundert ‚Fuss
 kein ‚Erbe Gräber weiterhin behalten konnt‘.

Jetzt wohnen Leut‘ hier auf dem grünen ‚Esquilin
 und können in der hellen Sonn spazieren geh‘n,
 wo einst ein wüstes Feld mit bleichen ‚Knochen lag.
 Mir macht indes das ‚Diebsgesindel weder ‚Sorg noch ‚Not,
 noch ‚Wildgetier, das öfters hier sein ‚Wesen treibt.
 ‚Die ‚Weiber sind‘s, die nachts rumgeistern mit ‚Magie.
 Sie sammeln ungehindert ‚Knochen, ‚Zauberkraut,
 sobald der ‚Mond scheint und sein schönes ‚Antlitz zeigt.

So sah ich, wie sie kam, die ‚Hex‘ ‚Canidia,
 barfuß, den ‚Mantel hoch geschürzt mit losem ‚Haar,
 sie heulte schrill ihr ‚Lied mit ‚Hexe ‚Sagana.
 Ihr ‚Anblick schon ließ ‚schaudern, beide totenblass.
 Sie kratzten erst die ‚Erde auf, ein ‚schwarzes ‚Lamm
 zerrissen sie mit ‚Zähnen. In ein tiefes ‚Loch
 floss ‚Blut, zu locken ‚Geisterstimmen aus dem Grund,
 die ‚Antwort geben sollten von der ‚Toten ‚Reich.
 ‚Da gab‘s aus ‚Wolle ein ‚Figürchen, eins aus ‚Wachs,
 das ‚Wollbild sollte wohl verhängen ‚Straf und ‚Pein.
 ‚Das ‚Wachsbild kniete und bat ‚Schonung vor dem ‚Tod.
 ‚Canidia rief die ‚Todesgöttin ‚Hekate,
 ‚Tisiphone, die ‚Rachegöttin, ‚Sagana.
 Man konnte ‚Schlangen kriechen sehn und ‚Hundevieh, –
 schamrot verbarg der ‚Mond sein helles ‚Angesicht
 beim ‚Grabmal, um als ‚Zeuge nicht dabei zu sein.
 ‚Wenn ich hier aber auch nur etwas lügen würd‘
 Soll weiß besudeln mich der ‚Rab mit seinem ‚Kot
 und ‚Julius, die ‚Tunte ‚Voranus mit ‚Piss und ‚Kack!

Was weiter noch von jener Hexe Sagana,
der Toten Schatten schaurig schrillum Zwiegesang?
Wie beide Wolfshaar mit gefleckter Natter Zahn
tief in die Erde gruben und das Bild aus Wachs
zerschmolz? Da kam die Wut, da blieb ich nicht mehr stumm
bei ihrem Treiben. Und wie eine Blase platzt,
so knallt ein Furz heraus, mein Hinterteil zerbarst.
Die Hexen rannten panisch runter in die Stadt,
Canidia ließ ihr Gebiss, ihr falsches Haar
die andre, magisch Kraut und manche Zauberschmur.
Ein irrer Anblick war's, – ich lachte mich halb tot!"

Horaz, Satiren I,8
in freier metrischer Übersetzung
durch den Autor

rocker Kopfputz zu erkennen. Ein belaubter Zweig bedeckt alles, was in seiner sonst obszön antiken Derbheit Anstoß erregen könnte. Mit freundlicher Milde schaut er hinunter zum Zaun, den gerade Kinder unter Missachtung seiner Abschreckungsfunktion durchbrechen. Rechts von seiner Säule stiehlt ein anderes Kind Früchte vom Baum, vor ihm frisst ein Esel den Salat weg. Insgesamt eine eher ironisierende Vorstellung des Gartenschrecks, die nur mit zwei entsetzten Jungfrauen zu seiner Rechten auf den eigentlichen Zweck seines Wirkens verweist. Auch eine hexenartige stockgestützte Frauengestalt, die mit der Linken höhnisch auf ihn zeigt, vertritt die dunkle Seite des apotropäischen Ambiente in seiner im Übrigen üppig fruchtenden mediterranen Gartenanlage.

Unter diesem Holzschnitt entschuldigt sich Sebastian Brant bei der akademischen Jugend seiner humanistischen Kaiserstadt Straßburg dafür, dass er aus Gründen des Jugendschutzes keine Priapeen mit abgedruckt habe, wie eigentlich vorgesehen. Lediglich der Holzschnitt sei schon in die Druckerpresse geraten und nicht mehr zu stoppen gewesen, – für uns eine einmalige Fehlleistung der renommierten Straßburger Druckerei in der Rettung dieses anschaulichen Priapeums, das insgesamt eher zum Schmunzeln verleitet! Dabei hat sich der Holzschneider Sebastian Brants noch einen besonderen Scherz erlaubt, wenn er, ziemlich ohne Respekt vor Majestäten und sicher in satirischer Absicht, dem Priap beinahe den gleichen



Druckermarke im Titel
der historischen
Horazausgabe von
1503

pompösen Kopfschmuck verpasst wie dem Kaiser Augustus im Titelbild dieser Vergilausgabe! Vielleicht war er es auch, der gegen die Anweisung des gelehrten und pädagogisch besorgten Herausgebers trotzdem zwei Priapeen auf die vorhergehende Seite hineingemogelt hat.

Horaz hat für das Gedicht erstaunlicherweise als Versmaß den Hexameter gewählt, der eigentlich als der klassische Rhythmus des heroischen Epos, wie der Ilias, Odyssee und Äneis gilt. Er ist wegen des anderen Sprachduktus der deutschen Sprache nicht gut in eine lesbare Übersetzung übertragbar, obwohl das früher wiederholt versucht wurde. Der Verfasser hat sich deshalb bei seiner hier vorliegenden Übertragung der achten Satire für das Versmaß des jambischen Trimeters entschieden, der im Deutschen leicht nach einer rhythmisierten Prosa klingt. Er war auch der klassische Sprechvers im Dialog der antiken griechischen Tragödien und Komödien. Horaz hat den reinen jambischen Trimeter nur in der oben vorgestellten 17. Epode durchgehend benutzt. Der Jambus als Einzelmetrum (kurz–lang) galt als Metrum der Satire und wurde im siebenten Jahrhundert vor Christus von dem griechischen Dichter Archilochos von Paros eingeführt, auf den sich Horaz voll Stolz bezieht. In unserer Übersetzung besteht der Vers jeweils als Senar aus den drei Doppeljamben, allerdings ohne die klassischen Zäsuren:

u—|u—|u—|u—|u—|u—

Bei seiner Übertragung des lateinischen Originaltextes in ein passables Deutsch folgte der Autor der auch heute noch immer gültigen Maxime des großen Kirchenlehrers Hieronymus (358–420) „non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu“ (nicht Wort für Wort umformen, sondern dem Sinn nach).

Literatur

- Brant, Sebastian: Vergilius Maro, opera omnia bei Johannes Grüniger, Straßburg 1502
 Färber, Hans: Q. Horatius Flaccus, Carmina, Sermones, Epistulae, München 1960
 Holzberg, Hans: Horaz, Dichter und Werk, München 2009
 ders.: Horaz, Satiren, München 2011
 Kiesling, Adolf: Q. Horatius Flaccus, Oden und Epoden, Zürich/Berlin 1964
 Merker, Manfred: Der Froschmäusekrieg in: Die Ortenau 89 (2009), 295–320, Offenburg 2009
 ders.: Die illustrierte Prachtausgabe des Vergil aus Straßburg 1502 in: Die Ortenau 93 (2013), 17–42, Offenburg 2013
 Roce, Dionysius: Horatii, Sermones et Epistulae, Paris 1503
 Schäfer, Eckart: Deutscher Horaz. C. Celtis, G. Fabricius, P. Melissus, Jacob Balde, Wiesbaden 1976
 Wili, Walter: Horaz und die Augusteische Literatur, Basel 1948

Hexenprozesse: Ursachen und Verfahrensgrundsätze

Manfred Hammes

1596 in der Ortenau. Katharina Treyschneizler aus Ortenberg sagte aus, sie habe vom Teufel eine Gerte als Lohn dafür bekommen, dass sie „diesem zu Willen gewesen“. Die beiden Pferde, die sie mit der Gerte geschlagen habe, seien kurz darauf eingegangen. Sie habe auch auf der Riethalde bei Rammersweier ein Unwetter gezaubert; dadurch seien die Trauben verdorrt. Niemandem kamen damals Zweifel, dass dies alles der Wahrheit entsprach. Mehr oder weniger identische Aussagen wurden auch in Friesland, Bayern oder der Eifel von den Gerichtsschreibern aufgezeichnet.

Hexen, Unholde, Zauberer und Wettermacherinnen – für Generationen waren sie totale Existenzbedrohung. Krankheit, Tod, sieches Vieh und Missernten – alles Hexenwerk. Sie sagten Gott ab und trieben Unzucht mit dem Teufel, flogen zum Hexensabbat und töteten ungetaufte Säuglinge. Theologen und Juristen hatten die theoretischen Voraussetzungen für den Wahn geschaffen, das Volk sie dankbar aufgenommen.

Unerklärliches war Zauber oder Teufelsspuk. Glaube, Wissen und Aberglaube gingen ineinander über. Ein Teufelskreis von nach heutigem Rechtsverständnis unhaltbaren Indizien, scheinbaren Beweisen durch die sogenannten Hexenproben, die unter der Folter abgepressten Geständnisse sowie standardisierte Verhöransleitungen mit Suggestivfragen, die zu weiteren Denunziationen führten, bewirkten Prozesslawinen mit zehntausenden von Todesurteilen.¹ Fast alle, die daran beteiligt waren, waren fest von der Realität der abgefolterten Hirngespinnste überzeugt und wollten zunächst für ihre Region nur das Beste, nämlich das Ende der Schadenzaubereien. Mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges wurden die Hexenprozesse zu einer wichtigen Einnahmequelle der Prozessbeteiligten, denen Honorare und Prozesskosten, aber auch die konfiszierten Vermögen und Immobilien der Verurteilten zufließen. Hexenkommissare, Folterknechte, Kerkermeister, Theologen, Richter, Henker und Landesherrn zogen ihre Vorteile aus den Verfahren. Ein Erlass des Kölner Erzbistums sah vor, dass die von den Verurteilten aufgestellten Testamente nur dann als rechtsgültig anerkannt wurden, wenn die Verfügungen zugunsten kirchlicher Einrichtungen getroffen wurden. Der Theologe Cornelius Loos

Loos hatte mit seiner Kritik an den Prozessen den Trierer Weihbischof Peter Binsfeld vor Augen, der als früher Beförderer des Hexenwahns aus zahlreichen Auflagen und Übersetzungen seines Buches erhebliche Honorare seiner Verleger Heinrich Bock (Trier) und Adam Berg (München) kassierte. Binsfeld stammte aus der Eifel und hatte seine Karriere als Hirtenjunge der Abtei Himmerod begonnen. Trotz des Schulbesuchs und eines Studiums in Rom war er voll im ländlichen Aberglauben befangen. Ausgerechnet Binsfeld war es, der Cornelius Loos von der Universität Mainz nach Trier berufen hatte.



bezeichnete die Hexenprozesse als „eine neue Alchymie, die aus Menschenblut Gold macht“.² Sein Thesenpapier gegen die Verfahren konnte nur teilweise gedruckt werden, dann wurden Manuskript und Druckfahnen konfisziert und vernichtet. Eine Abschrift des Manuskripts wurde 1886 in der Trierer Jesuitenbibliothek aufgefunden. Loos musste seine Thesen widerrufen und die Professur aufgeben. Er wurde als Vikar an die Kirche von Notre Dame de la Chapelle in Brüssel versetzt, mehrfach eingekerkert und starb vor Prozessbeginn 1595 im Gefängnis.

In zahlreichen Fällen konnten sich die Verurteilten einen weniger qualvollen Tod erkaufen, etwa sich vor der Verbrennung vom Henker erwürgen zu lassen oder mit dem Schwert hingerichtet zu werden. Bei den Prozessen in Lemgo sollte Catharina Cothmann verbrannt werden, aber ihr Mann konnte dem Rat der Stadt die geforderten 100 Taler nicht bezahlen. Es gelang ihm, die Summe auf 40 Taler zu reduzieren, indem er der Stadt einige seiner Grundstücke überschrieb.³

Eine der wenigen Ausnahmen bildete die Vorgehensweise in Offenburg, wo man sich exakt an den Wortlaut des Reichsstrafgesetzbuches, der „Constitution Criminalis Carolina“ (CCC), hielt. Laut Artikel 218 der CCC durften die Vermögen der Verurteilten nicht eingezogen werden, sondern verblieben den Erben. So regelte hier die Angeklagte Magdalena Holdermann den Übergang ihres Vermögens sogar für den Fall der Wiederverheiratung ihres Mannes.

Zwischen 1500 und 1700 brannten in Mitteleuropa fast überall die Scheiterhaufen. „... zum Tod gericht undt zu Äschen



Die *Constitutio Criminalis Carolina*, die *Peinliche Halsgerichtsordnung* Kaiser Karl V. aus dem Jahr 1532, sowie der „*Malleus maleficarum*“ (*Hexenhammer*) von 1496 (oben die Ausgabe Lyon 1669) waren die wichtigsten Rechtsgrundlagen, die in den Hexenprozessen Anwendung fanden. Teilweise widersprachen sie sich erheblich. Voraussetzung für eine Verurteilung war nach der *Carolina* eine nachgewiesene Zauberei, die einen Schaden verursacht hatte. Der Nachweis konnte durch zwei Tatzeugen oder ein Geständnis erfolgen. Dieses Reichsgesetz war durchaus dafür geeignet, die Zahl der Hexenprozesse sehr klein zu halten, allerdings war die *Carolina* in einzelnen Territorien nicht verbindlich oder die Hexerei wurde als Sonderverbrechen (*crimen exceptum*) eingestuft, das nicht mehr die Einhaltung der *Carolina* zur Folge hatte. Die Einstufung als Sonderverbrechen wurde durch den *Hexenhammer* propagiert. Danach konnte die Verteidigung der Hexen durch Rechtsgelehrte verboten und die Folter ausgeweitet werden. Verfasser des *Hexenhammers* war der Dominikanermonch Henricus Institoris (Heinrich Kramer). Der oft als Mitautor genannte Jacob Sprenger, ebenfalls dominikanischer Inquisitor und Dekan der theologischen Fakultät in Köln, hat sich schon zu Lebzeiten immer dagegen verwahrt. Als (unwesentlicher) Mitautor gilt der Theologe Johannes Gremper, dessen Geburtshaus sich in Ettenheim⁴ befindet.

verbrennt“, lautete in der Ortenau die Schlussfomel der Urteile. Rund einhundert Menschen hatten in der Landvogtei Ortenau und der Reichsstadt Offenburg ihr Leben lassen müssen; hier waren es meist Frauen.⁵

Um einem weitverbreiteten Irrtum gleich an dieser Stelle entgegen zu treten: Die Opfer der Hexenprozesse waren überwiegend, aber keineswegs ausschließlich Frauen. Dazu Zahlen aus zwei Zentren der Verfolgung: Von den 157 Hingerichteten der Würzburger Brände zwischen 1627 und 1629 waren 76 Knaben und Männer. Ein ähnliches Verhältnis lässt sich aus den Trierer Prozessakten um 1590 entnehmen. Aus den europaweit ausgewerteten Prozessakten insgesamt ergibt sich, dass rund 75 Prozent der Angeklagten Frauen waren. In den katholischen Gegenden war der Männeranteil höher.⁶ Ein Grund dafür

könnten die unterschiedlichen Bibelübersetzungen sein. In den frühen Bibelübersetzungen (Vulgata) wurde die Herleitung der Prozesse aus dem zweiten Buch Moses (22,18) so formuliert: „Die Zauberer sollst Du nicht leben lassen.“ So auch in der Abbildung des Titelblattes der Schrift von Petrus Binsfeld – siehe Bild oben. In Trier führte dies etwa zur Verurteilung des Rechtsprofessors und kurfürstlichen Rates Dr. Dietrich Flade. In Anlehnung an den hebräischen Text hieß es später bei Martin Luther „Die Hexen sollst Du nicht leben lassen“.

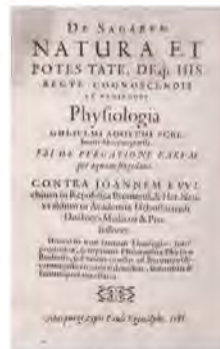
Regelmäßig begannen die Verfolgungsperioden allerdings mit Prozessen gegen meist ältere Frauen. Gegen diese Minderheit glaubten Hexenkommissare, Richter und Landesherren leichtes Spiel zu haben. Widerstand war weder vonseiten der Beschuldigten selbst – viele waren alleinstehend und oft nur durch Bettelei in der Lage, sich ein Existenzminimum zu sichern – noch von der Öffentlichkeit zu erwarten. Das abstoßende Äußere wurde zum Erkennungszeichen der Hexen. „Weibsbilder, meist von hinfälligem Zustand, bleich und lahm und ihrer Sinne nicht völlig mächtig“, beschrieb sie ein Zeitgenosse.

Ein erster Verdacht, etwa auch aufgrund einer anonymen Beschuldigung, konnte durch eine der Hexenproben – die Nadelprobe oder Wasserprobe waren weit verbreitet – erhärtet werden. Der Körper der Beschuldigten wurde nach Hautunregelmäßigkeiten abgesucht, nach Warzen, Narben oder Leberflecken. Dieses „stigma diabolicum“ werden den Teilnehmern an einem Hexensabbat vom Teufel selber eingebrannt. Wenn mit einer Nadel hineingestochen wurde und kein Blut austrat, wurde dies zu einem rechtfertigenden Indiz für die „peinliche Befragung“, die Folter.

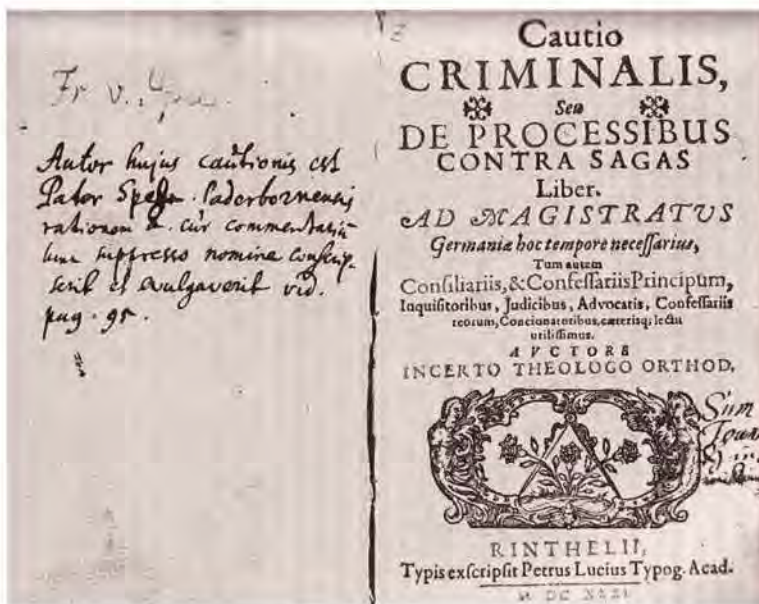
Blieb die Suche nach einem Hexenmal erfolglos, führte dies jedoch nicht in einem Umkehrschluss zu einer Entlastung der Beschuldigten – ganz im Gegenteil. Es handle sich, so die Theorie des Kölner Rechtsgelehrten Peter Ostermann, um die „eigene Braut des Teufels, denn dieser brennt nur den weniger treuen Hexen das Mal ein, nicht aber den Hexen, deren Treue er sicher ist“.⁷

Jede Feststellung im Verlaufe der Verfahren konnte immer zulasten der Angeklagten ausgelegt werden. Wer bei der Wasserprobe, bei der die Delinquenten gefesselt und dann ins Wasser geworfen wurden, nicht unterging, war natürlich vom Teufel gerettet worden. Wer ertrank, galt dann immerhin als unschuldig und wurde nicht unter dem Galgen, sondern auf dem christlichen Friedhof beerdigt. Besondere Frömmigkeit galt als Indiz für Hexerei, ebenso wie eine auffallende Nachläs-

sigkeit im Kirchgang. Es machte sich verdächtig, wer aus einem Dorf, in dem gerade die Prozesse begonnen hatten, wegzog. Es machte sich aber ebenso verdächtig, wer im gleichen Dorf die Vorgehensweise der Hexenjäger zu sehr lobte.⁸



Nicht nur Juristen und Theologen traten als Hexentheoretiker auf, auch die Mediziner. Titelbild des Buches von Hermann Neuwalt, der die Wasserprobe als Verfahren der Erkennung von Hexen ablehnte: „Bericht von Erforschung/Prob und Erkenntnis der Zaubertinnen durchs kalte Wasser“, Helmstadt 1584. Neuwalt widersprach der Theorie seines Arzt-Kollegen Wilhelm Adolf Scribonius, die dieser in „De Sagarum natura“ (Lemgo 1583, hier die Ausgabe Marburg 1588) niedergelegt hatte.



Aus Angst vor einer Anklage veröffentlichte der Jesuit Friedrich Spee seine Kampfschrift gegen die Hexenprozesse zunächst anonym und ohne Zustimmung der Ordensleitung. Zahlreiche, auch unauthorisierte Nachdrucke erschienen. Mal war der Verfasser ein „incerto Theologo Orthod.“, mal, wie im Trierer Exemplar, ein „incerto Theologo Romano“. Die erste deutsche Ausgabe erschien 1647 in der Übersetzung von Johann Seiffert, einem protestantischen Feldprediger. Seinen Drucker Petrus Lucius hat sich Spee klug ausgesucht. Der Universitätsdrucker der Alma Ernestina (Universität Rinteln) war regelmäßig mit zahlreichen Titeln auf der Frankfurter Buchmesse vertreten und hatte bereits ein Jahr zuvor das Buch des Rechtsprofessors und Befürworters der Prozesse Hermann Goehausen – „Processus juridicus contra sagas et veneficos“ – verlegt und erfolgreich vermarktet.

Der Jesuit Friedrich Spee war unter den Gegnern der Hexenprozesse der erste, der den Wahn erfolgreich und auch von den Gegnern beachtet angriff. Seine Schrift „Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse“ wurde nur wenige Jahre nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übersetzt, was ihre Wirkung noch einmal deutlich steigerte. Insbesondere wandte sich Spee gegen die ungeprüfte Übernahme der Indizien als Schuldbeweis. Insbesondere anonyme Anzeigen hatten zur Eröffnung vieler Verfahren geführt und damit den alten Anklageprozess, der durch das Vorliegen von glaubhaften Zeugen und die Möglichkeit einer ordentlichen Verteidigung geprägt war, durch den Inquisitionsprozess verdrängt. Da solche Gerüchte nun nicht mehr auf Ursprung und Glaubwürdigkeit untersucht werden mussten, konnte man sich, ohne selbst vor Gericht aufzutreten, unliebsame Nachbarn oder mahnende Gläubiger mittels eines Hexenprozesses vom Halse schaffen. „Die meisten Gerüchte haben ihren Ursprung in Zank, Streit, Verleumdung, Ehrabschneiderei, falscher Verdächtigung, unüberlegten Urteilen, Wahrsagerei, kindischem Gespött und ähnlichen Anlässen, und werden aus ungläubhafter Schwatzhaftigkeit und Mißgunst überall verbreitet“, kritisierte Spee.

Spee, obschon er die theoretischen Grundlagen der Befürworter der Prozesse – seien sie nun Juristen oder Theologen – widerlegte, war letzten Endes nicht erfolgreich in seinem Bemühen. Mit nur 44 Jahren starb er bei der Pflege pestkranker Soldaten in Trier, wo sich in einer Gruft der Jesuitenkirche sein Sarkophag befindet.

Ganz anders Christian Thomasius, den Friedrich II. als den Mann bezeichnete, der „den Frauen die Gewißheit vindizierte in Ruhe alt werden und sterben zu können“. In seiner Schrift „De Crimine magiae“ aus dem Jahr 1701 widerlegte er die Beweisbarkeit der Teufelsbündnisse zur Schadensausübung und damit die Grundlage der Hexerei. Nur sieben Jahre später verfügte Friedrich Wilhelm I., dass jeder Folterbeschluss durch den König zu bestätigen sei. Das bedeutete den Wegfall unbewiesener Indizien, abgepresster Geständnisse, weiterer Denunziationen und somit das Ende der systematischen Hexenverfolgungen.

Als Thomasius am 23. September 1728 starb, würdigte ihn Johann Georg Francke in seiner Trauerrede mit dem größten Kompliment, das man einem Juristen machen kann: „Omnibus idem. Er diente allen gleich.“⁹ Thomasius erklärte die Hexerei zu einem fiktiven Verbrechen, indem er den Handlungs- und damit gleichzeitig den Deliktscharakter verneinte. Mit seiner Veröffentlichung „Über die Verbannung der Folter aus



Christian Thomasius schuf mit seiner von Johann Reiche 1701 verteidigten Dissertation „De Crimine magiae“ die Voraussetzungen für die Beendigung des Hexenwahns. Die deutsche Ausgabe erschien 1704.

den Gerichten der Christen“¹⁰ schuf er die theoretischen Voraussetzungen für die Abschaffung der Folter.

Dabei hatte es auch bei Thomasius angefangen wie so oft. Ein knapp vierzigjähriger Jurist, befangen im Glauben an die alten, immer wieder zitierten Autoritäten und unerfahren in Hexensachen, wird in das Spruchkollegium seiner Fakultät berufen. Wie schon zwei Juristengenerationen vor ihm war auch er geprägt von dem Strafrechts- und Prozesslehrbuch des Benedict Carpzov¹¹, der strafrechtlichen Autorität jener Zeit. Auch Thomasius bekannte, so sehr sei er von dem, was er „in Carpzovio“ gelesen, überzeugt, „daß ich mich darüber hätte todts schlagen lassen“.¹² Nun war Thomasius selbst dem

erlegen, wovor er seine Studenten in der Vorlesung „Über die Vorurteile“ immer gewarnt hatte: Blinder Autoritätsgläubigkeit und kritikloser Übernahme der „herrschenden Meinungen“.

Der Fall der Barbara Labarenz wurde für ihn zum Beginn eines neuen Denkens. „Djser gegenwärtige casus wurde anno 1694 in unsere Facultät geschickt ..., und ich war damahls mit der gemeinen Meinung von den Hexen-Wesen so eingenommen, daß ich selbst dafür geschworen hätte, die in des Carpzovii praxi criminali befindliche Aussagen der armen gemarterten ... Hexen bewiesen den mit den armen Leuten pacta machenden, und mit den Menschen buhlenden, auch mit den Hexen Elben zeugenden, und sie durch die Lufft auff den Blockersberg führenden Teufel überflüssig, und könnte kein vernünftiger Mensch an der Wahrheit dieses Vorgebens zweiffeln.“¹³ Die Indizien ließen Thomasius, so war er überzeugt, kaum Ermessensspielraum. Nach gründlichem Aktenstudium, so berichtet er weiter, „bemühete ich mich zur Abfassung meines voti des Carpzovii Criminalia, ingleichen den Malleum maleficarum, Torreblancam¹⁴, Bodinum¹⁵, Delrico [sic]¹⁶ und was ich für Autores de Magia mehr in meiner wenigen Bibliothec antraff.“ Allesamt also Befürworter der Prozesse und nichts zu lesen etwa von Johann Weyer, der mit seiner Schrift „De praestigiis Daemonum“ (1563) früh für das Ende der Prozesse eintrat. Lediglich Bodin, der ihn natürlich zu widerlegen suchte, führt ihn als Jean Wier sogar im Titel seines Buches auf. Nichts zu lesen von Spees Cautio oder von Hermann Löher, dem ehemaligen Bürgermeister



Benedict Carpzov sprach die Richter in Hexenprozessen von

ihrer sonstigen Verpflichtung frei, sich gewissenhaft an die Verfahrensregeln halten zu müssen. Damit schuf er die juristische Rechtfertigung für die theologische Forderung von Henricus Institoris aus dem „Malleus maleficarum“. Der Prozeß solle „summarisch, einfach und ohne Umstände, ohne viel Aufhebens seitens der Advocaten und Richter, und ohne Formalitäten“ geführt werden.

Weder die Schrift von Johann Weyer, des Leibarztes der Herzöge von Cleve, befand sich in der Bibliothek von Christian Thomasius, noch die „Hochnötige, Underthanige, Wemütige Klage der frommen Unschuldigen“ von Hermann Löher; daraus stammt die Abbildung der Suche nach dem Hexenmal.



und Schöffen aus dem Eifelort Rheinbach, dessen Augenzeugenbericht „Wemütige Klage“ 1676 in Amsterdam erschienen war, wo Löher zwei Jahre später hochbetagt starb. 1631 hatte er als Schöffe seinen ersten Hexenprozess miterlebt; nachdem auch seine Schwiegermutter als Hexe denunziert worden war, floh die Familie in die Niederlande.

„Mit mäßiger Pein“, also leichter Folter, so der Vorschlag von Thomasius, sollte Barbara Labarenz zum Geständnis gebracht werden. Bedenkenlos hatte Thomasius die erleichterten Beweisregeln der Sonderverbrechen – wie Mord, Majestätsbeleidigung oder Landesverrat – auf diesen Fall einer Nachbarstreitigkeit angewandt. „Und dachte ich dannenhero mit diesem meinen Voto in der Facultät Ehre einzulegen.“ Doch seine Fakultätskollegen unter Vorsitz von Samuel Stryk nahmen das Votum nicht an:¹⁷ Wegen des Anhexens von Läusen auf den Kopf der Nachbarin dürfe niemand gefoltert werden. So war Thomasius davor bewahrt worden, nur ein weiterer in der unrühmlichen Reihe jener praxisfernen Juristen zu werden, die den Hexenverfolgungen mit ihren Gutachten Vorschub leisteten.

In der Folge habe er „die miserable prostitution der Hexen-Richter und Advocaten“ erkannt. Zwar hat Thomasius auch später nie das Vorhandensein des Teufels und der Hexen geleugnet, aber er bestritt die materielle Existenz des Teufels. Wenn der Teufel aber keinen Leib annehmen könne, so sei es ein Ding der Unmöglichkeit, dass der Teufel mit einer Hexe Geschlechtsverkehr habe oder mit ihr einen Vertrag schliesse. Damit entfalle der Teufelspakt und dementsprechend sei die Hexerei ein nicht begehbare Verbrechen, schrieb er in Paragraph 31 von „De Crimine Magiae“. Diese von ihrem Ansatz her einfache Argumentation überzeugte dadurch aber gerade außerhalb des Universitätsbetriebes.

Als rund einhundert Jahre zuvor der Rechtsprofessor Dietrich Flade geringste Zweifel an der Ordnungsmäßigkeit der Verfahren äußerte, wurde er als Hexenmeister verbrannt. Ein solches Schicksal hatte Thomasius nicht mehr zu befürchten. Dennoch wurde er vor allem aus kirchlichen Kreisen, so von

dem Pastor Petrus Goldschmidt, scharf angegriffen. Er sei ein „Advocat des Satans und seiner ganzen Zauberer-Rotte“, der durch seine „Superkluge Phantasie-Grillen dem teuflischen Hexen-Geschmeiß das Worte reden“¹⁸ wolle. Aber das waren nur noch persönliche Verleumdungen und Rückzugsgefechte. Das Ende der Hexenprozesse war eingeläutet. Allerdings erst nach der Mitte des

18. Jahrhunderts gerieten Hexenprozesse zu Einzelfällen. Anna Schnidenwind aus Emdingen am Kaiserstuhl (1751), Anna Schwaegelin in Kempten (1775) und Anna Göldi aus Glarus in der Schweiz (1782) gehörten zu den letzten Verurteilten.

Auch im 21. Jahrhundert werden immer noch Frauen und Männer wegen Hexerei und Zauberei hingerichtet, vorrangig in Indien und Indonesien, aber auch in afrikanischen und arabischen Staaten. Im deutschen Sprachraum existiert ein sogenannter Hexenkult als spiritueller Trend und Feierabendhobby weiter.

Einzel-Beiträge zum Thema Hexenprozesse aus: Die Ortenau. Zeitschrift des historischen Vereins für Mittelbaden

- Christ, K.: Besiehte Hexen. In: Die Ortenau, 1930
 Eimer, M.: Eine „Hexe“ in Waldulm. In: Die Ortenau, 1941
 Göller, O.: Hexen in Haslach und Umgebung. In: Die Ortenau, 1940
 Kähni, O.: Verbrechen und Strafen des 17. Jahrhunderts in der Reichsstadt Offenburg. In: Die Ortenau, 1951
 Kopp, T.: Kinzigtäler Hexen. In: Die Ortenau, 1990
 Lauppe, L.: Hexenverfolgung im ehemaligen hanau-lichtenbergischen Amte Lichtenau. In: Die Ortenau, 1914
 Ludwig, A.: Die Malefikantenpredigt. Nachklänge zu einem Hexenprozeß in Lahr im Jahr 1655. In: Die Ortenau, 1930
 Maier, K.: Hexenprozesse im Landgericht Appenweier. In: Die Ortenau, 1994
 Mayer M.: Hexenverbrennungen in Schiltach. In: Die Ortenau, 1921
 Oestmann, P.: Die Offenburger Hexenprozesse im Spannungsfeld zwischen Reichshofrat und Reichskammergericht. In: Die Ortenau, 1995
 Rest, J.: Ettenheimer Hexenprozesse im 17. Jahrhundert. In: Die Ortenau, 1912
 Rösch, F.: Ein Einblick in die Renchtäler Hexenprozesse. In: Die Ortenau, 1924

Anmerkungen

- 1 Hammes, Manfred: Hexenwahn und Hexenprozesse. S. Fischer Verlag, Frankfurt 1977, sowie ders., Christian Thomasius: Kurtze Lehrsätze vom Laster der Zauberey. In: JuS, 9/78, 584ff., C. H. Beck Verlag, München 1978
- 2 Loos, Cornelius (Losaeus Callidius): De vera et falsa magia, Köln 1591
- 3 Meier-Lemgo, Karl: Geschichte der Stadt Lemgo. Verlag F. L. Wagners, Lemgo 1952
- 4 Vierordt, Karl Friedrich: Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1847
- 5 Volk, Franz: Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr, 1882. Das Standardwerk über die Periode der Hexenprozesse in der Ortenau.
- 6 Kopp, Eduard: Hexenverfolgung – Was sind Mythen, was historische Wahrheiten? EKD, www.luther2017.de
- 7 Peter Ostermann: Commentarius ad L. Stigmata, Köln 1629. Dagegen argumentierte im gleichen Jahr der Bonner Kanoniker Johannes Jordannaues: Disputatio brevis et categorica de proba Stigmatica.

- 8 Weitere Beispiele bei Friedrich Spee in der Vorbemerkung über die „Ursachen des Hexenprozesse und den Gang des Verfahrens“ in seinem Werk: *Cautio criminalis de Processibus contra Sagas, Rinteln* 1631
- 9 Johann Georg Francke: *Wohlverdientes Denckmal Dem weiland wohlgeborenen Herrn Christian Thomasius ... aufgerichtet von vornehmen Gönnern, Freunden und nahen Anverwandten*, Halle 1729
- 10 Christian Thomasius: *De tortura ex foris christianorum proscribenda*, Halle 1705
- 11 Benedict Carpzov: *Practica nova imperialis Saxonica rerum criminalium*, Wittenberg 1635
- 12 Christian Thomasius in seiner Vorrede zur deutschen Ausgabe der Untersuchung der vermeinten und so genannten Hexereijen (Halle 1719) von John Webster: *Displaying of supposed Witchcraft*. London 1673
- 13 Christian Thomasius: *Ernsthaffte, aber doch Muntere und Vernünfftige Thomasische Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene Juristische Händel*. Halle 1723. Ebenso die folgenden Zitate von Thomasius.
- 14 Franciscus Torreblanca: *Daemonologia, sive de Magia naturali daemonica licita et illicita*. Mainz 1623
- 15 Jean Bodin: *De la Démonomie des Sorciers avecque la réfutation des opinions de Jean Wier*. Paris 1580. Die deutsche Ausgabe in der wortgewaltigen Übersetzung von Johann Fischart erschien 1591 in Straßburg: *Vom außgelaßenen wütigen Teufelsheer der bessenen, unsinnigen Hexen und Hexenmeister, Unholden, Teufelsbeschwörer, Wahrsager, Schwartzkünstler, Vergifter, Nestelverknüpfer, Nachtschädiger und aller anderen Zauberer Geschlecht*.
- 16 Martinus Delrio: *Disquisitionum magicarum*. Löwen/Flandern 1599
- 17 Wilhelm Schröder: *Geschichte der Friedrichs Universität zu Halle*. Halle 1894
- 18 Petrus Goldschmidt: *Verworfenner Hexen- und Zauberer-Advocat, das ist, Wolgegründete Vernichtung des thörichten Vorhabens Hn. Christiani Thomasii*. Hamburg, Liebernickel, 1705

Die Hexenakten und die Hexenprozesse in Oppenau

Rainer Fettig

Wie brutal können Irregeleitete sein?

Die Geschichte der Hexen und ihrer Verfolger gehört zu den Themen, die zu jeder Zeit Aufmerksamkeit erregen. Mythen haben sich gebildet und schreckliche Bilder in die Vorstellungswelt der zeitgenössischen Menschen eingeprägt. Die heutige Hexenforschung bemüht sich, die tatsächlichen Geschehnisse zu analysieren und zu vermitteln.

Dazu können die Oppenauer Hexenakten einen nützlichen Beitrag leisten. Haben doch diese Originalaufzeichnungen den 30-jährigen Krieg, viele politische und kriegerische Ereignisse und nicht zuletzt die beiden Weltkriege mit der nachfolgenden französischen Besatzung überstanden. Sie gewähren uns einen authentischen Einblick in die Situation im Oppenauer Tal in den Jahren 1620 bis 1632.

Die Akten

Im Archiv der Stadt Oppenau befinden sich unter: Rechtspflege – Gemeindegerecht (Malefizgericht) folgende Faszikel:

- 1 Heft Hexen-Tänz-Prozess-Akten 1629–1632
- 1 Heft „Oppenauer Hexenprozesse“ von Josef Ruf
- 1 Heft „Hexenprozess Posthotel“ Bleistiftaufzeichnungen von Josef Ruf
- 1 Heft „Hexen“ Bleistiftaufzeichnungen von Josef Ruf
- In Kopie: „Ein Einblick in die Oppenauer Hexenprozesse“ nach umfangreichen Materialsammlungen von Bürgermeister Josef Ruf und bearbeitet von Franz Rösch, Hauptlehrer, veröffentlicht vom 24.10.1925 bis 05.12.1925 im Verkündigungsblatt Oppenau und in der Ortenau Heft 11.

Schon im 19. Jahrhundert erregten diese seltenen Akten die Aufmerksamkeit einiger Archivare und Pfleger nichtstaatlicher Archive. Professor Philipp Ruppert bemängelte in seinem Pfliegerbericht an die Badische Historische Kommission am 10. Oktober 1884, er habe nur einen Faszikel mit Hexenprozess-Akten aus den Jahren 1606–1650, jedoch so lückenhaft, dass kaum ein Prozess ganz sein dürfte, vorgefunden. Nach Durchsicht



Die Akten aus dem
Archiv

schickte er die entliehenen Akten an Bürgermeister Butsch zurück. In dieser Verpackungshülle befinden sich bis heute alle noch vorhandenen Akten.

Anfang der 1990er Jahre hat Ratschreiber Fritz Huber die losen Akten zu den eingeklebeten in den Umschlag mit der Aufschrift Hexen-Tanz-Prozess-Akten 1620–1636 geheftet.

Der Ratschreiber und spätere Bürgermeister von Oppenau Josef Ruf (1878–1920) war der erste, der diese Akten systematisch erforschte und auch teilweise zeilengerechte Transkriptionen anfertigte. In seinen Anmerkungen weist er auf die Arbeiten von Seelinger, Weiß und Vierordt hin und stellt dann fest, dass diesen Akten früher nicht die gebührende Beachtung geschenkt wurde, sodass Teile verschleudert werden konnten.

Inzwischen wurden die noch vorhandenen Akten – soweit möglich – von Rainer Fettig digitalisiert und zu einer Powerpoint-Präsentation aufbereitet.

Der Hexenwahn erfasste in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch Südwestdeutschland mit der Ortenau und dem Renchtal. Die Gerichte Oberkirch und Oppenau waren damals vom Fürstbistum Straßburg an das Herzogtum Württemberg verpfändet. Die allgemein schlechten Lebensbedingungen wurden 1615 durch den Stadtbrand in Oppenau noch verschlimmert. Hungersnöte und Missernten 1626 und 1628, häufiger Durchzug und Einquartierungen von Militär im Verlaufe des 30-jährigen Krieges beförderten in der Bevölkerung den Glauben an die bösen Kräfte des Teufels und das Hexenwesen. Selbst die führenden Schichten der damaligen Gesellschaft waren überzeugt, dass Zauberer und Hexen die christli-

Vor Uns der Oppenau Landt & Ort in
 dem hiesigen gemein und burgerschaftlichen
 Landt das wir von golt nicht können haben
 können landt best bringen, in diesen Jahren
 gelassen und hiesigen Zeit. Wo aber
 das wir nicht sein, & bitten wir das
 demnächst bleiben und er nicht bringe das
 selbigen. Bitten der falden. G. G. G.
 Walle unser bestung gemein und gung
 Burgerschaft ein guetige land guetige durt,
 vordit vordit lassen und zu kommen
 lassen, auch das in die hiesige das was
 guet vollen wir ein guetige gemein
 land burgerschaft oppenau mit dem hiesigen
 Landt und hiesigen das das gegen
 das das alleinstigigen für G. G. G.
 bitten für ein guetige gemein
 und einwillige dazumit und hiesigen
 faldit G. G. G. in diesem landt sein
 das allen in den hiesigen das das

G. G. G.

Das der hiesige
 vordit lassen

Und guetige gemein und gung
 das das hiesigen landt gung
 oppenau

H. H.

Bittschrift an Herzog
 Johann Friedrich 1615

che Gesellschaftsordnung beseitigen und ein Reich des Teufels errichten wollten.

In den Oppenauer Akten finden wir in einem Schreiben vom 25. Juni 1615 eine „Underthennige Suplication einer ganzen gemein und Burgerschaft des Amptes und Gerichts Oppenau wegen verdächtiger weibspersohnen der Hexerey, und ihrer auferlegter Fron halber“.

Ein weiteres Schreiben der Oppenauer an Herzog Johann Friedrich wegen des Frongeldes:

Wenn wir der armen Leuth so viel in unser gemain und Burgerschaft haben und hohes Frongeld nicht können überkommen und uffbringen, in diesen schweren gefahren und schweren Zeit, wo aber Solches nicht kann sein, so bitten wir doch demittigkeiten umb ermilterung desselbigen, bitten derhalben EFG Wölle einem Usschuß der gemain und ganzen Burgerschaft ein gnädige und guote Antwort widerfahren und zu kommen lassen, und solche erwiesene hohe große gnadt wölle wir eine ganze gemain und Burgerschaft Oppenau mit unserem Emsigen und eifrigen gebet gegen Gott den Allmächtigen für EFG bitten für ein lang währende Gesundheit und eine friedliche Regierung und ihnen hiermit EFG in Schutz und schürendes Allerhöchsten traulich befehndt: E:F:G:

*Gehorsame Eure Underthanen, Und ganze gemain und burger
Schaft des amts und gerichtts Oppenau*

Die Gemeinde beschwert sich weiter, dass auf ihre Klage von vor drei Jahren nichts geschehen ist mit folgendem Brief:

Durch Leuchtiger Hochgeborener Gnediger Fürst und Herr E. F. G. seyten unser ganz gehorsam und gefließend unser guottwillige Dienst und Böstes Vermögen Jeder Zeit ... Gnediger Fürst Und Herr, Wir armen Underthanen und ein ganze gemain, wie auch ein ganze Burgerschaft so von dem Ampts und Gerichtts staab oppenaw, können E. F. G. nichts verbergen und bringen E. F. G. Clagendt oppenau ungefähr vor dreyen Jahren, an E. F. G. Supplicirt haben, von wegen der Bößen gottlosen und verruochten welt, die Gott und alle seine Heiligen verleugnen, das man Dieselbigen solle straffen. So ist uns aber von E. F. G. der Bescheidt selbstn erfolgt, das man das Unkraut solle Aufsrotten, und das Übel strafen, aber solches alzeit von der oberkeit zu Oberkürch vermitteln blieben, das solches seinen Fortgang hatt wölle gewinnen, so wehre derohalben an E. F. G. einer ganzen gemain und Burgerschaft Oppenaw

Das Amt Oberkirch antwortet:

Nachdem auch fürs ander Sie In Ihren Supplicationen sich zugleich beschwerdt daß es In dißem Gericht Oppenau Vil böser und der Hexerey Verdächtiger Weiber habe, derowegen Sie underthenig bitten thäten, selbige beyzufangen und auszurotten, haben wir den gemelten Inhallt E. F. G. gnedigen tecrets nicht underlassen alle von Ihnen in Specie zu benennen, welche Personen Sie

der Hexerey halber und aus welchen Indicien Sie dieselben für Verdächtige hielten, darauf beständig zu sehen sey, haben Sie gründtlich und umbstendlich keine namhaft machen können. Als aber alles sonst vom Vogt an sie gesetzt worden, sintemal E. F. G. Sie dieser Sachen so glaubhaft berichtet, an Jezo aber Vermög gnedigen Decrets nichzit anzuzeigen wüßten, sind etliche wenige herfür getreten, und eine Jacob Simblers im Ramspach Hausfrau als der Hexinnen Hauptmännin angegeben. Wie hochvermellt E. F. G. aus der Beilage mit litera B. mit mehreren gn. zu benennen, Und darauff nochmahls einhellig begert, daß selbige eingezogen und zu Ihrem dazu verordneten Ausschuß [...] zugegen sein allen ernstes examinirt und torquirt werden möchte. Da sollche allsdann ohnschuldig erfunden, wallten Sie an derselben Statt stehen, auch allen kosten und schaden zu bezahlen schuldig sein.

*Actum Oberkirch den
3 Juny Anno 1616*

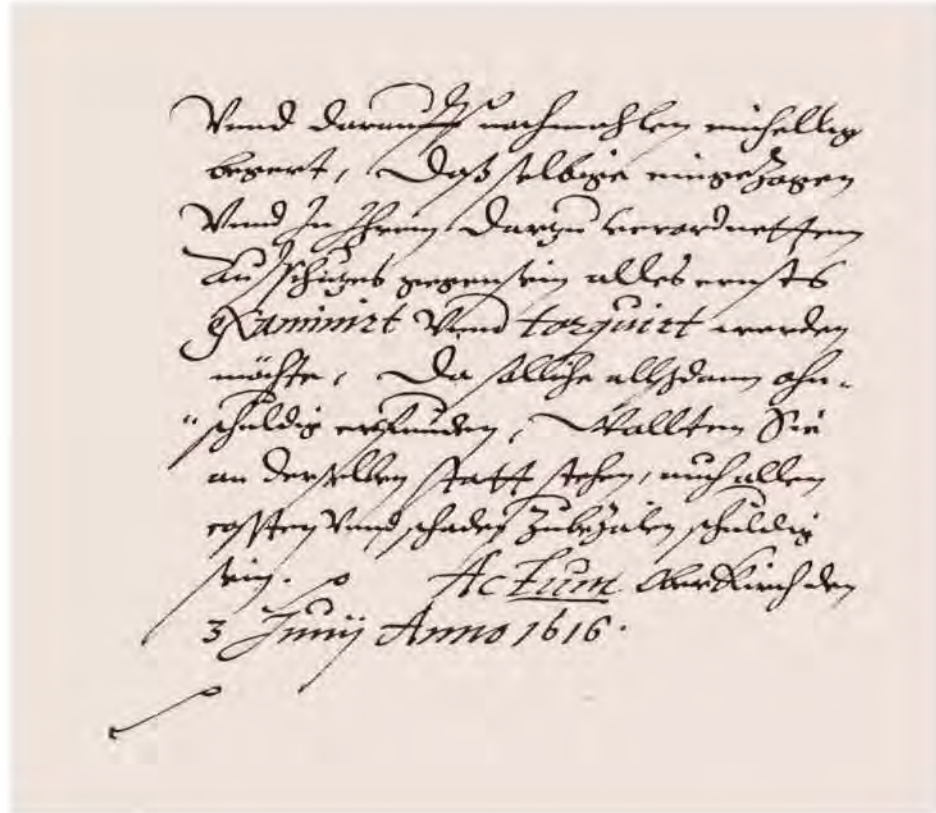
Die Kanzlei von Herzog Johann Friedrich (1608–1628) reagierte weiterhin zurückhaltend.

Es solle Oberamtman Und Ambtschaffnern zue Oberkirch wider geschrieben werden.

U. g. Z. Liebe Getreue, nachdem sich ein ganze Gemeind und Burgerschaft des Amts und Gerichts Oppenau zu unterschiedlichen malen ab den Hexen und Zauberrinnen untertänig verlangt und wir aus einem gethanen Bericht befunden daß die Supplicanten nach der Zeit, außserhalb Jacob Simblers im Ramspach Hausfrau, in Specie niemand namhaft machen konnten. Also ist unser Befehl Ihr wöllen gedachter Weibsperson für Euch erfordern, Sie anfänglich Uff beygefügte Theologische articul sonder auch Uff die wider Sie fürkhommenen puncten, fürnemlich daß Ihrigen Korbs Halben so Sie Jacob Braunen Hausfrau daselbst im Ramspach gebracht, mit ernst (doch Uff freyen Fuos) examiniren. darunder

++ Uff Ihr reden und geberden guete achtung geben, Volgendz Ihre anzaig und Verantwortung wider zu unserer Canzley berichten und darauff fernern beschaidts zuerwarten, hievon Ihr Unser zuverlässige meinung.

*Datum Stuttgart
den 3 July Anno 1616
Im hat expedirt in praesentia
Landhofners – Kanzlers
Braftbergers
Schnepffen Kolzen Samwalden*



Antwort der Herzoglichen Verwaltung



Anweisung aus Stuttgart

Erst als 1629 Herzog Ludwig Friedrich (1586–1631) als Vormund und Administrator die Regierungsgeschäfte für den minderjährigen Eberhard III. (*1614, Herzog ab 1628 bis 1674) führte, fanden die Petitionen in Stuttgart mehr Resonanz. Das führte dazu, dass die Renchtaler Verwaltungen sich in der Nach-

barschaft umsahen, auf welche Weise ein Malefizgericht zu führen sei. Unterstützung und Anleitung erhielten sie aus Bühl und Ortenberg.

Über die Besetzung des Gerichts wurde ein Konsens gefunden. Das Malefizgericht der beiden Wesen Oberkirch und Oppenau wurde folgendermaßen besetzt: Als Stabhalter fungierte der Schultheiß von Oberkirch
 Gerichtsschreiber war der für beide Wesen zuständige Amts- und Stadtschreiber mit Sitz in Oberkirch.
 Die Geschworenen waren hälftig Oppenauer und Oberkircher Zwölfer.

Anstelle des Vogts von Oppenau vertrat meist der Hofgerichtsadvocat Hermann Göppel aus Tübingen die Anklage.

Actum den 9. Aprilis Anno 1630 ist zu Oppenau Malefizgericht gehalten und der Richter nach altem Brauch halbeilig mit Oberkirch und Oppenau ersetzt worden und sind die Richter

Erstlich

Stabhalter Herr Johann Leonhard Schwartz, Schultheiß zu Oberkirch

2 Jakob Fieger	Protokollant
1 Christoph Wehrlin	Sailer in Oberkirch 1608–1638
3 Hans Braun	Protokollant
4 Johann Daußler	Oberkirch 1603–1636
5 Paul Gellterich	Protokollant
6 Hans Wahler	Oberkirch
7 Marx Hornner	Protokollant
8 Hans Gohl	Schmied in Oberkirch, Straßburger Geschlecht,
9 Lorenz Fellder	Protokollant
10 Johann Conrad Frey	Krämer in Oberkirch
11 Georg Roth	Oppenau Stabhalter 1631–1647, Vogt † 23.9.1657
12 Bastian Braun	Gerichtszwölfer † März 1636



Malefizgericht am 9. April 1630, Richter und Geschworene

Protokollführer war meist Paul Kunius, der Stadtschreiber von Oberkirch von 1614 bis 1636.

Von den hier genannten Gerichtszwölfen Jakob Fieger, Hans Braun und Marx Hornner mit ihren Frauen existieren Bilder auf den Oppenauer Glasgemaldescheiben.

Schema der Prozesse

Der Prozessverlauf war standardisiert und verlief immer nach dem gleichen Schema:

- Anklage, Inhaftierung,
- Verhör – gütlich und/oder peinlich,
- Geständnis,
- Befragung nach Mitschuldigen,
- Verurteilung,
- Hinrichtung

Bei den Verhören wurde stets nach diesen fünf Punkten geforscht:

- Teufelspakt
- Teufelsbuhlschaft

- Flug durch die Luft
- Hexensabbat mit Teufelsanbetung
- Schadenzauber

Die schließlich gestandenen Missetaten waren dementsprechend von ähnlicher Art. Meist waren die Verbrechen schon vor etlichen Jahren geschehen. Der Teufel erschien der oder dem Beschuldigten in irgendeiner Gestalt und nötigte sie, Gott und die Heiligen zu verleugnen. Dann fordert er den Beischlaf, der schließlich gewährt wurde. Darauf folgt die Hexenhochzeit, zu der die „Hexe“ an den vorgegebenen Ort oft auf einem Gegenstand oder Tier reitend, fliegt. Dort wird das Paar von einem anwesenden Zauberer mit der linken Hand in des Teufels Namen zusammengegeben. Nach einem Festmahl mit Wein und Fleisch wird dann ein Hagel gesotten, der aber meist keinen Schaden anrichtet, da der Hafen umgestoßen wird und der Sud schadlos abgeht. Mit einem vom Teufel überreichten Pulver, einer Salbe oder einem Stöcklein soll die Hexenperson Schaden an Menschen und Tieren anrichten.

Der Teufel gibt seinem Buhlen einen Namen. In unseren Akten nennt er Frauen: Wölflin, Hündlin, Dachsin, Luchsin, blaues Vögelin, April, Merz, Setti, schwarze Unholdin und Eulenspiegel. Männer werden benannt: Grünspecht, Greßlin, Federlin, Schimmel, Hemmerlin, Hammerer, Dietrich, Michel und Veit.

Die angegebenen Hexenhochzeitsplätze liegen alle in der näheren Umgebung von Oppenau: die Almende, bei der Ziegelhütte, bei der Schießhütte, unter der Linden nächst vor dem Städtlin, auf dem Stock, Klenebene, Hochebene, Börsgrit, Sohlberg, Steigköpflin, Achersbach, Buseck, Mühleckle, Löcherberg, am Tanz. Weiter entfernt sind Kniebis, zwischen Urloffen und Zimmern, Ortenberg, Gengenbach und Offenburg.

Bei der intensiven Befragung nach Mitschuldigen wurden von den Angeklagten häufig Familienangehörige, Bekannte, und wie in unseren Akten auch Bäcker, Wirtsleute und sogenannte Honoratioren angegeben.

Angeklagter Hans Hodapp

Der erste große Hexenprozess in den Oppenauer Akten betrifft einen 70-jährigen gut situierten Bauern aus dem Kapplertal. Er war als Hexenmeister „stark verschrien“, hatte die Vorwarnungen nicht beachtet und war schließlich festgesetzt worden.

Die Akten berichten:

Hans Hodappen Im Cappler Thal „verschraiten hexenmaister“ betreffend, hat derselbige dieser Tage dem Gerichtsboten befohlen mich, den Ambtschaffner fleißig zu bitten, ob ich mich wolle bemühen und zu ihm kommen wollte, denn er hätte mir etwas in gehaim zu sagen. Als Ich nun ihm willfahrt und zu einem gütlichen Bekenntnis kommen wollte, hat er der Hexerey halber [wie allemahl] sich glasschön gemacht, danach aber bekannt, er habe vor ungefähr 50 Jahren zum Vierten mal auf dem Feld sich mit einer Kalbin fleischlich vermischt, also Sodomiterey getrieben. Hodapp wird festgesetzt und muss nun die Prozeduren der Wahrheitsfindung erleiden. Bei allen Verhören gesteht er aber nur die Sodomie.

Die Akten berichten weiter:

*Actum Oberkirch den 2. Novembris Anno 1629 Styli Novi
In praesentia
Herrn Ambtschaffner, Herrn Johann Leonhard Schwarzen Schultheiß
Johann Wahlers und Bastian Braunen beide Gerichts Zwölfer
Ist Uff Erfolgten Fürstlichen gnedigen Bevelch hans hodapp Sodomit und zuemahlen Verdächtiger weit beschraiter Hexenmaister abermahlen alles Ernstes und mit starckher betroung Nachrichters examinirt worden Der hat gleichwohl seine hirvor gethane Bekhandtnus, der Sodomie wegen, [welche Ihn die tag] nochmahlen seines lebens gerauen und geteucht bejachzet, der Hexerey halber aber, hat derselbe allerdings glasschön und engelrain sein wollen. Inmaßen er von niemand nichts wisse, in bösem auch niemand kenne.*

„Montags“

*Actum Cappell „Den 5. NoVembris Styli novi Ao 629“
Florenz Sattler Ambtschaffner zue Oberkirch Clägern in ainem:
Und Hans Hodappen im Capler thal verhaften Sodomiten und beschraiten hochverdächtigen Hexenmeister ein peinlicher Gerichts Tag gehalten Und das Malefütz mit folgenden Richtern besetzt worden.*

Staabhallter

p Herr Georg Andreas Zölling Schultheiß zue Saspach.

Jerg Sauer von Renchen

Jerg Rötelin von Saspach

Jerg Koger Cappell

Christmann Klumpp Cappell

Hans Egloff	von Ulm
Hans Schott	von Renchen
Jacob Wörner	Cappell
Bastian Kößler	Cappell
Jakob Klar	von Saspach
Claus Lauckhner	von Ulm
Barthlis Boschert	Cappell
Martin Göllterich	Cappell

Hierauf hat der peinlich Beclagte durch seinen zu recht erlaubten Vorsprech fürbringen lassen, er müsse leider Gott Erbarmen gestehen, daß er die gelaygte Sodomy begangen habe. Aber weil solches vor mehr als 50 Jahren „in seiner Kindheit“ geschehen sei, hoffe er, der Richter werde in Bedenken des schwachen blöden Menschen ein gnädiges Urteil fassen. Zu dem hette er seidhero einen erbaren und gutten Wandel gefürth, meniglich Reich und arm Gutts gethan. Aber die Hexerei betreffend, seye ihm das geringste bäßlich nicht bewußt. Er bittet nochmal [Um Gottes Barmherzigkeit willen] um ein gnädiges Urteil.

Hierüber replicirt Fl. Herr Anwaldts Clagendter Vorsprech, weilten er wohl höre, daß er weiter nichts als Sodomie bekannt, also wolle er seine Clag repitirt: Und wie daselbst nochmals gebeten haben. Peinlich Beclagter will noch mahlen nichts von Hexerei wissen. Fl. Anwaldt repetirt abermals priora, und will auf den Fall vermiedener Äußerung submittirt haben. Peinlich Beclagter bittet um Gnad, da ime In das Leben nichts sollte gefristet werden mögen, bitte Er umb Gottes Willen Ihn mit dem Schwertt zu richten und nachgehends seinen Körper an gewöhnlichem Orth begraben lassen.

Disem nach: Ist die sach beederseiz zu Recht gesetzt worden.

Gnädiger Fürst und Herr Uff E. F. G. jüngst an uns ergangenen Fürstlichen gnädigen Befehl Sub dato den 17. October Ao 629 habe Ich der Ambtschaffner den darinnen genannten Sodomiten und der Hexerey halber hochverschrayten Hans Hodappen [nochmahlen alles] Ernstes und mit Bedrohung durch den Nachrichter examiniert, der hat aber (außerhalb der schon bekannten Sodomie, deren er nochmals geständig gewesen) [im geringsten] weiters nichts gestehen wollen.

Er hat aber die Tortur solchermassen außgestanden, dass er der Hexerey halber, niemals ein Wort bekannt hat, sondern jedesmal, auch an der Folter hängend, (welches sich dann wohl zur Verwunderung) ganz frisch redend, auf einem Spruch (O Jhesus Ich khan nichts.) beharrlich verblieben ist.

Dann habe Ich, der Ambtschaffner, nach Vorgabe oben genannten gnädigen Befehls, den Hodapp in der Hauptsache peinlich

beklagt. Darauf ist von dem Richter ein Urteil ausgesprochen worden, welches derselbe zu Erlernung gründlicher Wahrheit, durch den Nachrichten peinlich gefragt, dieses Urteil auch baldmöglichst ausgeführt werden solle. Welches dann, noch ußfürlich das Urtheil, beschehen.

Der Amtsschaffner berichtet am 6. November 1629 nach Stuttgart, dass ein Revisor aus der benachbarten Österreichischen Herrschaft für solche Fälle beständigen Leugnens einen „Hexensessel“ zur Lösung des Problems empfohlen habe. Wegen seiner Bedenken wolle er aber doch vorher nach Stuttgart berichten und den Fürstlichen Bescheid abwarten.

Urteil für Hans Hodapp

Das Urteil lautete:

Urthel

In der peinlichen Rechtfertigung sich haltend zwischen des durchlauchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Ludwig Friedrich Herzogen zu Württemberg Und Teckh, Gravens zu Mümpelgarth, Herrens zu Haidenheim Vormundt Und Administratoris unßeres gn: Fürsten Und Herrn Anwallden, dem Ermechten Vorgeachten, Herrn Florenz Sattler Amptschaffner zu Oberkirch Ampttshalber Kläger an einem, gegen Und Wider Hinfürgestellten peinlich beclagten Hans Hodappen Verbürgerten im Cappler Thal und andern theils, nach angehörter öffentlich producirter criminalischen anclag, des beclagten selbst gütlichen bekandtnus gethaner Verantwortung, Red Und widerred, auch allem fürpringen nach Und endlich beederseits beschehener gütlichen Submission [Verhafter und peinlich beclagter bekhandter] Und rechtssatz Erkhanndt der Nidergesetzte Malefiz Richter mit einhelliger Urthel Zu Recht, daß + Und begangener Sodomittischen Abschändtlichen mißhandlung wegen, + ime zu wohlverdihnter Straff andern aber zum Abscheußlichen Exempel Von dem Nachrichten an sein Hand Und band genommen: Von dem Umstandt Hinweg: Und an gewöhnliche Wahl Und Richtstatt gefürth: allda mit dem schwertt vom leben zum Todt hingerichtet u. sein Körper nachmahls zu Pulver und Asche verbrandt worden: auch gl: Herrschaft die Frefel per Expressum Vorbehallten sein solle.

*Actum et publicatum Montags den 4. 10bris Ao 629, zwischen
10 Und 11 Uhren Vormittag
Oppenau*

So endete der ehemals reiche Bauer aus dem Kapplertal als weit bekannter Hexenmeister am 4. Dezember 1629 durch das Richtschwert, obwohl er – auch unter der Folter – Zauberei und Hexerei nie gestanden hat. Seine Asche wurde in alle Winde zerstreut.

Angeklagte Maria Magdalena Widmar

Am 7. Februar 1630 beginnen die das Gericht Oppenau betreffenden Protokolle.

Der Amtschaffner Florenz Sattler und die Gerichtsherren Johann Daußler und Konrad Frey verhören die nach Oberkirch eingezogene Maria Magdalena, Jerg Widmars, des Holzknechts aus Lierbach eheliche Hausfrau mit gütlicher und ernster Zusprechung. Ist Maria Magdalena Georg Widmars des Hollzknechts Im Liehrbach eheliche Hausfrau, Verschrailer Hexerey halber, durch den Herrn Amptschaffner Und Stattschreibern gütlich examinirt worden Sie hat bekhandt. Inmaßen hernach zusehen

Anfangs wollte die Beschuldigte nichts gestehen. Sie legte ein Weißbrot auf den Tisch und sagte: So wahr sie keine Hexe sei, werde dieses Brot am neunten Tag Blut schwitzen.

Laut Protokoll hat sie engelrein und glasschön sein wollen.

Unter Bedrohung durch den Nachrichter kam es dann am 7.2.1630 zu einem ersten Geständnis.

Als sie vor ungefähr acht Jahren in Oppenau bei einer Hochzeit gewesen ist, hat sie auf dem Heimweg den Jacob Lehmann aus dem Lierbach getroffen, der nach Hause ritt (der sie diesmal beklagt). Der forderte sie auf, sich auf sein Roß hinter ihn zu setzen. Sie lehnte es ab mit der Begründung, dass sie dann für seine Frau eine Hure sei [...] Sie tut es dann doch und wird deswegen von Lehmanns Frau stark angefeindet und Hure genannt. Als ihr Mann sie wegen dieses Vorgangs gescholten hatte, kam ein ihr unbekannter Bettler ins Haus und riet ihr, sie solle um Weihnachten das ganze Haus sauber ausfegen und dann diesen Unrat auf das Gut ihrer Feinde über das Wasser bringen. Der üble Zustand werde bei ihr nachlassen und in die andere Wohnung übertragen.

Sie wird diesmal von Lehmann des Viehschädigens beschuldigt. Sein Stier habe einen unnatürlichen Schaden am Schenkel gehabt, worüber sich selbst der Metzger gewundert habe. Auch dass seine Kühe eine Zeit lang keine Milch mehr gegeben haben, führt Lehmann auf das Wirken der Angeklagten zurück. Er wolle noch weitere Hexenstücke beweisen und ruft dann Georg Bürck aus dem oberen Maisachtal als Zeugen auf.

Dieser sagte aus, vor ungefähr 22 Jahren sei er mit seinem etwa 5-jährigen Knäblein in den Wald im Rothenbach gegangen. Da habe sein Kind gesagt, „Vater sieh, dort läuft ein Tier.“ Als er hinsah, glaubte er zunächst, es sei ein Wildschwein. Alsbald erkannte er aber, dass es ein Weibsbild war. Bald darauf erkannte er, dass es zwei gewesen sind. Weil sie getanzt haben, glaubte er, es müsste Zauberei sein. Deswegen habe er sie gebannt. Er lief auf sie zu und als er nahe herangekommen war, habe er die Verhaftete und schon verstorbene Schwester gesehen und gebannt. Als er gesagt habe, sie sollen sich in aller Teufels Namen fort machen, seien sie vor ihm verschwunden.

Den Wortlaut des Banns sagt er auf Befragen wie folgt auf: „*Da sieh Ich dich, du seyest was du wollest, daß du mich nit blinden kenndest. Da bann Ich dich in nomini patris filij et spiritus sancti*“. Und diese Worte müssen dreimal gesprochen werden.

Das Geständnis der Margret Widmar

Margret Widmar von Oppenau bekennt: Vor ungefähr 23 Jahren, ehe sie ihren Mann Christ Schochen genommen, hat ihr Anna, eine alte Frau, die bei ihnen geschafft hat, einen Mann verschaffen wollen. Es kam der Teufel in grüner Kleidung, redete sie um die Ehe an. Als sie geantwortet hat: „Behüt mich Gott, ich begehrt keines Manns“, verschwand er. Etliche Tage danach kam er wieder, gab ihr Geld, das nur Hafenscherben waren, und sie ist seines Willens. Bei der Hochzeit auf dem Feld hatten sie allerhand Speisen und Wein, doch kein Brot und Salz. Ihr Buhl nennt sich Meister Hemmerlin. Sie nennt Teilnehmer. Später fährt sie zu einem Tanz auf den Kniebis. Sie gibt wieder Personen an, u. a. die obere Wirtin zu Oppenau, des Gölterichs Hausfrau. Dann war sie bei einer Zusammenkunft, bei der man beabsichtigte, das Schloss Fürsteneck den Hang hinabzustürzen. Es sei sehr lustig gewesen. Etwa 30 Mann und sehr viele Weibspersonen hätten teilgenommen. Viele stattliche Weiber mit weißen Schürzen. Stöckle, der Löwenwirt von Oberkirch, hat Nestelhosen „ab den Knien“ angehabt. Auch des Hans Gohlen Hausfrau ist dabei gewesen. Auf dem „Brettlin“ ist sie wieder heimgefahren. Ihr Buhl ist auch in Gestalt ihres Mannes zu ihr ins Gefängnis gekommen. Als sie sagte „behüt mich Gott“, fuhr er zum „Schlitzloch“ wieder hinaus. Sie sollte des Säger Jakob Buben auf einen Baum locken. Aus Bedauern mit dem Burschen tut sie dies nicht. Sie sollte auch die „Wiehnacht feget“ (Kehricht) auf Jakob Lehmanns Gut tragen, damit Uneinigkeit unter ihnen entstehe. Dem Säger Jakob schlug sie einen Ochsen so, dass er ihn metz-



Prozessbeginn Maria Magdalena Widmar



Erstes Geständnis der Maria Magdalena



Gütliches Bekenntnis der Margret, Georg Widmars des Holzknechts Hausfrau von Oppenau



Der Schelmenturm in Oberkirch nach Josef Walz

gen musste. Der Säger Jakob hat sie auch in Unehren angeredet, er wolle all sein Sach verkaufen und mit ihr in fremde Lande ziehen.

Schon am neunten Februar wird Apolonia, Jacob Ruoffen Hausfrau aus Peterstal, durch den Amtschaffner und Stadtschreiber im Beisein der beiden Gerichtsherren Johann Conrad Frey und Johann Roth gütlich und mit Bedrohung durch den Nachrichten examinert. Auch sie weist die Anklage zurück und gesteht anfangs nichts. Die beiden Frauen sind längere Zeit zusammen im Gefängnis in Oberkirch „eingezogen“.

Am 4./14. Februar wird in Stuttgart angefragt, was mit den beiden inhaftierten Weibern weiter geschehen soll. Die Antwort kommt am zweiten März: „in principali beklagen und reiteratione torturae“. Dazu der Text im Original:

... unndt da sie uf ihrem verleugnen verbleiben würde, als dann sie ad reiterationem torturae beklagen, den Proces gleichfalls befördern, wann selbige erkennt, an ihr nochmalen vollstrekhen lassen, da sie nun hierüber vor vorigen Puncten wider bekantlich, Als dann den procehs in principali wider sie fortsetzen, was gesprochen, an ihr exequiren lassen: Wann sie aber weiters nichts bekennen würde, sich ihrentwegen uf solchen fall weitem beschaidts erholen, unndt dann soltn verordnung thun das die in Haft kommenden Personen, ins künftig, nicht weiter zusammen in ein gefengknus gelegt, sondern absonderlich verwarth, unndt dardurch dergleichen Ungelegenheiten, wie anjetzo berichtet, verhüetet werden ... geschieht Unnsere meinung.

Datum Stuttgardt den 10. Aprilis 1630

Das Geständnis der Apolonia Ruof

Auch die verhaftete Apolonia Ruof gesteht nach intensiveren Verhören:

Vor zehn Jahren ist sie dann auf dem Hermersberg bei einer Hexenversammlung gewesen. Dabei waren des Linzen Frau und deren Töchter, wie auch die alte Vögtin im Harmerspach, welche aber teils gestorben und teils hingerichtet seien. Ihrem Mann hat sie vor zwölf Jahren ein schwarzes Pülverlein durch einen Strohhalm in die Augen geblasen, wovon er blind geworden sei. Sie hätte ihm auch wieder geholfen, wenn er sie vor drei Tagen drei mal um Gottes Willen darum gebeten hätte. Wann, wie oft und wohin Hagelwetter gesotten, kann sie eigentlich nicht sagen. Zum Wettermachen hat sie die „Besen“ von den Bäumen gebrochen und gebraucht.

Und als sie gefragt wurde, ob mit Theuß Börsichs Weib auch dergleichen „Ohnkraut“ sei, ist sie vom Stuhl aufgestanden und hat gesagt: „Ich sag nit viel, mein Salb ist guet“. Doch sei sie niemals bei ihren Hexentänzen gewesen. Deren Mann sei ihr lieber Gevatter. Apolonia, Jacob Ruoffen Hausfrau aus Petersthal bekennt weiter:

Original

das vor 20. Jarens, Ir Buel, der sich Hämmerlin genandt, in Gestalt ihres Mans, Zue ihro in der stuben khomen, sie angeredt, seines Willens zue geloben. Dißes sie gewaigert, und nit einwilligen wollen, über solches er wider ging ... Über drei tag wider in Jacob Mans gestalt zue ihre khomen, sie nochmalen angeredt. Daruf sie sich, mit ihme in Irer stuben, vermischt, Jenes ... befand und er sei gleich verschwunden, Daraufhin die Hochzeit in Harmersperg gehalten. Dabei gar vil Personen uß dem Harmerspach geweßen. Ir Buel sei grien gekhleidet geweßen. Habe bis Dato Niemanden Schaden gethan. Allein habe sie ihrem Mann, Pulver in die Augen geblaßen, davon er Blindt worden.

Übersetzung

Vor etwa 20 Jahren ist ihr Buhl, der sich Hemmerlin nennt, in Gestalt ihres Mannes zu ihr ins Haus gekommen. Sie lehnt sein unsittliches Begehren ab, willigt aber ein, als er nach drei Tagen wiederkommt. Darauf hat die Hochzeit auf dem Harmersberg mit vielen Gästen aus dem Harmersbach stattgefunden. Ihr Buhl sei grün gekleidet gewesen. Bis jetzt habe sie keinen Schaden angerichtet. Ihrem Mann hat sie Pulver in die Augen geblasen, wovon er blind geworden ist.

Am neunten Februar 1630 erfolgten weitere Geständnisse:

Als sie vor ungefähr 20 Jahren, als Wittfrau, ganz traurig gewesen ist, sei der böse Geist in die Wohnung zu ihr in die Stube gekommen. Sie habe gemeint, es sei ihr Buhl, ihr jetziger Mann. Sie habe, auf sein Begehren, da sie wie gesagt meinte, es sei ihr Liebhaber, sich ihm hingeeben, was sie alsbald als nicht natürlich, sondern als kalt empfunden habe. Schon damals habe sie leider Gott und seine Heiligen verleugnet. Die Hochzeit fand vier Wochen nach diesem leidigen Fall auf dem Harmersberg statt. Ihr Buhl habe sich Kratzeberlin genannt und einer namens Hemmerlin hat sie in des Teufels Namen mit der linken Hand zusammen gegeben.

Original

Actum den 9. february Anno 630 Apolonia Jacob Ruoffen Weib In s. Petersthal Oppen=auwer Gerichts, (Ihres allters ungef: Uff die 70 Jahr) beyweßendt Herren Conradt Freyen, und Johann Rothen + durch Herrn Ampttschaffnern + beeder des Gerichts und Stattschreiber, Verdächtige und Verschraiter Hexerey halber guetlich und mit betrohung nachrichters examinirt worden die hat, aber uff güett: und ernst=liches Zu sprechen andres nicht be=kennen wollen, dann das Sie Von Ierem Stüelin aufgestanden mit Vermellden ey wenn sie dann ein Hex sey: soll man Sie hinthun wo sie hingehöre. Und allß Ir endlich mit dem Nachrichter getroht worden, sagte Sie, ach Gott von waß soll Ich denn sagen. Hat sich also durchaus ganz verdächtig gezeigt.

Prozesskostenregelung

Im Verlaufe dieser Prozesse wird mehrmals in Stuttgart wegen der entstehenden Kosten infolge der langen Inhaftierung der beiden Frauen angefragt, und wie man sich weiter verhalten solle.

Einerseits treten Prozessverzögerungen ein wegen des einquartierten Kriegsvolks, der „4. Aldringisch Compagnia“. Andererseits wird die in der Nachbarschaft in „Übung habende österliche Zeit“ als limitierender Zeitpunkt empfunden. Dem Amtsschaffner zu Oberkirch, Florenz Sattler, wird folgender Befehl zugestellt:

Mit Appolonia Jacob Rueffen und Maria Magdalena Jerg Widmars Ehefrauen verwart hierinnen vorgeschriebene Gebühr zue verhandlen, hernachmalen wiederumben underthänig zue berichten



Anweisung wegen der Kosten

Die Kanzlei zu Stuttgart lässt am 10. April 1630 durch Johann Braßberg und Hieronymus Kolz an Florenz Sattler schreiben:

APPOLONIA JACOB RUFFEN in st. Petersthal und MARIA MAGDALENA Georg WIEDMARS in Liezbach: soll erkannt werden und urteil einsenden ...

Kaum eine Woche später verfügt Ludwig Friedrich Herzog zu Württemberg:

APOLONIA Jacob Rueffen Innwohners In st. Petersthal Oppenauer Gerichts Eheliche Hausfrauen wird (in

*Assistenz für Florenz Sattler auch den Bruder
Christoph Sattler Vogt zu Oppenau) – daselbsten
ins Feuer gesetzt und zu Pulver und Asche verbrannt.
Gerichtl produziert
16/26 Aprils 630*

Ein Urteil über Maria Magdalena Wiedmar aus Liezbach ist nicht erhalten. Man nimmt an, dass beide Frauen zusammen am Tage dieses Malefizgerichtes hingerichtet wurden.

Das folgende Protokoll erlaubt Einblicke in die Verhörpraxis: Es sollten von den Angeklagten möglichst viele Namen von Mitschuldigen und Teilnehmern an den Hexentänzen genannt werden. Ebenso wurden auch die Orte, wo die Hexentänze stattfanden, erfragt. Wichtig für die Richter war auch zu erfahren, welche Untaten der Böse den Hexen aufgetragen hat und was durch den Hexensud, die Hexensalbe oder das erhaltene Stöcklein vernichtet oder geschädigt werden sollte.

Geständnis der Anna, David Wallreins Wittib

Vor ungefähr sieben Jahren ist ihr der böse Geist erschienen, als ihr Mann sie zum Haus hinaus geschlagen hatte und sie ihrem Kinde Milch holen sollte, die sie aber mangels Geldes nicht habe bekommen können. Er hat zu ihr gesagt, sie solle ihm folgen, er wolle ihr dann aus allen Nöten helfen. Er hat ihr auch gleich Geld gegeben, das hinterher aber nur Hafenscherben waren. Sie war auch seines Willens, weil er ihr drohte, sie in Stücke zu zerreißen. Drei Wochen danach ist er ihr wieder im Wald erschienen. Er kündete ihr an, in selbiger Nacht auf der kleinen Ebene mit ihr Hochzeit zu halten, wohin sie auch zu Fuß ging. Ihr Buhl nennt sich Greßlin, sie aber Vögelin. Ihre Zeugen waren u. a. auch etliche schon Hingerichtete. Sie hatten Fleisch, das gut war, doch kein Brot. Um das Obst und die Frucht damit zu verderben, hatten sie ein Wetter in einem Hafen gesotten. Weil aber der Hafen durch die Hingerichtete Rueffen Appolonia umgeschüttet wurde, ist nur ein Regen mit kleinen Steinlein (Hagelkörner) daraus entstanden. Wie sie hinausging, ist sie auch wieder heim gegangen. Acht Tage danach kündete ihr der Geist in ihrem Haus einen auf der kleinen Ebene zu haltenden Tanz an. In selbiger Nacht ging sie zu Fuß mit ihm dorthin. Als Teilnehmer nannte sie wieder obige Personen. Aus dem gesottenen Hagel wird nur ein starker Regen. Bei diesem Tanz ist ihr und Martin Feßlins Frau anbefohlen worden, Agata, Philipp Burckhardts Wittib (damit sie unsinnig werden möchte) ein schwarzes Pülverlein in die Ohren zu blasen was allgemein bekannt, auch geschehen ist. Acht Tage da-

nach, als sie auf der hohen Ebene im Holz war, ist der Geist ihr abermals erschienen und hat ihr einen daselbst zu haltenden Tanz angekündigt, zu dem sie sich zu Fuß verfügt. Sie nennt wieder Teilnehmer. Aus dem Hagel wird wieder nur ein Regen. Der Tanz wiederholt sich nach acht Tagen an derselben Stelle. Der Hafen wird wieder umgestürzt. Auf Befragen, was in dem Hafen gewesen sei, gibt sie Raupen, Blüest und anderes Teufelswerk an, welches der böse Geist selbst zusammengestellt hat. Man hatte Küchlein, welche Theuß Börsichs Weib mitgebracht hatte. Ungefähr drei Wochen danach erscheint ihr der Geist wieder auf dem Farn, und kündigte ihr einen auf dem Braunberg zu haltenden Tanz an. Per pedes verfügte sie sich zu diesem Tanz. Nennt wieder Teilnehmer. Mit dem Hagel war es wieder nichts. Nach etwa drei oder vier Wochen erscheint er ihr wieder beim Gründel und kündet ihr einen bei der nächst an dem Städtlin stehenden Linde zu haltenden Hexentanz an. Auf einer Gabel, darauf er voran, sie hinten saß, fuhr sie dahin. Sie nennt wieder Teilnehmer, dabei auch Maria, Michael Schmieders Hausfrau im Dorf. Aus dem Hagel ist wieder nur ein Regen geworden. Auf der Gabel ist sie mit ihrem Buhlen wieder heim gefahren. Nach sieben Wochen erscheint er wieder und kündigt ihr einen Tanz in des Michel Schmieders Hof an. Bei diesem Tanz, zu dem sie sich zu Fuß verfügt, sind alle schon genannten Personen dabei gewesen, nur der Feßlin nicht, der „nit anheimisch“ gewesen ist. Ein Hagel ist nicht gesotten, ihr aber anbefohlen worden, ihrem Nachbarn Feßlin ein Stück Vieh umzubringen, was sie aber (weil er ihr Gevatter gewesen) nicht tut und deshalb übel geschlagen wird. Sechs Wochen danach, als sie eben mit den Schweinen beim Schloss herauf gefahren, erscheint ihr der böse Geist wieder und kündet ihr einen daselbst zu haltenden Tanz an. Sie nennt wieder eine große Zahl von Teilnehmern. Aus dem Hagel wird wieder nur ein Regen. Vor vier Wochen habe sie auf Befehl ihres Buhlen dem Martin Feßlin eine anderthalbjährige Kalbin zu Tode geritten. Vor etwa vier Jahren hat sie dem Jacob Nock von hier mit einem weißen Stecklein ein Pferd geschlagen, davon es abgegangen. Desgleichen hat sie vor ungefähr sechs Jahren das Kind des Andreas Gölterich mit der Hand geschlagen, wovon es, wie allseits bekannt, leider „arbeitseelig“ worden. Nicht minder hat sie Bastian Zimmermanns Buben ein Tränklein gegeben, damit er das Leben verlieren und habe verbluten sollen. Es ist aber nicht geschehen. Dem oberen Wirt, Jerg Vischer, hat sie ein Füllen zu Tode geritten. Ebenso des Hans Jakob Santhasen Frau ein Schwein. In ihrer Kammer bewahrt sie auch ein Stecklin, mit dem sie Vieh töten soll, wie auch noch in einem Kensterlein

eine grüne oder blaue Salbe. In einer „Nota“ sind dann noch eine große Anzahl Personen verzeichnet, die sie angibt; diese Leute hätten sich bei unterschiedlichen Tänzen gezeigt.

Den Beschluss der Aussage machte das Bekenntnis, vor drei Wochen habe ihr Buhl ihr anbefohlen, nichts zu bekennen, er werde ihr schon heraus helfen.

Bei allen Bekenntnissen der verhörten Personen waren die Richter offensichtlich darauf bedacht, möglichst viele Namen zu erfahren. So wollten sie das Böse möglichst umfassend vernichten, und konnten dementsprechend auch längere Zeit ihres Amtes walten.

Den Schluss des Bekenntnisses bildet der immer wiederkehrende Satz, dass die Delinquentin auf ihren Angaben bestehe und darauf sterben wolle. Das Todesurteil folgte dann auch stets in dem Malefizgericht oder der „Besiebung“.

Das Urteil wurde am Gerichtstag feierlich verkündet und vollzogen!

Nach einer bestimmten Gerichtsordnung, die im „Wölflinschen Statutenbuch“ aufgezeichnet ist, verkündete man dem Übeltäter den Rechtstag, der gewöhnlich an einem Freitag gehalten worden ist, am dritten Tage vor demselben. Ein Vogt zu Oppenau hält den Stab und heißt die Zwölfer ordentlich niedersitzen. Ist das Gericht ordentlich besetzt, so wird der Delinquent oder die Delinquentin vor dasselbe geführt. Der Stabhalter verbietet bei Strafe an Leib und Gut, dass jemand rede. Ist das Urteil gefasst, wird es im Beisein des Nachrichters, durch den Gerichts- oder Blutschreiber auf des Stabhalters Befehl öffentlich verlesen. Dann tritt der Richter hinzu, nimmt sich des Gefangenen an, bindet ihn, während gleichzeitig ausgerufen wird, dass niemand Hand anlege. Alsdann wird der/die Verurteilte zur Richtstatt geführt und das Urteil vollzogen. Der Richter, der Kläger, der Fürsprecher und die Zeugen versammeln sich dann zu einem Imbiss, dessen Kosten man aus dem Nachlass des Hingerichteten begleicht, oder, falls dies nicht möglich ist, vom Schultheißen zu Oberkirch oder Vogt zu Oppenau ausgelegt und der Herrschaft dann in Ausgabe verrechnet werden.

Im sogenannten Oppenauer Hexenbuch sind insgesamt 52 Prozesse und Verhöre aufgezeichnet. Aber keiner ist mehr so ausführlich dokumentiert, wie die hier ausgeführten.

Aus den vorhandenen Unterlagen können wir erschließen, dass an 15 dokumentierten Gerichtstagen 59 Personen angeklagt und zum Tode verurteilt wurden. 42 Frauen und 10 Männer wurden hingerichtet oder starben an den Folgen der „peinlichen Befragung“.

Die Gerichtstage

An diesen Gerichtstagen wurden möglicherweise 52 Personen zum Tode verurteilt. Nach den vorhandenen Akten fanden die Malefizgerichte zu folgenden Terminen statt. (Verurteilung und anschließende Hinrichtung).

Die Erinnerung an jene schreckliche Zeit ist in der Bevölkerung unterschiedlich ausgeprägt. Die einen glauben immer noch unterschwellig an die Macht böser Geister und trauen diesen alles zu, andere ignorieren die Tragik jener Zeit und bevorzugen den Anblick bunter Faschingshexen als Austreiber des Winters.

Jahr	Gerichtstag	Angeklagte Personen	Verurteilte Frauen	Verurteilte Männer
1629	4. Dezember 1629	1		1
1630	07./09. Februar	2	2	
1631	03. Juli	4	3	1
	14. Juli	6	5	1
	28. Juli	7	5	2
	13. August	8	7	1
	20. August	2	2	
	21. August	4	3	1
	26. August	2	1	1
	10. September	8*	6	1
	24. September	5	3	1
	11. Dezember	2**	2	
	12. Dezember	3**	3	
1632	19. Januar	vermutlich keine Todesurteile vollstreckt??		
	24. Januar/03. Februar	Schriftverkehr mit der Universität Straßburg		
	05. März	5*** angeklagt, davon 4 Frauen		

* Ein Angeklagter wurde nicht weiter verfolgt!

** Verurteilt, aber wahrscheinlich nicht hingerichtet!

*** Verurteilt, aber angeblich nicht mehr hingerichtet!

Die Gerichtstage

Die Oppenauer Glasgemäldescheiben

In Oppenau hat man die seltene Gelegenheit, Abbilder von einigen der hingerichteten Hexen betrachten zu können. Diese Glasgemäldescheiben haben die Jahrhunderte überlebt und wechselnde Standorte bis heute überdauert. Neben den bekannten Glasgemäldescheiben der Wallfahrtskirche Lautenbach aus der Werkstatt des Straßburger Meisters Peter Hemmel von Andlau (gefertigt 1471–1482) kann auch Oppenau mit wertvollen Kabinettscheiben aus den Jahren 1551–1623 aufwarten. Diese kunstvoll gefertigten farbigen Glasscheiben entstanden fast alle in der Glasmalwerkstatt Stetten bei Straßburg. Die Serie mit der Jahreszahl 1617 zeigt Ratsherren mit ihren Frauen in standesgemäßer Kleidung. Der Ratsherr posiert links einer Säule, seine Frau reicht von rechts einen Kelch. Darüber ist eine Szene aus der Bibel oder dem ländlichen Leben dargestellt. Die Säule steht auf einem Wappenmotiv und/oder einem Hofzeichen. Daneben sind die Namen des Dargestellten und seiner Frau und die Jahreszahl 1617 abgebildet. Trotz der geringen Abmessungen der Scheiben von etwa 23 cm Breite und 35 cm Höhe entfalten diese Kunstwerke bei geeignetem Lichteinfall ein leuchtendes, eindrucksvolles Bild. Auch die bei der Baden-Badener Auktion zurückerworbene Scheibe mit einer Oppenauer Ratssitzung unter Vogt Jeremias Rebstock (9 cm × 23 cm) zeigt jedes Detail.

Die Besonderheit dieser Zeitzeugen besteht darin, dass wir hier einige der namentlich abgebildeten Menschen kaum 14 Jahre nach deren Portraitierung als bedeutende städtische Persönlichkeiten jetzt als Angeklagte bei den Hexenprozessen, ja sogar bei den Hingerichteten finden.

Angeklagter Jakob Fieger

Wie schnell sich das Schicksal wenden kann, mussten Jakob Fieger und seine Frau erleben, deren Sinnspruch auf der Scheibe „Gott ließ sie jagen aus dem Garten, der Tod sollt fort hin ihrer warten (Gen. 3)“ bald Wirklichkeit werden sollte.

Jacob Fieger/Fieger Gerichtszwölfer 1617

<i>Bild:</i>	<i>Austreibung aus dem Paradies</i>
<i>Inschrift</i>	<i>Gott ließ sy jagen uß dem Garten Der Tod solt forthin ierer warten Gene 3</i>
<i>Namensfeld</i>	<i>Jacob Fieger gerichtszwölfer und Christina sein Hausfrau 1617</i>
<i>Hauszeichen</i>	<i>Schlachtbeil auf Dreiberg</i>



Jacob und
Christina Fieger

Im Kirchenbuch ist eingetragen:

Jacob Fieger, der Metzger aus der Gemeinde stiftete:
am Feste des heiligen Jakobus: 25 Schilling
für eine Messe: 4 Schilling
für St. Johann Pfarrkirche 21 Schilling
sowie später nochmals: 2 Schilling

Vergeblich: Jacob Fieger wurde am 24./14. September 1631 als „Hexer“ hingerichtet.

Aus der Prozessakte Jakob Fieger

JAKOB FIEGER, Burger allhier bekennt peinlich:
Vor etwa 12 Jahren ist ihm der böse Geist mitten in St. Peterstal in Mannsgestalt begegnet, mit dem er Geld wechselte, an welchem er einen Gewinn hatte. Nach einem halben Jahr begegnet er ihm dort wieder. Der Angeklagte hat dann Gott und die Heiligen verleugnet. Der Böse sagt ihm die auf der kleinen Ebene zu haltende Hochzeit an. Teilnehmer daran sind: Jakob Huobers Wittib im Sindelbach, Gertruda, Jakob Eckenfelsen Weib, Hans Bruckers Weib im Dorf, Hans Werners Wittib im Laibach. Der Buhl hat sich Vögelin, ihn aber Hans Wilhelm genannt. Mit dem Hagel verderben sie das Äckerich. 3 Wochen danach war der Angeklagte dann bei einer Hexenversammlung auf der Allmend. Vor etwa einem Jahr war er zum letzten Mal bei den Tänzen und zwar auf der kleinen Ebene und der Allmend. Der Verhörte widerruft einen angegebenen Teilnehmer. Sich selbst tötete er ein Schwein, ebenso Christ Hauern, desgleichen sich wieder ein Schaf.

Seine Tochter Katharina (verh. Kempf, Stein, Girodt) war Wirtin der Ratstuben in Oppenau, zog 1629 nach Freudenstadt. Dort ging 1632 von ihrem Gasthaus „Güldenene Barben“ der große Stadtbrand aus. Auch sie wurde der Hexerei angeklagt.

Angeklagte Gertrude Bechlin

Weiter ist Gertrude, Christman Bechlins Hausfrau mit Ehemann dargestellt.

<i>Bild:</i>	<i>Adam und Eva</i>
<i>Inscription:</i>	<i>Adam fieng ahn Pflantzen und Bawen zu Gott stellt er all sein verthrawen</i>
<i>Namensfeld:</i>	<i>Christma Bechlin gerichtszwölfer und Gertraut sein Hausfrau 1617</i>
<i>Hauszeichen:</i>	<i>halbes Zahnrad und Metzgerbeil</i>

Das halbe Zahnrad weist auf das Mahlrecht hin und das Beil auf den Metzgerberuf. Bechlin war wohl Stadtmüller und Metzger, also ein wohlhabender Mann.

*Gertraut Bechlin ist am 19. Januar 1632 als Hexe in Oppenau hingerichtet worden.
12/2 Dezember 1631*



Christman und Gertrude Bechlin

Aus der Prozessakte Gertrude Bechlin

GERTRUDE, Christman BECHLINS Hausfrau bekennt gütlich und peinlich:

Vor etwa zwei Jahren ist ihr der böse Geist in ihrem Hinterhaus in Gestalt eines Mannes erschienen. Sie segnet sich und er verschwindet. 3 Wochen danach kommt er wieder auf der Bühne zu ihr und sie treibt Unkeuschheit mit ihm. Sie verleugnet Gott und die Heiligen, behält sich aber den Erzengel Michael und den Hl. Johannes als Fürbitter vor. Er kündet ihr die auf der Allmend zu haltende Hochzeit an, zu der sie sich mit ihm per pedes begibt. Ihre Gespiele sind des Schmied Michels Frau und das schon hingerichtete Babele im Dorf. Bei der Hochzeit waren auch Martin Feßlin und Balduin Drehers Hausfrau, Afra. Sie hatten Fleisch und Wein, aber ohne Brot und Salz. Der Buhl hat sich Michel und sie Berta genannt. Aus dem Hagel wird nur ein Regen. Ein halbes Jahr später hat der Geist der Angeklagten dann einen Tanz vorm Städtlein bei der Linden angesagt, zu dem sie sich wieder zu Fuß begibt. Aus dem Hagel wird wieder nur ein Regen. In ungefähr einem halben Jahr war sie das letzte Mal bei zwei Tänzen auf der kleinen Ebene erschienen. Sie hatten Fleisch, Fisch und anderes, doch ohne Brot und Salz. Es kommt nur ein schlechter Hagel zustande. Der Buhl hat der Angeklagten auch ein weißes Stecklin zugestellt, mit welchem sie sich eine Kalbin geschlagen, ebenso ein Huhn. Mit dem Stecklein habe sie dem Jakob Nocken ein Ross tot geschlagen. Das hl. Abendmahl hat sie niemals verunehrt.

Im Kirchenbuch ist eingetragen:

gestorben im August 1635 Christman Bechlin aus dem Städtchen.

Angeklagte Margareta Mertz

Von ihr selbst existiert kein Bildnis, aber von ihrem Ehemann.

Eine wertvolle Kabinettscheibe konnte von der Stadt Oppenau in Baden-Baden zurückersteigert werden. Auf einer Bildgröße von nur 26 × 6 cm ist eine Ratssitzung in Oppenau um 1620 unter Leitung von Vogt Jeremias Rebstock in allen Details dargestellt. Jede Person ist perfekt ausgearbeitet und gut erkennbar in das Geschehen eingebunden.

Hans Mertz war der Gerichtsbote und steht am linken Rande der Szene. Eine Abbildung seiner Frau Margareta, die das Schicksal einer Hexe erleiden musste, ist nicht überliefert. Aber ihr Geständnis hat sich erhalten.



Ratssitzung um 1620,
links außen: Hans
Mertz, der Amtsbote

Aus der Prozessakte Margareta Mertz

MARGARETA, Hans Mertzen Hausfrau aus dem Städtlein bekennt gütlich:

Als sie sich sehr um das Kind ihres Sohnes, das sie aufziehen soll, gekümmert hat, ist der böse Geist in ihres Mannes Gestalt in ihre Stube gekommen. Als sie sprach: „Ach, allmächtiger Gott“, war er wieder verschwunden. Später kommt er wieder zu ihr in die Stube, wo sie ihm zu Gefallen ist. Nach ungefähr neun Tagen stellte er sich in seltsamer Gestalt wieder im Haus ein. Sie verleugnet Gott und die Heiligen, behält sich aber die Mutter Gottes und den hl. Johannes vor. Er sagt ihr die auf der Allmend zu haltende Hochzeit an. Sie geht zu Fuß dahin. Nennt Teilnehmer, die sie widerruft. Der Hagel geht leer ab. Ein viertel Jahr darauf stellt er sich wieder im Haus der Angeklagten ein und kündigt ihr einen auf der Allmend zu haltenden Tanz an. Als sie sagte: „Ach, allmächtiger Gott, ich kann nicht erscheinen“, ist er verschwunden. Etwa ein Vierteljahr später erscheint er ihr wieder und mit Geisfüßen und sagt ihr einen auf des Kesslers Matten zu haltenden Tanz an. Sie nennt wieder Teilnehmer, die sie widerruft. Acht oder 14 Tage darauf kündet er ihr wieder eine Versammlung auf dem Hürtzeck an. Vor etwa sechs Wochen ist sie bei ihren zwei letzten Tänzen auf der Allmend gewesen. Nennt wieder Teilnehmer, die sie widerruft. Mit einem von ihrem Buhlen erhaltenen Stecklein hat sie sich Hühner umgebracht. Sie sollte auch ihren Mann verraten, was sie aber nicht tat. Mit dem Stecklein hat sie den Thür Christian ein wenig angerührt, wovon er an einem Schenkel einen Schaden davon trug. Sie stimmt zu, dass dem Jerg Dieterlin eine Kuh, die sie schlagen sollte, von anderen umgebracht wird. Der böse Geist hat ihr auch vermeintliches Geld gegeben, das danach zu Hafenscherben wurde. Mit Einwilligung der Angeklagten hat die alt Schöchin dem Martin Feslin ein Kalb und die hingerichtete Serrerin dem Jerg Vischer ein Pferd umgebracht.

Im Kirchenbuch ist eingetragen:

10. September 1631 ist Margaretha, Hans Mertzens Weib, als Hexe hingerichtet worden.

Hans Mertz, der Bott, starb 1643.

Angeklagte Agata Feger

Auf einer weiteren Scheibe ist Agata, Hans Fegers Weib im Peterstal dargestellt

<i>Inschrift</i>	<i>Cain schlug seinen Bruder zuo Todt</i>
<i>Namensfeld</i>	<i>Hanß Feger gerichtszwelfer und Agada sein ehelich hausfraw 1617</i>
<i>Hauszeichen</i>	<i>HF</i>

Kirchenbucheintrag:

1629 den 27. Dezember ist gestorben Hanß Feger, Gerichtszwölfer aus dem Peterstal.

Am 28./18. Juli 1631 ist Agathe Feger als Hexe hingerichtet worden.

Aus der Prozessakte Agata Feger

AGATA, Hans Fegers Weib bekennt gütlich:

Vor etwa zehn Jahren ist ihr der böse Geist in ihrem Haus im Gang erschienen, wo sie ihm zu Willen war. Nachdem er hinausgegangen war, hat sie wohl gesehen, dass es „nit recht zugangen, denn er hat Gaisfuß gehabt“. Drei Tage später stellte sich der Geist bei ihr in der Kammer ein. Er drohte ihr und sie lässt ihn gewähren. Sie verleugnet Gott und die Heiligen, ausgenommen die Mutter Gottes und den Apostel Jakobus. Der Geist kündigt ihr die zu haltende Hochzeit an. Sie nennt mehrere Teilnehmer, die sie aber widerruft. Ihr Buhl hat sich Hans, sie aber junger Teufel genannt. Aus dem gesottenen Hagel wird nur ein Regen und Wind. Drei Tage danach, als sie nach Oppenau ging, ist der Angeklagten der Geist bei des Theus Börsichs Haus in grüner Kleidung begegnet. Als sie heimging, ist er wieder gekommen. Acht Tage darauf stellte er sich in ihrem Hause ein und kündigt ihr einen auf dem gemeinen Acker zu haltenden Tanz an. Auf einem weißen Stecklein verfügt sie sich dorthin. Der Wetterhafen wird durch die Tänzer umgeworfen. Wie hinaus, ist sie auch wiederum



Hans und Agata Feger

heimgefahren; dann ist sie auf einem schwarzen Ross hinter ihrem Buhlen zu einem Hexentanz nach der langen Matte geritten. Der Spielmann war ein alter Zitterschläger. Damals ist kein Wetter gesotten worden. Wie hinaus, ist sie auch wieder heimgeritten. Acht Tage danach war sie bei einer Hexenversammlung auf des Brunhansen Matten. Man hatte, damit das Gras gar welk und dürr wurde, einen Giftregen gesotten. Drei Wochen zuvor hat die Angeklagte mit einem Stecklein dem Hans Brunen im Tal eine Kuh geschlagen, dass er sie hat metzgen müssen, dem Hackerhansen hat sie ein Schwein geschlagen, das aber nicht verendete. Ihrer eigenen Tochter Gall Hodappen ein Kitzlein, Caspar Börsich ein Schweinlein, Xander Rothen vor Zeiten zwei Kitzlein, die alle abgingen.

Die Angeklagte hat alle von ihr angegebenen Personen widerrufen.

Angeklagte Maria Huober vom Haldenhof

Ein weiteres Zeugnis aus dieser Zeit des Hexenwahns und des Glaubens an die Macht finsterner Kräfte stammt aus dem Jahre 1681. 50 Jahre nach dem Tode der Haldenhofbäuerin ist das „Haldenhofkreuz“ an der Ortseinfahrt Oppenau-Ramsbach bei den Feldern des Haldenhofes zur Abwehr böser Geister errichtet worden.

Dieses Steinkeuz ist kein Gedenkkreuz, auch kein Sühnekreuz, sondern ein „Bannkreuz“. Der Hofbauer Michael Geltrich ließ es 1681 von dem Oppenauer Steinmetzen Zacharias Sepp, einem zugewanderten Tiroler, erstellen. Auf der Rückseite des Steinkreuzes ist ein Bannspruch eingemeißelt. Er lautet in der Übersetzung:

*Siehe da, das Kreuz des Herrn
Fliehet ihr bösen Geister!
Es hat gesiegt der Löwe aus dem Stamme Juda,
die Wurzel Davids.
Aleluja Aleluja*

Mit diesem Bannspruch sollten die bösen Geister über der Flur gebannt werden.

Aus der Prozessakte Maria Huber

Die als Hexe angeklagte Maria, Hans Huobers Weib zur Halden bekennt „peinlich“:

Vor ungefähr zehn Jahren, als ihr Mann sie zum Haus hinaus geschlagen hatte, ist ihr in des Mannes Gestalt der böse

Geist im Kuhstall begegnet. Nach drei Tage wieder im Krautgarten. Beide Male verschwand er wieder auf fromme Ausrufe. Drei Wochen danach, als sie in das Holz gegangen war, stellte er sich bei ihr wieder ein. Er drohte ihr und verschwand wieder auf fromme Ausrufe. Doch erscheint er wieder, und sie sollte Gott und die Heiligen verleugnen, was sie aber nicht tut. Er führte sie auf einem Stecklein zu der bei der allhiesigen Schießhütten gehaltenen Hochzeit, wo sie dann der schon hingerichtete Schuh-Christen mit der linken Hand zusammen gegeben. Des hingerichteten Schuh-Christen Weib und die hingerichtete Serrerin sind ihre Trauzeugen gewesen. Sie denunziert eine große Zahl von Personen. Ihr Buhl hat sich „Hemmerlin“, er sie „Mertzen“ genannt. Weil er sie vor beendeter Hochzeit heimgeführt, kann sie nicht wissen, ob etwas hat verderbt werden sollen. Mit einem weißen Stecklein hat sie auf der Straße 15 Kitzlein, auch eine Henne, getötet, in dem mit ihrem Buhlen getroffenen Contract ist verabschiedet worden, sie zu keinen weiteren Verderben oder Tänzten zu zwingen.

Der Teufel hat zu ihr gesagt: In Oberkirch gäbe es wenig fromme Leute, die nicht als Hexen enden würden. Er wolle deshalb keinen Anspruch auf ihre Seele erheben, wenn sie hier gerichtet würde. Er bekomme täglich viele.

Die Haldenhofbäuerin wurde am 13.08.1631 mit sieben weiteren Verurteilten hingerichtet:

Kunigunde, Kaspar Huobers Hausfrau, Barbara, Jerg Nocken Hausfrau, Agatha, Heinrich Schrantzen selig Tochter, Eva,



Das Haldenhofkreuz von 1681 mit dem Bannspruch

Hans Brunen Weib, Hans Brun, Barbara, Theus Börsichs Weib, Maria, Michael Schmieders Weib.

Maria Hubers Ehemann Hans ertränkte sich noch am Tage der Hinrichtung in der Rench.

Gutachten aus Straßburg

Ende 1631 wird das letzte vollständige Protokoll über das Malefizgericht vom 17/7 Dezember niedergeschrieben. Es wurde erst am 19. Januar 1632 verkündet und vollzogen. Diese letzten fünf Angeklagten wurden von Ankläger Göppel zur Erlangung gründlicher Wahrheit noch peinlich verhört, aber nicht mehr zum Tode verurteilt.

Schriftliche
Criminalistische Anlag
anstatt mündlichen
Receß.
Fürstlichen Herrn Commissary
undt Anwaldts Herman
Göppels JCF. auch ge-
schworenen Hoffgerichts Ad-
vocati zu Tübingen:
Contra
Martin Fresel, Annam
Caspar Börsichs, Christinam
Adam Riedels, Agatham
Xander Rothen und Agnes
Marx Schmieders Weiber
alle Oppenauer Gerichts
peinlich Beclagte

Schriftliche
Criminalistische Anlag
anstatt mündlichen
Receß
Fürstlichen Herrn Commisary
undt Anwaldts Herman
Göppels JCF. auch ge-
schworenen Hoffgerichts Ad-
vocati zu Tübingen.
Contra
Martin Fresel, Annam
Caspar Börsichs , Christinam,
Adam Riedels, Agatham
Xander Rothen und Agnes
Marx Schmieders Weiber
alle Oppenauer Gerichts
peinlich Beclagte

Die Anklage Göppel
gegen die letzten fünf
Beschuldigten

Verschiedene Gründe können die Stabhalter und Richter von Oppenau und Oberkirch zu der Einholung eines Rechtsgutachtens veranlasst haben. Aufklärerische Gedanken, kriegerische Ereignisse oder allmählich aufkommende Einsicht, dass die unter Folter erhaltenen Aussagen nicht als die Wahrheit betrachtet werden können.

Wie man aus dem Schreiben entnehmen kann, haben die Räte von Oppenau Protokolle eines Malefizgerichts zur Prüfung nach Straßburg gesandt. Die Antwort der Juristischen Fakultät Straßburg erfolgte umgehend.

Höfliche Anrede

*Denen Ersamen Achtbaren
 Und Verschiedenen Herren Stabhalter
 Und Richtern Zu Oberkirch Und Oppenau,
 Unsern lieben Und Guthen Freunden
 Unser Freundlich gruß und alles gutes sey euch hinwiderumb
 bevor, liebe Und gute Freunde, Was Ihr den 20/10 Jan neben
 Übersendung etlicher weniger Acten, Umb erlangung Unserer
 Rechtlichen Decision um Vorgefallenes Und Vielleicht auch ins-
 künftig mehr Zutragenden fällen, an Uns geschrieben, haben wir
 gestrigen Tages wohl empfangen, ohnverzüglich beratschlagt,
 Und dahin entschieden, wie auß beykommenden, neben berühr-
 ten wiederkehrenden Actis unter Unserer Facultät Insigell, buch-
 stäblich übernommen. Dafür muß von Zeigern, Vier Reichsthaler
 unserem genügen erlegt werden. So wir zur Nachrichtung nit
 haben sollen verhehlen.
 Uns damit allerseits göttlicher Bewahrung Empfehlende. Datum
 Straßburg den 24/3 Jan/Feb 1632
 Freund und gutwilliger
 Decanus Und anderer
 Doctores der Juristischen
 Facultät daselbsten.*

Das juristische Gutachten

*Demnach wir, der Decanus und andere Doctores der Juristen Fa-
 kultät, bei der Universität des Hl. Reiches freien Stadt Straßburg
 Richtern zu Oberkirch und Oppenau, durch Schreiben, neben etli-
 chen wenigen beigefügten Actis, mit Fleiß angelanget und ersucht
 worden, zuvordrist in specie in Sachen des fürstlichen Württem-
 bergischen Commissary, als Peinlicher Anklägers, an einem,
 wider Martin Fressel, Annam Caspar Börsichs, Agatham Alexan-
 der Rothen, Christianam, Adam Riedels, und Agneß Marx
 Schmieders Hausfrauen, als peinlich Beklagte, zum anderen
 Theil, Ob dieselben allein deswegen, daß sie respective Vier
 „Drey“ und Zweimahl von hingerichteten Hexenpersonen, als ob
 sie da oder dort bei Hexentänzen gewesen, gesehen wurden, mit
 scharfer peinlicher Frage zu examiniren seien; so dann in genere,
 wovon auch ins künftig in solchen Fällen, daneben dergleichen
 Zwey „Drey“ Vier“ oder mehrmahlige Angaben, sonst an Men-
 schen, Vieh, oder im andere Wege kein offenbares Verbrechen zu
 beweisen, oder ohne vorhergehende Tortur zu erhalten, man sich
 zu verhalten habe, unser rechtliche Decision zu ertheilen:
 So haben Wir hierauf fürs Eine erkandt, daß in Specie die Obge-
 dachten fünf Verhafteten Personen betreffend, diese bey so be-*

wandten Sachen, wie Im Schreiben Und den Actis vermeldet, nicht mit der Tortur zu belegen, sondern vielmehr angedeuteter maßen der Verhaftung auf erstattete Handtreue, sich jederzeit auf Erfordern wiederum zu stellen, zu erlassen seien, von Rechtswegen. Und fürs Andere ist in genere unsere Meinung dass nicht auf jedes bloßes angeben der Hexenpersonen, ob es auch schon mehrfach geschehen, jemand zu scharfer peinlicher Befragung zu verurteilen, sondern neben andern in Kayser Karls des V. Und des H. Reichs Peinlicher Gerichtsordnung artic. 30 erfordernten Umständen, solch Angaben auch so beschaffen sein sollen, dass es zu Erkundigung und Findung der Wahrheit Anlaß und glaubhafte redliche Wahrzeichen oder Anzeichen geben könne, dergleichen aber was von Erscheinungen bey Hexentänzen gesagt wird, insgemein nicht ist.



Siegel der Juristischen Fakultät mit Unterschrift des Dekans

Zu Urkundt, das dises wie obgemeldet Unsere Einhelliche Meinung, Haben wir Unserer Fakultät größtes Insigell hierbey aufgedrückt, Und Ich ihr Decanus im Nahmen des ganzen Collegy mit eigener Handt Unterschrieben.

Geschehen zu Straßburg

24. January Anno 1632

Georgius Davit Locamenus J.U.D. et P.P. Facult. Juris. L. t. Decanus

Das Ende der Hexenprozesse im Renchtal

Nach diesem juristischen Gutachten aus Straßburg sind die Hexenprozesse mit nachfolgender Todesstrafe in Oppenau zum Erliegen gekommen.

Allmählich kamen aufklärerische Gedanken zum Tragen, wie die des Jesuiten Friedrich von Spee. Der war als Beichtvater vieler zum Tode verurteilter Hexen zutiefst erschüttert über das unsägliche Leid dieser verurteilten Menschen. Er nannte die Hexenprozesse einen öffentlichen Skandal der Christenheit und ging persönlich dagegen an. Er schloss sein Buch „Cautio Criminalis“ mit den Worten: „Es gebührt mir nicht, unter denen zu sein, die der Prophet stumme Hunde heißt, die nicht zu bellen wissen.“

Angeklagte – Namensverzeichnis

Diese 52 Menschen wurden sinnlos umgebracht. Chronologische Folge.

1. M. MAGDALENA	∞	Georg Widmar
2. APOLLONIA	∞	Jakob Ruoff in Peterstal
3. ANNA	∞	David Walreins Witwe.
4. EVA	∞	Jakob Simler Ramsbach
5. BARBARA	∞	Adam Roth, Rüstenbach.
6. THOMAS		Huber nach Folter verstorben
7. MARIA	∞	Thomas Huber
8. GERTRUD	∞	Michel Braun auf dem Hirzig
9. MARIA	∞	Georg Vischer, des oberen Wirts
10. EVA	∞	Jakob Serrer vom Lehwald
11. ANNA	∞	Christian Mayer
12. CHRISTIAN		Mayer, der Schuhmacher untern Tor
13. KATHARINA	∞	Martin Huber aus dem Begelsbach
14. MARGARETE	∞	Hans Jakob Sandhas aus Oppenau
15. MARGARETE	∞	Gall Mayers in Peterstal
16. MICHEL		Braun auf dem Hirtzeck
17. AGATHA	∞	Hans Feger
18. MARIA	∞	Melchior Springmann
19. MELCHIOR		Springmann
20. KUNIGUNDE	∞	Kaspar Huberr Ramsbach
21. BARBARA	∞	Georg Nock vom Wernest
22. MARIA	∞	Hans Huber Haldenhof
23. AGATHA	∞	Heinrich Schrantz Oppenau
24. EVA	∞	Hans Braun Peterstal
25. BARBARA	∞	Theis Börsig in Peterstal
26. MARIA	∞	Michel Schmieder im Dorf
27. HANS Braun		in St. Peter
28. MARGARETE	∞	Hans Mertz in Oppenau
29. KLAUS Walter		im Gidensbach
30. MARIA	∞	Klaus Walter
31. SUSANNA	∞	Klaus Walter
32. MARGARETE	∞	Ulrich Fischer aus Ristenbach
33. URSULA	∞	Martin Lehmann Dettelbach
34. ANNA	∞	Jakob Leonhard
35. HANS		Nef, Beck in Oppenau
36. GERTRUD	∞	Jerg Braun vor dem oberen Tor
37. BARBARA	∞	Theis Schremppen Tochter aus Ibach
38. THEIS		Schrempp aus Ibach
39. EVA	∞	Jakob Dittel aus Diebersbach
40. ROSINE	∞	Theis Schrempp in Ibach
41. BARBARA	∞	Michel Spinner aus Oppenau
42. BARBARA	∞	Thomas Keßler seligen Tochter
43. THOMAS		Guotschalt im Dettelbach
44. MARIA	∞	Michael Erdrich = Giedensbach

45. OTTILIA	∞	Andreas Spinner
46. JAKOB		Fieger Oppenau
47. MARGARETE	∞	Michel Schoch Witwe
48. KATHARINA	∞	Hans Bruder Wwe in Freyersbach
49. MARIA	∞	Klaus Harter Eckenfels
50. BARBARA	∞	Georg Harter Steinenbach
51. GERTRUD	∞	Christmann Bechlin
52. CHRISTINE	∞	Georg Fritzsich im Freyersbach

Anmerkungen

Beide Wesen = Verwaltungsgemeinschaft der Gemeinden Oppenau und Oberkirch bis 1665

Besiebung = nochmalige Wiederholung des Geständnisses vor dem Richter und sieben Zeugen

Doppel-Datum = In Württemberg galt der Julianische Kalender, im Bistum Straßburg der Gregorianische Kalender. Beispiel: Fr. 05. Oktober 1620/Fr. 15. Oktober 1620

Gericht = damalige kleinräumige politische Gemeinde

Gerichtstag = ist der Tag, der für die Verhandlung von Rechtsstreitigkeiten vom Gericht bestimmt wird

Hexensabbat = geheimes, nächtliches, festartiges Treffen von Hexen mit dem Teufel an einem abgelegenen Ort

Hexentanzplatz = Hexenhochzeitsplatz Ort, wo sich die Hexen mit dem Teufel trafen, um Hochzeit zu feiern

Malefizgerichtsbarkeit = Blutgerichtsbarkeit, die über schwere Delikte wie Mord, Totschlag, schwere Unzucht und Zauberei zu richten hatte

Nachrichter = Scharfrichter (Matthäus Ostertag zu Oberkirch)

Peinliche Befragung = Vernehmung unter Einsatz der Folter

Schadenzauber = Bestandteil des Hexenbegriffs. Mit bestimmten Zaubermitteln wie z. B. Kräuter, Salben, Zaubersprüchen und Berührungen konnten Hexen Menschen und Tiere schädigen oder töten

Stabhalter = trägt einen Stab als Zeichen der richterlichen Würde oder der befehlshabenden Gewalt

Styli novi = meint den Gregorianischen Kalender

Teufelsbuhlschaft = Eheschließung und sexuelle Beziehung mit dem Teufel

Teufelspakt = Teufel gewährt dem Menschen im Diesseits Zauberkraft gegen dessen Seele im Jenseits
Der Schelmenturm nach Josef Walz Druckrechte bei: „Oberkirch-Alte Stadt e.V.“

Mein besonderer Dank gilt Herrn Wolfram Brümmer für die umfangreiche technische Unterstützung und die Bereitstellung der Fotos der Glasgemälde Scheiben.

Hexenprozesse im Harmersbachtal

Karl-August Lehmann

Eines der finstersten Kapitel der beginnenden Neuzeit ist die Geschichte der Hexenprozesse. Auch im Harmersbachtal grassierte dieser „Hexenwahn“ und fiel hier auf fruchtbaren Boden.

Die Initiative für Anklage und Prozessführung lag anfangs nicht beim Gericht des Reichstals; es war auch in der Folgezeit nicht immer allein Herr des Verfahrens. Zu jener Zeit war das Tal immer noch verpfändet.¹ Die überwiegend aus dem Elsass stammenden Familien, die durch Erbfolge die früheren Pfandherren ablösten, griffen immer wieder willkürlich in die Rechtsprechung des Tales ein. Der Gengenbacher Abt und das Talgericht – Vogt und Zwölferrat – verloren weitgehend ihre Kompetenzen. Die Pfandherren sahen hier auch eine willkommene Gelegenheit, sich zu bereichern.

Die erste verbriefte Hinrichtung einer „Hexe“ datiert aus dem Jahre 1573. Appolonia Obrecht wurde im Juli *wegen zauberey u. geübten hexenwerckh alhie vom leben zum todt gebracht*.² Dabei haben es die Hinterbliebenen, zu denen auch ihr Sohn Jacob gehörte, als besondere Gnade empfunden, dass die Pfandherren nicht, wie sonst üblich, das gesamte Vermögen einzogen, sondern nur 360 Gulden beanspruchten, um den Rest zur *leibnarung und notturft* der Erben zu verwenden. In vier Raten bezahlte Jacob Obrecht bis 1577 die geforderte Summe.

Wie Appolonia Obrecht war auch ihre Mitbürgerin Dorothea Bruder Witwe, die bereits zwei Jahre früher der Hexerei beschuldigt worden war. Unter der Folter hatten in Gengenbach mehrere Personen gestanden, sie sei ihre Gespielin gewesen.³ Auch ihre Schwester Barbara war in diesen Verdacht geraten.

Dorothea schmachtete zwei Jahre im Verlies der Pfandherren. Aber sie gehörte schließlich dennoch zu den scheinbar Glücklicheren, denen noch Schlimmeres erspart blieb. *Angesehen die vielfaltig emsig meinthalben beschehen bitt und andere umbstand* wurde sie nach Ableistung der Urfehde auf freien Fuß gesetzt. Sie musste schwören, sich weder bei den Pfandherren noch bei der Talobrigkeit und deren Helfern für die erlittene Haft zu rächen oder Regress zu fordern und gleichzeitig versprechen, nie mehr das Tal Harmersbach zu verlassen.

Bei einem Verstoß wäre sie der Ungnade der Obrigkeit verfallen.

Jahre später hätte sie wohl nicht mehr auf eine Begnadigung hoffen dürfen, denn die Jagd auf „Hexen“ begann jetzt erst richtig anzulaufen. Dies zeigen die *Hexenfrevel*, die an die Pfandherren abzuführen waren. Von 1573 bis 1594 kassierte Sebastian Zorn von Bulach aus seinem Einflussbereich 1.400 Gulden *von den Unholden*.⁴ Dass mitunter die persönliche Bereicherung im Vordergrund stand, belegt ein Hinweis in den Harmersbacher Akten, *es seye auch noch ein reicher Mann im geschrey, den man baldt einziehen werde*.⁵

Wie in der Herrschaft Harmersbach (unter Anleitung der Pfandherren) ein Hexenprozess ablief, ist in einem Gerichtsbuch aus dem Jahre 1597 geschildert.⁶ Gerade hier zeigte sich, dass man im Harmersbachtal zu jener Zeit vorwiegend solche Mitmenschen der Hexerei beschuldigte, die zugezogen waren oder weitab der dörflichen Gemeinschaft als „Sonderlinge“ wohnten. Auf Veronika N. traf beides zu.

Am 18. Mai 1597 wurde Veronika, *des kohlbreunners hausfraw*, vor das Gericht geschleppt. Bei der ersten Vernehmung gab sie an, aus Frankreich zu stammen und 24 Jahre alt zu sein, *welches doch in wahrheit mehr ist*, wie der Protokollant rechthaberisch anmerkte.

Sie bekannte von sich aus, dass sie Mathiß Beilsteins Haus angezündet habe. *Alß sie aber kein umstand und weiters nicht bekennen wollen*, hat man sie nach ausführlichem Verhör dem Nachrichten anbefohlen. Sie wurde angebunden und *uff des geringste uffgezogen*. Es reichte, um das gewünschte Geständnis aus ihr herauszupressen.⁷

Vor sechs Wochen, so bekannte sie unter der Folter, sei ihr beim Waschen ein übel bekleidetes Weib begegnet, das sie kurze Zeit später mit zwei Männern in ihrem Haus aufgesucht habe. Sie hatten ein *kleines kindtshändlin, des hett an allen fingern bis uf einen gebrennt*. Durch Berühren dieser Hand sei sie in deren Gesellschaft aufgenommen worden, habe Gott den Allmächtigen verleugnet, *sich des bösen feindt durchaus ergeben ... darauf sie auch dem einen unter solchen beeden alsbald zu seinem willen geworden*.

Die nächtlichen Besucher hätten sie schließlich angeleitet, besagtes Haus binnen acht Tagen anzuzünden. Man habe ihr auch Salz gegeben, und sobald sie dieses gebraucht habe, sei es ihr vorgekommen, als müsste sie alles verbrennen.

Wie von den geheimnisvollen Besuchern gewünscht, sei sie Tage später *zur Capell* (welche, wird im Gerichtsprotokoll nicht erwähnt) gegangen *und uff der weg einen baumschwommen fun-*

den, welcher feurig gewesen. Sie habe ihn auf Geheiß der alten Hexe aufgenommen und in den Ochsenstall des Beilstein geworfen, worauf Feuer entstanden und die ganze Hofstatt verbrannt sei. Sie behauptete allerdings, das Feuer hätte sich nicht entfachen können, wenn die beiden Männer nicht nachgeholfen hätten.

Befragung und scheinbare rechtliche Prüfung zogen sich über mehrere Tage hin. Am letzten Maitag 1597 stand Veronika schließlich vor dem Harmersbacher Gericht. Die beiden Anwälte der Pfandherren, Sebastian Madern und Balthasar Junius, vertraten im Auftrag ihrer Vorgesetzten die Anklage, *weil ihre bekonnthnußen und thaten hoch- und leibstraflich vor Vogt und Gericht um leib und leben anlaget*. Gemäß kaiserlicher Rechte und des *heyligen Römischen Reichs halßgerichts ordnungen* habe man über sie zu urteilen.

Durch Michael Armbruster, einem Mitglied des Zwölferrats, wurde vorgebracht, ihre Selbstbezeichnung, Gott und die Heilige Dreifaltigkeit verleugnet zu haben, sei *aus marter und angst beschehen ... sonsten sey sie der verlesenen clag gestendig*. Veronika hoffte nach dieser Fürsprache auf ein *guetigen verfell*, da sie eine *gute zeit im gefänknuß zubracht* und glaubte, wegen der erlittenen Misshandlungen seien die Vorwürfe abgegolten.

Die Herren Anwälte ließen nicht locker. Die Richter sollten nach den ihnen bekannten Artikeln urteilen. Veronika bat nochmals um ein gnädiges Urteil, wohl ahnend, was ihr bevorstand. Und in der Tat fiel das Urteil auch so aus: *... einhellig erkannt, daß sie umb irer bekanthten und gestenden delicten und mißhandlungen mit dem feuer vom lebens zum todt gerichtet werden solle*.

Auf Knien flehte die Verurteilte, man möge *umb gotts willen* eine Milderung der Strafe walten lassen, was auch den anwesenden Talherren hinterbracht wurde. Veronikas Mann und ihr Sohn sprachen bei der Obrigkeit vor und baten um Gnade. Die Herren gaben ein Beispiel an *zirlicher und milter angeborener guettigkeit*. Statt der Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen sollte sie durch das Schwert gerichtet und anschließend begraben werden.

Das Protokoll schließt mit den Worten:

Dessen sie arme zum höchsten sich bedankht, und uber der der Stab zerbrochen und alsbalden sie dem nachrichter anbefohlen worden, solcher begnadigung nach mit ihr zu verfahren und exequiren. Wie alsbalden sie denselben tags ... zum exempel und abschrecken und zu bewegender Besserung der bößen mit dem

Schwert gerichtet worden. Gott sei der armen Seele gnädig und barmherzig.

So ähnlich dürften die Prozesse abgelaufen sein, die sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wegen Zauberei, Giftmischerei und Hexerei häuften. Männer und Frauen wurden im Harmersbachtal *propter magiam per ignem ad coelos* geschickt (wegen Magie durch das Feuer zum Himmel; der Verf.). Wegen der zahlreichen Verhandlungen entbrannte zwischen Pfandherren und Talgericht ein heftiger Streit um die Zuständigkeit. Hintergrund war hierbei vor allem die Verteilung der Frevelgelder. Da stand unter anderem der Vorwurf im Raum, die Harmersbacher hätten *verschiedene persohnen wegen beschuldigter zauberey eigenthätiger weiß zuegriffen, einzuziehen undt peinlich zue fragen, sondern auch als maleficanten unverantwortlicher weiß mit feuer und schwerdt und darzue gar geschwindt hinzurichten erkhünet*.⁸

Den willkürlich Angeklagten konnte es letztlich gleichgültig sein, wer ihre peinliche Befragung angeordnet hatte und schließlich das Todesurteil über sie sprach. An ihrem Schicksal änderte das nichts. Nachweislich wurden, auch unter alleiniger Mitwirkung des Harmersbacher Gerichts gerade während der Jahre des Dreißigjährigen Krieges und unmittelbar danach, vor allem in den Perioden 1610–1625 und 1640–1657 insgesamt 71 Frauen und 11 Männer (darunter ein Ehepaar) als Hexen und Hexenmeister hingerichtet. Weitere neun nicht näher beschriebene Personen wurden wegen derselben Anschuldigung *justificirt*. Die überwiegende Mehrzahl der so Beschuldigten hat man verbrannt. 1660 ist Hans Damm als vermutlich letztes Opfer dieses Wahns hingerichtet worden.⁹

Zwei Fälle aus dieser Zeit verweisen auf einen anderen Ausgang der Verhandlung als die Hinrichtung. 1625 hat *Georg Wißbert umb der zauberey eine zeitlich strafferlitten*.¹⁰ Sein Überleben hat er einem Handel zu verdanken, der den Pfandherren den „Todfall“ einbrachte, den bei einer Hinrichtung sonst der Gengenbacher Abt kassiert hätte. *Salome Lehmännin* konnte sich im Jahr 1604 über ihre Entlassung aus den Fängen ihrer Peiniger kaum freuen. Ebenfalls *umb der hexery bezüchtigt worden, weyl sicher nichts begründtlich erfunden lassen wöllen, des thals verwiesen worden*. Auf Gengenbacher Hoheitsgebiet ist sie kurz darauf gestorben, vermutlich an den Folgen der brutalen Folter.

Zu welcher Verzweiflungstat eine Frau fähig war angesichts des zermarterten Körpers und des zu erwartenden Feuertodes, soll ein Fall aus dem Jahre 1657 zeigen: *ein weib, ein hex, sich*

selbst im gefängnuß mit muthwilliger weißen ein bein in halß gestoßen und federn darzu gestoßen und sich am zinstag in nacht (einen Tag vor dem Prozess, der Verf.) gegen den Mittwoch morgen umbracht.

Allmählich ebte die grausame Verfolgungswelle ab. Nach und nach war es nicht mehr gleichbedeutend mit Folter und Tod, eine Verbindung zur Magie anzudeuten oder jemand der Hexerei zu beschuldigen. Relativ harmlos endete ein Verhör vor dem Rat im Jahre 1657, in der Kinder die Frau des *Simon Wigerts* beschuldigten, sie beherrsche das Hexenwerk und habe damit *ein Oxen und eine Kuh zu Enterspach geritten*. Dieser nicht ungefährlichen Anschuldigung aus Kindermund maß der Rat keine weitere Bedeutung bei. Um jedoch künftigen Missverständnissen aus dem Weg zu gehen, forderte der Rat die Frau auf, binnen zwei Monaten das Tal zu verlassen.¹¹

Wie tief der Aberglaube saß, wie stark Phantasien über Magie und dunkle Kräfte bei dem einen oder anderen immer noch vorhanden waren, zeigt ein Protokoll aus der Ratssitzung vom Mai 1686. Michael Lehmann beantragte im Namen *E. E. Außschutz vor der burgerschaft umb des alt und wohlhergebrachte kayserliche Recht zu gebrauchen angehalten, daß man das Üble oder Laster der Zauberey strafen solle*.¹² Mit seiner Forderung hatte er keinen Erfolg. Selbst als einige Tage später eine ältere Frau als Hexe gerufen wurde, gab es keine Anklage gegen die Frau, sondern der Verleumder musste eine Geldstrafe zahlen und *noch dazu ins heißle*.

Latent war eine gewisse Stimmung immer noch vorhanden, wie die Aussage des Mathias Schüle 1724 belegt, *wann er vogt wäre, er vor allen dingen hexen brennen wollte, da er befragt wurde, ob er dergleichen wüßte, er repliciret, daß er dergleichen genug wiße*.¹³

Abkürzungen

GLA Generallandesarchiv Karlsruhe

Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte der Verpfändung des Harmersbachtals: Lehmann, Karl-August: Harmersbach. Die Geschichte eines Tales, Bd. 1, 1139–1812 (1989), 63–82
- 2 GLA 33/25, 1573, IX.2
- 3 GLA 30/108, 1575, IV.15

- 4 GLA 229/38 805, fol. 9, fol. 45
- 5 GLA 229/38 804, V, 1562
- 6 GLA 67/1526. Der Familienname der beschuldigten Veronika wird nur mit N. angegeben. Da die Pfarrbücher erst mit dem Jahr 1643 beginnen (ältere Bestände sind während des Dreißigjährigen Krieges verbrannt), lässt sich der Name nicht mehr rekonstruieren.
- 7 Beim Aufziehen wurden die Hände des Beschuldigten auf dem Rücken zusammengebunden. Das Hochziehen führte zu einer extremen Überdehnung der Muskeln oder auch zum schmerzhaften Auskugeln der Schultergelenke. Des Weiteren wurden an die Füße des Opfers oft Gewichte gehängt.
- 8 GLA 229/38 804; V,1652; ein weiteres Schreiben über diesen Sachverhalt belegt, dass im Reichstal Harmersbach 13 Personen *auch examinirt, tormentiert* (gequält/gefoltert; der Verf.) *und durch daß feuer öffentlich vom leben zum todt hinrichten lassen.*
- 9 Zu diesen Hexenprozessen: GLA 66/2811; 67/1526; 202/610; 229/38 673; 229/38 804 V; 229/38 805; 229/38 806 I
- 10 GLA 66/2811
- 11 GLA 61/5828
- 12 GLA 61/5828
- 13 GLA 61/5832

Etwas aus elsässischen Quellen über das Hexenwesen in der Ortenau

Louis Schlaefli

Nach den Angaben Grandidiers,¹ ehemaliger Bistumsarchivar, befanden sich in dem ihm anvertrauten Archiv etwa 7500 Blätter über das Hexenwesen², Akten, welche natürlich auch die Ruralkapitel der Ortenau und die Besitzungen der Bischöfe von Straßburg im jetzigen Baden betrafen. Die Hexen hätten sich gewöhnlich auf dem Kniebis versammelt.³ Etwa 5000 Personen seien im Bezirk des Bistums auf dem Scheiterhaufen umgekommen. Das erste Beispiel, das er in dieser Sache nennt, betrifft Sasbach, wo 122 Personen in einem Jahr verbrannt wurden: *„Depuis 1615 à 1635, il a régné dans la Justice générale de l'europe et surtout de l'évêché comme une espèce de contagion. Il n'était pas rare dans la même année de voir dans le même village cent personnes brulées comme convaincuës du crime de Sorcellerie. Dans le seul village de Saspach, il en eut 122 en une seule année.“*⁴ Die Akten dazu befinden sich nicht mehr in Straßburg: was spezifisch Baden betrifft, wurde ausgesondert und schon längst nach Karlsruhe verlagert.

Nur vereinzelte Angaben über andere Orte konnten wir in den Archives Départementales du Bas-Rhin ausfindig machen.

I. Ein Hexenmeister, Hanß Burk, „im Dettelbach sesshaft“ (1574)

Aus einem Schreiben des Amtmanns von Oberkirch (8. März 1574) entnehmen wir Folgendes: *„Hanss Burgk eingezogener und bezichtigter hex zu oberkirch“* betreffend: *„das er Hanßen Burk im Dettelbach sesshaft der von menniglich mit der hexereien beschwebt (behafft?) und sein eigen gesind das er mit dem Vieh zuschaffen ohn allen schew aussgeben, die auch eins theils solches von Ime gesehen ..., gefenglich einziehen und gütlich und (?) fragen lassen, der bekhannt wie mit ... er sich zu vorhahn (?) dieweil er vielleicht an der bezüchtigten Hexereien nicht sogar unschuldig sein würdet.*

Sol dem ambt geschrieben werden, diesen gleichfalls peinlich fragen zulassen und was er bekhenne wirdt hier übersenden Ime seines halth auch ferneren wiss mogen zugelten ob er Jhe mehr mit dem Vieh zuthun ... und der hexereien befragt was inen darzu ..., und ob die sich Gotteshuldigung gegen dem bösen feind begab und wie alles

sich zugegangen“⁵ (ABR 1 G 177/2c, 40vo). Handelte es sich hier um Hexerei oder nur um Bestialität?

II. „Wie mit den malefizischen Personen halb zu Rust gehalten wird“

Aus einem Bericht (23.06.1576) des Amtmanns zu Ettenheim ist zu entnehmen, dass *„wan malefizische Personen auf deren von Rust boden ergriffen, das dieselbige Jederzeit einem Amtmann zu Ettenheim gelieffert worden, und nit allein Rust in meines gnädigen Herrn (des Bischofs) hoher obrigkeit, sondern daneben auch Altorf ..., den von Endingen zustendig, münchweier dem Prelaten zu Ettenheimmünster zugehörig und ein dorf münsser (?) genant halb Geroldseckisch und halb dem Prelaten zu Ettenheimmünster, alß wan blutgericht gehalten, werden aus gemelten dörfferen auß jedem zwo Personen erfordert, die neben eim Rate zu Ettenheim das gericht besetzen ...“* (ABR 1 G 178/6).

III. Hexen in Stauffenberg und Ulm (1578)

Am 27.06.1578 hat Melchior Widergrün von Stauffenberg *„zwei Weibspersonen der hexereien halb verbrennen lassen, die und anderen Iren begangenen Ubelthatten drei Weibspersonen darunder die zwei daselbst und die dritt zu Ulm wohnhafft angeben, und besagt laut Irrer Vergicht, bit bescheid dieweill diese weiber hievor hefftig beschreiet, Und bei menniglich der hexerei halb im Verdacht, wes er sich in diesem fall gegen Inen erweisen sol, dieweill Riexenheimer bericht thut, dz die zu Ulm allbereitt außgeschritten (?), Und obwohl die andere Im geschrei, dennoch noch niemandts kündtlichs beleidigt, noch Kinder noch Vieh gethött. So soll der Amtmann sehen, ob er dieselbige auch hinweg weisen khönne.“* (ABR 1 G 178/9 [Inner Bezeichnung: 1 G 178e, 88, f. 19 vo])

IV. Ein junger Hexenmeister aus Freistett: Mathias Schütz, 7 Jahre alt (1638)

Unter den Akten der „Régence Episcopale de Saverne“ befinden sich Zeugenaussagen und ein Brief, Mathias Schütz, einen 7-jährigen Knaben aus Freistett betreffend. Es könnte sich um ein Waisenkind handeln, da von seinen Kostgebern die Rede ist. Vielleicht auch arbeitete er schon in einer Familie, um seine Kost zu verdienen.

Am 27. Juli 1638 sagen folgende Zeugen gegen ihn aus:

- Georg Kiefer hat ihn *vor 10. dagen eines Morgens unter der Betlade seines kranken Sohns gefunden, und herfür gezogen, alß wann all er Todt were, und sich allerdings nit regen wollen, beÿ dem sie etlich stücker brod gefunden, darauf Ihne hinunder Uf den Platz getragen, da er noch in einer stunden nicht zu Ihme selbsten kommen.*“
- Georg Sermersheim, *burger und Balbierer zu Renchen, anjetzo sich alhier aufhaltend „erzählt“ daß vor ungefahr 9. dagen ermelter Jung In Lienard Wagners deß Beckhen hütten khommen ... , habe das kensterlin geöffnet und eben etwas herauß ziehen wollen.* Offenbar wollte der Junge Brot stehlen. Der Barbierer hat ihn angeschrien und er ist entwichen. Er und der Beck haben ihn überall gesucht und nirgends gefunden, *bis sie entlich zu seinem jetzigen Costhalter ... für sein Hütte kommen, Ihne wa sein Jung seÿe befragt, welcher Ihnen geantwortet, Er lige in seinem Bett, seÿe auch diße nacht gewiß nicht hinauß kommen, dan Er selbsten, schon lang mit ihme geredt, und auch gebettet ...*
- Lienard Wagner, der Beck, erzählt dieselbe Geschichte. Dabei befindet sich ein vierseitiger Brief an die Bischöflichen Räte in Oberkirch, unterzeichnet von Philipp Würffel, Schultheiss, *signatum Haggrün den 28. Juli Anno 1638.* Dieser wurde beauftragt, den Jungen zu examinieren, was er *In persönlichem beÿwesen Jacobi Sigelii⁶* tat. Zuerst gibt er eine interessante Angabe über die Pietät des Jungen, wie er *daheimen und in der Kirchen die zehen Gebotte, daß Vatter Unßer, und andere Gebetter mehr zu betten ...* Seine Angaben seien jedoch verworren, wenn er die Anwesenden am Hexentanz oder Zeugen enumeriert: *Uff einmal hatt er mehr Mann, Weiber und auch Kind angegeben ... so beÿ und mit Ihnen gewesen. Gleich darauf hat er weniger genannt und etliche nicht mehr gestehen wollen ... Also daß wir aus solchen seinen seltsamen unbeständigen reden, unß gar nicht verrichten, ja schier nichts, recht gründlichs oder glaubliches darauß abnemmenn könnten.* Der Teufel habe niemals *begert, daß er sich Ihme ergeben oder versprechen solte.* Unter der Drohung hat er dann angegeben, *daß vorm Jahr ungefar, alß er zum Michel Newstetter von Freÿstett in Kost kommen, habe Maria deßen haußfraw Ihne einmal beÿ nächtlicher Weil Uf einer geiß mit ihro naher Straßburg gefürt, alda viel hering und stockfisch abgeholt, solche miteinander im Maywald kocht und gessen, nach beschlossenen Imbiß, auß allerhand federn und speckh etliche raupen gemacht, solche in die Nester zusammen geschüttet; hernacher noch etwan 3. oder 4. mal mit ihro gemüßt ... und wan er nicht gleich fort gewolt, hat ihne ein schwarzer hundert übel gebißen ...*

Seit er aber auß diesem Costhauß kommen, sey er nicht vil mehr von ihro Maria geplagt oder geholt worden, als vor 4 Wochen..., seyen auch selbige nacht zu Straßburg gewesen, mehr andere Essensspeiß darinnen abgeholt. Item vor 3 Wochen ungefar, hat mehrgedachte Maria Ihne in des Kiefer Jergen Hütten, in sein schlafCammer geführt, under sein bettladen gestoßen umb Mitternacht Zeit, und Ime ein Commißleiblin zu essen geben, Er dieselbe nacht darin ligen pliben, und darüber hart entschlafen, daß er nicht weiß, wie er des Morgens widerum herauß kommen; daß er aber die nacht hernacher auch in des becken hütten kommen, und uber dem kensterlin geweiß seye undt etwas herauß nemmen wollen, und darüber verjagt worden, wolle er gantz nit gestehen.

Offenbar hat der Schultheiss ihm die Angaben der oben genannten Zeugen vorgelesen, dann hat er ihn befragt, *wer die seyen, die also bey nächtlicher Weyl pflegten zuesammen zu kommen; darauf Er, wie oben gemeldet, zwar ungleich und einmal mehr, daß ander mal weniger persohnen, und jedoch zweifelhaft angeben: und seind diese wie volget:*

- Michel Neÿstetter genant und sein fraw, Maria,
 - Daniel Widrecht, der baur, sein fraw undt Kinder,
 - Hanß Hätz, sein fraw undt Kinder,
 - Caspar Wagner, sein fraw undt Kinder,
 - Clauß Cramp, seine Söhne und Töchtern,
 - Hanß Dolckh, Fischer Lentzen Hanß genant,
 - Hanß Kiefer, sein fraw undt Kinder,
 - Gallen (?) Geörg undt sein fraw,
 - Diebolt Lusch und sein fraw,
 - Hanß Widrecht,
 - Geörg Riff,
 - Geörg Widrecht,
 - Hanß Hag, der Ledige,
 - Michel Hügel und sein fraw,
 - Philips Scheit, von bischen,
- alle von Freÿstett (ABR 2 B 26/38).*

Außer dieser Liste der vermutlichen Hexen und Hexenmeister aus Freistett scheinen die Geständnisse des Knaben ziemlich harmlos. Wahrscheinlich hatte er dann und wann – nicht unbedingt auf einer Geiß! – seine Kostgeberin nach Straßburg begleitet und diese Einkaufsreisen in Hexenreisen umgeträumt.

Warum ist immer die Rede von Hütten? Um diese Zeit war Freistett verwüstet und die Häuser womöglich durch Hütten ersetzt. Ein Lokalhistoriker kann gewiss die Sache erklären.

Die Sache hatte schwere Folgen für den jungen Hexenmeister, wie wir es durch andere Akten erfahren werden. Viel später, am 8. Oktober 1644, wird er in einem Brief des Pfarrers von Freistett, in einer anderen Angelegenheit erwähnt: *„It. Matthiſſ Schutz, so vor 5. Jaren des Lands verwiesen worden, seÿ auch dabei, hatt vil pferdt umbbracht als dem Theobald Kha ein schimmel, dem Hanß Jacob Widerecht ein pferd umbbracht und anderen mehr“* (ABR 2 B 27/27). So wissen wir wenigstens, dass dieses Kind nicht auf dem Scheiterhaufen endete.

Dass Kinder in Hexenprozessen verwickelt wurden, ist für uns keine Neuigkeit, da wir schon viel in unserem Werk über das Hexenwesen in Molsheim⁷ erwähnen konnten. Inzwischen haben wir neue Akten gefunden, in denen auch wieder Kinder verwickelt waren; so können wir behaupten, dass auf 76 Personen, welche wegen Hexerei in Molsheim verbrannt wurden, sich wenigstens 30 Kinder, aus Molsheim selbst und aus der nahen Umgebung, also 40%, befanden.⁸

V. „Cappler⁹ Malefitz Protocoll über Agatha, Wittwe von Michael Spät, Ehefrau von Anderle Männeren (Andreas Männer) aus Waldulm“ (1640)

Mehrere Teile – jedoch nicht alle – der ordentlichen Prozedur der Zeit sind gegen sie aufbewahrt: *Indicia*, Denunziationen, Verhörung; es fehlt das Urteil.

A. *Indicia*

Zuerst werden in den früheren Hexenprozessen Angaben (*indicia* genannt) gegen die vermutliche neue Hexe ausgesucht und gewöhnlich auch gefunden, wie hier:

1. Eva Jung, Ehefrau von Jacob Fischer, *„welche den 20. Julii Anno 1631 justificiert worden, hat bekandt ... das vor ungeuor 3. Jahren 14. tag nach Ihrer Hexen Hochzeit, Sie auf den Vogelsperg gefahren, alda neben anderen HexenGesellschaften des alten Spätten frauw gefunden; der hafen darin ein Hagel zu verderbung deß Eckerichts gesotten umgeschütt worden, daraus also nur ein regen erfolgt“*.
2. *„Barbara Rinksmiden des Meßners frauw, welche mit obiger Eva justificiert worden, hat bekandt ..., das vor 10. Jahren 4 wochen*

hernach... beim Guettleüthhauß Sie Ihr Hexen Hochzeit gehalten, darbey neben andern auch gewesen Michael Spätten frauw. Habe damahlen alles in gemein verderben wollen, aber der Haf-fen seye durch Hans Bonen umbgeschütt ... , aber doch ein großer Regen darauß worden, daß es die Reben verflöß, und großen schaden gethan.“

3. *„Maria, Conrad Bergners weib, welche am 11. Augusti anno 1631 justificiert worden, hat bekandt ... das vor ungeuor II. Jahren in 4 wochen hernach, als Sie in ihren Reben gefasset?), seye der böße Geist in gestalt einer schwartzen Maus zu Ihr kommen, habe gleich mit Ime hochzeit halten müessen, darbey neben andern gewesen Michael Spätten frawen, haben nichts dan wein zu trincken gehabt.“*
4. N.N. Es handelt sich hier um die Angaben einer Hexe, deren Name unbekannt ist, weil das erste Blatt fehlt. *„Bekandt ferners, das in dem Wirts hauß zu WaldtUlm abents umb 9. Uhren Sie bey einer Hexen versammlung gewessen. Da Sie hien kommen, hatte Sie wieder ... obiges Michael Spatten frauw gesehen; damalen seye nichts verderbt worden, der böse feindt seye oben am tisch geseßen in schwartzer Kleidung ... Die andere hexen versammlung seye verschienen früeling, bey deß Michael Spätten Hauß gehalten worden, alhie Sie Ihr Mann kommen heißen ... Damahlen habe Sie die Reben, Obs undt Eckerisch verderben wollen, aber der haf-en seye durch Michael Spätten frauw umbgeschütt worden, alß das ein Schnee darauß eruolgt, und gar kalt gewessen. Der dritte hexen tanz seye wider in gemeltem Wirts hauß gewessen alhien die obgemelte Spättin, sampt voriger gesellschafft gangen ... Allda Sie miteinander gezecht, aber der böse Geist hab nit mit Ihren geredt, sonder nur den Reichen leüten zugesprochen.“*

Offenbar war unsere Agatha zu dieser Zeit noch die Ehefrau des Michael Spätten. Durch diese *Indicia* erfahren wir, dass drei Frauen im Jahr 1631 „justifiziert“ wurden; was geschah mit Hans Bon, welcher im Jahr 1621 auch bei einer Hexenhochzeit anwesend war?

Die Hexenversammlungen wurden, wie gesehen, auf dem Vogelsberg, beim Gutleuthaus und im Wirtshaus zu Waldulm gehalten.

B. Zeugenaussagen

Mehrere Zeugen wurden „nach geleistem wüircklichen äydt“ verhört. Eine erste Liste enthält neun Aussagen, nämlich jene von:

1. Hanß Scheible, „*der Schultheiss zue Cappel*“, 43 Jahre alt. „*Sagt, seye uf ungeuor ii Jahr, als die fürstenbergische Reüter im Ambt gelegen, das ein Reütter underm Rittmeister Glasse, Michaël Spätten des alten, Jetzt Anderle Männers weib sich bezüchtiget Ime ein Pferdt verhext zu haben ... Sonsten seye Sie auch gemeinem geschrey nach der hexerey bezüchtigt worden.*“
2. Jacob Werner, „*der Zwölffer einer zu Cappel*“, 44 Jahre alt, sagt: „*Des alten Späthel, jetzt Anderle Männers weib, wiß er nit das Sie Jemahls beschreyet. Könne beÿ seinem gewissen nichts von Ihr sagen.*“
3. Hannß Müller von Waldulm, ungefähr 30 Jahre alt, sagt, Sie habe „*daß gemein böse lob, das Sie den läuten die Küe durch Ihre Zäuberliche Kunst Mälckhe; Ihre Schwestern und baaßen, so aber alle todts verfahren, seÿen fast alle für bös gehalten worden; Item vor Ungeuor 2. Jahren habe Sie ein Fürstenbergischer Reütter der negst beÿ Ihrem Nachpauern logirt, Sie bezüchtiget ein Pferdt geritten zu haben, Zeug wiße aber nit ob es gestorben, deßwegen Sie mit demselben in ein Streüth gerahten, Undt endlich verglichen, daß Sie Ihme Vier thaller geben müeßen.*“
4. Michaël Müller, von Cappel, „*wisse von Andres Männers weib Nichts*“.
5. Michaël Krauß von Waldulm, ungefähr 30 Jahre alt, sagt „*Andreas Männers frauw, seye von einem Reüter bezüchtigt worden, das Sie demselben ein Pferdt verderbt haben solle ... Undt seye in der Zeit als man Justificiert auch im geschrei gewesseßen*“.
6. Simon Kleffmüller von Cappel, ungefähr 40 Jahre alt, sagt, Sie „*seye von einem Reüter ... vor ein offentliche hex beschreyet worden, umb daß Sie Ime ein Pferdt solle verzaübert habe ... Sonsten wüste Zeüg nichts, das Sie gemeinen geschrey, noch des lasters der Zäuberey Ir bezüchtigt worden*“.
7. Caspar Dolt, „*wonhafft uf der Schertzmatt, Cappler ... eds (?)*“, ungefähr über die 40 Jahre, sagt, „*uf Anderle Männers weib, Seÿen auch gemeine reden gangen, das Sie mit dem Laster der Zauberey beschaffet; Zeug wiße aber nichts sonderbares*“.
8. Andreas Schmaltzle, „*von Cappel*“, ungefähr 40 Jahre alt, sagt, „*Andreas Männers frauw seye im geschrey, Zeüg habe ... von Geörg Hodappen weib, so tod, gehört, das Sie über des Männers frauw geklagt, Sie könne nichts fortbringen, also uf Sie vermuttmaßet, ob füegte Sie Ihrem Vieh solchen Schaden zu*“.
9. Geörg Rößler, von Waldulm, ungefähr 40 Jahre alt, sagt, „*daß Männers frauw seye sein nachpaurin und in gemeinem Geschrey der Zauberey begriffen. Sie hette mit einem Reütter, welcher Sie Ime ein Pferdt erkrankhet zu haben bezüchtigt*“. Der habe ihm erzählt, „*das Männers frauw, als Er und seine mitge-*

sellen das Pferdt mit geweyhten Kräutern bereichert, Sie ... hette selbige abweisen undt hinweg treiben müessen. Volgendts sie sich mit dem Reütter verglichen ...“.

Eine zweite, kaum lesbare Liste, enthält die Aussagen folgender Zeugen:

1. Lorentz Lang, der sagt, „*daß sie schon lang im Geschrei sei*“.
2. Mathis Rencker (?), des Raths,
3. Hanß Gall (Doll?), „*50 Jahr ungeuohr, Burger im Thal*“,
4. Hanß Lang, 33 Jahr alt, Bürger im Thal,
5. Michel Lang ... (?), 34 Jahre alt, Bürger im Thal: „*Man sagt von diser Agatha nit viel gutes ...*“
6. Caspar Dolt, Bürger im Thal,
7. Michel Hodapp, aus Waldulm, 34 Jahre alt, sagt „*diese Agatha seÿe schon lang im Geschrey ...*“
8. Hans Drut ... (?), Bürger im Thal,
9. Hans Muller, Bürger im Thal, 36 Jahr alt,
10. Michel Muller, 34 Jahre alt, erwähnt den Dr. Bilonius, welcher öfters in den Hexenprozessen zu dieser Zeit im Bistum tätig war.
11. Adam Smidt, von Cappel, 35 Jahre alt, erwähnt denselben Juristen.

Nach weiteren Angaben am Ende dieser Liste wurden der Agatha am „*dienstag den letzten Augusti*“ auf der Ratstube die *indicia* verlesen und dann wurde sie offenbar eingekerkert („*ad carceres*“).

Eine dritte Liste ist betitelt: „*Freytags den 7. 7^{bris} 1640 zuo Cappel weiters über Agatha Andreß Manners Zue WaldtUlm hauß fraw Inquirtet*“. Folgende Zeugnisse wurden registriert:

1. Jacob Borman, Bürger zu Waldulm, „*deponiert habe vor ungefahr 6. Jahren underschidlich Persohnen, so aber mehren Theill gestorben (gehoert), daß Sie in solchem geschrey der Hexereÿ gewesen*“. Er erzählt dann die schon bekannte Geschichte des Reiters Pferde. Jedoch gibt er zu, „*habe auch Niemalen als Sie Agatha sein Nachbaurin gewesen, etwas, so Ime zugefüegt worden verspüret*“.
2. Barbara, Ehefrau von Jacob Borman, erwähnt natürlich die Geschichte des Pferdes, mit dem Anhang, dass drei Wochen nachher Reiter gekommen sind, die Agatha gefangen genommen und so weit gebracht, „*daß Sie sich mit Ime vergleichen müessen*“. Weiter erzählt sie, „*daß Meister (des Nachrichters) Niclaußen zu Renchen Knecht ... das Pferd abgetragen ...*

- und zu Stücken hauwen müeßen“.* Dieser habe nicht verstehen können, was mit dem Pferd geschehen war; Geörg Müller war dabei gewesen, *„doch Niemalen was dem pfert geweißen sagen wollen“.* Sie erwähnt auch eine sonderbare Genesung. *„Sonsten habe sie gehört, daß vor 25 Jahren Sie Agatha in solchem geschrey geweißen“.*
3. Clauss Baurendisstel, zu Waldulm verbürgert, *seines Alters bei 36 Jahren*, habe von seinen verstorbenen Eltern vor 26 Jahren gehört, *„daß Sie Agatha mit dem Laster beschafft geweißen und seye Irer Agatha Mueter schwester ... verbrant worden. Sonst alß Sie Agatha vor langen Jahren alhero zum Hanß (Harterer oder Hatter?) uff der Matten kommen und in den dienst sich begeben, welche alle dieses Lasters verdächtig gewesen und 2. döchter verbrannt worden.“* Über die Geschichte des Pferdes bringt er Einzelheiten. Dann sagt er, er habe *„von Irem bruoder, Schmid Petern Inn Beyersbrun,¹⁰ gehört ... habe Ime seine Schwester (geraten), solle nicht herein ziehen, dann es in diesem Thal so viel hexen, die einem leichtlich umb das Vieh kommen ...“.*
4. Hans Brun (?), 40 Jahre alt, *„habe beÿ tag seines lebens und 20. Jahren her gehört, das Sie in solchem geschrey ... sonderlich weil sie in des Hatters hauß ... gedient“.* Dann spricht er von der Geschichte des Pferdes.

C. Geständnisse

Am Montag den 10. September 1640 ist Agatha in Gegenwart des Vizekanzlers und des Herren von Wangen gütlich vorgestellt und examiniert worden. Leider gibt sie alles nach dem gewöhnlichem Schema zu:

a. Die Verführung

Auf der Matte war sie traurig, *„in einen bosch gesetzt und geweint, ist der böß (Gmeinert seÿe Ihr Andrefß) zu Ihnen kommen und gefragt, worumb Sie weinete, tröstet Sie, und begehrt Ime zu folgen, wolle Ihr schon gelt geben und wider zur Rühen helffen;“*

b. Gottes- und Heiligenverleugnung

„... darauf Ihren vorgehalten Gott und alle heÿllige zuverleügnen, so sie gethan, und einen heÿlligen dessen Nam Ihr außgefallen, vorbehalten, so Ihr zugelassen worden“. Diese letzte Angabe klingt sonderbar.

c. Beischlaf mit dem Teufel

„Sie damahlen beschlaffen und es unnatürlich und kalt befunden“; fast alle Frauen sagen das Gleiche. *„Nachgehendts wider von Ihro kommen und ein Zeit lang außgebliben.“*

d. Die Hochzeit mit dem Teufel

„Die Hochzeit uffm Vogelsberg gehalten, alles gleich nacheinander fortgangen, uff einem steckhen bey nacht uff den berg geführt. Ist Iren erschienen in hesslicher gestalt bey der hochzeit alda, nemlich ... (?) und schwartz, hat geißfuoss gehabt; habe darbey getanzt, wÿsse nit wehr als darbey gewesen. Ist hernacher wider uff Ihrem stecken mit Ime dem bösen heimbefahren. Der böß hat geheissen: Saugdreck¹¹ ...“

Später spricht sie wieder von der Hochzeit: *„Geörg Streiff hab sie ins theüffels Nahmen zusammen geben zue Hochzeit. Darbey sey gewessen Anna des Palmers fraw.“*

e. Schaden am Vieh

Natürlich ist die Rede vom öfters genannten Pferd: *„Item bekant sie, daß eines Reüters Pferd durch Ihren hoff gangen, habe der böß Ihren ein weiß steckhel geben, habe daß Pferd damit berühren und sagen müssen in Theuffels namen ... Das Pferd aber ist gestorben. Ferner hat sie das steckhel wider genommen, ein Sau damit angeführt, ist lamb worden darvon.“*

f. Böses Wetter machen

„Item seÿe sie diß Jahr an frühling uff den Vogelsberg gefahren alda ein Hexentanz gehalten worden, habe ein Nebel wollen sieden. Darbey gewessen er Streiff und die gedachte Anna.“

g. Die Tortur

Damit sie noch mehr gestehe und besonders Komplizen angebe, wird die Tortur angewandt: *„Ein wenig angezogen, II halb Vatter Unser lang und wider abgelassen worden.“* Dass man die Dauer der Tortur mit einem Gebet abmesse, kann uns nur unverträglich scheinen!

h. Eine Komplizin angeben

Unsere Agatha muss mutig gewesen sein, um nur eine Komplizin in diesen Umständen angeben zu haben: *„... sey bey dem tantz gewessen Eua deß Würts frauw zue Cappel; diese hat den Topff umgeschüttet, worüber sie der teüffel geschlagen“* (ABR 2 B 26/46); es handelt sich um den Topf, in welchem das böse Wetter „gesotten“ wird.

Weitere Akten fehlen. Nach all diesen Zugeständnissen kam Agatha wahrscheinlich auf den Scheiterhaufen.

VI. Inhaftierung des Georg Kärch, 13 Jahre alt, aus Freistett (1644)

Es wäre zu umständlich gewesen, alle aufbewahrten Akten niederzuschreiben; wir haben nur das Wichtigste oder Interessanteste ausgelesen.

A. Brief des Pfarrers von Freistett, mag. Daniel Kirschner, an den Amptsverwalter (nach dem 02.10.1644)

„Georg Karch, Friderich Karch Sohn, von 13 Jarn, hat bekant, ... daß in der arnd (Ernte) in Mitternahl (?) sein stiffuatter Clauß Walter und sein Mutter Christina zu ihm kommen und genötigt, er soll mit ihnen hinauß das Handwerck lehren, wie dann seither ... er uf 12. mal mit ihnen in den blawen berg gefahren, holtz aufgeleßen zum fewr... Wie dann ietz dienstags in der nacht sein vatter wider kommen und gesprochen ‚Stehe auf und geh hinauß in des teufels name‘. Da sey ein solches geschrey von Katzen in Hanß Dieboldts (Stub?) gewesen, daß sie vermeint, man wende die bettlad... Item sie nemen Katzen, fliegen über den rein.

It. Matthiße Schutz, so vor 5. Jaren des Lands verwiesen worden, sey auch dabei, hatt vil pferdt umbbracht als dem Theobald Kha ein schimmel, dem Hanß Jacob Widerecht ein pferd umbbracht und anderen mehr¹².

It. er bekant, daß er ein nacht in des Fischer Hanß Jacob Stall gesessen und sei sein mutter kommen und ihm befohlen, er soll das Vieh verderben.

Es hat auch dieses Buben Stieffuatter selber bekant, da man solch Kind in Costen verdingt, es sei nichts guts in ihm; er sei wie der Matthiße Schütz, der aus dem Land geschickt worden.

Es gibt auch dieser Knab neben seinen Eltern vil andere an: Reiss Andreae Wittib, Weiss Franz und sein fraw und großer Sohn Hensel, Jung Faller (?) Geörg und sein fraw, Gallen Hanß fraw, Meÿer Hansels Geörg, Hanß Jacob Volcken fraw.

Weil nun sein Vatter ihn mit fuß getretten und der Costherr ihn langer nit im Hauß behalten will, wissen wir nicht, wie man sich mit demselben weiter verhalten soll.

Examiniert worden in beisein Hn Schultheissen, des Gerichts Bott Jacob Frintz, Geörg Heitz deß Heimbürgers den 2. octobris 1644.

bezeugt M. Daniel Kirchner, pfarrer zu Freÿstett manu propria“

B. Verhör am 5. Oktober 1644

Der Junge wird „wider vorgestellt und gütlich¹³ examinert“. Es hat keinen Sinn, alle Einzelheiten aus diesem dreiseitigen Protokoll zu entnehmen. Es folgen nur einige Auszüge aus diesem Hirngespinnst.

„Sagt, seine Mutter, Kagz (?) Maria und deß Gallen Hanßen fraw wehren bey Ime gewessen in deß Kah Diebolts Hauß, gleich die andere nacht wie er darin kommen, sein Mutter hette es Ihme gelehrt, obige aber waren dabeÿ ...“ Dann ist die Rede von einem Kind, welchem die Mutter Teufelspulver gegeben hat und das gleich gestorben sei. „Er hette gleich die erste nacht mit dem Bösen Hochzeit gehalten, die 2 tag gewähret, worauff sie das Kind gefressen.“ Später wären die drei Hexen wieder zu ihm gekommen, aber „weil Ime der Bott etwas¹⁴ angehenckht und als er Jesus geschrien, wehren sie wider fortgefahren ... Sonst hetten sie uff Heüberg getanzt, dem Petters Jacob auch einmal II geiß mit pulver getödet.“ Auch Pferde hätten sie umgebracht. „Als er Gott verleügnert, hette der Teüffel gesagt, ... soll Gott nit mehr annemen, soll ihn annemen, den er auch anbeten müße.“ Nebenbei gibt er an, dass er „noch niemahl zum Heÿl. Abendmahl gegangen“. Am Ende sagt er, „er wolle wider darvon, wenn man ihm helfen kann, begehrt nichts mehr mit dem Teüffel zuthun zu haben“.

C. Notiz vom 16. Oktober 1644

„Hanß Walter hat seinen Stieffsohn Geörg Karch Sontags abends, weil der Costherr ihn forth geschickt, zu sich in die Hütt genommen. Der bekannt ohngefragt, daß der böß feind ... zu ihm kommen..., habe er ‚O Jesus‘ geruffen, so hab der feind ihn wieder fallen lassen. Der böß feind könne sich in alle gestalt, schön Knab oder Jungfraw, auch in ein schwartzen Grappen verwandeln. In der dritten nacht sey der böß feind und sein Baß wider kommen, habe ihm schwartz pulver im wasser geben. Da hab er gleich mit zu der underst kirch gemüßt, ... da vil Leuth zusammen kommen und seÿn darauf auf den Hewberg gafahren ... Da haben sie gedantzet.

Item er bekant auch, daß sein Baß oder Costfraw und der böß feind haben ihn darzu getriben, daß er soll sagen sein vatter und sein Mutter hetten ihn gelehrt. Item der böß feind und sein Costfraw haben ihn beredt, alle Leuth können solche böse sachen; er soll es auch lehren. ... Auch fur (vor) dem pfarrer und herrn Schultheiß nichts bekennen ... Beschehen in beisein herrn Schultheiss ...“

D. Neues Verhör am 14. November 1644

Am 14. November 1644 wurde, aus Befehl des General-Vice-Cantzlers und Räten „der Hohen Stüfft Strassburg ... Geörg Karch“, 13 Jahre alt, „Friedrich Karchen gewestten Bürgers zu Freÿstett hinderlaßene eheleibliche, jetz Hanß Walthers zu besagten Freÿstett Stüeffsohn, alß welcher deß abscheulichen Lasters der Zaubereÿ bezichtigt, in Haft genommen, fürgestellt und ... examiniert“.

1. Anfänglich werden dem Jungen „die Jenige durch den Pfarrer von Freÿstett beschribene Punkte ... deutlich ab- und vorgelesen“. Darüber hat er geantwortet, „seye nit wahr, daß sein Vatter und Mueter Ihme daß Hexenwerckh gelehret, ... sondern (daß) Diebolt Kahen fraw Anna Ihnen verführt habe, mit Vermelden, solle sagen daß sein Vatter und Mueter Ihnen die Hexerei gelehret, darmit Ihrer verschonet und verschweigen pleibe, auch die Jenige Persohnen, so er in dißer Außsag angeben, auß des Teüffels Zwang thuen müessen, solche Persohnen niemahlen bey dem angestellten Hexendäntzen gesehen, sonderen damit unrecht, revociert“.
2. „Über die mit Litera B beschriebene puncten ... sagt er, (dass) alles durchauß ... wahr sei, wolle darauf sterben, daß es wahr, Und daß die Anna Ihnen verführet habe“.
3. „Daß er ein halb Jahr mit dißem Laster der Zaubereÿ behafft, und uff ein Zeit in der Nacht, in dem Wörth, die gemelte Anna, Diebolt Kahen fraw, zu Ihme an daß Beth khommen, gesagt müeßte mit Ihr, ... damahls Ihnen der Teüffel uff einer großen Katzen uff den Heyberg, darauff ein großer Eichbaum, gefuehrt, daselbsten gedantzet, gessen und getrunckhen, Ihme aber nichts geben, sondern er die Katzen ... hüeten müßen; seÿe damahls Anna und er uff einer Katzen wiederumb heim b ... khommen.“
4. „Item (dass) er zwölff mahl bey den vom Teüffel angestellten Hexendäntzen uff dem Hewberg ... gewest, Er nit, sonderen die Hexen, so alle Weibspersohnen gewest, gedantzet, gessen und getrunckhen ...“ Er habe wieder nichts bekommen und die Katzen hüten müssen.
5. „Item daß er uff ein Zeit in der nacht Quirin Heitzen fraw Mariam, Brosius Michels fraw Mariam, Gall Hanßen fraw Mariam bey der kleinen Kirchen zu Freÿstett gesehen, mit Ihnen geredt, habe die Maria Quirin zu ihm gesagt, ‚Potz Geörg, bist auch da‘. Er gefragt, wo sie hin wollen, gesagt hinauß uff den Hewberg.“
6. „Item daß er Diebolt Kahn dochter Mariam auch einmahl uff dem Heyberg bey einem angestellten Hexendantz gesehen, so zu ihme gesagt, ‚Potz Geörg, bist auch da‘.“

7. „Item daß Ihme der Teüffel ... hinder dem rechten Ohr gesessen, alles böses geräth (gesprochen). Alß aber für ungeuor einem Monat der Nachrichter zu Herlißheim Ihme etwas, so er am Hals henckhen geben, habe er ein Zeit lang Ruhe gehabt ... In wärenden Examinieren bekandt er und sagt, khönne nichts mehr reden, dan der Teüffel so jetz widerumb in schwartzer gestalt und in seiner GröÙe beÿ Ihme an der Seiten stehe, beÿ den Ohren zupffe, verpiete, solle nichts und wie Er der Teüffel heiÙe sagen, Ihme Diebs Kindt und Hexensohn geheissen.“
8. „Item sagt er, daß Caspar Bockhen, dem Würth, Burgern zu Freÿstett, sechs Roß im Stall, darbey der Teüffel, und Er Zeugen geweiß, und durch Katzen im Stall gereüthen worden, gesehen, verderbt, Er aber nichts darbey verÿebt (verübt).
- Notandum
Über diesen außgesagten achten Puncten ist ermelter Caspar fürgestellt, befragt, sagt daß Ihme in solchem halben Jahr sechs Pferdt gefallen ... und daß er uff ein Zeit in der Nacht alß ein Pferd kranckh worden, ein solches Katzengeschrey im Stall geweiß, daß er sich darüber entsetzt habe ...“
9. „Item sagt er verdächtige Jung, Ihme wohl bewußt, daß der Teüffel Pulver uff die weÿdt gezedelt, davon die Ross uff der Weÿdt kranckh worden, und innerhalb einem halben Jahr beÿ 20. Pferd gefallen.“
10. „Auch sagt er ..., daß Diebolt Kahen ein Schimmel und Hanß Jacob Widerechten vor einem halben Jahr ein Pferdt umbracht (worden), darüber in abwesen deß Widerechts sein fraw Marthana bekandt, daß vor 2. Monath Ihnen ein Pferdt gefallen. Ingleichen sagt Diebolt Kha, daß Ihme vor einem halben Jahr ein Roß ..., so ein tag 8 kranckh geweiß, auch gefallen.“ Das Verhör geht am „Zinstag den 15. November vor Mittag“ weiter.
11. „Bekhandt, daß Ihn der Teüffel gezwungen, und uff dem Hewberg beschehen, daß er Gott verleugnen, so er gethan, darbey viel Hexen geweiß, so zu ihme gesagt, solle Gott verleugnen, darauff gleich widerumb uff einer Katze heim gefahren.“
12. „Item daß sich damahls der Teüffel Storck genandt, Ihnen auch, wann er Ihme gerueffen und wann er mit Ihme geredt, auch Storck heiÙen.“⁴¹⁵
- „Endtlichen hat er diese seine bekandthnus und Aussag, mit abgeloffenen Thränen, beweinet, Und daß Ihme durch die Geistliche geholffen werde, einstendig gebetten.
 - Daß nun anfangs gemelten verdächtigen Jungen Aussag und bekandthnuß alles beschribener maßen beschehen also ... zu beglaubten Urkhundt.
 - Gezeugen:

- Lorentz Hertzog
- Johann Geörg (Grachelmann?), Amtsschreiber zur Bischeim zum Hohensteg und Willstett“

E. Nochmaliges Verhör (03.12.1644)

In diesem erwähnt er wieder „*Kah Diebolts fraw Anna, (welche) Ihnen gelehrt ... als er bey Ihren gedient ... Der Teüffel währe auch in deß Kah Diebolts gestalt darbey gewesen*“. Als Komplizinnen nennt er auch „*Kah Diebolts Meÿtel und des Brosii fraw, die groß Maria genant, ... Vischer Jacobs Magt ... Kah Diebolts fraw hette Ime befohlen, solte deß Rheinbuderß fraw und andere auch angeben, die er aber nicht bey dem Tantz gesehen*“. Zum ersten Mal spricht er von einem Musikanten beim Hexentanz, „*der Spühlmann ... were des Teüffels Knecht gewesen; wäre auch kein Mann darbey gesehen. Der böße hette Schüff Martins Kind auß dem Todtenbaum genommen und ... auf den Heüberg getragen, allwo sie es gebrothen und gessen. Der böß und Kah Diebolts fraw. It. Groß Maria und Gallen Hanßen fraw hetten den Schüff Martin lamb gemacht ...*

Darnach ist Mr Geörg¹⁶ mit einer Ruth vorgestellt, und der Jung mit scharpffem worth, die Warheit zu sagen, angeredt worden.“ Er widerspricht sich, indem er behauptet, „*sein Mutter hette Ihnen dießes ding gelehrt*“. Hie und da gibt er neue Einzelheiten an: an seiner Hochzeit hätte man „*Krauth, fleisch und broth, aber kein broth wie man sonst hatte, sondern wehre von Sand ... gewesen*“; nun behauptet er, Matthis Schütz¹⁷ wäre auch Gast an seiner Hochzeit gewesen; er spricht von einem großen und einem kleinen Teufel. Dieser letzte „*ware bey Ihme in seiner Mutter Gestalt ... (und) in deß Vischer Jacobs Magd gestalt... Er der Bub und sein Buhl haben müssen uf einer hart zusammen ligen*“ (ABR 2 B 27/27).

Wir wissen nicht, wie die Affäre endete. Vielleicht wurde er auch, seines Alters wegen, aus dem Lande verwiesen, wie der mehrmals erwähnte Mathias Schütz.

VII. Verschiedenes

A. Ein außerordentlicher Fall

Johannes Walthuser, Akolyth aus der Diözese Speyer, war als advocatus im Dienste des Bischofs von Straßburg tätig gewesen und hatte als solcher Hexen foltern lassen, ob im Elsass oder in

der Ortenau, wissen wir nicht. Da er Priester werden wollte, musste er dieser Irregularität wegen ein Indult von seinem Bischof, sogar noch vom Papst erlangen, was 1468 geschah¹⁸. So konnte er Priester und Praebendar im Hohen Chor in Straßburg (...1471–1478...), später Pfarrer in Wiwersheim (1484–...) und Kaplan an Sankt-Martin in Straßburg (...1487–1489...) werden.

B. Verbannung „über Schwarzwald“

Öfters kam es vor, dass verurteilte Personen aus dem Elsass „über Schwarzwald“, also über die Grenze der Diözese Straßburg, verbannt wurden. Die Ehefrau des Melchior Krumb, aus Dambach-la-Ville, welche wegen Hexerei eingekerkert war, wurde um 1586 gegen Urphed¹⁹ befreit, jedoch „über Schwarzwald“ verbannt. Ihr Mann beklagt sich darum im Jahr 1591.²⁰

C. Hexenversammlung auf dem Brocken

Da wir aus dem Gesagten keine Schlussfolgerung ziehen können, erlauben wir uns, dem Leser zum Schluss aus einem Hexenlied, wahrscheinlich von Johann Friese, Autor der „*Vaterländischen Geschichte der Stadt Strassburg und des ehemaligen Elsasses*“, verfasst,²¹ zu zitieren. Offenbar sausten elsässische Hexen zum Brocken im Harz!

HEXENLIED

*Die Schwalbe fliegt
Der Frühling siegt,
Und spendet uns Blumen zum Kranze;
Bald huschen wir
Leis aus der Thür,
Und fliegen zum prächtigen Tanze!*

*Ein schwarzer Bok,
Ein Besenstock,
Die Ofengabel, der Rocken,
Reißt uns geschwind
Wie Blitz und Wind,
Durch saussende Lüfte zum Brocken!*

*Und Belzebub
Verheißt dem Trupp
Der Tanzenden Gaben auf Gaben:
Sie sollen schön
In Seide gehn
Und Töpfe voll Goldes sich graben.*

*Ein feuerdrach
Umfliegt das Dach,
Und bringet uns Butter und Eier:
Die Nachbarn sehn
Die Funkien wehn,
Und schlagen ein Kreuz vor dem Feuer!*

*Die Schwalbe fliegt
Der Frühling siegt,
Und Blumen entblühn um die Wette!
Bald huschen wir
Leis aus der Thür,
Und lassen die Männer im Bette!*

Anmerkungen

- 1 Siehe: Voss, Jürgen, Notiz Grandidier Philippe André in: *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne*, 1265–1266
- 2 „Il se trouve dans les archives de l'évêché plus de 300 mains (= 25 feuilles) de papiers renfermans les procédures faites contre ces pauvres victimes de l'erreur et du fanatisme“ (ABR (Archives Départementales du Bas-Rhin) G 2660, 160, „Inventaire Grandidier“).
- 3 „les bailliages d'endelà le Rhin alloient sur une colline du Kniebis“, ebd., 162
- 4 Ebd., 160
- 5 Den Originaltext haben wir gewöhnlich respektiert, die Interpunktion und manchmal auch Majuskeln und Minuskeln verändert.
- 6 Aus Molsheim gebürtig, Sohn von Paul Sigel, war Jacob Sigel der Stammvater der Sigel in Freiburg: sein erster Sohn Georgius Jacobus wurde am 27.04.1620 dort getauft. Jacob hatte dort auch Jura studiert und sich im Jahre 1619 mit Amalia Elisabetha Eichenlaub, in Freiburg geboren, vermählt. Am 19.02.1621 hat er promoviert und seine „*Themata juridico-canonica*“ auf Seide drucken lassen (Exemplar im Grand Séminaire de Strasbourg). Als Lizenziat wurde er „greffier“ in Rosheim (1623–1632) und im Jahr 1631 Procurator am Bischöflichen Consistorium, später Schultheiß in Bischofsheim (Elsass) (*1655–†1659). Wahrscheinlich wurde er als Jurist in die Sache der Mathias Schütz benutzt. Siehe: Schlaefli Louis, *La famille Sigel de Molsheim et le bénéfice sigélien*, BCGA (*Bulletin du Cercle Généalogique d'Alsace*) XLII N° 167 (sept. 2009), 661–677.
- 7 Schlaefli, Louis, *La sorcellerie à Molsheim (1589–1697)*, Société d'Histoire et d'Archéologie de Molsheim et Environs, 1993

- 8 Schlaefli, Louis, Particularités relatives aux procès de sorcellerie intentés aux enfants à Molsheim au XVIIe siècle, *Revue d'Alsace* 134 (2008), 213–227
- 9 Wahrscheinlich Kappelrodeck, nahe von Waldulm, aus welchem Ort Zeugen verhört werden.
- 10 Wahrscheinlich Baiersbronn im Schwarzwald.
- 11 Zum Gegensatz von hier ist der Teufelsname manchmal lächerlich, gewöhnlich sympathisch, öfters ein Diminutiv. Hier eine Zusammenstellung aus etlichen Prozessen: *Bliemeli*, *Botzenmommel*, *Butz*, *Effelerle*, *Elsele*, *Federle* (*Federlin*) (9 Mal vorgekommen), *Federwisch* (5 Mal vorgekommen), *Fengerling*, *Fetrich*, *Fewerle*, *Gotzhaut*, *Hemmerle* (*Hämmerle*, *Hemmerlin*) (7 Mal vorgekommen), *Juda*, *Juff*, *Keferle*, *Ketterle*, *Kochler*, *Kochlöffel* (2 Mal vorgekommen), *Kohl*, *Kugele*, *Peterle*, *Platerle*, *Poll*, *Schampudaschi*, (Umschreibung von: Schambedissi, für Jean-Baptiste im Elsass), *Schwartz Caspar*, *Schwartzter*, *Schwartzter Kefferle*, *Umbgenger*.
- 12 Siehe Anmerkung 4
- 13 Das heißt „ohne Tortur“.
- 14 Medaille oder Agnus Dei? Später sei der Teufel „uff Ihnen gefallen, sagend ‚Du Huren Sohn, was hast an dir hangen?‘, soll das ding hinweg und in ein loch werfen“.
- 15 Auch die Namen, welche der Teufel seinen Untertanen gab, haben wir, besonders in Molsheim, gesammelt; darunter befinden sich viele Kosenamen, besonders für die Kinder: *Alte Hex*, *Balzenbock* (offenbar eine Umschreibung von Belzébuth), *Betrali*, *Botz*, *Cäspelerle* (2 Mal), *Cunz*, *Curnuss*, *Drusle*, *Federwüsch*, *Güettel*, *Hunde*, *Ketterle Schwetterle*, *Kruth*, *Lalli*, *Peterle* (3 Mal), *Polus*, (lateinischer Name für einen Studenten in Molsheim!), *Rössli*, *Schlumperle*, *Schwartz Käfferle* (für ein Kind), *Spitz Junge* (für ein Kind), *Spitz Käfferle* (für ein Kind), *Trössel*, *Zimperli*.
- 16 Es handelt sich um den Scharfrichter. In Molsheim wurde er, in Kinderprozessen, durch den Schulmeister ersetzt.
- 17 Siehe Anmerkung 4
- 18 Fichier Rapp: R. V. 531, f. 46
- 19 „... beschworener Verzicht auf Rache für erlittene Feindseligkeiten“; Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 16. Auflage, Berlin 1953, 825. Hier handelt es sich gewiss um erlittenen Schaden (Einkerkerung, Folterung).
- 20 ABR 1 G 27, f. 266. Siehe: Schlaefli, Louis, Notiz „Forêt-Noire (Schwarzwald)“, in: *Dictionnaire Historique des Institutions de l'Alsace*, 865
- 21 *Lieder (Vermischte) zum gesellschaftlichen Vergnügen gesammelt*, Straßburg, bei Joh. Heinr. Heitz, s.d., 71–72

„Erschreckliche warhaftige Neue Zeitung“ – Flugschriften und ihre Bedeutung für die Hexenprozesse

Martin Burkart

„Die große europäische Hexenjagd war im Wesentlichen ein von der Justiz geprägter Vorgang“ – so urteilt ein ausgewiesener Kenner der Hexenprozesse zu Recht.¹ Wohl gab es zu allen Zeiten auch Formen von Lynchjustiz oder pogromartiges Vorgehen gegen jene Menschen, die im Verdacht standen, anderen durch Zauberei geschadet zu haben; die große Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit aber, der im Ganzen rund 60000 Menschen zum Opfer fielen, war ein nach den Vorschriften der Zeit *geordneter* Vorgang, der in formalen *Hexenprozessen* stattfand.

Der Straftatbestand, der diesen Prozessen zugrunde lag, war der sogenannte *kumulative* Hexereibegriff; er besteht aus mehreren Komponenten und enthält im Wesentlichen die drei Elemente Teufelspakt, Schadenszauber und Hexensabbat:

- Der *Teufelspakt* gilt als Grundlage des gesamten Hexenwesens. Die Hexe entsagt Gott und ergibt sich dem Teufel.² Besiegelt wird dieser Pakt durch die Teufelsbuhlschaft, das heißt sexuellen Umgang mit dem Teufel, der den Hexen zu diesem Zweck in Menschengestalt erscheint.
- Die Anwendung von *Schadenszauber* bewirkt Verletzung und Tötung von Menschen und Tieren sowie Wetterzauber und Ernteschäden. In seltenen Fällen wird Zauber auch zum Zweck der Heilung eingesetzt („weiße Magie“).
- Hexen gehören einer regelrechten *Hexensekte* an. Sie trifft sich regelmäßig beim sogenannten *Hexensabbat*, verehrt dabei den Teufel und betreibt gemeinsam Schadenszauber, vor allem Wetterzauber. Um zu solchen zentralen Hexentreffen zu gelangen, fliegen die Hexen auf Besen, Tieren und anderem durch die Luft (Hexenflug).³

Wie die moderne Hexenforschung inzwischen deutlich aufzeigen konnte, ist dieser *kumulative* Hexereibegriff im frühen 15. Jahrhundert im Gebiet der heutigen Westschweiz, in Savoyen und der Dauphiné entstanden.⁴ Von dort aus verbreitete sich die Hexenlehre relativ zügig nach Norden in den deutschsprachigen Raum, nach Süden Richtung Oberitalien sowie in westlicher Richtung nach Frankreich. Nach Osten hingegen

drang die neue Lehre nur langsam vor.⁵ Schließlich stieß die Ausbreitung dieser Vorstellung auch an Grenzen: In Osteuropa übernahm die orthodoxe Kirche diese neue Lehre nicht, daher gab es in Russland kaum Hexenprozesse. Noch strikter lehnte der Islam die Vorstellung vom Teufelspakt der Hexen ab. In weiten Teilen Südosteuropas, die damals vom Osmanischen Reich beherrscht wurden, gab es daher gar keine Hexenprozesse, aber teilweise Lynchjustiz seitens der christlichen Bevölkerung. Auch nach Skandinavien kam die Hexenlehre erst spät. Die Schweden haben sie offenbar erst während des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland kennengelernt und brachten sie dann in ihre Heimat, wo es Prozesse in größerer Zahl erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts gab.⁶

Die *Verbreitungsmittel* dieser – im 15. und 16. Jahrhundert durchaus neuen (und keineswegs etwa „mittelalterlichen“!) – Hexenlehre waren vielfältig.

Ein wichtiges Medium waren *Predigten* in den Kirchen. Dadurch wurde der neue, kumulative Hexereibegriff zum einen unter die Leute gebracht, und zum anderen bildeten volkstümliche Predigten den Schnittpunkt zwischen dem bereits vorhandenen Volksglauben von Zauberei und dem neuen, gelehrten Diskurs bezüglich der Hexensekte.

Immer wieder aufs Neue verbreitete sich die Hexenlehre auch durch die stets öffentlich vollzogenen *Hinrichtungen* der Hexen, denn dabei wurden die unter der Folter erpressten Geständnisse der Verurteilten, die sogenannte *Urgicht*, mit allen Details betreffend Teufelspakt, Schadenszauber und Hexensabbate verlesen.

Regelrechte *Lehrbücher* über die Hexen und ihre strafrechtliche Verfolgung entstanden ab etwa 1440 und fanden durch die fast zeitgleiche Erfindung des Buchdrucks rasche Verbreitung. Dazu zählt das zur Zeit des Basler Konzils (1431–1449) vom Prior des dortigen Dominikanerklosters, Johannes Nider, geschriebene Predigerhandbuch *Formicarius*, das auch auf das Thema Magie und Zauberei zu sprechen kommt und über frühe Hexenprozesse im Schweizer Simmental berichtet. Obwohl das Thema Hexerei zu keinem Zeitpunkt Gegenstand der offiziellen Konzilsverhandlungen in Basel war, nahmen viele Konzilsteilnehmer die Kunde von der neuen Hexenlehre mit nach Hause und sorgten so für deren Verbreitung.

Wenige Jahrzehnte später verfasste der elsässische Dominikanermönch Heinrich Kramer (latinisiert: *Institutoris*) das wohl berühmteste, in seiner konkreten Wirkungsgeschichte aber oft überschätzte Kompendium der Hexenlehre, den *Hexenhammer* (*Malleus Maleficarum*). Das Werk wurde erstmals 1486 gedruckt

und erschien bis 1669 in weiteren 28 Auflagen. Es wurde freilich nicht in die Volkssprache übersetzt, und so blieb der Kreis der potenziellen Leser von vornherein auf die Gebildeten, Lateinkundigen beschränkt.⁸ Der Hexenhammer war nicht das erste Lehrbuch seiner Art und blieb auch nicht das letzte. Auf dem Höhepunkt der Hexenprozesse erschienen weitere solcher Bücher, die bekanntesten waren *De la Demonomanie des Sorciers* des französischen Staatsrechtlers Jean Bodin (1580), der *Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum* des Trierer Weihbischofs Peter Binsfeld (1589) und die *Disquisitionum magicarum libri VI* des Jesuiten Martin Delrio (1599). Für die konkrete Gerichtspraxis der Hexenrichter waren die letztgenannten Titel wohl einflussreicher als der oftmals sehr theoretische, umständlich und verworren argumentierende *Hexenhammer*. Im Ganzen betrachtet dürfte allerdings „der Einfluß dämonologischer Literatur auf die Prozeßpraxis ... viel bescheidener gewesen sein, als man das oft angenommen hat“⁹, wie ein moderner Historiker wohl zu Recht urteilt.

Von kaum zu überbietender Bedeutung für die Ausbreitung der Hexenlehre und das Aufflackern immer neuer Prozesse waren hingegen die vielen volkstümlichen *Flugschriften*. Bereits der Erfinder des Buchdrucks, Johannes Gutenberg, hatte neben dickleibigen Folianten auch *Flugblätter* (das heißt Einblattdrucke) produziert. In der Folgezeit avancierten diese – beziehungsweise die wenige Seiten umfassenden *Flugschriften* – zu einem wichtigen Medium der Nachrichtenverbreitung in der Frühen Neuzeit.

Der Name Flugblatt beziehungsweise Flugschrift bezieht sich wahrscheinlich auf die schnelle Verbreitung – „wie im Flug“. Eine exakte Definition dieser Druckerzeugnisse ist schwierig, jedenfalls waren es unregelmäßig erscheinende, polyfunktionale und auf Aktualität setzende Medien.¹⁰ „Thematisch behandelten sie ein recht weites Spektrum, das sich jedoch auf eine Gemeinsamkeit bringen lässt: Die Themen mussten sich auf einen bildlichen Höhepunkt verdichten lassen. Deshalb waren ungewöhnliche Himmelserscheinungen, wilde Tiere oder Missgeburten geeignete Themen“¹¹ – und ebenso aufsehenerregende Kriminalfälle, Mord, Raub und eben auch Hexerei. Dem entsprachen Titel mit Begriffen wie *erschrecklich*, *wundersam*, *unerhört* oder *fürchterlich*. Die häufig anzutreffende Illustrierung mit Holzschnitten machte sie zu einem attraktiven Medium selbst für kaum lesefähige Zeitgenossen. In einer weithin bilderarmen Umwelt dienten die beigefügten Bilder sowohl zur Texterklärung als auch als Werbeträger. So stellten sie eine Kombination aus Wissensvermitt-

lung und Unterhaltung dar und waren auch preislich für weite Bevölkerungsschichten durchaus erschwinglich,¹² zumal als Adressat dieser Flugblätter und -schriften aufgrund des inhaltlichen Zuschnitts ohnehin „der gemeine Mann“ anvisiert war.¹³

Der Kramer mit der neue Zeittung. Ein wandernder Zeitungsverkäufer, Radierung von Jost Ammann, 1588

Ab dem frühen 16. Jahrhundert – die Habsburger schlossen Postverträge mit der Familie von Taxis – hatte sich in Deutschland ein durchaus leistungsfähiges Postwesen etabliert, was nun für die Verbreitung dieser Druckerzeugnisse höchst förderlich war. Der Einzelvertrieb geschah sowohl im etablierten



Buchhandel, vornehmlich aber durch fahrende Händler und Marktschreier, die ihre Flugschriften auf Straßen und (Jahr-) Märkten, vor Kirchentüren, bei Verkaufsmessen, in Wirtshäusern und natürlich auch direkt vor der Haustür anboten. Auch wenn die meisten Menschen der Frühen Neuzeit Analphabeten waren, gab es in jedem Dorf doch irgendeinen Lesekundigen, der in der Wirtsstube oder an einem sonstigen Versammlungsort, durch solche Flugschriften instruiert, von den Neuigkeiten der großen oder kleinen Welt erzählen konnte. Zentrale Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts wie die Reformation, der Bauernkrieg oder die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs mit ihrer Konfessionspolemik sind ohne diese Medien, für die eine durchschnittliche Auflagenhöhe zwischen 1000 und 1500 Exemplaren anzunehmen ist,¹⁴ kaum zu verstehen.

Auch für die Verbreitung von Hexenprozessen waren solche Druckerzeugnisse von kaum zu überbietender Bedeutung. Die nur wenige Seiten umfassenden Flugschriften argumentierten nicht theoretisch wie die dickleibigen Abhandlungen der Gelehrten, sondern mit ganz konkreten, lebensnahen Beispielen: Hier war ein Gewitter niedergegangen, für das sich eine oder mehrere Hexen als Schuldige fanden, dort hatte die Justiz nachgewiesen, dass es Hexen waren, die für unerklärliche Krankheiten und Todesfälle die Verantwortung trugen ... Überdies waren diese Flugschriften in der Volkssprache und nicht etwa in Latein geschrieben, enthielten oftmals ansprechende Illustrationen und formulierten ihre Nachrichten in gereimter Form, was das Auswendiglernen erleichterte, oder waren auf bekannte Melodien (meist von Kirchenliedern) singbar, fast wie die Moritaten späterer Zeit. Das alles erschloss ihnen weite Leserkreise.

Ihre ursprüngliche Zweckbestimmung, sich „wie im Flug zu verbreiten“, das Weiterreichen von Hand zu Hand, das meist billige Papier, auf dem sie gedruckt waren, und das Fehlen eines festen Einbands führten freilich dazu, das fast sämtliche Exemplare dieser Hexenzeitungen, wie auch anderer zeitgenössischer Flugschriften, im Lauf der Zeit verloren gegangen sind. Nur wenige Exemplare haben sich in Bibliotheken oder im Antiquariatshandel erhalten. Wahrscheinlich wurden sie deshalb von der Geschichtswissenschaft lange Zeit als Quelle kaum wahrgenommen (allenfalls die Illustrationen).

Immerhin haben sich doch mindestens fünf solcher Hexenzeitungen erhalten, die Bezug auf Mittelbaden, die ehemalige Markgrafschaft Baden sowie die Ortenau und den Breisgau nehmen. Sie sollen nachstehend dokumentiert werden; vorab jedoch sei der Verlauf der Hexenverfolgung in diesen Gebieten skizziert.

Der Südwesten des Alten Reichs gehörte insgesamt zu den Regionen mit einer recht hohen Intensität an Hexenprozessen, wobei es freilich einige signifikante Ausnahmen gab. In der Markgrafschaft Baden sind die frühesten Prozesse im Jahr 1491 nachweisbar (Pforzheim). Die nach der Teilung Badens 1515/1535 entstandene Markgrafschaft Baden-Durlach zeigte sich generell sehr zurückhaltend mit Hexenprozessen. Im 16. Jahrhundert sind einige wenige Verfahren nachzuweisen, im 17. Jahrhundert nur noch in den politisch und rechtlich teilweise selbstständigen Außengebieten Hachberg und Sausenberg. Im Kerngebiet des Durlacher Landesteils ist in dieser Zeit nicht ein einziger Hexenprozess belegt, obwohl die Hexenverfolgung in weiten Teilen Deutschlands damals ihren Höhepunkt erreichte.

Die Markgrafschaft Baden-Baden gehörte dagegen zu den Kerngebieten der Hexenverfolgung. Hier gab es zwei Verfolgungsperioden: die erste zur Zeit der bayerischen Vormundschaftsregierung (1569–1577) und der anschließenden Regierung Philipps II. (1577–1588), die zweite unter Markgraf Wilhelm (1622–1677).

Zu den Prozessen der ersten Verfolgungsperiode kam es wesentlich aufgrund von Druck aus der Bevölkerung; mehrfach verlangten ganze Gemeinden von der Obrigkeit, gegen die Hexen vorzugehen. Die daraufhin eingeleiteten Verfahren scheinen den Vorschriften der Zeit entsprechend korrekt geführt worden zu sein. Die Akten sind leider nur sehr fragmentarisch erhalten; es ist von mehreren Dutzend Fällen auszugehen, auch Personen aus der Oberschicht waren betroffen.

Die zweite Verfolgungsperiode zeigte ein völlig anderes Bild: Die Initiative ging sehr einseitig von der markgräflichen Regierung aus; mehrere Hofräte bildeten ein Sondergericht, das einen außerordentlichen Strafprozess führte. Blockweise wurden in den Jahren 1625 bis 1631 die einzelnen Amtsbezirke der Markgrafschaft mit Prozessen überzogen, insgesamt ist von 350 bis 400 Prozessen auszugehen (bei einer Gesamtbevölkerung von circa 25000 bis 30000 Einwohnern), die in rund 95 Prozent der Fälle mit Hinrichtung endeten.¹⁵

Eine recht intensive Hexenverfolgung gab es auch in der Landvogtei Ortenau und der Reichsstadt Offenburg.¹⁶ Die Ortenau war theoretisch ein reichsunmittelbares Gebiet und unterstand direkt dem Kaiser, der einen Landvogt einsetzte. Seit 1551 freilich gehörte die Landvogtei de facto zu Vorderösterreich, konnte viele innere Angelegenheiten aber autonom regeln. Die rechtlichen Verhältnisse zwischen der Landvogtei, den drei Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell i. H. sowie dem Reichstal Harmersbach waren außerordentlich ver-

wickelt und die Ortenau gehörte zu den kompliziertesten Staatsgebilden im Alten Reich überhaupt. Und wie vielerorts begünstigte die zersplitterte Gerichtsbarkeit ohne starke Zentralgewalt auch hier die Hexenverfolgung: Es wurden zwischen 1560 und 1630 mindestens 170 Menschen wegen Hexerei hingerichtet. Ähnlich wie in der Markgrafschaft Baden spielten sich auch in der Reichsstadt Offenburg¹⁷ Hexenprozesse in verschiedenen, voneinander getrennten Zeiträumen ab, nämlich zunächst bis 1604, dann im Laufe des Jahres 1608 und schließlich, mit der höchsten Anzahl von Opfern, von Ende 1627 bis Ende 1629. In der kleinen Reichsstadt mit einer Gesamteinwohnerzahl von weniger als 2000 Menschen wurden insgesamt circa 90 Personen hingerichtet.

Für die Grafschaft (ab 1664 Fürstentum) Fürstenberg, deren Herrschaftsgebiet sich bis weit ins Kinzigtal erstreckte, sind aufgrund weitgehender Quellenverluste keine gesicherten Angaben über das Ausmaß der Hexenverfolgung zu machen.¹⁸ Dasselbe gilt für die Grafschaft Hanau-Lichtenberg,¹⁹ wo laut alten Archivinventaren früher vorhandene Protokolle mit Aussagen in Strafprozessen für den Zeitraum 1624 bis 1641 schon im Jahr 1914 unauffindbar waren und heute wohl als verloren gelten müssen. Nachweisen lassen sich lediglich noch die Freilassungen mehrerer der Hexerei beschuldigter Personen, so 1605 und wieder 1628.

Hexenzeitung von 1533

In Schiltach kam es nach einem anfänglichen „Spuk“ im April 1533 zu einem Stadtbrand, der 120 Stadtbewohner obdachlos machte. Rasch wurde eine kürzlich entlassene Wirtshausmagd als angebliche Hexe ausfindig gemacht, auf deren Wirken man den Brand zurückführte. Sie wurde verbrannt. Die Schiltacher Ereignisse von 1533 wurden gleich mehrfach durch Hexenzeitungen aufgegriffen.²⁰

Eine erste Flugschrift mit dem Titel *Erschrocklich Warhafftige History wie es yetz auff den Gründonnerstag im Kintzgertal zu Schiltach im dreyundreissigsten jar, der listig Teüfel die frumen leüt daselbs, mit falschen worten, pfeiffen, allerley gesang, [et]c. betrogen, zu lest die Statt gar verderbt, vnd verbrent hat* trägt als Erscheinungsdatum den 26. April 1533, ist also nur zwei Wochen nach dem Stadtbrand (10. April) erschienen.²¹ Wie die meisten Flugschriften, erschien auch diese anonym und ohne Druckort; Verfasser dürfte der Schiltacher Stadtpfarrer *Johannes Schwarz* gewesen sein. Seine Darstellung der Ereignisse ist relativ nüchtern, freilich von der Überzeugung getragen, *der listig(e) Teufel* stehe hinter diesen.

Ein erschröcklich geschicht Vom Teufel vnd einer ynbulden/ beschehen zu Schiltach bey Kotweil in der Karwochen. Ad. D. XXXiii Jar.



Uerwe zeytung geschehen drey meyl von Kotweyl da ist ein Stedlein im Hornberger tal das hayst Schylta do ist der teufel in das selbig stedlein in ein Wirts hauff kummen/ist vngefärllich drey oder vyer tag im selbigen Wirts hauff gewesen / hat daselbst angefangen zu Trummen vñ Pfeyffen in der Stuben vnd allenthalbe im hauff man hat aber nichts sehen künden sonder so selzam ding/der gleichen vor nie/gehört Es sind ethlich aber vyer kummen vñ haben in willen beschweren do hat der Teufel angefangen zu reden sie sollt sein miessig ghen/ Was sie in willen besweren sie seyn böser dan er/hat in gesagt was sie gethō vñnd gestolen haben. Zu letzt hat er so vil mit de wiert geredt er soll die mayd auff de hauff thō er well im sunst das hauff verbrennen dann die mayd sey sein vñnd er soll uns mit auffhalten / do hat der wiert der mayd vñ lawb geben. Nach dem ist der Teufel hinweg gefaren hat zu wiert gesagt er soll sich dar zu rüst en er well im das hauff auff den geynen Donnerstag in der Karwochen verbrennen. Darnach auff de Guenen Donnerstag ist die mayd auff ein ofengabel gefessen ist in einer halben stund zwu meyl vō Kotweyl gē Schiltach in das vierde hauff auff ein herbaren gefaren /do ist der Teufel zu jr kummen hat ein hefelein gepracht vñ zu jr gesagt sie soll das hefelein vñschütten so wer es gleych als bunnē/welchs so bald sie es gethō ist es als bunnent worden. In de ist sie hinweg gen Oberndorff gefaren da ist von stundan das

hauff angangen vñnd das ganz Stedlein bis ondrey kleine heufflein vngefärllich in ander halber stund gar verbunnē Aber vber die drey heufflein/wie sie in der vrgicht bekennet/hat der Teufel kain gewalt gehabt. Die zway sinnd zwayer armen gesellen gewest vñnd das durt eines dabey die armen vñnd was sunst niemants hat willen beherbergē/herberg gehabt haben. Wie solchs beschehe hat mā nach jr greyffe sy gefecklich angenimē am Karfreytag zu Oberndorff/ vñ daselbst am mōtag vor sanct Gōgē tag verbent/vñ sechs vñ dreyssig artickel verlesē die sie in jrer vrgicht bekent hat / fast sehendlich schröcklich vñ schedliche ding wie sie viech vñnd leut verderbt vñ schaden zugefügt hat Achtzehē jar hat sie mit dem Teufel zugehalten vñnd ihr eygen mutter hat sie es selbst gelert.

Sölch erschrecklich geschicht solt vns billich zuherzen ghen vñ zur besserung vnser lebens rayzen/ in ein rechten glauben gegen Got vñnd thetiger lieb gegen dem nechste zuwandlē/ dieweil er vns vñnd vnser sündt willen so mit schröcklicher straff heym sucht/ Darbey auch erlernē/ wie vns Got im itten des vbel vñnd der straff behüten kan/wie er auch Daniel in mitte der lewen vñnd die drey kinder in feurigen ofen vnuerlegt behilt hat/damit wir auch in seiner forcht vñnd nach seinem willen wandlen / auff das er vns mit einfür in verfürung sonder behüt vns vor vbel vñnd verleych vns nach disem leben das ewig Amen.

Steffan Hamer Buefinaler.

Ausführlicher, aber auch etwas reißerisch, hat ein anonym-er Autor, ebenfalls noch im Jahr 1533, die Vorgänge in Schiltach unter dem Titel *Ein wunderbarlich erschrockenliche handlung* geschildert.²² Dieser Flugschrift liegt die erste zugrunde und übernimmt von ihr die wichtigsten Daten, bietet daneben aber auch Eigenständiges, so die Erzählung von einer *Teufelszeche* mit drei Hexen – dem Verfasser ist offensichtlich der kumulative Hexereibegriff mit seiner Vorstellung vom Hexensabbat bekannt.

Schließlich erschien, ebenfalls noch im Jahr 1533, eine dritte Flugschrift mit dem Titel *Ein erschrocklich Geschicht vom Tewfel und einer Unholden beschehen zu Schilta bey Rottweil in der Karwochen, MDXXXiii Jar.*²³ Der Einblattdruck gibt sich inhaltlich gut informiert, zitiert aus dem Geständnis der Magd und kennt den Tag ihrer Hinrichtung. Als Verfasser nennt sich *Stefan Hamer* aus Nürnberg, der seine Publikation nun auch mit einer Illustration versah, einem Holzschnitt des Künstlers *Erhard Schön*. Das Bild zeigt die brennende Stadt Schiltach und die dafür bestrafte, ebenfalls (auf dem Scheiterhaufen) brennende Hexe. Der Holzschnitt wurde in vielen Büchern und Abhandlungen über die Hexenprozesse abgedruckt.

Die Vorgänge in Schiltach fanden auch Eingang in die gelehrten Hexentraktate der Zeit, so durch den Lothringer *Nicolas Rémy* (1592), den einflussreichen Jesuiten *Martin Delrio* (1599) und den von *Rémy* beeinflussten Italiener *Francesco Maria Guazzo* (1608). Selbst als am Ende des 17. Jahrhunderts in Nordamerika die berühmten Hexenprozesse von Salem stattfanden (1692), nahm man dort Bezug auf die Ereignisse von Schiltach.²⁴

Hexenzeitung von 1576

Die *Kleine Eiszeit*, eine seit Anfang des 15. Jahrhunderts auftretende deutliche Klimaverschlechterung mit einhergehenden Missernten, gilt in der modernen Hexenforschung als eine (von natürlich vielen) Ursachen der großen europäischen Hexenverfolgung der Frühen Neuzeit.

Darauf nimmt sehr deutlich Bezug die 1576 von einem gewissen *Hans Cudius* verfasste Hexenzeitung *Newezeitung und ware Geschicht / dieses 76. Jars geschehen im Breißgaw / wie man da in etlichen Stätten und Flecken / in die 55 unhulden gefangen und verbrent hat / auch wie sie schröckliche Ding bekent haben*. Es heißt dort unter anderem: *Als man zelt 1500. jar / unnd 76. fürwar / da hört man schreien unnd klagen / in vielen landen nah un(d) weit als erfröret war Korn Wein unnd Traid / inn kürtz ver-*

Hexenzeitung.

Vnd ware geschicht/dieses
76. Jars geschehen im Breißgaw/
wie man da in etlichen Stätten vnd
Flecken/in die 55. vnholden gefangen
vnd verbrent hat/ auch wie sie
schreckliche ding bekent
haben.

In ein Lied verfasset/ im Thon:
Kompt her zu mir spricht Gottes.



Gestellt vnd gemacht Durch Hans
Cudium von Hof.
Anno/ M. D. Lxxvi.

schinnenen tagen ... Das als geschah durch unser sünd / damit wir sehr behafftet sind ... Darumb ist Christus erzürnet ser / das wir leben in sünden schwer / hat die straff lassen kommen / durchs teufels zwang an manchen ort / hat er sein list gebrauchet fort / mit den bösen zu straffen die frommen

Die Argumentation ist also, dass Gott die Sünden der Menschen straft und mit der Ausführung dieser Strafe den Teufel beauftragt (*durchs teufels zwang*), der sich nun der Hexen als Werkzeug bedient (*der teüffel bot die hand / wie sie durch alle land / all Frucht sollten verhören / mit ungewitter Hagel un(n) schaur / die müh und arbeit war ihn saur / biß sies theten erfrören*). Die Zeitung zählt einige Orte auf, an denen es – nachweislich – zur Hinrichtung von Hexen kam, so Waldkirch (10 Fälle), Elzach (14), Endingen (2), Burkheim (8), das lothringische Falkenburg (5) und ein schwer zu identifizierender Ort namens Sarna,²⁵ womit die im Titel genannte Gesamtzahl von 55 freilich nicht erreicht wird. Die Flugschrift berichtet auch ausdrücklich von geheimen Zusammenkünften der Hexen, bei denen sie gemeinsam Schadenszauber geplant hätten: *Auch habens manchen Tantz gethan / das der Teüffel thet zurichten / Bei Kerbwiler in dem feld / unter 3. Nußbäumen ich euch meld / theten sie ein Rath erdichten*. Hier wird also auf den Hexensabbat abgestellt – eine Vorstellung, die häufig bewirkte, dass einem anfänglichen Hexenprozess viele weitere folgten. Vom Hexensabbat ist schließlich auch eine Illustration beigelegt: eine Gruppe von Hexenmeistern und Hexen trägt eine Katze, Symbol des Bösen, und macht dazu Musik wie bei einer Prozession, daneben kocht eine Hexe in einem Topf, was Unwetter bewirkt.²⁶



Von dieser, offenbar nur noch in einem einzigen Exemplar vorhandenen,²⁷ Flugschrift gibt es eine Variante,²⁸ die das Grundgerüst der Publikation beibehält, die Aufzählung aber mit weiteren Ortschaften ergänzt²⁹ und im Titel sogar 136 Hexen nennt.

Hexenzeitung von 1580

Ebenfalls in den Kontext der *Kleinen Eiszeit* gehört eine 1580 anonym erschienene Flugschrift mit dem Titel *Newe Zeitung Was man für Hexen oder Unholden verbrenndt hat / von dem siebenden Hornung an biß auff den zwentzigsten Höwmonats dieses MDLXXX. diss M. D. LXXX. Jars / auch darbey angezeigt, an was ohrt und enden / auch was sie bekendt haben.*³⁰ Ohne den theologischen Umweg – Gott strafe mittels Teufel, der sich seinerseits der Hexen bediene – werden hier die Hexen unmittelbar als Urheber von Unwetter und Ernteschäden genannt: *das sie sollte(n) han ein wätter gemacht / das man auf dreyszig meyl kein Sichel ins Feldt het gebracht ... 5. Meyl weg es lang von Schwartzwalt anzu zeigen / hett es sein fortgang / in der breidt war es ein halbe meil / Erschluge Obs das getreidt auff dem feldt.* Solche Ernteschäden sollen wiederum bei einem großen Hexentreffen geplant worden sein; vorliegende Flugschrift meldet einen Hexensabbat mit nicht weniger als 300 Hexen: *dreyhundert wol an dem end / auff dem Schwartzwalde unverborgen / zusammen kom(m)en send. / Da habens nun den sache(n) / beschlossen eine klag / wie sie sollten machen / an dem heyligen Pfingstag / ein Reiff (= Hagel) durch alle Landt.* Außer Ernteschäden wirft diese *Newe Zeitung* den Hexen auch vor, dass sie *zwey hundert Kindt / hetten verderbt und sprachloß gmacht / und sunst vil armen leuten / das vich im stal umbracht.* An Orten werden neben vielen schwäbischen Städten Kuppenheim (*Zu Kuppenen eben / man sechs verbrennen thet*), Wanzenau bei Straßburg (3), Kaysersberg (1), Burkheim (6), Rastatt (7) und Baden-Baden (5) genannt; die Gesamtzahl der hingerichteten Hexen wird mit 114 angegeben. Neben den üblichen Schadenszaubern wird ein Vorfall aus Baden (*zu Margraff Baden an dem end*) erzählt, wonach die Frau und das Kind eines gewissen *Zigler* (Beruf oder Eigenname?) *durch zauberey* in die Luft gewirbelt wurden. Beide wurden anderntags in Gernsbach aufgefunden, allerdings hatten sie ihre Sinne verloren und *die vernunfft waren ihr genummen.* Als in Rastatt eine Hexe verbrannt wurde, ereigneten sich besondere meteorologische Phänomene: *wol an der selben steht (= Stätte) / ein Regen drang gewaltig her / deßgleichen ein getümmel / Als wann Harnisch Mann und Roß da wär.* Die zwei Blatt umfassende Flugschrift

Zwo Neue Zeitung/
Was man für Hexen
oder Unholden verbrennt hat/von dem
siebenden Hornung an bis auff den zwentzig-
sten Höwmonat dis M. D. LXXX. Jars/
auch darbey angezeigt/ an was ohrt vnd enden/
auch was sie bekendt haben/ 2c.



Hexenzeitung von 1580 mit Darstellung einer Hexe

Erschreckliche/
Warhaftige/
 Neue Zeitung / so in der
 Marggraffschafft Baden gesche-
 hen / in einem Dorff Knylingen genand /
 ein Meyl weg von Ettlingen gelegen /
 Von einer alten Teuberin / welche irem eignen
 Töchterlein / die nur acht Jahr alt gewesen /
 Teuffelskunst vnd Teuberrey gelehret / welches
 darnach das Megdlein dem Vater auff dem
 Felde durch ein Wetter machen (weil der Vas-
 ter ein Regen wünschte) offenbaret / Vnd ist
 solche alte Teuberin hernach durch ihren eis-
 genen Mann bey der Oberkeit angeben /
 vnd vom Leben zum Tode vers-
 urtheilt worden

Im Thon /
 Kompt her zu mir / spricht Gottes Sohn.

Gedruckt zu Erffort / durch
 Melcher Sachsen.

1 5 8 1.

(Seitenhöhe: 22 cm) gibt als Druckvermerk *Getruckt zum Hoff bey Michael Schleicher* an, erschien tatsächlich aber bei *Samuel Apiarius* in Basel.³¹

Das Titelblatt trägt eine Illustration, die eine Hexe darstellen soll; recht unspektakulär wird eine alte Frau in bäuerlicher Umgebung mit einem Spinnrocken in der Hand gezeigt. Dabei handelt es sich um einen völlig aus dem ursprünglichen Kontext gerissenen Nachdruck; ursprünglich stammt das Motiv aus dem Buch *Das Narrenschiff* des elsässischen Humanisten *Sebastian Brant* und stellt dort nichts weniger als die Verkörperung der Tugend dar!³² Das Motiv des Spinnrockens, seit dem späten Mittelalter eines der klassischen Symbole weiblichen Fleißes, wurde in verkehrter Weise auch auf die Hexen bezogen, die damit freilich nicht arbeiten, sondern (anstelle der sonst üblichen Mistgabel oder des Ziegenbockes) durch die Luft fliegen.

Auch von dieser Hexenzeitung gibt es eine Variante (*Newe Zeitung von den Hexen oder Unhulden, so mann verbrend hat von dem 7. Februari an biss auff den 25. Junii dises 1580. Jar. Auch wirt darbey angezeigt / an was ort und enden / auch was sie bekent haben. In ein Lied verfaßt. Im Thon, All die ir jetzund leiden / verfolgung trübsal un(d) schmach*).³³ Diese Version ist im kleineren Format (15 cm Höhe) gedruckt, nicht illustriert und umfasst acht Seiten; inhaltlich ist sie weitgehend identisch mit der vorgenannten, lässt aber aus dem mittelbadischen Raum Rastatt und Baden-Baden weg und beziffert die Gesamtzahl der Hingerichteten mit 105.

Hexenzeitung von 1581

Einen recht speziellen Hexenprozess schildert die 1581 im Erfurter Verlag von Melchior Sachs erschienene *Erschreckliche Warhafftige / Newe Zeitung / so inn der Marggraffschaft Baden geschehen*.³⁴ Im badischen Dorf Knielingen wünschte ein Bauer, dass es regnen solle. Seine achtjährige Tochter erklärte ihm daraufhin: *Ey Vater wiltu Regen han / denselben ich wol machen kann*. Tatsächlich konnte das Kind einen Regen *allein nur auffs Vatern Acker* niedergehen lassen. Der verdutzte Bauer erfuhr von seinem Kind, dass es diese Fähigkeit von der Mutter gelernt habe, die häufig Besuch von einem *Meister* erhalte. Der Fortgang der Geschichte ist einfach: *Der Pawr von hertzen sehr erschrack*, er erstattete bei der *Oberkeit* Anzeige. Daraufhin wurde die Mutter des Kindes verhaftet, gefoltert und hingerichtet (*welche gefangen ward zu fort / und peinlich ward gefraget / Die den schreckliche ding bekandt / darnach in dem Fewer ward verbrandt*).

Dieser Hexenprozess unterscheidet sich von der Masse anderer dadurch, dass nicht von einem großen Hexensabbat mit

Die Erste.

Bere zu ihr Frauen vnd auch Mann/groß Wunder will ich
zeigen an/ so newlich ist geschehen/ wie daß der böse Feind so
gar die Menschē bringt in gefahr/ thu ich mit warheit sagen:

Wie ihr jezund werd hören thun/ was für jammer geschehen
schon/ mit dieser Teuffels Rotte/ die sich dem Bösen Geist vers
pflicht/ ja viel Unglück han angericht/davor behüt vns Gotte.

Erstlich in des Marggraffen Land/genent von Baden wolbes
kant/ schon viel verbrand sein worden/ zu Rupene vnd zu Rastatt/
bey 50 man verbrennet hat/an diesen dreien Orten.

O frommer Christ thue wol ver stahn/ was sie für vbel han ges
than/ wil ich mit warheit singen/ von Mann/ Weib/ Knaben vnd
Mägdlein/was sie bekanten in der pein/wil ich euch vorbringen.

Ein junger Gesell verbrennet war/seins alters auff die 33 Jar/
der bekent in der Summen/ das er zu Naches in Weiber gestalt/ein
rechte Teufflin merck et bald/ habe zu der Ehe genommen.

Vnd mit ihr gehalten die Hochzeit/ dabey auch wahren statli
che Leut/die zahl war bey 3000. sein Hochzeit wehret sibem Nacht/
den grossen Reiffen habens gemacht/ der also vbel gehauet.

Wol in dem Württenberger Land/ wie Männigltchen wolbes
kant/daß der Wein ist erfroren/ Gott es ihn nicht verhängen wolt/
sonst in dem Land man habe/ warhafftig wenig Korn.

Ein Mägdlein hat man auch verbrent/ dasselbig öffentlich bes
kent/ ihr allererst zeichen must sie an ihrem Vatter thun/ an Hand
vnd Fuß erkrümmen nun/ daß thet sie bald dergleichen.

Ach O Du in deinem höchsten Thron/ wie kans ein Kind ein
Vatter thun/ein Stein möcht es erbarmen/ O du getreuer Jesu
Christ/behüt vns vor des Teuffels list/kom du zu hülff vns Armen.

Ein reiche Bäwrin auch bekent/wie viel sie Menschē hab vers
lemet/ zwen hundert/ drey darneden/ mit ihrer losen Zauberē/viel
junge Kinder/Mann vnd Weib/hab sie bracht vmb das Leben.

Ein Hebamm auch darunder war/die bekant vñ sagt offenbar/wie
daß sie thet vmbbringen 200. Kind in der Geburt/ das Leben ihr ges
nommen wurd/das Hers möcht sim durchdringen. Die:

vielen weiteren Komplizinnen erzählt wird, sondern die Hexe als Einzeltäterin verstanden wird. Hier liegt also nicht der *kumulative Hexereibegriff* zugrunde, sondern das ältere Verständnis von Zauberei (die Beschuldigte wird im Titel auch ausdrücklich als *Zeuberin* bezeichnet). Es blieb daher bei einem einzelnen Prozess – das entspricht genau den historischen Sachverhalten im durlachischen Landesteil der Markgrafschaft Baden, wo man äußerst zurückhaltend mit Hexenprozessen war.

Hexenzeitung von 1626

Ganz andere Verhältnisse als im durlachischen Landesteil Badens herrschten in Baden-Baden. Unter Markgraf Wilhelm begann 1625 eine massive Hexenverfolgung, die ihren Höhepunkt 1628 erreichte und 1631 zu Ende ging. Aus der Frühzeit (1626), als die ersten Prozesse eine große Zahl von Folgeprozessen nach sich zogen, stammt die fünfte und jüngste hier zu nennende Publikation: *Zwo wahrhaftige neue Zeitungen, von dem großen Jammer, welcher sich begeben in der Markgrafschaft Baden, wie allda über die 50 Hexen verbrannt worden.*³⁵

Wie die Zeitung schreibt, gab es zu diesem Zeitpunkt bereits über 50 Hinrichtungen in den Orten Kuppenheim, Rastatt und Baden-Baden (*Erstlich in deß Marggraffen Land / genent von Baden wolbekant / schon viel verbrand sein worden / zu Kupene vnd zu Rastatt / bey 50 man verbrennet hat / an diesen dreyen Orthen*). Auch hier findet sich die Vorstellung vom massenhaften Hexensabbat wieder, nicht weniger als 3000 Hexen (und auch männliche Hexenmeister) sollen sich versammelt und Unwetter gemacht haben (*die zahl war bey 3000 ... den grossen Reiffen (= Hagel) habens gemacht / der also vbel gehauset*). Neben Ernteschäden werden Krankheiten und Todesfälle als Wirkungen der Hexen genannt: *Ein reiche Bäwrin auch bekennt / wieviel sie Menschen hab verlembt / zwey hundert / drey darneben / mit ihrer losen Zauberey / viel junge Kinder / Mann vnd Weib / hab sie bracht vmb das Leben*.

Mit der großen Zahl von Hexen weitet sich auch deren Profil – nicht nur Frauen, sondern auch Männer werden ausdrücklich genannt, dazu Kinder (*Ein junger Gesell verbrennet war / seins alters auff die 13 Jar*), reiche Bäuerinnen, Hebammen und Wirtsleute. Bei Letzteren ist wohl sogar eine konkrete historische Zuordnung möglich. Die Flugschrift handelt auch von der *Schwanen Wirthin zu Rastatt*. Damit ist wohl die Rastatter Wirtsfrau Katharina Huck gemeint, die 1626 als Hexe angeklagt war (und sich schließlich durch eine spektakuläre Flucht vor der Hinrichtung retten konnte).³⁶

Anmerkungen

- 1 Levack, Brian: Hexenjagd. Die Geschichte der Hexenverfolgungen in Europa. München 2003, 75. Diese Eigenschaft unterscheidet die Hexenprozesse beispielsweise von den mittelalterlichen Judenverfolgungen, die weithin pogromartigen Charakter hatten und von der Obrigkeit eher bekämpft als unterstützt wurden. Die Parallele zwischen beiden Phänomenen, die bisweilen behauptet wird, besteht nicht oder ist nur geringfügig.
- 2 Die Verleugnung Gottes war nicht bloß eine theologische Zutat, sondern von großer Bedeutung und Tragweite. Die gesamte mittelalterliche und frühneuzeitliche Gesellschaft verstand sich selbst als christlich; insbesondere auch die Fürsten waren der Überzeugung, ihr Amt „von Gottes Gnaden“ erhalten zu haben. Durch die Abwendung von Gott und seiner Religion stellte die Hexe den gesellschaftlichen Grundkonsens und auch die Legitimation der Regierenden infrage. Sie galt somit als Bedrohung nicht nur der religiösen, sondern auch der weltlichen Ordnung.
- 3 Für die Hexenprozesse hatte die Vorstellung vom großen Hexensabbat unmittelbare und weitreichende Konsequenzen: Es ergab sich für die Hexenrichter die Möglichkeit, beim Verhör einer Hexe (natürlich unter Anwendung der Folter) die Namen ihrer Komplizinnen herauszubekommen. Gerade deshalb lösten einzelne Hexenprozesse oftmals eine ganze nachfolgende Prozesslawine aus.
- 4 Vgl. Rummel, Walter/Voltmer, Rita: Hexen und Hexenverfolgung in der frühen Neuzeit. Darmstadt 2008, bes. 28–30 sowie Dillinger, Johannes: Hexen und Magie. Frankfurt 2007, bes. 66–68.
- 5 Im Osten Österreichs, in der Steiermark, fanden Hexenprozesse erst nach 1550 statt.
- 6 Vgl. Burkart, Martin: Hexen und Hexenprozesse in Baden. Durmersheim 2009, bes. 55–61
- 7 Gegen ältere Vorstellungen von Zauberei, die ohne Teufelpakt und Hexensekte auskamen, argumentierte etwa der berühmte *Hexenhammer*, der ausdrücklich von den *moderni malefici* (Pars I, Quaestio 1, Articulus 3), also den „modernen Hexen“ spricht. Kramer, Heinrich (Institoris): Der Hexenhammer. *Malleus Maleficarum*. Kommentierte Neuübersetzung. Hrsg. von Wolfgang Behringer und Günther Jerouschek. München 2000, 152
- 8 Dass die Verbreitung recht beschränkt war, zeigt beispielhaft ein juristisches Gutachten der Universität Ingolstadt für die markgräflich-badische Justiz aus dem späten 16. Jahrhundert. Dort heißt es ausdrücklich, nur wenige Richter hätten ein Exemplar des *Hexenhammers* (*cuius libri copiam hoc tempore paucos habere*; Hauptstaatsarchiv München, Hexenakten Nr. 3, Prod. 27 fol. 112v/112r), weshalb das Gutachten ausführlich daraus zitiert.
- 9 Blécourt, Willem de: Das Vordringen der Zaubereiverfolgungen in die Niederlande, Rhein, Maas und Schelde entlang. In: Blauert, Andreas (Hrsg.): Ketzer, Zauberer, Hexen. Die Anfänge der europäischen Hexenverfolgungen. Frankfurt a. Main 1990, 182–216; hier: 205. Die weitgehende Beschränkung auf die gedruckte Literatur, namentlich den *Hexenhammer*, war eine folgenschwere Engführung der klassischen Hexenforschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.
- 10 So Rousseaux, Ulrich: Flugschriften und Flugblätter im Mediensystem des Alten Reichs. In: Arndt, Johannes/Körber, Esther-Beate (Hrsg.): Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750). Göttingen 2010, 99–114, hier: 106
- 11 Schilling, Michael: Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700. Tübingen 1990, 3
- 12 Schilling (s. Anm. 11, hier: 40) gibt als durchschnittlichen Preis einer Flugschrift zwei bis vier Kreuzer an und meint, dass dies im 17. Jahrhundert ungefähr dem Stundenlohn eines gelernten Maurers entsprach.
- 13 Zu diesem Schluss bezüglich der Adressaten gelangt Wilke in seiner umfangreichen Studie; Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Köln, 2000, 21
- 14 Zur Auflagenhöhe vgl. Schneider, Ute: Grundlagen des Mediensystems. In: Arndt, Johannes/Körber, Esther-Beate (Hrsg.): Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750). Göttingen 2010, 27–38, hier: 34
- 15 Näheres hierzu bei Burkart, Martin: Hexen und Hexenprozesse in Baden. Durmersheim 2009, bes. 63–90

- 16 Der Forschungsstand zur Landvogtei Ortenau ist unbefriedigend; einen kurzen Überblick gibt Schleichert, Sabine: Vorderösterreich: Elsass, Breisgau, Hagenau und Ortenau. In: Lorenz, Sönke (Hrsg.): Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten. Ostfildern 1994, 228–234. Umfangreicher, aber teilweise veraltet ist Volk, Franz: Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Lahr 1882
- 17 Vgl. hierzu Oestmann, Peter: Die Offenburger Hexenprozesse im Spannungsfeld zwischen Reichshofrat und Reichskammergericht. In: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. Offenburg 1995, 179–220
- 18 Vgl. hierzu Muta, Kazuo: Hexenverfolgung in der Grafschaft (Fürstentum) Fürstenberg. In: Gersmann, Gudrun/Moeller, Katrin/Schmidt, Jürgen-Michael (Hrsg.): Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung. In: *historicum.net*, <https://www.historicum.net/persistent/old-purl/5580> (08.02.2015). Demzufolge wurde der größte Teil der Abteilung *Criminalia*, also Strafsachen, im fürstenbergischen Archiv Donaueschingen im frühen 19. Jahrhundert vernichtet.
- 19 Vgl. hierzu Lauppe, Ludwig: Hexenverfolgung im ehemaligen hanau-lichtenbergischen Amte Lichtenau. In: Die Ortenau 5 (1914), 106
- 20 Vergleiche zum Ganzen ausführlich: Harter, Hans: Der Teufel von Schiltach: Ereignisse, Deutungen, Wirkungen. Mit einer Quellendokumentation (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach, Band 2). Schiltach 2005
- 21 Exemplare in der Bayerischen Staatsbibliothek München (Res/Crim. 468 I) und in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (Theol. qt. 3280). Vollständig abgedruckt bei Harter (von ihm auch die Zuschreibung an Johannes Schwarz). Ein weiteres Exemplar wurde im Jahr 2006 im Antiquariatshandel versteigert.
- 22 Diese Flugschrift ist in zwei Varianten überliefert: Eine in Leipzig bei Michael Blum gedruckte Variante, wovon sich Exemplare in der Staatsbibliothek zu Berlin (Flugschrift 1533-3), in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (8° H. misc. 338/15) sowie zwei Exemplare in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel (T 989.4° Helmst. und 171.30 Quod.) befinden, und eine in Aufmachung und Orthographie verschiedene Variante ohne Angabe des Druckortes, von welcher die Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau (RA 87/71) im Jahr 1987 ein Exemplar aus dem Antiquariatshandel erwerben konnte.
- 23 Drei Exemplare sind nachweisbar, davon zwei in der Zentralbibliothek Zürich (Graphische Sammlung, PAS II 12/18 sowie Handschriftenabteilung MS A2, 721), ein drittes Exemplar besitzt die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (HBFC 85).
- 24 *The Town of Schiltach in Germany was in the Month of April, 1533 Set on fire by a Devil and Burnt to the Ground*. Mather, Increase: Cases of Conscience concerning Evil Spirits. Boston, 1693; hier: 18
- 25 Möglicherweise ist das elsässische Sennheim gemeint, das französisch Cernay, im elsässischen Dialekt Senna heißt; dort sind Hexenprozesse im 16. Jahrhundert belegt.
- 26 Der Holzschnitt stammt aus dem Werk des Konstanzer Juristen *Ulrich Molitor* über die Hexen (Erstausgabe 1489), und zwar aus der 1545 bei *Jakob Cammerlander* in Straßburg erschienenen deutschen Ausgabe (*Hexen Meysterey Desz hochgebornen Fürsten Hertzog Sigmunds von Osterreich mit D. Vlrich Molitoris vnd herr Cunrad Schatz weilandt Burgermeister zu Costentz ein schœn gesprech von den Onholden*), fol. A iii.
- 27 Exemplar in der Sammlung *Wickiana* der Zentralbibliothek Zürich (Handschriftenabteilung Ms F 25, fol. 93r-96v).
- 28 *Neue Zeittung / Und ware Geschicht / dieses Lxxvi Jars geschehen im Breißgaw / wie man da in etlichen Stätten un(d) Flecken / inn die 136 Unhulden gefangen un(d) verbrenndt hat / auch wie sie schröckliche ding bekent haben / im Thon: Kompt her zu mir spricht Gottes Sohn*; ebenfalls in der Sammlung *Wickiana* der Zentralbibliothek Zürich (Handschriftenabteilung Ms F 25, fol. 93r-96v). Der Urheber dieser Sammlung, der Zürcher Geistliche und Gelehrte *Johann Jakob Wick* (1522–1588), hat beide Zeitungen jeweils übereinander auf ein Blatt geklebt.
- 29 Wegelburck (6 Fälle), Staufen (5), Wurzach (13), Münster (welches?), Bingen (6), Spalt (1), Kusel (3), Markgrafschaft Baden (2), Gersbach (wohl Gernsbach; 5) und ein Ort namens Rossa (4).
- 30 Exemplar in der Sammlung *Wickiana* der Zentralbibliothek Zürich (Handschriftenabteilung Ms F 29 fol. 25r-28v).

- 31 Reske, Christoph: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Wiesbaden, 2007, 85
- 32 Genau gesagt aus der 1497 von *Jacob Locher* in Basel publizierten lateinischen Fassung *Stultifera navis*, Blatt CXXX verso. Die Frau mit dem Spinnrocken ist dort nur Teil eines größeren Bildes, das im Ganzen den Wettstreit zwischen Tugend und Wollust darstellt. Der Künstler ist unbekannt. Vgl. Hieronymus, Frank: „Eadem mutata resurgo“. Marginalien zum Basler Buchdruck 1479–1619. In: Gutenberg-Jahrbuch Bd. 57 (1982), 170–185. Hier: 176
- 33 Exemplar in der Sammlung *Wickiana* der Zentralbibliothek Zürich (Handschriftenabteilung Ms F 29 fol. 188r–191r). Das im Titel genannte Lied *All', die ihr jetzund leidet* wurde um 1545 von Gernold Wolf geschrieben.
- 34 Der umfangreiche Titel lautet vollständig *Erschreckliche Warhafftige / Neue Zeitung / so inn der Marggraffschaft Baden geschehen / in einem Dorf Knylingen genand / ein Meyl weg von Ettlingen gelegen / Von einer alten Zeuberin / welche irem eigenen Töchterlein / die nur acht Jahre alt gewesen / Teufelskunst und Zeuberey gelehret / welchs darnach das Megdlein dem Vater auff dem Felde durch ein Wetter machen (weil der Vatter ein Regen wünschete) offenbaret / Und ist solche alte Zeuberin hernach durch ihren eigenen Mann bey der Oberkeit angeben und vom Leben zum Tode verurtheilt worden. Im Thon Kompt her zu mir / spricht Gottes Sohn*. Exemplar in The British Library, London (Humanities and Social Sciences, 11517. bbb. 20).
- 35 Als Druckort wird *Moltzen* angegeben, womit Molsheim/Elsass gemeint sein dürfte. Exemplar in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (A: 202.70 Quod. 15).
- 36 Zum Prozess gegen Katharina Huck vgl. den Anhang „Aus Archivalien zum Hexenprozeß gegen die Rastatter Kronenwirtin Katharina Huck aus dem Jahre 1626“. In: Heid, Hans: Deutsche Rechtsgeschichte 1500–1800 im Spiegel der Bestände der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt. Ausstellungskatalog. Rastatt 1991. Das Gasthaus der Familie Huck trug zwar nicht den Titel *Schwanen*, sondern *Krone*, aber hier dürfte wohl eine einfache Verwechslung vorliegen. Andere Wirtsleute aus Rastatt, die Opfer eines Hexenprozesses wurden, sind jedenfalls nicht bekannt.

Rat und Zünfte in der Offenburger Hexenverfolgung 1598 bis 1602

Andrea Kammeier-Nebel

Am 23. September 1600 erließ der ehrsame Rat der Reichsstadt Offenburg ein Edikt zur Hexenverfolgung. In der Einleitung stellte der Rat fest, dass er vom regierenden Stettmeister Caspar Silberrad „mit bekhümmertem gemüet“ vernehmen musste, dass „etliche sorgfältige Buerger ahn gehaltener ernstlicher Execution vnderschiedlicher weibspersonen wegen geübter Zauberrey vnnnd Hexenwerckhs noch nitt ersettiget, sondern ein Ersamen Rath ferners zue bewegen gesinnt“ seien.¹

Die Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten an der Hexenverfolgung hat die Forschung in den letzten drei Jahrzehnten immer wieder neu zeigen können. Die Motive und der Erfolg dieses Verfolgungsbegehrens aus der Bevölkerung waren je nach Obrigkeit und Gegend unterschiedlich.² In diesem Beitrag soll die altbekannte Quelle der Ratsprotokolle neu auf

*Ratsprotokolle im
Stadtarchiv Offenburg*



diesen Aspekt der Verfolgungen befragt werden. In einfacher Berichtform wird aufgezeigt, welche Rolle die Offenburger Bevölkerung und insbesondere die Zünfte in der Hexenverfolgung der Jahre 1598 bis 1602 spielten.³

Die Ratsprotokolle sind die wichtigsten Quellen zur Geschichte der Stadt im späten 16. und frühen 17. Jh. Die ältere Hexenforschung⁴ stützte sich auf vier Protokollbände,⁵ um die erste Phase der Offenburger Hexenverfolgung von 1585 bis 1611 nachvollziehen zu können. Es fehlten die Bände der Jahre 1596 bis Juli 1600 sowie 1602 bis 1605.⁶ Der zweite dieser beiden Bände wurde als Beilage in einer Reichskammergerichtsakte im Generallandesarchiv Karlsruhe wiederentdeckt.⁷ Er zeigt uns den Abschluss der Zunftunruhen aus dem Jahr 1601 sowie eine bisher unerforschte Hexenverfolgung des Jahres 1603. Wichtige Ereignisse der Jahre 1585 bis 1600 können mit Hilfe dreier kaiserlicher Mandate von 1598 und 1602 nachvollzogen werden.⁸ Hierdurch entsteht ein neues Bild von der Beteiligung der Offenburger Bevölkerung an den Hexenverfolgungen 1598, 1600 und 1601.

Ein eingeschränkter Blick auf die Geschehnisse

Die Reichsstadt Offenburg wurde vom Rat regiert und verwaltet. Die Ratsprotokolle enthalten die Beschlüsse und Berichte des Rates zu allen Belangen der Regierung. Zu den Auseinandersetzungen mit den unruhigen Zünften und ihren Anführern von 1600 bis 1602 finden wir Anweisungen an die Stettmeister, Berichte über die Beratung des Rates durch seine Rechtskonsulenten sowie Verhörberichte zur Befragungen einzelner Personen und Zünfte. Weiteren Einblick in die Vorgänge bieten die Verhörberichte, Interlokute⁹ und Urteile der Hexenverfahren und der Verfahren gegen die Rädelsführer der Unruhen im Jahr 1602.

Wir lernen hier vor allem die Sicht des Rates auf die Vorgänge kennen. Die Protokolle sollten die Handlungen des Rates nachvollziehbar dokumentieren und seine abschließenden Urteile fundieren. Vor allem die Verhörberichte sind auf die gefällten Urteile zugeschnitten. Sie berichten lediglich über den Teil der Aussagen, die zur Grundlage der Urteile wurden.¹⁰

Offenburg besaß zehn Zünfte. Zu ihrer Geschichte liegen vorwiegend Quellen aus dem 18. Jh. vor.¹¹ Es wurde bisher kein eigenständiger Quellenbestand gefunden, der uns die Handlungen und Sichtweisen der unruhigen Zünfte aus deren Perspektive zeigen könnte. Sie lassen sich nur indirekt durch kriti-

sche Interpretation der Ratsprotokolle rekonstruieren. Unbekannt bleibt auch, in welcher Größenordnung die Zünfte und die Bevölkerung gegen den Rat auftraten.

Die Sicht des Rates auf die Unruhen wird durch die der kaiserlichen Kommission von 1599 ergänzt. Der alte Rat hatte den Kaiser 1598 um Hilfe gebeten und die unruhigen Zünfte vor dem Reichshofrat¹² verklagt. Kaiser Rudolf II. beauftragte den Unterlandvogt der Reichslandvogtei Hagenau Graf Friedrich von Fürstenberg, kommissarisch die Vorgänge in der Stadt zu untersuchen und zu schlichten. Der abschließende sogenannte „Abscheid“, den die Kommission mit den klagenden Parteien 1599 vereinbarte, wird im Mandat des Kaisers von 1602 zitiert. Mit seiner Hilfe können wir den Blick auf die Vorgänge erweitern.¹³

Diese Quellen zeigen uns zwar die Strategien und Sichtweise des Rates im Umgang mit den unruhigen Zünften. Unser Blick auf die Zusammensetzung von Rat und Gericht, die Arbeitsweisen dieser Institutionen sowie mögliche Parteiungen im Rat ist aber ebenfalls eingeschränkt.¹⁴ Der Offenburger Rat setzte sich aus zwei Gremien, dem sogenannten alten und jungen Rat, zusammen. Der alte Rat bestand aus dem Schultheiß und maximal zwölf Ratsherren. Die ältere Forschung war der Meinung, dass auch der junge Rat aus zwölf Personen bestand.¹⁵ Tatsächlich lassen sich im Zeitraum zwischen 1596 und 1602 bis zu 21 amtierende Ratsherren des jungen Rates feststellen.¹⁶ Die personelle Zusammensetzung blieb in den Jahren 1596 bis 1602 weitgehend stabil.¹⁷

Die laufenden Geschäfte wurden von den vier jährlich neu gewählten Stettmeistern geführt, je zwei aus beiden Gremien des Rates. Die Stettmeister wechselten sich vierteljährlich in der Regierung ab. Zur Diskussion laufender Geschäfte oder dringender Fälle hielten die regierenden Stettmeister sogenannte stille Sitzungen ab. Hieran scheinen einzelne per Ratsboten geladene Ratsherren teilgenommen zu haben, die etwa aufgrund ihrer übernommenen Ratsämter für die besprochenen Themen zuständig waren. Hinzugezogen wurden auch diejenigen Ratsherren, wie z. B. der Lohnherr, die ohnehin täglich auf dem Rathaus zu tun hatten.¹⁸

Weitreichende Entschlüsse sowie Bescheide und Urteile konnten jedoch nur in den allgemeinen und ausreichend besetzten Ratsversammlungen gefällt werden.¹⁹ Hierzu wurden alle Ratsherren per Ratsglocke geladen. Wir wissen, dass in jeder Rats- und Gerichtssitzung Umfragen zu den anstehenden Punkten stattfanden und jeder Ratsherr seine Meinung zum Tagespunkt darstellen konnte. Entscheidungen und Ur-

teile wurden durch eine offene Abstimmung unter allen Anwesenden gefällt. Die Mehrheit der Stimmen gab den Ausschlag.²⁰ Wir wissen allerdings nicht, wer nun genau an den einzelnen protokollierten Ratssitzungen teilnahm. In den Protokollen wurden keine Anwesenheitslisten geführt. Auch Diskussionen und divergierende Meinungen der anwesenden Ratsherren wurden nicht dokumentiert. Die Fraktionen und Loyalitäten innerhalb dieses doch recht großen Gremiums und deren unterschiedliche Haltungen zur Hexenverfolgung und zum Widerstand gegen die Hexenpolitik des Rates bleiben uns verborgen. Notgedrungen ist im Folgenden daher immer nur allgemein vom „Rat“ als handelndem Gremium die Rede.

Zum „peinlichen Gericht“ der Reichsstadt Offenburg

Offenburgs Bürger konnten allein vor den städtischen Gerichten und dem Kaiser und seinen beiden höchsten Gerichten – dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat – verklagt werden.²¹ Die uns hier interessierenden Prozesse führte das sogenannte „peinliche Gericht“ der Stadt. Es verfolgte alle in der Gerichtsordnung Kaiser Karl V., der sogenannten Carolina, festgelegten Kapitalverbrechen, die mit schweren körperlichen Strafen belegt waren.²² Die Beschuldigten konnten zur Feststellung ihrer Schuld der Folter unterzogen werden. Das peinliche Gericht urteilte so auch über Schadenszauber und Hexerei²³ sowie Aufruhr und organisierten Widerstand gegen die Obrigkeit.²⁴

Die Privilegien der Könige und Kaiser wiesen die Gerichtshoheit in Offenburg dem Schultheiß und dem alten Rat zu.²⁵ Ähnlich wie in Gengenbach²⁶ scheinen in unserem Beobachtungszeitraum aber auch die Mitglieder des neuen Rates als Schöffen zu den Sitzungen des peinlichen Gerichts zugelassen gewesen zu sein. Darauf deuten einige kleinere Hinweise aus den Ratsprotokollen, vor allem aber das in Gänze protokollierte Verfahren gegen Anna Maria Hoffmann von August 1610 bis Januar 1611.²⁷ Diesem Protokoll zufolge bestand das peinliche Gericht der Stadt aus dem Schultheiß als Vorsitzendem und obersten Richter, 24 bis 30 Schöffen, dem Syndikus der Stadt und dem protokollierenden Stadtschreiber. Die große Anzahl der Schöffen kann nur durch eine Mitbeteiligung des jungen Rates am peinlichen Gericht erklärt werden.²⁸ Das peinliche Gericht fand also vor dem ganzen Rat der Stadt statt.

Die Bürger der Stadt konnten mithilfe der sogenannten Supplikation, einer mündlichen oder auch schriftlichen Bitte an

Rat und Gericht, auf die Verfahren und das Handeln des Rates Einfluss nehmen.²⁹ Verwandte der Angeklagten, die Zünfte, der Offenburger Klerus, auch hochgestellte Würdenträger aus dem Umland traten vor Rat und Gericht und baten um Hafterleichterungen, Haftentlassungen und um ein gnädiges Urteil.³⁰ Auch nach der Verkündung des Urteils konnten die Bittsteller noch um eine Milderung der ausgesprochenen Strafe anhalten und das Gericht reagierte in vielen Fällen positiv.³¹

Diese Beteiligung der Bürger am Urteil hatte einen Frieden und Ausgleich schaffenden Effekt, der die Machtausübung und Rechtspflege des Rates stützte und stabilisierte.³² Bis weit in die frühe Neuzeit befanden sich die Ratsregierungen der Städte in einer prekären Situation den Einwohnern und Bürgern gegenüber. Die Städte unterhielten noch keinen festen Polizeiapparat. Der Offenburger Rat beschäftigte selten mehr als elf festangestellte Wächter und Soldaten für die Wacht auf den Toren und in der Stadt.³³ Zur Wahrung des inneren Friedens war er auf die Mitarbeit der Bürger angewiesen. Die Bürger hatten das Recht und die Pflicht, Waffen zu tragen und aktiv für Frieden und Rechtswahrung in der Stadt einzutreten. Sobald ein Bürger Zeuge eines Gesetzesbruches wurde, war er verpflichtet, die Übeltäter zu verhaften, und sie dem Schultheiß und den Stettmeistern vorzuführen, die dann über Haft und Anklage entschieden.³⁴ Befahlen Rat und Gericht Verhaftungen, so wählten die Stettmeister geeignete Bürger, die sie bei der Durchführung der Verhaftung unterstützten.³⁵

Einem ernsthaften Aufstand der Bevölkerung wäre der Rat jedoch nicht gewachsen gewesen. Der Rat war daher immer auch darauf angewiesen, sich die Bevölkerung gewogen und unter Kontrolle zu halten. Dies geschah nicht nur mittels Androhung und Verhängung von Strafen. Mit einem System steter Einbeziehung, vor allem der Ton angehenden Personen und Familien in den Zünften, sorgten die Ratsherren dafür, dass ihre Politik von breiten Schichten der Stadt getragen wurde. Das Supplikationsrecht der Bürger war ein wichtiger Bestandteil dieses Systems. Ging der Rat – wohl dosiert – auf die Bitten der Familien und Zünfte ein und beteiligte sie so an der Urteilsfindung, war ein späterer Protest relativ unwahrscheinlich.

Die Zunftunruhe von 1598 und die Schlichtung durch die kaiserliche Kommission 1599

Die Vorgänge der Jahre 1600 bis 1602 sind eng verknüpft mit der Hexenverfolgung im Jahr 1598.³⁶ Der Rat führte diese Ver-

folgung in den Augen der Bevölkerung nicht konsequent genug aus. Gegen einige verdächtige Frauen wurden keine Prozesse eingeleitet, gegen andere offensichtlich nur schleppend geführt. Hierbei scheint es sich auch um Frauen aus der Ratschicht der Stadt gehandelt zu haben, denn man warf dem Rat Parteilichkeit in der Gerichtsausübung vor.

Die Zünfte machten sich zu Wortführern der Unzufriedenen. Sie bildeten Ausschüsse, die die Probleme in Namen der Zunft besprachen und reichten Supplikationen an den Rat ein, auf die dieser aber nicht in der gewünschten Weise reagierte. In der Hitze der Auseinandersetzungen drohte man mit Selbstjustiz. Anscheinend kam es auch zu Handgreiflichkeiten und vom Rat nicht erlaubten Verhaftungen von Verdächtigen. Der Rat ließ auf den Zunftstuben eine Abmahnung durch den Stadtschreiber Beck verlesen, die jedoch nicht den gewünschten Frieden stiftenden Erfolg hatte. Beck ließ sich zu verunglimpfenden Worten hinreißen, die von den Zünften als ehrabschneidend empfunden wurden und die Unruhe befeuerten.

Die Lage war aus Sicht des Schultheißen und des alten Rates derart bedrohlich, dass man sich veranlasst sah, sechs der zehn Zünfte Offenburgs vor dem Kaiser zu verklagen. Der alte Rat warf den Zünften der Schmiede, Metzger, Karcher, Rebleute, Weber und Fischer vor, nicht nur ungebührliche Versammlungen abzuhalten, sondern die Obrigkeit durch Rebellion und Aufruhr infragezustellen, einen Überfall auf den Rat zu planen und so den Landfrieden zu brechen.

Diese Klage reichten Schultheiß und Zwölfer des alten Rates allein, ohne Wissen des jungen Rates, ein. Das für die Klage notwendige Geld wurde heimlich aus der Stadtkasse entnommen. Man übergab den zuständigen Lohnherrn, der ein Mitglied des jungen Rates war. Höchstwahrscheinlich unterstützten zu viele Herren des jungen Rates die Kritik aus den Zünften und der Bevölkerung. Die verklagten Zünfte besetzten nahezu die Hälfte der Ratssitze im jungen Rat.³⁷

Der Reichshofrat erließ am 14. September 1598 im Namen des Kaisers ein Mandat, das den sechs unruhigen Zünften bei Androhung der Reichsacht und Entzug ihres gesamten Besitzes gebot, von den Unruhen abzulassen, der Obrigkeit zu vertrauen und die Gesetze zu halten.³⁸ Am gleichen Tag beauftragte der Kaiser seinen geheimen Rat und Landvogt Graf Friedrich von Fürstenberg,³⁹ die Klage in Offenburg zu untersuchen.⁴⁰ Graf Friedrich seinerseits beauftragte Beamte und Juristen seines Hofes und seiner Herrschaft, die im Herbst 1599 nach Offenburg kamen, die Parteien anhörten und ihre

Klagen schlichteten. Als klagende Parteien traten Schultheiß und alter Rat, der junge Rat und die sechs betroffenen Zünfte auf. Die vor der Kommission verhandelten Klagen und Beschwerden zeigen, dass die Unzufriedenheit größere Ausmaße hatte als allein die als unzureichend empfundene Prozessführung wegen Hexerei. Zur Sprache kamen unter anderem auch ein 1598 erlassenes Religionsedikt, das allen Bürgern Zugehörigkeit zur katholischen Kirche auferlegte, eine neue Friedhofsordnung des Kirchherrn, die Erhöhung von Gebühren und Abgaben durch den Rat sowie die Wahl zusätzlicher neuer Ratsherren.⁴¹

Die sechs Zünfte hatten zur Durchsetzung ihrer Ziele sogenannte „Ausschüsse“ gebildet. Hierbei handelte es sich um delegierte Zunftmitglieder, die im Namen der Zunft tätig wurden. Die „Ausschüsse“ der einzelnen Zünfte tagten gemeinsam und sprachen ihr Vorgehen miteinander ab. In den Versammlungen konnten die Delegierten Anträge einbringen und zu anderen Anträgen oder Vorhaben ihre Meinung kundtun. Das gemeinsame Vorgehen wurde durch die Mehrheit in offener Abstimmung bestimmt. Zu gegenseitigem Schutz und Schirm und zur Unterstützung Einzelner in der Durchführung von Aufgaben bildeten die Männer Schwurgemeinschaften.⁴² Finanziert wurde die solcherart organisierte Verteidigung der Zünfte durch Geldanleihen bei vermögenden Zunftgenossen.⁴³ Vermutlich bestimmte man auf diesem Weg auch die Sprecher, die im Namen der Zünfte der Kommission ihre Klagen vortrugen und ihr Verhalten rechtfertigten.

Die Kommission hörte sich die Klagen und Gegenklagen der Parteien an, bewertete vorgelegte Urkunden und verhörte Zeugen.⁴⁴ Zum Schluss baten die Parteien um ein Urteil. Die Kommission schlichtete nun Punkt für Punkt die Klagen und Beschwerden. Im sogenannten „Abscheid“ wurden alle Klagen einzeln aufgeführt und geschlichtet. Abschließend legte die Kommission den streitenden Parteien auf, allen Punkten nachzukommen und den wiederhergestellten Frieden einmütig zu halten. Der Rat wurde ermahnt, der Ausübung seiner Regierungsgewalt wie bisher fest und stet nachzukommen und seine Gerichtstätigkeit sanftmütig, aber dem zu strafenden Übel angemessen auszuführen. Den Bürgern und Zünften wurde die Erfüllung ihres bürgerlichen Eides sowie Demut und Gehorsam gegenüber dem Rat auferlegt. Sie sollten künftig ihre Beschwerden auf vorgesehenem Weg vorbringen, ohne zuvor ihre Mitbürger oder Zunftgenossen zusammenzurufen. Den Bescheiden und Urteilen des Rates war Folge zu leisten.

In Bezug auf den Vorwurf verzögerter und unzureichender Führung der Hexenprozesse bestätigte die Kommission dem Rat, die bisherigen Prozesse kaiserlichem Recht gemäß geführt und auch nicht versäumt zu haben, die in der Carolina geforderten Rechtsgutachten einzuholen. Eines der vorgelegten Gutachten stelle aber auch fest, dass für einige beschuldigte Personen genügend Hinweise vorlagen, um sie einem Prozess zu unterwerfen. Die Kommission gab ihrer Überzeugung Ausdruck, dass der Rat diesem Rechtsgutachten ohnehin nachgekommen wäre, befahl dem Rat aber dennoch kraft seiner vom Kaiser verliehenen Autorität, diese Personen zu verhaften, ihnen umgehend und vor allem unparteilich den Prozess zu machen.

Die Schlichtung der Kommission zielte also auf Ausgleich ab. Sie gab den Zünften in ihrer Beschwerde Recht, ohne die Amtsgewalt und Prozessführung des Offenburger Ratsgerichts infrage zu stellen. Der Rat musste nun in Bezug auf die im Rechtsgutachten genannten Personen gerichtlich tätig werden. Die Bürger und Zünfte sollten künftig wieder allein auf dem Weg der Klage oder Supplikation Forderungen vor Rat und Gericht tragen, ohne Ausschüsse zu bilden und bedrohliche Versammlungen abzuhalten. Der Kommissionsabschied vom 16. Dezember 1599 wurde von allen Parteien angenommen. Der Abschied war damit rechtsverbindlich. Die Parteien erhielten eine durch die Siegel der subdelegierten Kommissare beglaubigte Kopie. Der Abschied wurde vom Kaiser zwei Jahre später durch das Mandat vom 13. Dezember 1602 erneut konfirmiert.⁴⁵ Rat, Zünfte und Bürger, wie auch der leitende Kommissar Graf Friedrich von Fürstenberg, beriefen sich in den kommenden Unruhen von 1601 und 1602 auf diesen Abschied und rechtfertigten damit ihre Klagen und ihr Handeln.⁴⁶

Hexenverfolgung im Frühjahr 1600

Im Frühjahr 1600 kam der Rat der Auflage der Kommission nach und stellte weitere Personen wegen Hexerei vor Gericht. Ablauf, Umfang und Identität der verurteilten Frauen ist uns wegen des fehlenden Ratsprotokolls leider weitgehend unbekannt. Wir wissen allerdings, dass zwei der verdächtigsten Frauen sich der Verhaftung und Anklage durch Flucht entziehen konnten. Es waren die Ehefrauen des Ratsherrn aus dem alten Rat Bartholomäus Spieß und des Stadtschreibers Johann Georg Beck. Ob diese Frauen schon 1598 verdächtigt worden waren oder erst im Verlauf der Prozesse im Frühjahr 1600 unter Verdacht gerieten, wissen wir nicht.⁴⁷

Die Offenburger Bevölkerung wertete ihre Flucht als erneutes Zeichen der Unfähigkeit und Parteilichkeit des Rates in der Verfolgung der Hexen.⁴⁸ Die von der Kommission aufgehobenen Ausschüsse machten sich wieder zu Sprechern für eine verstärkte Hexenverfolgung. Sie beschritten den rechtlich vorgesehenen Weg und reichten wiederholt Supplikationen ein, um den Rat an sein vor der Kommission gegebenes Versprechen zu erinnern und ihn zu bitten, endlich alle im Rechtsgutachten erwähnten Frauen zu verhaften und zu richten. Der regierende Stettmeister Caspar Silberrad trug ihre Bitten dem Rat vor.⁴⁹

Das Edikt des Rates zur Hexenverfolgung vom Oktober 1600

Schultheiß, Meister und Rat antworteten auf diese wiederholten Eingaben am 2. Oktober 1600 mit einem Edikt. Hierin wurde zunächst klargestellt, dass der Rat sehr wohl den Auflagen der Kommission nachgekommen sei. Man habe nicht partiisch gehandelt und die Frauen der Ratsmitglieder nicht verschont. Der Rat erinnerte die Zünfte, dass auch sie ihre im Abschied von 1599 gemachten Zusagen zu halten hätten. Der Kommissionsabschied habe alle Ausschüsse aufgehoben und weitere Versammlungen verboten. Auch hätten sie versprochen, künftig den Rat in seiner gerichtlichen Tätigkeit nicht mehr zu beeinflussen und ihren schuldigen Gehorsam zu leisten.

Der Rat versprach, alle Klagen der Bürger wegen Zauberei anzuhören und diese „ex officio“ zu übernehmen, wenn die Schuld der Beklagten hinreichend beweisbar sei. Der Rat werde dann auch die Kosten des Urteils und seiner Vollstreckung allein, ohne eine Belastung des ursprünglichen Klägers tragen. So hoffte der Rat wieder Einigkeit und Frieden zu stiften. Sollte dieser Weg jedoch von einigen Bürgern nicht akzeptiert werden, so war man nicht mehr gewillt, geduldig und sanftmütig zu agieren, sondern drohte den Bürgern, sie mit der ganzen Härte des Gesetzes zu strafen.⁵⁰

In Offenburg wurden der Carolina und allgemeinem Rechtsbrauch folgend zwei Verfahrensarten angewendet. Neben dem vom Rat in Aussicht gestellten Verfahren „ex officio“, auch Inquisitionsprozess genannt, in dem die Untersuchung und Beweisführung in der Hand des Gerichts lag, gab es das sogenannte Akkusationsverfahren. In dieser Verfahrensart musste der Kläger ausreichende Beweise und Zeugenaussagen für die Schuld des Angeklagten selbst erbringen. Die Beklagten erhielten das Recht, sich zu verteidigen und ebenfalls Zeugen

zu benennen. Das Verfahren lief in festgelegten Schritten der Rede und Gegenrede ab. Es wurde schriftlich geführt und die Parteien mussten ihre Argumentationen schriftlich vorlegen. Das Gericht nahm eine neutrale Position ein und fällte nach Anhörung und auf Antrag der Parteien das Urteil. Die Kosten für die Prozessschriften, die ebenfalls schriftlich zu dokumentierende Zeugenbefragung und für die eventuelle Haft und Folter der Beklagten trugen Kläger und Beklagte selbst. Im Falle eines Freispruches musste der Kläger damit rechnen, dass das Gericht seine Kosten von ihm zurückforderte und der Beklagte ihn auf Schadensersatz verklagte. Ein Verfahren „ex officio“ war also immer im Sinne der Kläger, zumal Akkusationsverfahren zumeist sehr langwierig und der Ausgang ungewiss war.⁵¹

Der Rat ging mit seinem Edikt sowohl auf die Klagen und Ängste der Bevölkerung ein, indem er sich als treusorgende, rechtmäßige Institution zur Verfolgung dieser imaginierten Verbrechen präsentierte und mit Strenge, aber im geregelten Rahmen kaiserlichen Rechts alle Klagen zu verfolgen versprach. Er machte aber auch unmissverständlich klar, dass er das fortgesetzte Wirken der Ausschüsse sowie weitere Anträge und Bitten und jedwede Kritik und Beeinflussung vonseiten der Bürger an seiner gerichtlichen Arbeit nicht dulden würde. Die Beurteilung, ob genügend Indizien für Schadenszauber und Hexerei vorlagen, sollte in der Hand des Gerichtes bleiben.

Nach der Veröffentlichung dieses Ediktes auf den Zunftstuben reichten die Zünfte und ihre Ausschüsse keine weiteren Supplikationen an den Rat ein. Das Versprechen, die Zauber- und Hexenverfahren bei ausreichender Beweislage „ex officio“ zu führen, ermutigte im Herbst 1600 drei Bürger, vor dem Rat Klage zu führen. Eine Familie sah sich gezwungen, den Ruf ihrer Töchter per Schmachklage zu verteidigen.

Schmach- und Hexenklagen im Herbst 1600

Als das Edikt auf der Zunftstube der Rebleute verlesen wurde, brüstete sich der vorjährige oberste Meister der Zunft und Mitglied der Ausschüsse⁵² Jakob Fiegkenbach, in 14 Tagen eine Hexe auf seine Kosten einzuziehen und verbrennen zu lassen.⁵³ Seinen Worten lässt Fiegkenbach am 24. November Taten folgen. Gemeinsam mit Thomas Dreyer und Georg Spengler klagte er Christina, die Witwe Roman Göpferts, des Schadenszaubers an und verdächtigte sie der Hexerei. Der Rat befahl, dass diese Klagen in der Kanzlei schriftlich gefasst und wieder

vor den Rat gebracht werden sollten.⁵⁴ Offensichtlich wurden die Beweise, die die Kläger vorbringen konnten, als hinreichend erachtet. Eine offizielle Übernahme dieses Verfahrens durch den Rat wurde in den Ratsprotokollen zwar nicht vermerkt. Interlokute im Dezember zeigen jedoch, dass der Rat dieses Verfahren, wie versprochen, „ex officio“ führte. Christina Göpfert wurde Anfang Dezember verhaftet, mehrmals befragt und gefoltert, mit juristischem Rat für schuldig befunden und Ende Dezember hingerichtet.⁵⁵

Eine von Christina besagte weitere Frau, die der Rat am 12. Dezember verhaften ließ, wurde mangels genügender Besagung und belastender Zeugenaussagen Anfang Januar 1601 in den Hausarrest entlassen.⁵⁶ Mit diesen Verfahren zeigte der Rat, dass er den Auflagen der Kommission wie auch den Versprechen vom 2. Oktober nachkam, sich allerdings nicht dazu drängen ließ, jede beklagte und besagte Frau zu verurteilen, sondern die Verfahren gemäß kaiserlichen Rechts durchführte und mithilfe juristischer Gutachten auch vorläufige Freisprüche erteilte.

Parallel zu diesem Hexenverfahren begann eine langwierige Schmachklage der Familien König und Laupach gegen den Bäcker Lienhart Stehlin. Die Ehefrau des Seilers und Ratsherrn im jungen Rat Georg Laupach⁵⁷ war zwischen 1596 und dem Sommer 1600 als Hexe verurteilt und hingerichtet worden.⁵⁸ Die beiden Töchter Helena und Adelheid wurden nun verdächtigt, das Hexenhandwerk von der Mutter gelernt zu haben und Schadenszauber zu verrichten.

Helena war mit Hans König verheiratet.⁵⁹ Sie wohnten in der Nähe des Neuen Tores, wo Hans König 1596 eines der beiden Häuser des Wagners Ruprecht Silberrad gekauft hatte.⁶⁰ Das Haus befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zur Bäckerei Lienhart Stehlins.⁶¹ Die jüngere Tochter Adelheid wohnte noch bei ihrem Vater. Ihre Brüder Heinrich und Georg waren Kleriker. Heinrich Laupach war Pfarrherr in Renchen,⁶² Georg war gerade Prior der Benediktinerabtei Altdorf im Elsass geworden. Gemeinsam mit seinen Mitbrüdern hatte er sich erfolgreich gegen einen der Abtei 1599 von der Stadt Straßburg aufgebrängten protestantischen Abt gewehrt.⁶³

Der Streit der Familien König und Laupach mit dem Bäcker Stehlin begann 14 Tage nach der Verkündung des Edikts mit einem Schlaghändel. Hans König verklagte den Bäcker wegen tätlicher Auseinandersetzung und übler Nachrede vor dem Ratsgericht. Der Rat nahm ein Verfahren wegen Schlaghändels an, bestand in Bezug auf die Schmachklage allerdings auf einer schriftlichen Fassung der Anklagepunkte. Gegen die Abwei-

sung der Schmachklage protestierten Helenas Vater und ihr Bruder Heinrich am 6. November.⁶⁴

Der genaue Grund für Königs Klagen wird zwar in den Ratsprotokollen zunächst nicht genannt. Es handelte sich jedoch um eine „peinliche Schmachklage“ und im Verlauf des Jahres 1601 erfahren wir, dass die Familien gerichtlich versuchten, Helena und Adelheid vom Vorwurf der Hexerei und des Schadenszaubers zu befreien.⁶⁵ Dass hier mehr als ein normaler Ehrenhandel ausgetragen wurde, zeigt sich auch im Befehl des Rates an die Familien König und Laupach, schriftliche Klage einzureichen. Dieser Auflage kamen die Familien am 20. Dezember nach. Sie legten unabhängig voneinander eine schriftliche Klage gegen Lienhart Stehlin vor. Der Rat nahm diese beiden Klagen an und verpflichtete den beklagten Bäcker, ebenfalls schriftlich darauf zu antworten.⁶⁶

Lienhart Stehlin war die Verteidigung seines Rufes in dieser Sache offensichtlich äußerst wichtig. Zwar verursachte ein schriftlich geführter Prozess den Parteien hohe Kosten, da sie die Hilfe eines Advokaten in Anspruch nehmen mussten und jedes Schriftstück teuer zu bezahlen war.⁶⁷ Ein Rückweichen hätte aber bedeutet, den Familien König und Laupach in diesem Streit Recht zu geben. Stehlin ließ sich auf zwei schriftliche Verfahren ein, deren Verlauf er jedoch durch häufige Überziehung der gesetzten Termine über Monate verzögerte.⁶⁸

Die Streitigkeiten der Familien vor Gericht entluden sich im ersten Halbjahr 1601 auch im Alltag immer wieder in gegenseitigen Beschimpfungen und tätlichen Auseinandersetzungen. Wiederholt ermahnte der Rat die Parteien, Frieden zu halten und sich in gütlicher Weise zu einigen.⁶⁹ Ende Juni 1601 scheinen sich die Auseinandersetzungen in einer Weise gesteigert zu haben, dass der Rat die Parteien vorlud und am 20. Juli energisch Frieden außerhalb des Gerichtssaales einforderte. Er drohte beiden Parteien mit einer hohen Geldstrafe von 25 Pfund Straßburger Pfennigen, sollten sie ihre erbitterten Streitigkeiten „in Worten und Werken“ nicht einstellen und sich auf den Streit vor Gericht beschränken. Zu dieser Sitzung lud der Rat auch den Nachbar Ruprecht Silberrad.⁷⁰

Malefizklagen Ruprecht Silberrads und Lienhart Stehlins im September 1601

Ruprecht Silberrad war Mitglied der Schmiedezunft und in den Auseinandersetzungen von 1598/99 in die Ausschüsse delegiert worden.⁷¹ Sein Bruder Caspar saß seit 1596 für die Schmiede-

zunft im jungen Rat und regierte im Jahr 1600 als Stettmeister.⁷² Eines der Kinder Ruprecht Silberrads war nach schwerer Krankheit gestorben. Silberrad war fest davon überzeugt, dass seine Nachbarinnen, die beiden Laupachtöchter, das Kind verzaubert und getötet hatten. Wie er in späteren Verhören zugab, rief er die Ausschüsse auf die Stube der Schmiedezunft und bat sie um Hilfe. Sie sollen ihm zu einem Prozess geraten und ihm Unterstützung zugesagt haben.⁷³

Am 7. September 1601 reichte Ruprecht Silberrad „Malefizklage“⁷⁴ gegen Adelheid Laupach und Helena König ein. In der gleichen Ratssitzung trat auch Lienhart Stehlin vor den Rat und beschuldigte nun offiziell Helena Laupach, eines seiner Kinder geblendet und getötet und ein weiteres Kind schwer geschädigt zu haben. Auch er reichte „Malefizklage“ ein. Beide Ankläger beriefen sich auf das Ratsedikt vom 2. Oktober 1600 und baten den Rat, die Verfahren „ex officio“ zu übernehmen.⁷⁵ Sie hofften offensichtlich, dass ein Auftreten zweier Kläger wie im Fall Christina Göpferts ausreichen würde, den Rat zum Handeln zu bewegen und sie der eigenen Prozessführung zu entheben.

Die beiden Angeklagten empörten sich über die Anschuldigungen und beteuerten ihre Unschuld. Hans König und die Familie Laupach wiesen das Gericht darauf hin, dass die Klage Stehlins schon in ihren zwei Verfahren verhandelt würde. Stehlin solle sich an den vorgesehenen Prozessverlauf halten und zunächst hier seinen Obliegenheiten nachkommen, bevor er einen neuen Prozess anstrengt. Der Rat ließ die Klagen Silberrads und Stehlins jedoch zur „Beweisung“ zu. Auf Anraten seines Rechtskonsulenten stellte er den Klägern ein paar Tage später Auszüge aus den Geständnissen verurteilter Hexen über die Laupachtöchter zur Verfügung.⁷⁶

In der nächsten Sitzung am 8. Oktober 1601 integrierte der Rat die Klage Stehlins gegen Helena in das laufende Schmachverfahren Hans Königs. Dieses Verfahren war soweit gediehen, dass der Rat den Parteien die Erlaubnis zur Einsetzung einer Kommission zur Befragung der beiderseits genannten Zeugen unter Leitung eines Notars und Advokaten aus Straßburg erteilen konnte. Die „Malefizklage“ Ruprecht Silberrads hatte die Familie Laupach mit einer Gegenklage beantwortet und beantragte nun, dass Silberrad seine Klage schriftlich fassen sollte, damit sie sich ausreichend informieren und verteidigen konnten.⁷⁷

Als Zeugen wollten die Parteien Laupach und Silberrad die vier Stettmeister aufrufen, die in den Jahren zuvor eine Frau Geiger verhört hatten. Einer dieser vier Stettmeister war Caspar

Silberrad. Als künftiger Zeuge musste er die laufende Sitzung verlassen. Zuvor forderte er seine Ratsgenossen auf, seinen Bruder nicht zu einem schriftlichen Verfahren zu zwingen. Die Bürger und auch er selbst würden sich sonst der Sache seines Bruders in einer Form annehmen, die den Frieden der Stadt zerrütten werde.⁷⁸

Der Rat ließ sich weder von den Bitten der Kläger noch den Drohungen Caspar Silberrads beeindrucken und verlangte von Ruprecht Silberrad eine schriftlich gefasste Klage.⁷⁹ Anders als beim Verfahren im Vorjahr gegen Christine Göpfert gelang es den Klägern Silberrad und Stehlin nicht, den Rat dazu zu bewegen, die Klagen „ex officio“ zu übernehmen.

Die Familie Laupach hatte im Verfahren gegen die Mutter schon gerichtliche Erfahrungen im Umgang mit Hexenprozessen gesammelt. Sie war gleich zu Beginn ihres Streites mit dem Bäcker Stehlin in Begleitung Straßburger Juristen vor den Rat getreten und hatte deutlich werden lassen, dass man im Falle ungenügender Verfahren vor den kaiserlichen Gerichten appellieren wollte.⁸⁰ Im Verfahren Ruprecht Silberrads traten zudem die Brüder, zwei angesehene Kleriker, gemeinsam mit dem Vater als Gegenkläger auf. Der Einsatz Georg Laupachs für sein Kloster dürfte ihm vor dem Hintergrund des seit 1582 schwelenden Streites um den Straßburger Bischofsitz⁸¹ im katholischen Lager hohes Ansehen verschafft haben. Wir werden noch sehen, dass Abt Georg seiner jüngsten Schwester einen ausgezeichneten Leumund verschaffte, indem er sie regelmäßig zur Unterstützung seines Haushaltes nach Altdorf bat. Vor diesem Hintergrund erschien es dem Rat offensichtlich nicht opportun, selbst ein weiteres Hexenverfahren gegen Mitglieder der Familie Laupach zu führen.

Mit dem Befehl, die Klage schriftlich einzureichen, war der Weg zu einer Übernahme des Verfahrens „ex officio“ aber auch noch nicht verschlossen. Der Rat konnte nach der Anhörung der Zeugen immer noch beschließen, das Verfahren selbst zu führen.⁸² Die Beklagten werteten das Zwischenurteil dennoch wie einen Abweis ihrer Bitte um Übernahme des Verfahrens und auch die Bevölkerung reagierte, wie von Caspar Silberrad angedroht, mit erheblicher Unruhe.

Unruhe in der Stadt

Drei Tage nach der Anweisung an Ruprecht Silberrad, seine Klage schriftlich vorzubringen, besuchte eine Abordnung des Rates den Rechtskonsulenten des Rates Dr. Otto Landersloch⁸³ in Molsheim. Man berichtete, dass in der Stadt große Unruhe

herrschte. Ein Pamphlet war in Umlauf gebracht worden. Die vormaligen Ausschüsse waren wieder aktiv und hielten Versammlungen ab. Man befürchtete erneut eine ernsthafte Rebellion und beriet mit Landersloch ein mögliches Vorgehen.⁸⁴

Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin beriefen sich in ihrer Kritik am Rat auf den Abschied der kaiserlichen Kommission. Vor allem Silberrad nutzte nach Kräften seine Mitgliedschaft in den Ausschüssen und mobilisierte sie zur Durchsetzung seines Verfolgungswunsches.⁸⁵ Die aufrührerischen Zünfte von 1598 unterstützten ihn, allen voran die Zunft der Rebleute. Sie führten die Witterungsschäden an den Reben in den vorangegangenen Jahren auf den Zauber der Hexen zurück.⁸⁶ Besonders Jakob Fiegkenbach, Bastian Hemmert und Hans Baur standen Silberrad im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung zur Seite. Auch sie hatten sich 1599 im Namen ihrer Zunft im Streit mit dem Rat engagiert. Fiegkenbach war in diesem Jahr der oberste Zunftmeister, Hemmert und Baur Achtleute⁸⁷ gewesen. Alle drei saßen in den Ausschüssen.⁸⁸

Die Ausschüsse und Zünfte kritisierten nicht nur die Hexenpolitik des Rates. Sie wollten den Rat auch dazu bewegen, einen anderen Punkt des Kommissionsabschieds von 1599 endlich umzusetzen – die Ernennung weiterer Ratsherren des jungen Rates. Die Ausschüsse beriefen sich auf Privilegien, die die Markgrafen von Baden der Stadt 1349 gewährt hatten,⁸⁹ und waren der Meinung, dass der junge Rat der Stadt mit 24 Personen zu besetzen sei.⁹⁰ Die Kommission hatte die Besetzung vakanter Ratssitze angeordnet.⁹¹ Der junge Rat bestand jedoch weiterhin lediglich aus 19 Personen.

Zur Durchsetzung ihrer Ziele beantragten sie beim Grafen von Fürstenberg eine neue, mit seinem Siegel beglaubigte Kopie des Kommissionsabschiedes. Hierzu entsandten sie Ruprecht Silberrad und Jakob Fiegkenbach, die von Lienhart Stehlin begleitet wurden. Stehlin hatte den Rat am 8. Oktober, als seine Klage in die laufenden Schmachklagen integriert und Silberrad schriftliche Klage geboten wurde, um die Kopie aller Schriftstücke aus seinen Verfahren gebeten. Später wird er angeben, er sei mit seinem Advokaten unzufrieden gewesen und habe sich mit seinem Vetter in Alpirsbach beraten wollen. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass er zusammen mit Silberrad dem Grafen die Prozessakten vorlegen und ihn um eine Beurteilung bitten wollte.⁹²

Dr. Landersloch riet dem Rat, zunächst im Geheimen zu erkunden, welche Größe die Ausschüsse hatten, welche Ziele

sie verfolgten und wie stark ihre Unterstützung durch die Zünfte und in der Bürgerschaft war. Die Zünfte sollten in Einzelbefragungen an ihre Pflichten und Eide als Bürger erinnert und ihnen vor Augen gehalten werden, was eine offene Rebellion gegen den Rat bedeutete. Aufruhr gegen die Obrigkeit bedrohte die Carolina mit dem Tod durch das Schwert oder Auspeitschung und Stadtverweis.⁹³ Das kaiserliche Mandat hatte den Zünften mit der Reichsacht und dem Entzug ihrer Habe gedroht.⁹⁴ Man sollte sie konkret fragen, ob sie unter diesen Umständen die Rädelsführer und Aufrührer unterstützen wollten. Gaben die Zünfte nach und seien die Anführer isoliert, sollte man sie verhaften und examinieren. Mit diesem Wissen könne man sich dann an den Grafen von Fürstenberg wenden und ihn um Rat bitten. Der Rat beschloss am 17. Oktober den Vorschlägen Dr. Landerslochs zu folgen und zunächst geheime Erkundigungen einzuziehen. Erst danach, überlegte man, könne man den Grafen eventuell um die Entsendung eines Subdelegierten bitten und mit diesem gemeinsam die Zünfte zur Rede zu stellen. Im Falle einer offenen Rebellion sollte die Stadt Gengenbach um Hilfe gebeten werden.⁹⁵

Die Situation wurde vom Rat also als ähnlich bedrohlich eingeschätzt wie im Jahr 1598. Man war sich jedoch sicher, in Bezug auf die Hexenverfahren richtig gehandelt zu haben. Der Druck durch die Kläger, die erneuten Versammlungen der vormaligen Ausschüsse und das Engagement des Stettmeister Caspar Silberrad für seinen Bruder wurden als Bruch des Kommissionsabschieds von 1599 gewertet.

Hexenverfahren „ex officio“ im Herbst 1601

Am 26. Oktober verhaftete ein Mitglied der Ausschüsse, der Ölmüller Caspar Weiden, eine ältere, stadtfremde Frau und ihre Tochter. Er hatte sie beim Traubendiebstahl in den Reben überrascht und führte sie den Stettmeistern vor. Die Mutter, Eva Vetter, stand im Verdacht der Hexerei. Ob Weiden selbst schon eine Untersuchung wegen Hexerei verlangte, ist den Ratsprotokollen nicht zu entnehmen. Spätere Aussagen der Rebleute deuten daraufhin. Die Art der Anklage löste im Rat auf jeden Fall Diskussionen aus. Die Stettmeister wollten den Fall zunächst als einfache Diebstahlsache behandeln. Auf verstärkte Einrede des Lohnherrn Christoff Ruess befragte man die Frauen dann auch zur Hexerei.⁹⁶

Die Tochter Maria belastete im ersten Verhör ihre Mutter so schwer, dass der Rat für beide Frauen Befragung unter Folter

anordnete. In mehreren Folterverhören gaben beide Frauen zu, dass Eva Vetter schon länger dem Teufel anhing und auch ihre Tochter dem Teufel zugeführt hatte. Auf den Hexenfesten wollte vor allem Maria auch Frauen aus Offenburg gesehen haben, unter anderem zwei Verwandte der Familie Laupach,⁹⁷ die Bäckerin Else Gwinner und ihre minderjährige Tochter Agathe.⁹⁸ Mutter und Tochter Gwinner waren schon in den Verhören von 1598 als Hexen besagt worden, sodass der Rat am 29. Oktober Else Gwinner und einige Tage später auch ihre Tochter verhaften ließ.⁹⁹ Diese Verfahren führte der Rat „ex officio“.

Die Besagungen der Vetterinnen versuchten Schultheiß und Stettmeister weitestgehend geheim zu halten.¹⁰⁰ Sie informierten selbst die Ratsversammlung nicht über alle Einzelheiten.¹⁰¹ Es gelang aber nicht, das Geschehen in den Türmen völlig von der Außenwelt abzuschirmen. Die Aussagen der zwei Frauen aus dem Schutterwald machten schon bald die Runde in der Stadt. Ruprecht Silberrad wurde ein Zettel mit den Namen besagter Frauen unter die Tür geschoben.¹⁰² Dem Ratsherr Caspar Silberrad wurde nachgesagt, seinen Bruder Ruprecht mit Informationen aus den Ratssitzungen zu unterstützen.¹⁰³

Die neuen Verfahren und die brodelnde Gerüchteküche bestärkten die Hexenverfolger und Gegner des Rates. Zumal man sowohl Eva Vetter als auch Else Gwinner vorwarf, ihre Töchter zum Bösen erzogen und dem Teufel zugeführt zu haben¹⁰⁴ – ein Verdacht, der auch im Fall der beiden Laupachtöchter kursierte. Der Rat hatte anscheinend aber kein Interesse, den Fall Laupach und König zu eskalieren.

Es war üblich, geständige Frauen nach weiteren Komplizen zu befragen. Nur so glaubte man den Bund der Frauen mit dem Teufel sicher nachweisen zu können. Hielten zwei geständige Frauen bis zu ihrer Hinrichtung ihre Besagung aufrecht, galt dies als sicherer Beweis und Grundlage für weitere Verhaftungen.¹⁰⁵ Else Gwinner gestand zwar anfänglich, dass sie von ihrer „Geschweyin“, der hingerichteten Frau Laupach, zum Hexenwerk verführt worden sei. Sie nahm dieses Geständnis aber wieder zurück und ließ sich auch durch schwerste Folter nicht zwingen, andere Frauen zu besagen.¹⁰⁶ Maria Vetter hingegen hatte aufgrund der Folter jeglichen Widerstand gegen die verhörenden Herren aufgegeben. Sie besagte bereitwillig mehrere Frauen aus Offenburg und dem Umland. Sie hätte mit größter Sicherheit in ihrer Angst und Not auch die Laupachtöchter gerichtsverwertbar beschuldigt, wenn die verhörenden Herren danach gefragt hätten. Die Laupachtöchter werden in

den Verhörberichten der Ratsprotokolle jedoch mit keinem Wort erwähnt.¹⁰⁷

Landläufig war man der Meinung, dass Verurteilte kurz vor ihrer Hinrichtung und dem ihrem Tod folgenden göttlichen Gericht die Wahrheit sprachen. Besagte Personen versuchten durch Zurufe an der Hinrichtungsstätte, eine Rücknahme der Beschuldigung zu erreichen.¹⁰⁸ Als Maria und Eva Vetter am 22. November zur Hinrichtung¹⁰⁹ geführt wurden, scheint Ähnliches geschehen zu sein. Maria Vetter rief vor den Häusern Ruprecht Silberrads und Georg Laupachs sowie ein weiteres Mal am Stadttor, dass Georg Laupach zwei Hexen zu Töchtern hätte und diese Lienhart Stehlin großen Schaden zugefügt hätten. Lienhart Stehlin, Ruprecht und Caspar Silberrad sahen in diesen Rufen eine unwiderlegbare Bestätigung ihres schweren Verdachts.¹¹⁰ Der Rat reagierte auf diese Beschuldigungen jedoch nicht.

Die Ausschüsse hingegen tagten drei Tage später am 25. November auf der Zunftstube der Schmiede. Am gleichen Abend warnte Caspar Silberrad den Schultheiß Johann Stemmler, dass Helena König plane, die Stadt zu verlassen. Er verlangte, dass der Schultheiß die Wächter an den Toren der Stadt informiere und Helena König verhaften ließe, sobald sie zu fliehen versuche.

Seine Bitte wurde am nächsten Tag in einer stillen Sitzung des Rates beraten. Caspar Silberrad war ebenfalls zugegen. Er warnte die anwesenden Ratsherren eindringlich vor der Wut der Bürger. Man solle mit allen Mitteln verhindern, dass die Laupachtöchter ebenso wie Frau Spieß und Frau Beck im Frühjahr 1600 flüchteten. Als man über den Antrag abstimmte und Silberrad sein Votum abgeben sollte, beschwerte er sich, dass man ihm aus den Reihen der Ratsherren vorwerfe, seinen Bruder über Ratsgeheimnisse zu informieren. Er bezeichnete diese Ratsherren als ehrlose Schelme und Diebe. Er verstieß damit gegen die Ratsordnung und musste die Versammlung verlassen.¹¹¹

Das Verhör der Zünfte und Ausschüsse

Nach diesem Vorfall bat der Rat Dr. Landersloch umgehend zu einer weiteren Beratung nach Offenburg. Man beriet sich wiederum in stiller, nicht öffentlicher Sitzung am 30. November. Zur Sitzung erschien auch der diesmal nicht geladene Caspar Silberrad und protestierte gegen seinen Ratsausschluss. Er stellte einen Antrag an das Gericht, in seinem Fall ein Verfahren zu eröffnen und die Vorwürfe des Geheimnisverrats gegen ihn zu

klären. Der Rat ließ ihm mitteilen, dass man sich beraten wolle und er sich gedulden müsse.¹¹²

Georg Laupach und seiner Familie wurde am gleichen Tag befohlen, eine Kautions als Sicherheit für den Verbleib der beiden Töchter in der Stadt zu stellen. Die Familie ließ sich vom Rat schriftlich bestätigen, dass ihnen erlaubt war, Rechtsgelehrte in ihren Verfahren zu beschäftigen. Der Rat traute also der Versicherung der Familie, dass die Töchter bis zum Ende der Verfahren in Offenburg bleiben wollten und keine Flucht planten. Er nahm trotz der schweren öffentlichen Beschuldigung Maria Vettters keine Verhaftung vor. Hinsichtlich der laufenden Prozesse bekräftigte er das Gebot an Ruprecht Silberrad, das Verfahren schriftlich führen zu müssen.¹¹³

In Bezug auf die Ausschüsse und die Drohungen eines Aufruhrs in der Stadt schritt der Rat noch in der gleichen Sitzung zur Tat. In Anwesenheit von Dr. Landersloch wurden die obersten Zunftmeister der Schmiede, der Rebleute, der Weber, der Metzger und der Kärcher sowie deren Ausschussmitglieder vor den Rat geladen und befragt.¹¹⁴ Man wollte erkunden, ob die Zünfte einhellig hinter den Ausschüssen standen oder ob diese unabhängig von ihren Zunftgenossen agierten. Zunftmeister und Ausschussmitglieder wurden daher getrennt befragt. Der Rat erinnerte die Männer daran, dass die Kaiserliche Kommission 1599 alle Ausschüsse und Versammlungen zum Zweck der Beeinflussung des Rates aufgehoben hatte. Der Rat habe sie schon am 2. Oktober des vergangenen Jahres daran erinnert und man sei der Meinung gewesen, dass die Zünfte dem Abschied wie auch dem Ratsedikt nachleben wollten. Nun beriefen die Ausschüsse erneut Versammlungen ein und es gäbe etliche Personen, die unter Drohungen immer noch behaupteten, dass der Rat die Hexen nicht genügend verfolge.

Die Befragten gaben zu, dass sich die Ausschüsse erneut auf der Schmiedestube versammelt hatten. Man besäße eine Kopie des Kommissionsabschieds. Diese sei jedoch nur mit den Siegeln der subdelegierten Kommissare beglaubigt. Daher habe man den Grafen um eine Abschrift unter seinem Siegel gebeten. Auf der Versammlung sei seine Antwort verlesen worden. Der Graf habe ihre Bitte als rechtmäßig bestätigt, aber ihr wegen Arbeitsüberlastung noch nicht nachkommen können. Sonst habe man nichts weiter besprochen. Der Stadtschreiber hielt fest, dass allein Jakob Fiegkenbach von den Rebleuten den Rat dringend gebeten habe, dem Edikt von 1600 zu folgen und das Übel der Hexerei auszurotten.

Die Verweigerung der Akkusationsverfahren

Der Rat war mit den Aussagen der Zunftmeister und Ausschüsse anscheinend zufrieden. Er entließ sie mit einer drohenden Mahnung, von einer weiteren Beeinflussung seiner gerichtlichen Tätigkeit abzusehen. Da wir uns allein auf die Ratsprotokolle stützen können, bleibt es im Dunkeln, wie groß die Unterstützung Ruprecht Silberrads und Lienhart Stehlins zu diesem Zeitpunkt tatsächlich war. Sie scheinen sich des Rückhalts der Ausschüsse und Zünfte aber noch recht gewiss gewesen zu sein.

Am 5. Dezember reichten beide eine Weigerung ein, schriftlich zu prozessieren und so in ein Akkusationsverfahren einzutreten. Sie baten erneut um eine Übernahme der Verfahren durch den Rat. Beide sagten später aus, dies mit Unterstützung, gar auf Befehl der Ausschüsse getan zu haben. Caspar Silberrad trat an diesem Tag ebenfalls vor Gericht und forderte die Untersuchung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe. Alle drei drohten, sich höheren Orts zu beklagen.

Der Rat ließ sich jedoch nicht von seinem einmal eingeschlagenen Prozessweg abbringen und wiederholte seine Interlokute, die den Klägern den schriftlichen Klageweg auferlegten. Zur juristischen Stützung seiner Vorgehensweise forderte man bei Dr. Landersloch und zusätzlich bei zwei angesehenen Straßburger Juristen schriftliche Gutachten an. Auch zu den Forderungen und Drohungen Caspar Silberrads bestellte man drei schriftliche Rechtsgutachten. Caspar Silberrad blieb weiterhin von den Ratssitzungen ausgeschlossen.

Als Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin am gleichen Abend erneut Alarm schlugen, weil Adelheid Laupach die Stadt verlassen hatte, reagierten die Stettmeister schnell und besonnen. Man rief weitere Ratsherren hinzu und Georg Laupach erhielt, trotz der heftigen und drohenden Klagen Silberrads und Stehlins, Gelegenheit, die Abwesenheit seiner Tochter zu erklären. Adelheid war zu ihrem Bruder ins Kloster Altdorf gerufen worden. Laupach erklärte, sie werde wieder heimkehren und versicherte zum zweiten Mal, dass sie nicht vor den laufenden Prozessen fliehen wollte. Die Stettmeister ließen es bei dieser Versicherung bewenden.¹¹⁵

Die Hinrichtung Else Gwinners und die Freilassung ihrer Tochter Agathe

Am 21. Dezember 1601 wurde Else Gwinner hingerichtet. Nach härtester Folter hatte man ihr ein Geständnis abgepresst.

Sie gab zu, ihre Tochter dem Teufel zugeführt sowie Wetterzauber geübt und die Ernten willentlich geschädigt zu haben. Ihre Tochter Agathe ließ der Rat aufgrund eines geistlichen Gutachtens des Kirchherrn und mit Unterstützung des Straßburger Weihbischofs frei. Im Januar sorgte er dafür, dass sie von ihrer Familie außerhalb der Stadt in religiöse Obhut gegeben wurde. Die Geständnisse Agathes, in denen sie ausführlich die Erziehung durch ihre Mutter zum Bösen schilderte, wurden ebenso wie Else Gwinners Geständnisse vor deren Hinrichtung öffentlich verlesen. Die lebhaften Geständnisfabulate bestätigten erneut die herrschende Meinung, dass die Hexen ihre Töchter dem Teufel zuführten und sie im Schadenszauber unterrichteten.¹¹⁶

Die Freilassung Agathes stieß vor allem in der Rebleutezunft auf Unverständnis und Kritik. Bastian Hemmert und Hans Baur waren der Meinung, dass erst die Verhaftung von Maria und Eva Vetter durch das Ausschussmitglied Caspar Weiden die bitter notwendigen Hexenprozesse in Gang gesetzt hätten. Ohne die Aussagen von Maria und Eva Vetter wäre Else Gwinner nicht verhaftet worden und triebe immer noch ihr Unwesen zum Schaden der Stadt. Die Freilassung Agathes sei ein großer Fehler, den der Rat nicht verantworten könne.¹¹⁷ Dennoch scheint nach der Hinrichtung Else Gwinners die allgemeine Unruhe in der Stadt abgeklungen zu sein. Im Januar und Februar 1602 verlieren die Hexenankläger zunehmend ihren Rückhalt in den Zünften und ihren Ausschüssen.

Die Isolierung der Hexenankläger und Ratskritiker

Mitte Januar standen die Gutachten der Juristen nach Auskunft des Rates noch aus. Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin warteten immer noch darauf, dass der Rat auf ihre Weigerung, schriftlich zu prozessieren, reagierte. Auch das von Caspar Silberrad beantragte Verfahren zur Rettung seines Leumunds als Ratsherr war noch nicht eröffnet worden. Juristische Gutachten erhielt der Rat normalerweise recht schnell. Offensichtlich spielte er auf Zeit.

Am 13. Januar rief Ruprecht Silberrad die Ausschussmitglieder zu einer Versammlung auf die Zunftstube der Schmiede. Er erschien in Begleitung Lienhart Stehlins. Der Kübler Martin Meyer wollte die Anwesenheit Stehlins nicht dulden und zwang ihn die Versammlung zu verlassen. Nach diesem Zwischenfall bat Silberrad die Ausschüsse erneut um Unterstüt-

zung in seinem Prozess gegen die Laupachtöchter. Er berief sich auf den Kommissionsabschied und wollte nun den Grafen von Fürstenberg direkt um Hilfe ansprechen. Ein offizieller Auftrag durch die Ausschüsse hätte sein Anliegen gestärkt und den Rat weiter unter Druck gesetzt. Die Diskussion verlief aber nicht zu seinen Gunsten. Die Ausschüsse zwangen ihn, während der Abstimmung den Raum zu verlassen. Die Mehrheit war gegen seinen Antrag und man riet ihm, sich zu gedulden und die schriftlichen Gutachten sowie den erneuten Bescheid des Rates in seiner Sache abzuwarten.¹¹⁸

Dennoch verlangte Silberrad zehn Tage später vom Rat eine positive Antwort auf seine schriftliche Weigerung. Sein Antrag wurde durch eine persönlich vorgebrachte Supplikation Jakob Fiegkenbachs unterstützt. Fiegkenbach war der Einzige, der auf der Versammlung der Ausschüsse zu Silberrads Gunsten argumentiert hatte. Es war ihm weder gelungen, die Ausschüsse umzustimmen noch Unterstützer für eine Bitte vor dem Rat zu mobilisieren. Dennoch brachte er seine Supplikation im Namen aller Rebleute vor und bat den Rat wieder, dem Ratsedikt von 1600 endlich zu folgen, den Hexenanklägern einen positiven Bescheid zukommen zu lassen und alle Hexen vor Gericht zu stellen.

Der Rat fasste seine Supplikation als erneuten Angriff auf seine gerichtliche Tätigkeit auf. Er wies Fiegkenbach scharf zu recht und kündigte an, die Rebleute direkt zu fragen, ob Fiegkenbach tatsächlich im Namen aller Rebleute sprach. Silberrad gab er zu verstehen, dass er die Verzögerung seiner Klage allein sich selbst zuzuschreiben habe. Dieser beantragte daraufhin die Kopie aller bisher eingereichten Dokumente und kündigte an, sich höheren Orts zu beklagen.¹¹⁹

Der Rat wies den amtierenden obersten Zunftmeister der Rebleute, Ruman Specht, an, am nächsten Tag eine Zunftversammlung einzuberufen. Ulrich Straub, der seit 1590 für die Rebleute im jungen Rat saß, nahm die Befragung der Zunft vor. Jakob Fiegkenbach war nicht geladen, erschien aber dennoch auf dieser Versammlung, ebenso Lienhart Stehlin. Fiegkenbach wollte wissen, was man gegen ihn vorbringen wolle. Die Ausschussmitglieder Bastian Hemmert und Hans Baur unterstützten Fiegkenbach und warfen dem Rat vor, dass die Hexen durch seine Weigerung strenger Verfolgung ungestört Ungeziefer in den Reben verbreiten könnten. Alle vier wurden von der Versammlung ausgeschlossen und gezwungen, die Zunftstube wieder zu verlassen. Nachdem Ruhe eingekehrt war, erklärten die versammelten Zunftmitglieder, dass man mit dem Abschied der Kommission zufrieden gewesen sei und den Rat

nicht mit weiteren Anträgen belästigen wolle. Was die Mitglieder der ehemaligen Ausschüsse planten und ausführten, sei nicht ihre Sache.¹²⁰

Neben den Rebleuten hatte Ruprecht Silberrad zunächst wohl auch Unterstützer in seiner eigenen Zunft gehabt. Etliche Ausschusssitzungen fanden in der Zunftstube der Schmiede statt. Zum Jahreswechsel hatte die Wahl der Zunftvorstände stattgefunden.¹²¹ Die Schmiede hatten Georg Linder zum neuen obersten Zunftmeister gewählt. Sein Vater, Georg Linder d. Ä., saß seit mindestens 1585 im alten Rat. Dieser teilte dem Rat nun im Namen seines Sohnes mit, dass auch die Schmiedezunft die Versammlungen und Konspirationen der ehemaligen Ausschüsse verurteilte und die Zunft den Rat unterstützen würde, wenn man die Rädelsführer zur Rechenschaft ziehen wollte.¹²²

Der Rat sah Ruprecht Silberrad, Jakob Fiegkenbach und Lienhart Stehlin nun als ausreichend isoliert an und ging ernsthaft gegen sie vor.¹²³ Am 25. Januar weist das Ratsgericht die Anträge Silberrads und Stehlins zurück und bekräftigt erneut seine zuvor gefällten Interlokute. Silberrad wurde unter Androhung von Strafe befohlen, in Monatsfrist seine schriftliche Klage gegen Helena und Adelheid Laupach vorzulegen. Stehlin wies man an, die Zeugenbefragung, für die beide Parteien Zeugenlisten und Frageartikel vorgelegt hatten, ebenfalls innerhalb vier Wochen in die Wege zu leiten, um sein Recht auf diesen Prozessschritt nicht zu verlieren. Caspar Silberrad ließ man mitteilen, dass er binnen vier Wochen seine Vorwürfe gegen einige Ratsherren, ihn fälschlich des Verrats von Amtsheimnissen zu bezichtigen, sowie seine neue Anschuldigung, der Rat habe schon einmal gegen seinen Bruder ungerechte Urteile gefällt, schriftlich zu beweisen hätte.

Im Anschluss an die Verkündung dieser Urteile ließ sich der Rat vom Kübler Martin Meyer noch einmal den Ablauf der letzten Zusammenkunft der Ausschüsse schildern und sich von den obersten Zunftmeistern der Schmiede und Rebleute – Georg Linder und Ruman Specht – bestätigen, dass die beiden Zünfte die Aufrührer nicht unterstützten. Im Protokoll wurde festgehalten, dass es nun erwiesen sei, dass Jakob Fiegkenbach, Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin sowohl gegen die Auflagen der kaiserlichen Kommission von 1599 und das Ratsedikt von 1600 als auch gegen die Versprechen der Zünfte in der Befragung vom 30. November gehandelt hatten, indem sie weiterhin die Ausschüsse zusammenriefen und entgegen ihrem Bürgereid Unruhe stifteten. Auch warf man den beiden vor, bei auswärtigen Obrigkeiten um Hilfe

anzusuchen. Der Rat ordnete für alle drei Verhaftung und Befragung an.

Die Reise zum Grafen Friedrich von Fürstenberg

Der Verhaftungsbefehl konnte jedoch nicht umgehend vollzogen werden. Jakob Fiegkenbach, Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin hatten am Tag zuvor, noch während der Befragung der Rebleute durch den Rat, die Stadt verlassen und sich auf den Weg zum Grafen von Fürstenberg gemacht.¹²⁴ Die Reise war schon länger vorbereitet gewesen. Man hatte beim Landschreiber des Grafen in Haslach um Audienz angesucht und Erlaubnis erhalten, beim Grafen vorzusprechen.

Ruprecht Silberrad beharrte in seinen Befragungen im Februar 1602 darauf, dass sie nun zum dritten Mal im Auftrag der Ausschüsse zum Grafen gereist seien. Man habe im Auftrag der Ausschüsse drei Punkte mit dem Grafen besprechen wollen. Erstens hatte man ihn erneut um die Konfirmation des von seinen Subdelegierten besiegelten Kommissionsabschieds bitten wollen. Zweitens hatte man seine Meinung hören wollen, wie man dem Privileg des Markgrafen von Baden folgen könne, wonach neben den zwölf des alten Rates weitere 24 Personen im neuen Rat sitzen sollten. Drittens hatte man um Rat bitten wollen, wie man mit den Drohungen einiger Ratsherren, die Einigkeit der Ausschüsse notfalls unter Einsatz ihres eigenen Hab und Gutes zertrennen zu wollen, umgehen sollte. Silberrad und Stehlin hatten überdies beabsichtigt, den Grafen zu fragen, wie sie sich der zauberischen und tödlichen Machenschaften der Laupachtöchter gegen ihre Familien erwehren könnten.

Fürstenberg empfing die Ratsuchenden nicht persönlich. Sein Sekretär beorderte allein Jakob Fiegkenbach zum Hof und ließ sich die Anliegen schildern. Fiegkenbach erhielt vom Grafen ein uns unbekanntes Schreiben. Es war offensichtlich an den Rat der Stadt Offenburg gerichtet.

Die Verhaftung der Aufrührer

Als Silberrad und Stehlin das gräfliche Schreiben am 4. Februar auf der Kanzlei dem Rat einreichten, wurden sie umgehend verhaftet und mit ihnen auch die Rebleute Bastian Hemmert und Hans Baur sowie der Ölmacher Caspar Weiden, ein Mitglied der Karcherzunft. Jakob Fiegkenbach konnte sich der Verhaftung entziehen.¹²⁵

Der Inhalt des gräflichen Schreibens erzürnte den Rat über alle Maßen. Leider wird er im Ratsprotokoll nicht wiedergegeben. Der Graf von Fürstenberg scheint sich jedoch zu allen vier von Ruprecht Silberrad angegebenen Punkten geäußert zu haben. Die Karcherzunft gibt bei einer Befragung am nächsten Tag an, die Konfirmation des Kommissionsabschieds durch den Grafen verlesen zu haben.¹²⁶ Mehrmals verhandelte der Rat über einen Antwortbrief an Graf Friedrich, in dem die falschen Darstellungen und Lügen Silberrads und Stehlins richtiggestellt werden sollten.¹²⁷ Dieser Brief bezog sich höchst wahrscheinlich vor allem auf die Laupachprozesse. Eventuell ging es in diesem Schreiben auch um die Besetzung des Rates. Wir werden gleich noch sehen, dass der Rat in diesem Punkt auf die Zünfte zuging.

Am Tag der Festnahme protestierte der Ratsherr Caspar Silberrad gemeinsam mit den Ausschüssen gegen die Verhaftungen. Sie seien wider kaiserliches Recht geschehen. Der Rat lässt im Protokoll festhalten, Silberrad habe „per forca“ – also mit Gewalt – Schultheiß und Stettmeister dazu zwingen wollen, eine Ratsversammlung einzuberufen und die Gefangenen freizulassen. Wiederum drohte Caspar Silberrad mit einem größeren Aufruhr, wenn der Rat den Forderungen nicht nachkäme.¹²⁸

Tatsächlich scheinen mehrere Zünfte Versammlungen abgehalten zu haben. Die Ausschüsse waren auf der Schmidtzunftstube zusammengekommen. Am 5. Februar befragte der Rat die Zünfte der Rebleute, der Schmiede und dieses Mal auch der Metzger und Karcher nach den Gründen für ihre Versammlungen und ihrer Haltung zu den Verhafteten. Die Rebleute und Metzger erklärten, dass sie weder mit den Ausschüssen zu tun hätten noch Fiegkenbach und seine Pläne unterstützten. Die Karcher gaben an, dass sie Zusammenkunft gehalten hätten, um die Konfirmation des Kommissionsabschieds bekanntzugeben. Sie lehnten jedoch jede Verantwortung für die Entsendung der Ratsgegner zum Grafen sowie deren Anmaßungen, dem Rat Ordnung vorschreiben zu wollen, ab. Sie seien mit dem Kommissionsabschied zufrieden.¹²⁹

Caspar Silberrad erschien zur gleichen Sitzung am 5. Februar gemeinsam mit Verwandten der Verhafteten und den Ausschüssen. Er verlangte zum zweiten Mal Auskunft, mit welcher Begründung sein Bruder und die anderen verhaftet worden seien. Diese hätten gemeinsam kaiserliches Recht angerufen. Ihre Verhaftung sei daher ungesetzlich und sie müssten noch am gleichen Tag frei gelassen werden. Man habe sich untereinander die Handtreue gegeben und sei im schlimmsten

Fall bereit zum Aufruhr. Auch die Achtleute der Schmiedezunft erschienen vor Rat und baten für die Gefangenen.¹³⁰

Silberrad hatte mit seiner Argumentation Recht. Die Einbeziehung des Grafen als kaiserlichen Kommissar war per se nicht ungesetzlich. Die Stadtbürger hatten das Recht vor dem Kaiser und seinen dafür zuständigen Institutionen, dem Reichshofrat sowie dem Reichskammergericht, gegen Entscheidungen des Offenburger Ratsgerichtes zu appellieren.¹³¹ Der Rat war zudem an den Abschied der kaiserlichen Kommission von 1599 gebunden. Der Graf war als kaiserlicher Kommissar Vertreter des Kaisers vor Ort. Die Zünfte und Ausschüsse konnten ihn um Hilfe bitten, wenn der Rat dem Abschied nicht nachkam. Nach Aussage Ruprecht Silberrads hatte der Graf ihnen die Rechtmäßigkeit ihrer Bitten um Beistand und Beratung ausdrücklich bestätigt.¹³² Auch das Auftreten von Verwandten und Zünften mit der Bitte um Freilassung war legitim und übliche Praxis in Gerichtsverfahren und zeigte, dass die Gefangenen nach wie vor Rückhalt in ihren Zünften hatten. Vor diesem Hintergrund trat der Ratsherr und Stettmeister Caspar Silberrad drohend und fordernd auf.

Der Offenburger Rat blieb jedoch bei seiner nun eingeschlagenen, harten Haltung und ließ sich weder vom Schreiben des Grafen noch den Auftritten Caspar Silberrads und der Zünfte beeindrucken. Abermals wandte er das von Dr. Landersloch empfohlene Verfahren getrennter Befragung unter Androhung harscher Strafen an. Caspar Silberrad wurde aus dem Ratssaal beordert. Man las den Ausschüssen und Achtleuten das Schreiben des Grafen vor, wies auf die falsche Angaben der Verhafteten hin und führte ihnen die hohen Strafen für Aufruhr gegen die Obrigkeit vor Augen. Die Ausschüsse und auch die Achtleute der Schmiede antworteten, dass Caspar Silberrad sie lediglich gebeten hätte, ihn bei einer Supplikation um Freilassung der Gefangenen zu unterstützen. Sie hätten sich zwar im Falle der Weigerung des Rates gegenseitigen Beistand gelobt, dem Rat aber keineswegs drohen wollen. Silberrad hätte ohne ihre Zustimmung zu viel geredet.

Vielleicht hatten die Zünfte zunächst damit gerechnet, dass der Graf die Rechtmäßigkeit der Proteste bestätigen und der Rat einlenken würde.¹³³ Die Einsicht, dass der Rat seine Politik nicht ändern wollte, sondern weiterhin massiv alle Kritiker bedrohte, ließ sowohl die Zünfte als auch die Ausschüsse erneut Abstand von den Kritikern nehmen. Damit isolierten sie auch Caspar Silberrad, der es allein noch wagte, dem Rat offen zu drohen. Der Rat verfügte nun auch seine Verhaftung. Silberrad floh noch am gleichen Tag aus der Stadt.¹³⁴

Verhör der Gefangenen

Am 6. Februar begann man mit den Verhören der Gefangenen.¹³⁵ Da Aufruhr zu den Kapitalverbrechen zählte, konnte man sie „mit Ernst“, also unter Androhung von Folter, befragen. Ziel des Rates war es offensichtlich, Jakob Fiegkenbach und Ruprecht Silberrad als Rädelsführer zu verurteilen. Die Berichte über die Aussagen der Gefangenen stilisieren beide zu den maßgeblichen Anführern des Widerstands und Aufruhrs gegen den Rat. Caspar Weiden, Bastian Hemmert, Hans Baur und auch Lienhart Stehlin wurde großer Raum zur Darstellung ihrer Unschuld bzw. unerheblicher Beteiligung an den Versammlungen und Beschlüssen gewährt. Hemmert, Baur und Stehlin bestätigen mit ihren Aussagen die Statements der Ausschüsse und Zünfte, die vor dem Rat immer wieder beteuerten, Silberrad und Fiegkenbach nicht unterstützt zu haben.

Caspar Weiden machte glaubhaft, dass er mit der sogenannten Verschwörung gegen den Rat nichts zu tun hatte. Da seine Aussage von Hemmert gestützt wurde, kam der Rat den Bitten der Karcherzunft und der Verwandten nach und ließ ihn frei. Hemmert und Bastian gaben sich als einfache Mitglieder der Ausschüsse aus, denen es vor allem um eine strengere Bestrafung der Hexen ging. Einen Aufstand gegen den Rat hätten sie nie beabsichtigt.

Lienhart Stehlin betonte, dass die Ausschüsse ihm die schriftliche Weiterführung seiner Prozesse verboten hätten. Ansonsten habe er aus rein privatem Antrieb aufgrund des schweren Verlustes eines Kindes und der unheilbaren Krankheit eines weiteren Kindes gehandelt. Er habe sich aus der Zusammenarbeit mit Ruprecht Silberrad Vorteile für seine eigenen Prozesse versprochen. An einem geplanten Aufbruch hätte er sich nicht beteiligen wollen.

Einzig Ruprecht Silberrad blieb bei seiner Aussage, dass alle Besuche beim Grafen im Auftrag der Ausschüsse geschahen. Eine Aussage, die ihn im Lichte der anderen Verhörprotokolle und der Aussagen der Zünfte als Lügner und vorwiegend aus eigenem Interesse agierenden Hauptverursacher der Proteste darstellte.

Die Strategie Dr. Landerslochs, die Rädelsführer zu benennen und zu isolieren, war dem Rat glänzend gelungen. Die Anführer der Proteste saßen nun teils im Gefängnis, teils hielten sie sich im Umland der Stadt auf und hatten keinen direkten Einfluss mehr auf die Diskussionen und Meinungsbildung in den Zünften und Ausschüssen. Die Zünfte, vor

allem die der Rebleute und der Schmiede, die noch bis ins Frühjahr die Forderungen unterstützt hatten, hatten den Wortführern endgültig den Rückhalt entzogen. Ein Grund für das Verhalten der Zünfte wird deutlich, wenn man sich die Zusammensetzung des Rates seit 1596 und die Ratswahl 1602 näher anschaut.

Die Ratswahl 1602

1596 und 1601 sind im neuen Rat jeweils 19 Mitglieder nachweisbar, 1602 sitzen 21 Ratsherren im neuen Rat.¹³⁶ Die aufrührerischen Zünfte von 1598 besetzten 1601 mindestens sieben Ratssitze und gewannen 1602 drei Sitze hinzu.¹³⁷ Neu in den Rat aufgenommen wurden zwei Männer aus der Schmiedezunft und einer aus der Rebleutezunft. Auch die an den Unruhen nicht beteiligte Schuhmacherzunft erhielt einen weiteren Ratssitz.

Interessanterweise war eines der neu gewählten Ratsmitglieder aus der Schmiedezunft der Kübler Martin Meyer. Er war ein Mitglied der Ausschüsse und hatte auf ihrer Versammlung am 13. Januar Lienhart Stehlin unter Androhung von Gewalt von einer Teilnahme der Versammlung abgehalten. Er bestätigte dem Rat am 25. Januar, dass die Ausschüsse den Antrag Ruprecht Silberrads, ihn in seiner Weigerung schriftlicher Prozessführung zu unterstützen, abgelehnt hatten.¹³⁸ Der zweite neue Ratsherr aus der Schmiedezunft Jonas Schneüwlin wird in den Auseinandersetzungen nicht namentlich genannt. Er machte in den nächsten Jahren eine steile Karriere und stand vermutlich fest auf Seiten des Rates.¹³⁹ Die Schmiede besetzten nun mindestens vier Ratssitze im neuen Rat.

Von den Rebleuten wurde deren oberster Zunftmeister Ruman Specht in den jungen Rat gewählt. Die Rebleute hatten nun mindestens zwei Ratssitze inne. Auch Specht hatte dem Rat im Januar bestätigt, dass die Rebleute die Ausschüsse und ihren vormaligen obersten Zunftmeister Jakob Fiegkenbach nicht unterstützten.¹⁴⁰ Kurz vor der Ratswahl verteidigte er am 13. Februar gemeinsam mit den Achtleuten das Ansehen seiner Zunft und verlangte vom Rat eine offizielle Anerkennung ihrer loyalen Haltung. Er beschwerte sich, dass Mitglieder der Schmiedezunft, allen voran Martin Meyer, über die Rebleute verbreiteten, sie hätten diese Zwietracht begonnen und am stärksten betrieben. Wäre man ihnen gefolgt, so wäre es übel verlaufen. Nun seien sie aber die ersten, die von den Aufrührern abgefallen seien. Specht betonte, dass die Rebleute ihren Eiden immer getreu gewesen seien und der Obrigkeit gehorch-



Die Urteile des Rates im Verfahren wegen Aufruhr gegen Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin vom 27. Februar 1602 sowie eine der Supplikationen Caspar Silberrads um freies Geleit. (Quelle Generallandesarchiv Karlsruhe [Signatur 71 Nr. 542 Q 64])

ten. Am 15. Februar stellte der Rat die Ehre der Rebleute wieder her und wies ihre Kritiker, namentlich den Kübler Meyer an, sich dieser Reden zu enthalten und sich wie freundliche Mitbürger zu verhalten.¹⁴¹ Meyer erhielt allerdings als einziger der drei neu gewählten Ratsherren noch im gleichen Jahr ein Ratsamt. Er ersetzte Georg Laupach als Richter im Gottwaldgericht.¹⁴²

Sowohl die Verhörprotokolle der Gefangenen als auch die Umstände der Ratswahl 1602 zeigen, dass Gegner und Befürworter des Rates keineswegs feste Bündnisse miteinander eingingen und die Loyalitäten wechselten. Der Rat hatte die Unterstützung der Aufrührer erfolgreich untergraben, indem er auf die Forderung der Zünfte nach mehr Ratssitzen einging und die neuen Ratssitze den beiden Zünften zusprach, aus denen die ausgemachten Rädelsführer stammten und die diese am stärksten unterstützt hatten.

Die Urteile

Die Verurteilung der Aufrührer verlief, nachdem man sie von jeglicher Unterstützung isoliert hatte, in den herkömmlichen, geordneten Bahnen. Neben den Zünften und Verwandten der Gefangenen traten auch Mitglieder des hohen Klerus aus der Nachbarschaft vor Rat und baten um ein rechtlich angemessenes, aber mildes Urteil. Der Abt des Klosters Gengenbach, der Komtur der Deutschherren aus Straßburg, der Prälat von Schuttern sowie auch der Offenburger Kirchherr Hieremias Rapp setzten sich dafür ein, die Gefangenen bis zur Erteilung des Urteils aus der als schändlich empfundenen Haft zu entlassen und sie stattdessen unter Hausarrest zu stellen. Nachdem man die Verhöre abgeschlossen hatte, ging der Rat auf ihre Bitten ein. Die Verhafteten mussten schwören, sich bis zur Urteilsverkündung in ihren Häusern aufzuhalten und das Urteil des Rates zu akzeptieren. Dann wurden sie am 20. Februar in den Hausarrest entlassen.¹⁴³

Die Urteile sprach der Rat am 27. Februar und 4. März – interessanterweise nach der Ratswahl und dem Schwörtag am 23. und 25. Februar.¹⁴⁴ Der Rat hatte den Gefangenen durch die Freilassung vor den feierlichen Handlungen des Schwörtages Milde erwiesen und der Bevölkerung gezeigt, dass er seine Rolle als Rechts- und Friedenswahrer nicht tyrannisch ausüben wollte. Am Schwörtag wurden der Tradition gemäß die neuen Ratsherren vereidigt und feierlich in ihre Ratssitze eingeführt. Alle Ratsherren und die gesamte Bürgerschaft legten erneut ihre bürgerlichen Eide ab. Die Ratsherren schworen ihre Regierung getreu den Gesetzen und zum Wohle aller auszuüben. Die rechtsmündigen Bürger gelobten ebenfalls die Einhaltung aller städtischen Gesetze und Ordnungen sowie Treue und Unterstützung des Rates.

Die Carolina sah für die Anführer vorsätzlichen Aufruhrs gegen die Obrigkeit die Todesstrafe durch Enthaupten oder Auspeitschung und Stadtverweis vor.¹⁴⁵ Der Offenburger Rat sprach jedoch erheblich geringere Strafen aus.¹⁴⁶ Er hatte die Bürgerschaft wieder befriedet, die Loyalitäten auf seine Seite gezogen und konnte sich nun als milde und nachsichtige Obrigkeit zeigen.

Ruprecht Silberrad, Lienhart Stehlin, Bastian Hemmert und Hans Baur wurden wegen rebellischer und aufrührerischer Handlungen gegen den Rat in die Grenzen der Stadt Offenburg gebannt und zusätzlich mit Geldstrafen belegt. Ruprecht Silberrad durfte für drei Jahre die Stadt nicht mehr verlassen und sollte 30 Pfund Straßburger Pfennige¹⁴⁷ zahlen. Lienhart Steh-

lin, Bastian Hemmert und Hans Bauer wurden zu einem Jahr Verbleib im Stadtgebiet verurteilt. Stehlin und Hemmert sollten je 20 Pfund Strafe zahlen, Baur lediglich 10 Pfund. Den ehemaligen Achtleuten der Rebleutezunft Hemmert und Baur wurde zusätzlich für die Dauer eines Jahres die Beteiligung an der Zunft verboten.

Bis auf Bastian Hemmert nahmen alle Angeklagten das Urteil an. Bastian Hemmert weigerte sich vor allem aufgrund der hohen Geldstrafe, Urfehde zu schwören. Er wurde erneut verhaftet und verhört. Schließlich bat er um Gnade und der Rat milderte seine Strafe dahingehend, dass er die 20 Pfund in vier vierteljährlichen Raten von fünf Pfund abzahlen sollte. Der Rat machte ausdrücklich klar, dass er diese Strafmilderung Hemmerts drei minderjährigen Söhnen zuliebe aussprach. Auch Silberrad und Stehlin konnten ihre Strafen nachträglich durch Fürsprache des Kirchherrn abmildern. Es wurde ihnen erlaubt, bei dringenden Geschäften außerhalb Offenburgs, Schultheiß und Stettmeister um eine Ausnahme vom Bann zu bitten. Ruprecht Silberrads Geldstrafe wurde auf 20 Pfund Pfennig verringert.

Vom flüchtigen Caspar Silberrad verlangte der Rat eine vollständige Unterwerfung unter seine Amtsgewalt. Er sollte sich freiwillig in Haft begeben, bevor der Rat seine Aussagen anhören und ein Urteil sprechen wollte. Diesem Verlangen konnte der Stettmeister Silberrad nicht nachkommen. Er bat im Frühjahr 1602 immer wieder um freies Geleit, um sein Anliegen frei vor Rat verteidigen zu können und machte deutlich, dass er das Recht auf seiner Seite wusste und vom Rat ein mildes Urteil erwartete. Der Rat ging auf seine Bitten nicht ein, sondern bestand darauf, dass er sich in Haft begab. Jeder Anschein von Legitimität im Verhalten Caspar Silberrads sollte vermieden werden. Da sich Silberrad und Jakob Fiegkenbach außerhalb des städtischen Gebietes und damit außerhalb der Verfügungsgewalt des Rates aufhielten, ersuchte man die Landvogtei Ortenau und die Stadt Gengenbach, Silberrad und Fiegkenbach zu verhaften und auszuliefern – allerdings ohne Erfolg.¹⁴⁸

Jakob Fiegkenbach stellte keine Anträge an den Rat, sondern wandte sich gleich an den Grafen von Fürstenberg um Unterstützung. Die Briefe des Grafen hatten jedoch nur mäßigen Einfluss auf den Rat. Man antwortete dem Grafen, dass man den Streit von 1598 durch den Kommissionsabschied als beigelegt betrachtete und man seither den Vorgaben des Abschieds nachgekommen sei. Man verwahrte sich gegen jegliche Einmischung in die Rechtsprechung und Regierung. Um

sich die Gunst des Grafen nicht zu verscherzen, gleichzeitig aber auch sehr klar zu machen, dass man die Kommission des Grafen für beendet hielt, plante man, eine Delegation zu entsenden und dem Grafen als Dank für seine Mühen ein prächtiges Geschenk im Wert von 100 Talern zu überreichen. Das Ersuchen um Audienz wurde jedoch vom Grafen nicht angenommen.¹⁴⁹

In Bezug auf Caspar Silberrad lenkte der Rat auf Anraten seines Rechtskonsulenten am 2. April 1602 schließlich doch noch ein und sicherte ihm für die Dauer eines Monats freies Geleit zu – nicht ohne zu betonen, dass die Bewilligung freien Aufenthaltes in der Stadt weiterhin abhängig von seinem Auftreten sei und man ihn jederzeit verhaften wollte, wenn er sich ungebührlich verhielt. Silberrad kam in die Stadt, bat vor Rat für sein unmäßiges Auftreten um Entschuldigung und legte seine Sicht der Vorgänge dar.

In seinem Urteil kam der Rat ihm jedoch nicht entgegen, sondern zeigte deutlich, dass er Kritik und in Fragestellung seiner Autorität aus den eigenen Reihen hart bestrafte. Silberrad wurde am 17. Mai 1602 seines Amtssitzes als Ratsherr des jungen Rates und seiner Ämter enthoben, zu vierzehntägiger Haft und einer Geldstrafe von 50 Pfund Straßburger Pfennigen verurteilt. Im Fall, dass er dieses Urteil nicht annähme, bedrohte man ihn mit 10 Jahren Stadtverweis. Silberrad beantragte daraufhin die Entlassung aus der Bürgerschaft, floh erneut aus der Stadt und begab sich unter Schutz und Schirm der Landvogtei Ortenau. Der Rat belegte seinen Besitz, wie vom kaiserlichen Recht vorgesehen, mit einem sogenannten Arrest und machte es ihm so unmöglich, frei über seine Besitztümer zu verfügen und sich mit seinem Vermögen anderswo anzusiedeln.¹⁵⁰

Die Nachwirkungen

In den Jahren 1600 bis 1602 verteidigte der Rat seine Rechtsprechung und seine Hexenpolitik erfolgreich gegen die Kritiker aus den Zünften. Die Prozessserien der Jahre 1600 und 1601 blieben klein. Von den neun Frauen, die „ex officio“ oder im Rahmen von Privatklagen vor Gericht standen, wurden lediglich vier zum Tode verurteilt.¹⁵¹ Während der großen Unruhe im Herbst 1601 zeigte der Rat mittels dreier Todesurteile, dass er die Verfolgung der Hexen ernst nahm, sich jedoch nicht durch Kritik aus der Bevölkerung zu unmäßiger Verfolgung jenseits kaiserlichen Rechts hinreißen lassen wollte. Ruprecht Silberrad und Lienhart Stehlin mussten die Prozesse gegen

Helena König und Adelheid Laupach als schriftlich geführte Akkusationsprozesse fortsetzen.¹⁵² 1602 trat kein weiterer Ankläger vermeintlicher Hexen vor den Rat.

Die Hexenangst der Bevölkerung war jedoch nach wie vor lebendig und gebar immer neue Fantasien. Im Verlaufe des Jahres 1602 untersuchte der Rat mehrere Schmachklagen vor dem Hintergrund von Zauber- und Hexereibesuldigungen. Sie zeigen, dass die Angst der Erwachsenen auch die Fantasiewelten der Kinder und Jugendlichen bewegte und eine neue äußerst expressive Form der Hexenangst hervorbrachte.¹⁵³ Ende des Jahres 1602 versetzten zwei besessene junge Frauen Offenburg in Angst und Schrecken. Aus ihren Mündern bezichtigte nun der Teufel selbst hochgestellte Offenburger Frauen der Hexerei und drohte dem Rat mit göttlicher Vergeltung für seine verfehlte Hexenpolitik. An eine Unterdrückung des massiven Verfolgungsbegehrens aus der Bevölkerung war nun nicht mehr zu denken. 10 Frauen fielen der Prozesswelle des Jahres 1603 zum Opfer.¹⁵⁴

Anmerkungen

- 1 StaO (= Stadtarchiv Offenburg) 10/030/002, 2. Okt. 1600, 12–17, Zitat 13. Die Belegstellen aus den Ratsprotokollen werden mit Datum der Sitzung und, so vorhanden, mit Seiten- oder Blattangabe zitiert.
- 2 Zum Stand der Forschung vgl. Johannes Dillinger: *Hexen und Magie. Eine historische Einführung* (Historische Einführungen 3), Frankfurt a. M., New York 2007, 99–106; Walter Rummel/Rita Voltmer: *Hexen und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit* (Geschichte Kompakt), Darmstadt 2008, 99–105
- 3 Eine Auswertung vor dem Hintergrund der bisherigen Hexenforschung wie auch eine ausführliche Darstellung der weitaus komplexeren Vorgänge bleibt dem geplanten Buch vorbehalten.
- 4 Heinrich Schreiber: *Die Hexenprozesse zu Freiburg im Breisgau, Offenburg in der Ortenau und Bräunlingen auf dem Schwarzwalde*; aus den Archiven dieser Städte zum erstenmal mitgeteilt und erläutert, Freiburg 1837; Franz Volk: *Hexen in der Ortenau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte*, Nachdruck, Offenburg 1978. Auf Volks Arbeit aufbauend: H. C. Erik Midelfort: *Witch Hunting in Southwestern Germany 1562–1684. The Social and Intellectual Foundations*, Stanford 1972, 126–131
- 5 StaO 10/030/001; StaO 10/030/002; StaO 10/030/003; StaO 10/030/004
- 6 Gregor Vetter (Hrsg.): *Auszüge aus den Raths-Protokollen bey des heyl. Röm. Reichs-Statt Offenburg*, Offenburg 1911, 3–6
- 7 GLAK (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 71/542 Q 64
- 8 AT-OeStA Wien HHStA (= Österreichisches Staatsarchiv Wien Haus-, Hof- und Staatsarchiv) RHR Grat Feud Mandate 4/5–35; AT-OeStA Wien HHStA RHR Grat Feud Commissiones 3–120; GLAK 71/542 Q 15. Auf die Kopie des Mandats von 1602 aus dem GLAK wies zuerst hin: Peter Oestmann: *Die Offenburger Hexenprozesse im Spannungsfeld zwischen Reichshofrat und Reichskammergericht*, in: *Die Ortenau* 75 (1995), 179–220

- 9 Interlokut (lat. „Interlocutio“, auch „Interlocutorium“): Zwischenspruch, Zwischenbescheid, Urteil über einen Nebenpunkt des Prozesses. Im Gegensatz zum Endurteil Bezeichnung für eine richterliche Verfügung, die sich nur auf den Gang des Rechtsstreits oder auf einen Zwischenpunkt bezog. Heinrich Zedler (Hrsg.): *Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*, Halle, Leipzig 1732–1754, Bd. 14, 779
- 10 Vgl. zur Abfassung von Prozessakten: Elvira Topalović: *Konstruierte Wirklichkeit. Ein quellenkritischer Diskurs zur Textsorte Verhörprotokoll im 17. Jahrhundert*, in: Katrin Moeller, Burghart Schmidt (Hrsg.). *Realität und Mythos. Hexenverfolgung und Rezeptionsgeschichte (Veröffentlichungen des Arbeitskreises für Historische Hexen- und Kriminalitätsforschung in Norddeutschland 1)*, Hamburg 2003, 56–76; Iris Hille: *Der Teufelspakt in frühneuzeitlichen Verhörprotokollen. Standardisierung und Regionalisierung im Frühneuhochdeutschen (Studia linguistica Germanica 100)*, Berlin 2009, 23–38
- 11 StaO 10/003/1, StaO 10/003/3, StaO 10/003/5 und StaO 10/003/14
- 12 Vgl. zu dieser Institution: Eva Ortlieb: *Im Auftrag des Kaisers. Die kaiserlichen Kommissionen des Reichshofrats und die Regelung von Konflikten im Alten Reich (1637–1657)*, Köln 2001; Sabine Ullmann: *Kommissionen*, in: *zeitenblicke* 3 (2004)
- 13 GLAK 71/542 Q 15
- 14 Für Offenburg ist kein Stadtbuch mit Eiden und Ordnungen des Rates überliefert. Sie scheinen jedoch denen der Stadt Gengenbach geähnelt zu haben. Dies zeigt ein Vergleich der Offenburger Eide des 18. Jahrhunderts mit den Gengenbacher Eiden des Spätmittelalters und des frühen 17. Jahrhunderts. StaO 10/001/09; Kasimir Walter (Hrsg.): *Weistümer der Ortenau, Offenburg o. J.* Vgl. dazu auch: Eberhard Gothein: *Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften*, Straßburg 1892, 214, 219 f., 229; Max Kuner: *Die Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach*, Gengenbach 1939
- 15 Vgl. hierzu: Gothein 1892 (wie Anm. 14), 285 ff.; Kasimir Walter: *Kurzer Abriß der Geschichte der Reichsstadt Offenburg*, Offenburg 1896; Max Wingenroth: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden 7)*, Tübingen 1908, 462 ff.; Otto Kähni/Franz Huber (Hrsg.): *Offenburg. Aus der Geschichte einer Reichsstadt*, Offenburg 1951, 46–50
- 16 Die Ratszusammensetzung der Jahre 1585 bis 1612 wurde mithilfe der jährlichen Amtslisten in den Ratsprotokollen sowie weiteren Hinweisen vor allem aus den Contractenprotokollen (StaO 10/018/101 bis 112) rekonstruiert. Danach saßen 1596 und 1601 19 Personen im jungen Rat. 1602 waren es 21 Personen. Für 1598/99 lassen sich 15 Personen sicher nachweisen. Vgl. auch Anm. 37
- 17 Von den 1596 im alten und neuen Rat nachgewiesenen 31 Personen starben bis Ende 1602 fünf Personen. Vier Personen wurden aus ihren Ratssitzen entlassen. Neu in den jungen Rat gewählt wurden elf Personen. Drei Ratsherren des jungen Rates stiegen in den alten Rat auf.
- 18 In einigen wenigen Fällen kann man aus den Angaben der Ratsprotokolle auf den Zweck der Sitzungen schließen und erfährt zum Teil, wer darin teilnahm. Vgl. hierzu z. B.: StaO 10/030/002, 26. Nov. 1601, 265; 30. Nov. 1601, 267; StaO 10/030/003, 30. Juni 1608, 529
- 19 Vgl. z. B. GLAK 71/542 Q 64, 30. Juni 1604 und 7. Nov. 1603
- 20 GLAK 30/121; Gothein 1892 (wie Anm. 14), 239
- 21 Vgl. hierzu die einschlägigen Stellen in den königlichen und kaiserlichen Privilegien: Kasimir Walter (Hrsg.): *Beiträge zu einer Geschichte der Stadt Offenburg. 1. Geschichtliche Einleitung „Ortenau und Offenburg“. Die Privilegien und Rechte der Stadt Offenburg 1314–1790*, Offenburg 1880, bes. 2, 40–45
- 22 Friedrich-Christian Schroeder (Hrsg.): *Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. und des Heiligen Römischen Reichs von 1532. (Carolina) Stuttgart 2000. Nachweis des Gebrauch der Carolina im peinlichen Gericht der Stadt Offenburg z. B.: GLAK 71/1327, 2*
- 23 Schroeder 2000 (wie Anm. 22), Art. 109, 73. StaO 10/030/002, 20. Dez. 1600, 58 f.; 19. Nov. 1601, 243
- 24 Schroeder 2000 (wie Anm. 22), Art. 127, 79; GLAK 71/542 Q 64, 27. Febr. 1602; 4. März 1602
- 25 Walter 1880 (wie Anm. 21), bes. 2
- 26 Kuner 1939 (wie Anm. 14), 27

- 27 GLAK 71/1327, 2
- 28 1610 gehörten einschließlich des Schultheißen 13 Personen zum alten Rat und 23 Personen zum jungen Rat.
- 29 Vgl. neuere Forschung zum Thema Supplikationen: Cecilia Nubola/Andreas Würigler: Bittschriften und Gravamina. Politik, Verwaltung und Justiz in Europa, 14.–18. Jahrhundert (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 19), Berlin 2005. Eine kurze Einführung am Beispiel Tirols: M.P Schennach: Gesetz und Herrschaft: die Entstehung des Gesetzgebungsstaates am Beispiel Tirols 2010, 467
- 30 StaO 10/030/002, 9. Febr. 1602, 342f.; 13. Febr. 1602, 349
- 31 Vgl. z.B.: StaO 10/030/002, 25. Sept. 1600, 9f.
- 32 Peter Schuster: Der gelobte Frieden. Täter, Opfer und Herrschaft im spätmittelalterlichen Konstanz (UVK Geschichte), Konstanz 1995, 119–148
- 33 Vgl. die jährlichen Knechtlisten in den Ratsprotokollen: StaO 10/030/002, 8. Nov. 1600, 28; 9. Nov. 1601, 225; GLAK 71/542 Q 64, 8. Nov. 1602
- 34 Grundlage hierzu war der Bürgereid: GLAK 30/121. Vgl. hierzu auch die Regelungen der Stadt Gengenbach: Walter o.J. (wie Anm. 14), 3, 68, 77
- 35 GLAK 71/542 Q 64, 9. März 1602
- 36 Vgl. zum Ablauf der Vorgänge 1598: GLAK 71/542 Q 15; StaO 10/030/002, 2. Okt. 1600, 13; GLAK 71/542 Q 64, 5. Febr. 1602, 345
- 37 Die Besetzung des Rates im Jahr 1598 muss aus der Besetzung der Ratssitze im Jahr 1596 und 1601 geschlossen werden, da uns für die Jahre 1597 bis 1600 kein Ratsprotokoll vorliegt. 1598 lassen sich 15 Personen sicher im jungen Rat nachweisen. Für 14 Personen ist die Zunftzugehörigkeit bekannt. Hiervon gehörten sieben Personen den unruhigen Zünften an.
- 38 AT-OeStA Wien HHStA RHR Grat Feud Mandate 4/5–35
- 39 Friedrich Graf zu Fürstenberg Heiligenberg (1598–1617) war 1592 bis 1606 Unterlandvogt der Reichslandvogtei Hagenau, auch „unteres Elsass“ genannt. Er war Herr der Grafschaft Heiligenberg und der Herrschaften Trochtelfingen und Jungnau. Nach dem Tod seines Bruders Graf Albrecht 1599 verwaltete er gemeinsam mit dessen Witwe Elisabeth das Kinzigtal bis zur Volljährigkeit der Söhne Albrechts im Jahr 1607. Josef Becker: Geschichte der Reichslandvogtei im Elsass von ihrer Einrichtung bis zu ihrem Übergang an Frankreich (1273–1648), Straßburg 1905, 95 ff.; Werner Thoma: Die Kirchenpolitik der Grafen von Fürstenberg im Zeitalter der Glaubenskämpfe (1520–1660). Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchenreform und Konfessionsbildung, Freiburg i. Br. 1960, 132–134
- 40 AT-OeStA Wien HHStA RHR Grat Feud Commissiones 3–120
- 41 GLAK 71/542 Q 15
- 42 Die Organisation der Ausschüsse kann man den Aussagen der Ausschussmitglieder in den Verhören von 1602 entnehmen: StaO 10/030/002, 6. Jan. 1602, 339; 5. Febr. 1602, 326f.; 9. Febr. 1602, 341f.; 11. Febr. 1602, 347
- 43 StaO 10/030/002, 11. Febr. 1602, 347. Geldanleihen und Schuldscheine: StaO 10/018/106, 22. Mai 1599, Bl. 329r; StaO 10/018/108, 25. Juli 1611, Bl. 280
- 44 Vgl. zum Folgenden: GLAK 71/542 Q 15
- 45 StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 272; GLAK 71/542 Q 15. Die den Abschied bekräftigende Konfirmation durch den Kaiser war eine Folge erneuter Klagen vor dem Reichshofrat im Herbst 1602. Vgl. dazu: GLAK 71/542 Q 64, 25. Okt. 1602, 2. Mai 1603. Vgl. auch: Wolfgang Sellert: Prozessgrundsätze und Stilus Curiae am Reichshofrat im Vergleich mit den gesetzlichen Grundlagen des reichskammergerichtlichen Verfahrens (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, N.F. 18), Frankfurt/M. 1971, 194–214, 339–357
- 46 StaO 10/030/002, 23. Sept. 1600, 9; GLAK 71/542 Q 64, 2. April 1602
- 47 GLA 71/542, Q 4; GLA 71/542, Q 55
- 48 StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 270f.; GLA 71/542 Q 55
- 49 StaO 10/030/002, 23. Sept. 1600, 9
- 50 StaO 10/030/002, 2. Okt. 1600, 12–17
- 51 Sönke Lorenz: Der Hexenprozeß, in: Sönke Lorenz/Jürgen Michael Schmidt (Hrsg.). Wider alle Hexerei und Teufelswerk. Die europäische Hexenverfolgung und ihre Auswirkungen auf Süd-

- westdeutschland, Ostfildern 2004, 130–154; Robert Zagolla: Folter und Hexenprozess. Die strafrechtliche Spruchpraxis der Juristenfakultät Rostock im 17. Jahrhundert (Hexenforschung 11), Bielefeld 2007, 147–165, bes. 152f.
- 52 StaO 10/018/106, Bl. 329r
- 53 StaO 10/030/002, 8. Nov. 1600, 31
- 54 StaO 10/030/002, 24. Nov. 1600, 35f.
- 55 StaO 10/030/002, 4. Dez. 1600, 53; 8. Dez. 1600, 54; 20. Dez. 1600, 58–63
- 56 StaO 10/030/002, 13. Dez. und 15. Dez. 1600, 56f.; 20. Dez. 1600, 58f.; 29. Dez. 1600, 66; 5. Jan. 1601, 70–12; Jan. 1601, 71–15; Jan. 1601, 73. Es handelt sich hierbei um eine sogenannte „absolutio ab instantia“. Mit einem solchen Urteil wurden stark verdächtige Angeklagte mangels Indizien und Geständnis vorläufig auf freien Fuß gesetzt. Sobald sich neue Indizien ergaben, konnten sie wieder verhaftet und verurteilt werden. In Offenburg setzte man diese Frauen, gestützt durch rechtliche Gutachten, zumeist unter Hausarrest. Vgl. dazu: Lorenz 2004 (wie Anm. 51), bes. 140f.; Zagolla 2007 (wie Anm. 51), 458 ff.; Marianne Sauter: Hexenprozess und Folter. Die strafrechtliche Spruchpraxis der Juristenfakultät Tübingen im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert (Hexenforschung 13), Bielefeld 2010, 151 ff.
- 57 StaO 10/030/001, 3. Febr. 1593, 371; StaO 10/018/104, Bl. 423v
- 58 StaO 10/030/002, 7. Sept. 1601, 162
- 59 GLAK 71/542 Q 64, 11. Aug. 1603
- 60 StaO 10/018/106, Bl. 45r–45v
- 61 StaO 10/018/104, Bl. 79r
- 62 StaO 10/030/002, 6. Nov. 1600, 27. Vgl. auch Louis Schlaefli: Der Pfarrklerus der Ortenau. Die drei rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Straßburg (14. bis 17. Jahrhundert). 2. Teil, in: *Simpliciana* 27 (2005), 213–309, 214
- 63 René Bornert: *Les monastères d'Alsace*. Tome II,1: *Abbayes de Bénédictins*, Strasbourg 2009, 21 f.
- 64 StaO 10/030/002, 16. Okt. 1600, 21; 6. Nov. 1600, 27f.
- 65 StaO 10/030/002, 7. Sept. 1601, 162ff.
- 66 StaO 10/030/002, 16. Okt. 1600, 21; 20. Okt. 1600, 23; 20. Dez. 1600, 63
- 67 Zagolla 2007 (wie Anm. 51), 479 ff.
- 68 StaO 10/030/002, 30. Jan. 1601, 80f.; 4. März 1601, 108; 11. Mai 1601, 117; 2. Juli 1601, 134f.; 18. Juli 1601, 142f.
- 69 vgl. ebd.
- 70 StaO 10/030/002, 26. Juni 1601, 132.; 20. Juli 1601, 144
- 71 StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 270–272; 15. Febr. 1602, 351
- 72 Sta O 10/030/001, 3. Febr. 1593, 371; StaO 10/030/002, 2. Okt. 1600, 13
- 73 StaO 10/030/002, 15. Febr. 1602, 352
- 74 Eine „Malefizklage“ ist eine Klage aufgrund eines Kapitalverbrechens vor dem Hoch- oder Blutgericht, in Offenburg „peinliches Gericht“ genannt. Der Begriff wurde auch speziell für den Schadenszauberprozess verwendet, angelehnt an das lateinische „maleficium“ – Zauberei, Missetat. Preußische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): *Deutsches Rechtswörterbuch*. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. 1. Aufl., Weimar 1914–2007, Bd. IX, Sp. 64–67
- 75 StaO 10/030/002, 7. Sept. 1601, 162
- 76 StaO 10/030/002, 7. Sept. 1601, 162; 11. Sept. 1601, 167; 8. Okt. 1601, 183–188
- 77 StaO 10/030/002, 8. Okt. 1601, 183–188, 194
- 78 StaO 10/030/002, 8. Okt. 1601, 185, 186a, 194
- 79 StaO 10/030/002, 8. Okt. 1601, 186a, 186b, 188
- 80 StaO 10/030/002, 6. Nov. 1601, 27f.
- 81 Francis Rapp: *Straßburg. Hochstift und Freie Reichsstadt*, in: Anton Schindling/Walter Ziegler (Hrsg.). *Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650*. Bd. 5: *Der Südwesten (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 53)*, Münster 1993, 12–95, bes. 86 ff.
- 82 Zagolla 2007 (wie Anm. 51), 159–165
- 83 Dr. Otto Landersloch war von 1590 bis zu seinem Tod 1608 Rechtskonsulent der Stadt Offenburg. StaO 10/030/001, 12. Sept. 1590, 246; StaO 10/030/003, 14. März 1608, 469

- 84 StaO 10/030/002, 17. Okt. 1602, 189–194
- 85 StaO 10/030/002, 11. Febr. 1602, 345
- 86 Vgl. dazu weiter unten
- 87 Die Zünfte der Stadt Offenburg wählten jährlich einen Zunftmeister und acht sog. Achtleute, die die Zunft regierten und ihre internen Auseinandersetzungen schlichteten. Kähni et al. 1951 (wie Anm. 15), 47f.
- 88 StaO 10/018/106, Bl. 329r; StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 270f.; 25. Jan. 1602, 327; 5. Febr. 1602, 345, 11. Febr. 1602, 345
- 89 Vgl. zu dieser Urkunde: Badische Historische Kommission (Hrsg.): Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050–1515. Bd. 1 Regesten der Markgrafen von Baden 1050–1431. Regesten der Markgrafen von Hachberg 1218–1428, bearb. v. Richard Fester, Innsbruck 1900, 503f.; Kähni et al. 1951 (wie Anm. 15), 48
- 90 StaO 10/030/002, 15. Febr. 1602, 351–355
- 91 GLAK 71/542 Q 15
- 92 StaO 10/030/002, 8. Okt. 1601, 188; 30. Nov. 1601, 272; 15. Febr. 1602, 353, 355–357
- 93 Schroeder 2000 (wie Anm. 22), Art. 127, 79f.
- 94 AT-OeStA Wien HHStA RHR Grat Feud Mandate 4/5–35
- 95 StaO 10/030/002, 17. Okt. 1602, 189–194
- 96 StaO 10/030/002, 26. Okt. 1601, 195f.; 5. Nov. 1601, 84f.; 25. Jan. 1602, 328
- 97 In der älteren Forschung wird Else Gwinner als Tochter Georg Laupachs bezeichnet. Volk 1978 (wie Anm. 4), 45. Die Ratsprotokolle sind in ihren Aussagen nicht eindeutig. Zwar wird ihr Ehemann Martin Gwinner als Tochtermann, also Schwiegersohn, Georg Laupachs bezeichnet. Sie selbst bezeichnete die hingerichtete Frau Georg Laupachs jedoch als „Geschweyin“. StaO 10/030/002, 3. Nov. 1601, 214–9. Nov. 1601, 223. Als „Geschwei“ bezeichnete man Schwager, Schwiegereltern oder allgemein Verwandte durch Verschwägerung. Jakob Grimm/Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Online-Version (Stand: März 2015). <http://woerterbuchnetz.de/DWB>, Stichwort: Geschwei.
- 98 StaO 10/030/002, Okt. 1601, 195–210; Nov. 1601, 230, 235, 243–255, 289
- 99 StaO 10/030/002, 29. Okt. 1601, 214; 5. Nov. 1601, 220
- 100 Die Untersuchungen und Befragungen des peinlichen Gerichts führten der Schultheiß und die vier Stettmeister im Auftrag des Rates aus. Vgl. z. B. StaO 10/030/002, 29. Okt. 1601, 201, 5. Nov. 1601, 215. Sie leiteten auch die Ratssitzungen und konnten so beeinflussen, in welcher Form die Ratsversammlung informiert wurde.
- 101 Maria Vetter besagte die Ehefrau des Ratsherrn Johann Cast. Der „Rat“ befiehlt Cast daraufhin, eine Weile nicht mehr an den Ratssitzungen teilzunehmen. Cast erkundigte sich, ob dies aufgrund einer Besagung seiner Frau geschehe und erhielt keine eindeutige Antwort. StaO 10/030/002, 29. Okt. 1601, 206; 5. Nov. 1601, 220
- 102 StaO 10/030/002, 15. Febr. 1602, 360
- 103 StaO 10/030/002, 5. Nov. 1601, 266. Der Ratsherreneid verpflichtete die Ratsherren zur Geheimhaltung. Vgl. hierzu die Ordnungen in Gengenbach: Walter o.J. (wie Anm. 14), 79, 81; sowie den Offenburger Ratsherreneid des 18. Jh.: StaO 10/001/009, Bl. 34r
- 104 StaO 10/030/002, 21. Nov. 1601, 245–255
- 105 Wolfgang Behringer: Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der frühen Neuzeit. 3. Aufl., München 1997, 229ff.; Lorenz 2004 (wie Anm. 51); Zagolla 2007 (wie Anm. 51), 250ff.; Sauter 2010 (wie Anm. 56), 35ff.
- 106 StaO 10/030/002, 9. Nov. 1601, 223; 11. Dez. 1601, 284; 17. Dez. 1601, 299. Auch ihre Tochter Agathe bezichtigte bis auf ihre Mutter keine weiteren Frauen: 21. Nov. 1601, 252
- 107 StaO 10/030/002, 29. Okt. 1601, 205, 209; 30. Okt. 1601, 211–213; 15. Nov. 1601, 234
- 108 Vgl. hierzu das Exempel, das Dr. Wagesser aus Straßburg in einem Gutachten über einen Vorfall in der Grafschaft Hanau anführte. Ein Mann war besagt worden und konnte sich durch den Widerruf der verurteilten Frau auf der Hinrichtungsstätte von der Besagung befreien. StaO 10/030/002, 20. Dez. 1600, 58–63
- 109 StaO 10/030/002, 22. Nov. 1601, 259
- 110 StaO 10/030/002, 15. Febr. 1602, 356

- 111 StaO 10/030/002, 26. Nov. 1601, 265 f. Sowohl im Bürgereid als auch in den Eiden der Ratsherren war festgelegt, dass Ratsherren und Bürger sich dem Mehrheitsbescheid des Rates zu fügen hatten. Die Umfragen, die zuvor gehalten wurden, folgten festgelegten Regeln. Dazu gehörten ein mäßiges Betragen und das ruhige, sachliche Vorbringen von Argumenten. Vgl. hierzu: GLAK 30/121; Walter o.J. (wie Anm. 14), 7 § 28, 79 f. ; StaO 10/001/009, 34v-35r. Vgl. dazu auch: Gothein 1892 (wie Anm. 14), 239; Kuner 1939 (wie Anm. 14), 78 f.
- 112 StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 273
- 113 StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 268
- 114 Die 1598 ebenfalls verklagten Fischer wurden nicht geladen. Sie spielten in diesen Unruhen offensichtlich keine Rolle mehr. Vgl. zum Folgenden: StaO 10/030/002, 30. Nov. 1601, 270–272
- 115 StaO 10/030/002, 5. Dez. 1601, 277, 279; 14. Dez. 1601, 289; 31. Dez. 1602, 314 f.; 15. Febr. 1602, 352, 357
- 116 StaO 10/030/002, 11. Dez. 1601, 285; 21. Nov. 1601, 245–255; 17. Dez. 1601, 292–300; 19. Dez. 1601, 301 f.; 21. Nov. 1601, 245–255
- 117 StaO 10/030/002, 25. Jan. 1602, 328
- 118 StaO 10/030/002, 23. Jan. 1602, 321 f.; 25. Jan. 1602, 329 f.; 11. Febr. 1602, 345 f.; 15. Febr. 1602, 354
- 119 StaO 10/030/002, 23. Jan. 1602, 320–322
- 120 StaO 10/030/002, 25. Jan. 1602, 326–328; 11. Febr. 1602, 346
- 121 Zur Wahl der Zunftoberen vgl. StaO 10/003/005
- 122 StaO 10/030/002, 25. Jan. 1602, 330
- 123 Vgl. zum Folgenden: StaO 10/030/002, 25. Jan. 1602, 324 f.; 329 f.
- 124 Vgl. zu dieser Reise: StaO 10/030/002, 9. Febr. 1602, 342; 15. Febr. 1602, 352–355; 357–359
- 125 StaO 10/030/002, 4. Febr. 1602, 333; 5. Febr. 1602, 334
- 126 StaO 10/030/002, 5. Febr. 1602, 334 f.
- 127 StaO 10/030/002, 5. Febr. 1602, 334; 6. Febr. 1602, 339; 9. Febr. 1602, 341
- 128 StaO 10/030/002, 5. Febr. 1602, 337 f.
- 129 StaO 10/030/002, 5. Febr. 1602, 334 f.
- 130 StaO 10/030/002, 5. Febr. 1602, 335 f.
- 131 Walter 1880 (wie Anm. 21), bes. 2, 40–45
- 132 StaO 10/030/002, 15. Febr. 1602, 351
- 133 Bastian Hemmert und seine Schwester hatten bei seiner Verhaftung geäußert, dass diese Haft nicht lange dauern könnte. StaO 10/030/002, 9. Febr. 1602, 343
- 134 StaO 10/030/002, 5. Febr. 1602, 335–338
- 135 Vgl. zu den Verhören: StaO 10/030/002, 6. Febr. 1602, 339; 9. Jan. 1602, 343 f.; 11. Febr. 1602, 345–347; 15. Febr. 1602, 351–357
- 136 Ein Mitglied des neuen Rates starb Anfang 1601, ein weiteres Mitglied wird in den Folgejahren bis 1612 nicht mehr als Ratsherr erwähnt und starb vermutlich ebenfalls zu einem uns unbekanntem Zeitpunkt. GLAK 71/542 Q 64, 23. Febr. 1602
- 137 1596 lassen sich 18 der belegbaren 19 Ratsherren des jungen Rates einer Zunft zuordnen. 1601 lassen sich 15 von 19 und 1602 19 von 21 zuordnen.
- 138 StaO 10/030/002, 25. Jan. 1602, 329 f.; GLAK 71/542 Q 64, 17. März 1602
- 139 Jonas Schneüwlin erhält 1603 das Amt des Lohnherrn, gelangt 1606 in den alten Rat und wird 1608 Spitalherr. GLAK 71/542 Q 64, 17. Okt. 1603; StaO 10/030/003, 23. Febr. 1606, 189; GLA 30/119
- 140 StaO 10/030/002, 25. Jan. 1602, 326
- 141 StaO 10/030/002, 13. Febr. 1602, 348; 15. Febr. 1602, 360 f.
- 142 GLAK 71/542 Q 64, 23. Febr. 1602
- 143 StaO 10/030/002, 13. Febr. 1602, 349 f.; 20. Febr. 1602, 368
- 144 GLAK 71/542 Q 64, 23. Febr. 1602; 25. Febr. 1602; 4. März 1602
- 145 Schroeder 2000 (wie Anm. 22), Art. 127, 79 f.
- 146 Vgl. zu den Urteilen: GLAK 71/542 Q 64, 27. Febr. 1602; 4. März 1602; 8. März 1602; 9. März 1602; 13. März 1602

- 147 Hans König hatte 1596 für das Haus am Neuen Tor 337 Pfund Straßburger Pfennige gezahlt. StaO 10/018/106, Bl. 45r-45v
- 148 GLAK 71/542 Q 64, 27. Febr. 1602; 4. März 1602; 17. März 1602; 23. März 1602; 28. März 1602; 29. März 1602
- 149 GLAK 71/542 Q 64, 4. März 1602; 2. April 1602, 12. April 1602; 17. April 1602
- 150 GLAK 71/542 Q 64, 2. April 1602; 17. April 1602; 22. April 1602; 17. Mai 1602, 24. Mai 1602. Vgl. auch Schroeder 2000 (wie Anm. 22), Art. 206, 119f.
- 151 Zwischen August 1600 und Dezember 1602 standen zwei Frauen im Rahmen eines Akkusationsverfahrens vor Gericht. Weitere sieben Frauen wurden 1600 bis 1602 „ex officio“ verklagt. In vier Fällen sprach der Rat das Todesurteil, in zwei Fällen verfügte er Hausarrest und in einem Fall Stadtverweis und Übergabe in religiöse Erziehung. Vgl. zu den Urteilen: StaO 10/030/002 , 20. Dez. 1600, 63; 15. Jan. 1601, 73; 22. Nov. 1601, 289; 30. Nov. 1601, 270; 19. Dez. 1601, 301; 9. Jan. 1602, 316
- 152 Helena König wurde 1603 „ex officio“ verklagt und zum Tode verurteilt. Die Akkusations- und Schmachverfahren wurden nach ihrem Tod aufgehoben. Die Verfahren um Adelheid Laupach hob man 1604 in gegenseitigem Einverständnis auf. GLAK 71/542 Q 64, 12. April 1603, 11. August 1603; 10. Mai und 17. Mai 1604
- 153 Vgl. z.B. GLAK 71/542 Q 64, 17. Mai 1602. 30
- 154 Vgl. hierzu die Ratsprotokolle des Jahres 1603. GLAK 71/542 Q 64

„Anno 1533 ist Schiltach gar außbrunnen, als etlich sagen, vom Teufel angezündt.“ – Neues vom „Teufel von Schiltach“

Hans Harter

Das vielberichtete Auftreten des leibhaftigen Teufels 1533 in Schiltach, gefolgt von einem katastrophalen Stadtbrand und der Hinrichtung einer „Hexe“, beschäftigte die Menschen über das 16. Jahrhundert hinaus. Nicht nur, dass der „Teufel von Schiltach“ redensartlich wurde, den man zitierte, „so man von einer erschrockenlichen Tat sagen will“. Auch verschiedenste Autoren griffen den Fall auf: Verfasser von „Neuen Zeitungen“ und Wunderzeichenbüchern, Chronisten, Theologen, nicht zuletzt Dämonologen, die Befürworter der Hexenlehre, für die er ein gut verbürgtes Exempel des Wirkens des Bösen war. Im 19. Jahrhundert historisiert, wurde er zur Spukgeschichte aus alter Zeit, der sich Sagensammler, Literaten, Künstler, Schöpfer von Fasnachtsmasken, schließlich auch Geschichts- und Hexenforscher annahmen.¹

Für Letztere gilt „Schiltach 1533“ wegen der reichen Begleitung durch Flugschriften als „Sensationsfall“.² Auffällig auch deshalb, weil er innerhalb der Ära der Hexenverfolgung von ca.

„Ein erschrocklich geschicht ...“ – Titel des Flugblatts mit koloriertem Holzschnitt (Nürnberg 1533). – Vorlage: Zentralbibliothek Zürich: PAS II 12/18



1430 bis 1780 in eine relativ prozessarme Zeit fällt. Nach einer ersten Hexenjagd zwischen 1470 und 1520, einer Krisenzeit mit Missernten und Teuerung, schien sich ein Ende der schon damals kritisierten Verfolgung anzubahnen, die nur noch punktuell, so in Schiltach, aufflammte.³ Hier zeigte sich, dass der Glaube an durch „Hexen“ verursachten Schadenzauber doch tief verwurzelt war und bei der Suche nach Sündenböcken schnell virulent wurde. Dem entsprach das erregte Interesse einer weiten Öffentlichkeit, das – durch „Neue Zeitungen“ befeuert – sogar einen Gelehrten wie Erasmus von Rotterdam zu Stellungnahmen veranlasste.⁴

Die Schiltacher Ereignisse 1533

Die reiche, wenn auch sensationell gefärbte Publizistik⁵ und die zeitnah verfassten Chroniken⁶ lassen die Ereignisse rekonstruieren, wiewohl keine amtlichen Akten überkommen sind. Sie begannen in der Nacht des 24./25. März 1533 im Gasthaus von Schultheiß Jakob Schernle mit einem Spuk, der die Bewohner mit Pfeifen, Trommeln und allerlei Schabernack narrete, ohne dass man den Urheber ausmachen konnte. Bald war die Rede von einem „Gespenst“, das auch in den folgenden Nächten rumorte. Weder zu Hilfe geholte „Gesellen“, noch die Pfarrer von Schiltach und Schenkenzell, die den Exorzismus anwandten, wurden seiner Herr. Sie sollen von ihm aber gehört haben, dass es „der leibhaftig Teufel“ sei und die Absicht habe, „dem Schultheiß sein Haus zu verbrennen“. Kurz zuvor hatte eine Frau aus Oberndorf am Neckar bei Schernle den Dienst als Magd angetreten, sodass es den Anschein hatte, dass der Spuk mit ihr eingezogen war. Sie wurde am 29. März entlassen und ging in ihre Heimat zurück, worauf Ruhe einkehrte. Sie hielt jedoch nur bis zum 10. April, Gründonnerstag, als die „Gugelfuhr“ erneut begann, gipfelnd in der Drohung, dass das ganze Städtchen bald

„bis auf den Boden verbrannt“ sei. Tatsächlich gingen an jenem Tag alle 17 Häuser der Kernstadt um den Marktplatz durch Feuer zugrunde, und etwa 120 Einwohner verloren Hab und Gut.

Die Ursachensuche fixierte sich auf den Spuk zwei Wochen zuvor und die frühere Magd. Sie wurde zur Schuldigen erklärt, zumal man sie am Tag des Brands hier gesehen haben wollte. Nachfragen in Oberndorf ergaben jedoch, dass sie zur fraglichen Zeit dort in der Kirche war. Der Widerspruch konnte nur durch

Hexenflug: Titelbild von Abraham Palingh: „t Afgerukt momaansight der tooverye, Amsterdam 1659. – Abb.: Wikimedia Commons



die Vorstellung zauberischer Praktiken aufgelöst werden, die um so mehr bemüht wurden, als der nicht erklärbare Großbrand auf das Wirken böser Mächte hindeutete: War hier der Teufel persönlich vor Ort, so benötigte er dafür die Hilfe eines ihm hörigen Menschen, einer „Hexe“, die mit ihm im Bunde am Werk war. Mit einer solchen „Teufelsbuhlin“ verband sich nicht nur der „Schadenzauber“, das Anrichten von Schäden und Übeln, sondern auch die Fähigkeit zum „Hexenflug“: Durch die Luft zu fahren und Entfernungen zu überbrücken, wie es Sterblichen sonst unmöglich war.⁷ Indem man der Frau den Flug „auf einer Ofengabel“ unterschob, war nicht nur ihre gleichzeitige Anwesenheit an beiden Orten erklärt, sondern auch bewiesen, dass sie die Schuldige an der Schiltacher Katastrophe war. Dieses „Geschrei“ setzte die Obrigkeit in Oberndorf so unter Druck, dass sie die Frau, deren Name nicht überliefert ist, tags darauf, Karfreitag, 11. April, in Haft nahm.

Man unterzog sie einem Beweisverfahren, bei dem es aber nur um ein Geständnis ging, das Voraussetzung für die Verurteilung war. Da sie ihre Unschuld beteuerte, wurde sie „peinlich“ befragt. So kam eine Urgicht zustande, die sie als Teufelsbuhlin und Schadenzauberin auswies, mit der Aussage, dass „sie die gewesen, die das Haus verbrannt hat und die ganze Stadt“, und zwar, wie vom Teufel befohlen, durch Ausschütten eines Topfes. Da die Urgicht auch den Flug festhielt, waren alle Elemente vorhanden, die das Hexerei-Delikt ausmachten, so dass das Oberndorfer Gericht das Todesurteil aussprechen konnte. Stadtherr war Freiherr Gottfried Werner von Zimmern, der vor der Verfolgung von Hexen eigentlich „Abscheu empfand“, aber nicht umhin kam, es zu bestätigen: „Er hat sie lassen verbrennen“, was am 21. April 1533 geschah, zehn Tage nach ihrer Verhaftung. Die geschockten Oberndorfer machten, um nicht der Rache des „Teufels“ zu verfallen, eine Prozession um die Stadt und „baten Gott um Gnad“. Dass einige Zeit später aus Ingolstadt die Nachricht kam, ein „Schwarzkünstler“ habe gestanden, dass „er der Geist war, der das Städtlein verbrannte“, interessierte nicht mehr oder wurde verworfen: Zu sehr hatte sich die Mär vom „Teufel von Schiltach“ verfestigt, als Beweis für das wahre Wirken des Bösen und die schadenzauberische Existenz von Hexen.⁸

Die Forschungslage

Ausgangspunkt ist die Monografie „Der Teufel von Schiltach“ von 2005 mit der Edition von 18 Primär- und Sekundärquellen. Auf ihrer Grundlage wurde das Ereignis rekonstruiert und eine



Publikation H. Harter
(2005)



Publikation G. Link
(2011)

Deutung versucht, sowie die überraschend lange und intensive Rezeptionsgeschichte aufgegriffen.⁹ Seither konnten, auch aufgrund der verfeinerten Möglichkeiten der Internet-Recherche, zusätzliche Dokumente und Textzeugen in Erfahrung gebracht werden.¹⁰ 2011 legte der Chemiker Günter Link (Goslar), angeregt von dieser Publikation, eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema samt Dokumentensammlung mit 59 Stücken vor.¹¹

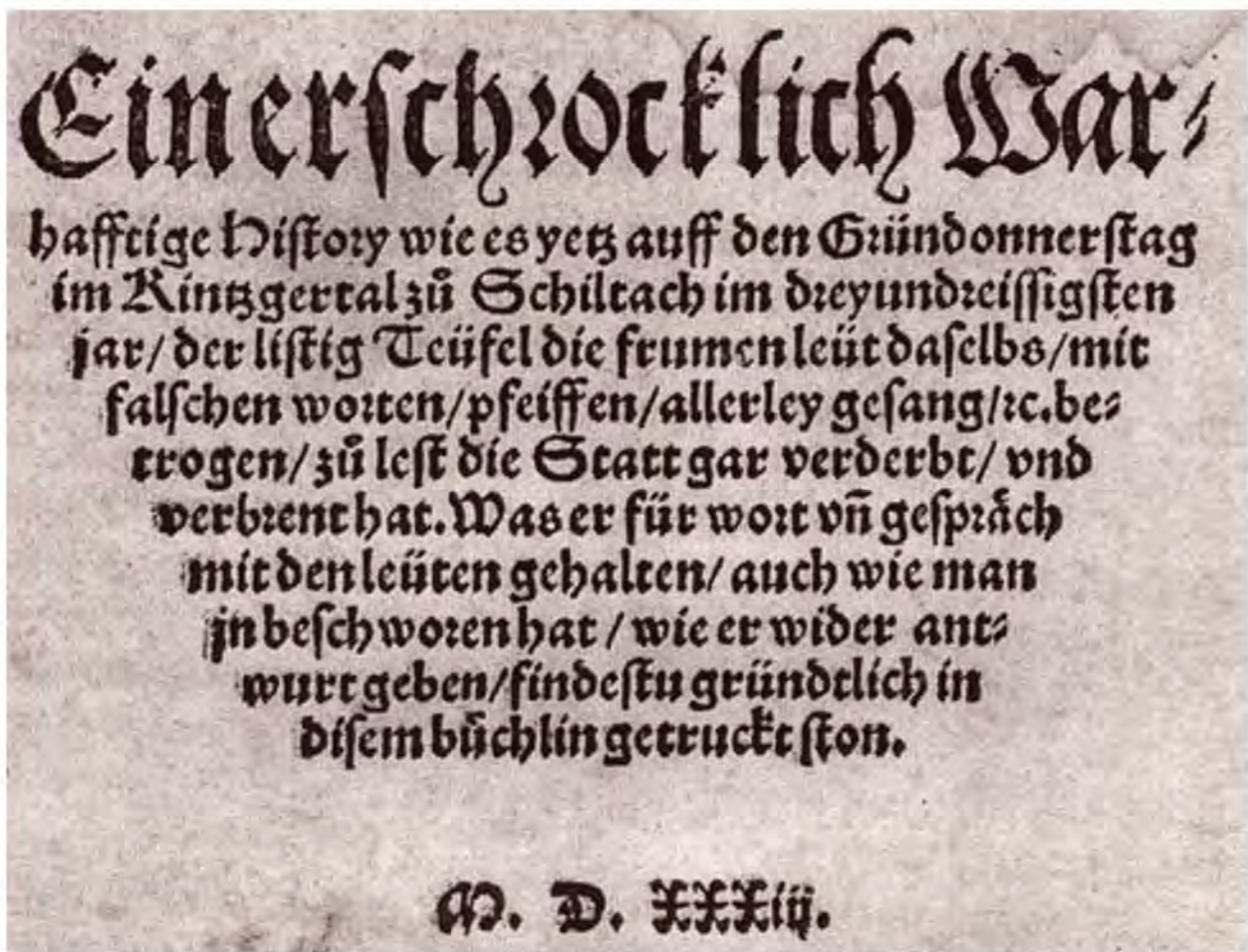
Sein Ansatz, zu dem er sich polizeilichen Rat holte, ist die „kriminalistische Aufklärung des Geschehens“, für ihn ein „Justizmord“, ohne dass der „wirkliche Täter“ bzw. der „Spukteufel“ je bekannt geworden wären.¹² Auf der Grundlage der bereits gesichteten und neu gefundener Quellen entwirft er eine Rekonstruktion der Vorgänge. Sie mündet als „total andere Variante“ in einer Zweiteilung: „Die Trennung der Spuktage im März und die eigentliche Straftat des Brands vom 10. April“, die er, obwohl alle „in einem komplizierten Dreiecksverhältnis“ verknüpft sind,¹³ unterschiedlichen Akteuren und Motiven zuweist. Doch geht es im Grunde um Liebesbeziehungen, zuerst der Magd aus Oberndorf zu einem in Schiltach wohnhaften Mann, der sich dann als Söldner verdingte. Sie zog mit ihm fort, kehrte jedoch zurück, um in Schiltach bei Schernle zu dienen. Mit diesem „teilte sie auch das Bett“, als im März 1533 der Liebhaber auftauchte und seine Ansprüche geltend machte.¹⁴ Der Landsknecht wird auch namentlich bestimmt, als „Peter Gressle“ aus Rottweil, ein in der Zimmerischen Chronik genannter „ungotzfürchtiger Mentsch“.¹⁵ Er habe den „Spukteufel“ gespielt, um die Magd „freizupressen“, da der Wirt sie „nicht freigeben“ wollte.¹⁶ Als dieser nachgab und sie abfertigte, brauchte er nicht weiter zu rumoren, sodass der Spuk sein vorläufiges Ende fand.

Die Frage, weshalb er nach elf Tagen wieder begann und im Stadtbrand gipfelte, erfährt eine überraschende Antwort: Nachdem Magd und Landsknecht vereint abzogen, hätten sie kein Motiv mehr für eine Rache gehabt, etwa wegen des Missbrauchs der Magd.¹⁷ So wird in einer kühnen argumentativen Wendung der Fokus auf Schultheiß Jakob Schernle gerichtet: Nach dem Spektakel in seinem Haus sei er blamiert gewesen, wegen der Entlarvung seines Liebesverhältnisses – für ihn als Stadtoberhaupt ein „Fiasko“. Man tratschte über ihn – „aus einer üblen Nachrede wird schnell ein Rufmord“ – sodass er gegen „diesen öffentlichen Spießrutenlauf“ vorgehen musste. Er kam auf den „fast genialen Plan“, die Leute durch Brandlegung abzulenken und diese auf den „Spukteufel“ und die Magd zu schieben, wie einst Kaiser Nero den Brand Roms auf die

Christen. Dazu musste er die beiden als Brandstifter vorführen und dem Volkszorn aussetzen. Er inszenierte ein „Theaterstück“ mit angeheuerten Mitspielern: „Ein verdeckt operierender Brenner wird die Rolle als Brandteufel übernehmen, die andere Person spielt die Hexe.“ Das Verbrennen des Orts ist beabsichtigt, um die Einwohner zu Opfern zu machen und „zum Handeln zu zwingen“. Um alles echt aussehen zu lassen, muss eine Person in den alten Kleidern der Magd auf dem Wirtshaus erscheinen, wodurch diese endgültig zur „Hexe“ wird: „Jeder hat sie erkannt und jeder wird bezeugen, sie war und sie ist des Teufels Hexe!“ Der „teuflische und hochkriminelle Plan des Schultheißen“ gelang: Er lieferte nicht nur eine unschuldige Frau dem Henker aus, sondern „zerbrach auch die Existenz vieler“, und dies „um den Schein, das eigene Ansehen zu wahren.“¹⁸

Dass der Brand „ein mit hoher krimineller Energie geplantes und durchgeführtes Verbrechen war“, wird, wenn man dämonologische Hintergründe ausschließt, nicht zu bestreiten sein. Zu hinterfragen ist jedoch, ob die kriminalistische, von den Quellen sich entfernende Motiv- und Tätersuche die Lösung

„Ein erschrocklich warhafftige History ...“ – Titel der ersten Flugschrift (1533). – Vorlage: Bayerische Staatsbibliothek München: Res/Crim. 468 l



Ein wunderbarlich
erschrockenlich handelunge/
So sich auff den Driin Dorn-
flagdiars/ym dem Heds-
lein Schiltach/mit einer
drumt durch den bösen
geist gefiffi/bege-
ben hat / ym
D. D. xxxij.

„Ein wunderbarlich
erschrockenlich hande-
lung ...“ – Titel der
zweiten Flugschrift
(Leipzig 1533). –
Vorlage: Staatsbiblio-
thek zu Berlin:
Flugschr. 1533-3

bringt, zumal, wenn sie sich mit einer Verschwörungstheorie verbindet („raffinierte Täuschung als Verbrechensvariante“), für die es keine Hinweise gibt.¹⁹ Auch helfen allgemeine Erwägungen wie, dass „Macht verführbar macht“ oder „der Mächtige“ vor Klatsch „zittert“, nicht weiter.²⁰ Ebensovienig das Zitieren von Vorurteilen, die dann als Beweise genommen werden: Dass Wirte generell die Prostitution unterstützten, Hehler waren und Auftragsdelikte wie Brandstiftung begingen, um dies dem Schernle zu unterstellen, nach dem Motto: „Wir wissen nicht, ob unser Wirt auch in diesem Geschäft mitmischte, doch ...“²¹ Dazu kommen Spekulationen („könnte es sein, dass ...?“), um sich für eine zu entscheiden („ist denkbar“), die dann Bausteine der weiteren Argumentation werden.²²

Bedenklich erscheint auch der Umgang mit den Quellen, besonders den Flugschriften, deren gattungstypischer Charakter als „Neue Zeitungen“ nicht berücksichtigt wird. Sie sind nur bedingt historische, sondern literarische Texte, und als solche keine Produkte eines der Wahrheit verpflichteten, neuzeitlichen Journalismus.²³ Auch wenn sie ihre „Wahrhaftigkeit“ betonen, geht es ihnen weniger um einen faktenorientierten Bericht, sondern um Erschrecken, Sensation, Exempel für das Wirken des Bösen und Läuterung zum Guten. Weil die erste Flugschrift zeit- und ortsnah entstanden ist und zur Bekräftigung ihrer „Wahrheit“ einen „actum zu Schiltach“-Vermerk hat, kann sie nicht zur „offiziellen amtlichen Verlautbarung“ erklärt werden, mit dem Schultheiß und Pfarrer als „verantwortlichen Autoren“.²⁴ Dass die zweite Flugschrift die „Recherche eines Journalisten mit hoher Glaubwürdigkeit“ darstellt, die „offen und exakt“ berichtet, ist gleichfalls bloße Behauptung.²⁵ Sie dann mit der ersten zu vergleichen, um diese als bewusste Irreführung zu entlarven („in wesentlichen Punkten gelogen“²⁶), ist quellenkritisch nicht gerechtfertigt. Ebensovienig die Schlussfolgerung, ihrem vermeintlichen Verfasser Schernle auf diese Weise die Glaubwürdigkeit ab- und jede Schandtät zuzusprechen,²⁷ um ihn so zum „Haupttäter“ zu machen: Der aus vermeintlicher persönlicher Demütigung das ihm anvertraute Gemeinwesen in Schutt und Asche gelegt hat.

Romanhafte Züge nehmen die den Akteuren zugelegten Charaktere an,²⁸ und wenig glaubhaft ist auch die Deutung von Schernles Helfern als „führende Elite Schiltachs“, denen der Spukteufel „die Maske vom Gesicht zieht“, sodass sie darauf drängen, die Magd laufen zu lassen. Wie ist zu beweisen, dass die „Schiltacher Führung aus gewöhnlichen Kriminellen“ bestand und das Bild einer „scheinheiligen und devoten, moralisch verkommenen Obrigkeit“ gibt?²⁹ Rumorte es in der Bevöl-

kerung so, dass „der angesehene Schultheiß zu einem armseligen Scheinheiligen“³⁰ mutierte und als Abwehrstrategie zur Brandlegung des eigenen Städtchens griff? Weil er in jenen Tagen „wenig zu lachen“ hatte und „von der Bevölkerung geschnitten wurde“? Für ihn gilt, dass er herrschaftlicher Amtsträger war und sein Wirken von dieser Funktion und nicht von konstruierten Befindlichkeiten her gesehen werden muss.

Hier ist etwas viel Psychologie im Spiel, zumal es für die Annahme, dass der Schultheiß sich trotz des Abzugs der Magd in einer Ausnahmesituation befand, keine Hinweise gibt. Da hilft auch die Behauptung, Brandstiftung sei „das gängige Mittel, um Probleme zu lösen“ nicht weiter, und falls dies „für Päpste, Könige und Kriegersleute galt“, folgt daraus nicht, dass es „auch ein Mittel für einen Schultheißen“ war. Welches „größere Unheil“ sollte ihm passieren, „wenn er die Gerüchte nicht stoppt“? Kann man ihm tatsächlich unterstellen, dass er für seine Reinwaschung, wovon auch immer, sein Haus und die Stadt abfackelte? Nur um „den Teufel und die Magd“, die bereits abgezogen waren, „endgültig zum Schweigen zu bringen“ und sein „ramponiertes Ansehen und das seiner Helfer“ wiederherzustellen? Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt: Wie soll „am Ende alles gut“ und er „öffentlich rehabilitiert“ sein, vor den Trümmern seiner Stadt und eigenen Existenz?³¹ Hier nehmen die Ausführungen irrealer Züge an, die, von Einzelheiten abgesehen, keine Klärung mehr bringen. Natürlich gab es das „Verfolgungsbegehren von unten“, geschürt von Mächtigen, doch möchte man die Methode, dies mit einer Brandstiftung zu erreichen, eher dem mehrfach zitierten Kaiser Nero belassen.

Doch muss, im Lichte seither neu gefundener Quellen, auch die 2005 gegebene Deutung zur Diskussion gestellt werden, die von einer Dreiecksbeziehung Magd–Wirt–„Teufel“ ausging. Dabei wurde letzterer als ein von der Frau versteckter Gaukler angesprochen, der mit seinen Kunst- und Musikstückchen die „Gugelfuhr“ im Wirtshaus veranstaltete und Schiltach zum Narren hielt. Als ihnen der Wirt auf die Schliche kam, zogen sie zwar ab, doch hätte sich die „Mannsperson“ elf Tage später mit der Brandstiftung, die dann das ganze Städtle erfasste, gerächt: „Aus der ursprünglichen Posse war bitterer Ernst geworden.“³²

Neu gefundene zeitnahe Quellen

Während die rezeptionsgeschichtlichen Belege für die Erwähnung und Auseinandersetzung mit dem „Teufel von Schiltach“



Joachim von Watt
(Vadian): Kupferstich
16. Jahrhundert. –
Abb.: Wikimedia
Commons

sich durch Sucharbeit weiter vermehren lassen,³³ sind die zeitnahen Quellen durch drei Stücke aus dem Schweizer St. Gallen zu ergänzen. Die in der aufgewühlten Reformationszeit reichhaltige Chronistik dieser Stadt wird durch die Namen Vadian (Joachim von Watt, 1484–1551), Humanist und Reformator; Johannes Kessler (um 1502–1574), Theologe, Handwerker und Reformator; sowie Johannes Rütiner (1501–1556/57), Kaufmann, geprägt,³⁴ die gleichfalls ihre „Teufel von Schiltach-Stelle“ haben. Noch im Jahr 1533 notierte **Vadian** in sein tagebuchähnliches „Diarium“:

„Zu Schiltach an der Staig in Wirtenberg verluf sich ain wunderlicher handel, da der tüfel in ain haus komen und ain magt beschlafen und getröwt³⁵ das stätli zu verbrennen; das er auch tet. Geschach um mitten abellen durch ain abholdin,³⁶ die zu Oberndorf gericht worden.“³⁷

In Kurzform sind hier die Ereignisse genannt: Das Auftreten des Leibhaftigen, sein Pakt mit der Magd, die Drohung der Brandstiftung, die die „Unholdin“ vollbrachte, ihre Hinrichtung, deren Ort und Zeit stimmig sind. Dies beweist genaue Informationen, auch über Schiltach, das Vadian in seiner Verkehrsbedeutung bekannt war. Gegenüber den dortigen Ereignissen zeigt er dieselbe ungläubige Betroffenheit, wie sie auch andere Zeitgenossen an den Tag legten.

Ebenfalls unter „M.D.XXXIII. Jar“ trug **Johannes Kessler** einen Bericht mit dem Titel „Schiltach verbrunnen“ in seine „Sabbata“ („Ruhetag“) genannte Chronik ein (Anhang Q1). Er hat eine Kenntnis der Ereignisse, Daten und Personen³⁸, wie sie keine andere Quelle bietet. So kennt er die „wunderbarliche“ Erscheinung vor dem Brand, die sich nach dem erfolglosen Durchsuchen des Hauses, dem Beschwören durch die Pfarrer und der Assistenz von sechs Nachbarn selbst als „der tüfel“ bezeichnete, vor dem, so Kessler, „Gott uns behüten wolle“. Der in der Nacht des 24. März beginnende Spuk, mit der Drohung, das Haus anzuzünden, hörte aber nach sechs Tagen auf, und „jederman meinte, der böse Geist sei dahin“.

Für den am 10. April folgenden Brand weiß er die Zeit („dritte Stund Nachmittag“) und gibt eine eigenartige Beschreibung seiner Entstehung: Auf Schernles Dach sah man „eine kleine blaue Wolke, die sich um sich drehte und wie eine Kugel wurde“, das Haus in Brand setzte und dann das Städt-

chen. Dass dies eine Explosion war, ausgelöst durch eine Zündschnur, die eine Pulverladung hochgehen ließ, analysierte erstmals Günter Link: „Schiltach brannte durch Zündung von Sprengwaffen ab.“³⁹ Dies war wohl der Grund, dass man sich die Katastrophe nicht erklären konnte,⁴⁰ die kein „normaler“ Hausbrand auslöste, sondern ein Anschlag war. Ob auch das untere Tor gesprengt und so ein „strategischer Plan“ durchgeführt wurde, um den Weg zum Wasser zu versperren,⁴¹ ist nicht eindeutig. Der Bericht verbindet das Niederfallen des Tors zwar mit dem Ausbruch des Brands, was aber auch durch das schnelle Übergreifen des Feuers passiert sein kann.⁴² Das Ergebnis, dass Schiltach in einer Stunde abbrannte, teilt Kessler mit anderen Chronisten, um, wie überall erzählt wurde, auf den „Tüfel“ zu kommen, der die Stadt „durch eine Unholdin“, „des Scherlins Magd“, verbrannt habe. Deshalb, aber auch wegen anderer Handlungen,⁴³ starb diese dann am 21. April auf dem Scheiterhaufen.

Die Schilderung Kesslers ist zwar unter dem Jahr 1533 vermerkt, doch wurde sie einige Zeit später niedergeschrieben, wie die Benennung von „Georg Honer“ als Pfarrer von Schenkenzell zeigt, der erst im Spätjahr 1534 auf die Stelle kam.⁴⁴ Auch dafür muss er genaue Informationen eingezogen haben, die seinen Bericht über die Sensationsschilderungen der Flugschriften und die das Hörensagen wiedergebenden Chroniken hinausheben, sodass auf seiner Grundlage eine nochmalige Bewertung der Ereignisse versucht werden kann.

Mit **Johannes Rütiner** hat ein dritter St. Galler „Schiltach 1533“ für so wichtig gefunden, dass er es gleichfalls in sein 1529–1539 geführtes „Diarium“ einbrachte. In ihm sammelte er Ereignisse und gab dafür Gewährsleute an, für die Schiltach-Notiz einen „Johannes Brendly“. Dieser, ein Bader und Wundarzt,⁴⁵ diente St. Gallen als Bote. 1537 kehrte er auf dem Weg von Rottweil nach Straßburg in Schiltach ein, von dem „es in den vorigen Jahren ein erschreckliches Gerücht gab, wegen des Brandes“. Das bereits wiederaufgebaute Städtchen nahm er in seiner Verkehrsfunktion wahr: „Es hat lauter Herbergen [...] Denn von dort führt man die Weine aus dem Elsaß weiter.“ Allein in der Herberge, in der Brendly mit seinem Begleiter blieb, „waren in jener Nacht Fuhrleute mit 40 Pferden zu Gast.“ Sonst kam ihm der Ort „wild und unbewohnbar“ vor, und war, wie er gut beobachtete, „auf einem abschüssigen Berg gelegen, so dass man die Wagen mit Riegeln und Steinen festhalten muss.“⁴⁶

Der Begleiter Brendlys kannte den Wirt, „der die Wahrheit sagt, was er auch erzählen wird, dem kannst du trauen, denn er

*Das brennende
Schiltach: Flugblatt
von 1533, Holzschnitt
von Erhard Schön,
Nürnberg (Ausschnitt).
– Vgl. Bild 1*



ist kein Schwätzer.“ Von ihm hofften sie zu erfahren, wie es geschah, „denn sein Haus ist dem Haus des Schultheißen, woher das Feuer seinen Anfang nahm, benachbart.“ So setzten sie sich nach dem Abendessen zusammen „und erfragten die Historie der Reihe nach“ (Anhang Q2a).

Hier wird erstmals die Magd genauer fassbar, die offenbar etwa 20 Jahre zuvor in Schiltach einen Mann hatte, der aber in „Kriegsdienste“ ging und sie verließ. Sie scheint den Verlust nicht verkraftet zu haben, war psychisch auffällig („zornmütig“),⁴⁷ was ihr als vom Teufel besessen oder mit ihm im Bunde („Umgang mit einem Dämon“) ausgelegt wurde.⁴⁸ Nach 17 Jahren und vielen Wechseln kam sie Anfang 1533 nach Schiltach zurück. Damit begannen die eigenartigen Erscheinungen, als eine Art Vorspiel des Brands. Der Ohrenzeuge nahm sie als „Lärm und Gemurmel“ wahr, als „Flöten und Rufen“, „Gesänge“, „seltsame, wie menschliche Stimme“, die Rede und Antwort stand, unterstützt von Fingerknallen und Tierlauten, und die Magd gegen den Schultheiß in Schutz nahm: „Wenn du schwörst, sie habe etwas mit Dämonen gehabt, so werde ich mich mit einem Brand dieser Stadt rächen.“ Gleichzeitig wird betont, dass man dies alles nur hören konnte, so dass von einem „Dämon“ die Rede war.

Dass sich auch Pfarrer mit der Angelegenheit befassten, trug Johann Rütiner, wieder unter Verweis auf Brendly, an anderer Stelle seines „Diarium“ ein: Besagter „Priester“ (der von Schenkzell) wollte den „Dämon“, „der sich „Greßly“ nannte, weil

sie unter den Hexen ihre Namen haben“, austreiben. Er wurde von diesem angegriffen und an der Nase verletzt, und 1537 hörte Brendly, dass die Wunde noch immer nicht verheilt war (Anhang Q2b).

Eine Erklärung für die Vorgänge im Haus des Schernle ist schwierig: Entweder muss man eine versteckte Person annehmen, die den „Teufel“ spielte und trotz Suche im Verborgenen blieb, oder die Phänomene kamen von der Magd. Der Hinweis auf ihre „Zornmütigkeit“ sowie einige der Symptome könnten auf dämonische Besessenheit deuten,⁴⁹ doch hätte man sie, angesichts der körperlichen Auffälligkeiten, wohl bald als Auslöserin des Spuks entlarft. Der Hexenforscher Dillinger brachte das Phänomen eines parapsychologischen „Poltergeists“ ins Spiel. Ein solcher steht immer mit einer sich am Ort befindlichen Person in Verbindung, in dem Fall die Magd.⁵⁰ Von ihr wären psychische Energieschübe ausgegangen, aufgrund emotionaler Störungen wie Stress, Frustration, Hysterie oder Aggression. Sie sollen sich auf Materielles entladen, was sich akustisch-physisch, durch Geräusche, Stimmen und fliegende Gegenstände, bemerkbar macht. In der Tat schildern die Flugschriften, Erasmus, die Zimmerische Chronik und auch der von Brendly befragte Zeuge diese Phänomene, derer man trotz Aufgebots an Pfarrern und kräftigen Männern nicht Herr wurde. Ob eine Erklärung in dieser Richtung zu suchen ist,

Wie der Teufel die
Stadt Schiltach
verbrennt: Illustration
aus dem
„Wunderwerck“ des
Conrad Lycosthenes
(1557). – Vgl. Harter,
S. 51





Schiltach, am Fuß der Staig, ummauert und von der Burg Landsehr beherrscht: Karte „Schiltacher Vorst“ von Georg Gadner (1592). – Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 3 Nr. 1 Bl. 21 (Ausschnitt)

etwa, dass von einer psychisch labilen oder mit Krampfleiden wie Epilepsie behafteten Frau Poltergeistaktivitäten ausgingen, sei jedoch dahingestellt.⁵¹

Eine andere Möglichkeit wäre, dass, wenn sie nicht jemand bei sich verbarg, es ihre eigene Inszenierung war, mit der sie, aus welchen Gründen auch immer, die Leute narren oder in Angst versetzen wollte. Ein zahmer Rabenvogel böte eine Erklärung für die Reden mit „seltsamer, wie menschlicher Stimme“ und das „teuflische Rabengeschrei, wie es kein Mensch auf Erden je gehört hat“.⁵² Jedenfalls sah man schließlich die Magd als Ursache des Spuks und entließ sie, womit dieser aufhörte. Dies geschah, ohne dass man sie wegen des „Teufels“ belangt hätte: Dass sie „etwas mit dem Dämon hatte“, wurde ihr offenbar nicht als Hexerei, sondern als Besessenheit ausgelegt. Den Unterschied macht das Fehlen des zum Teufelspakt gehörenden Schadenzaubers: Der Besessene gilt selber als Opfer, das nicht strafrechtlich verfolgt, sondern durch Austreibung geheilt werden kann.⁵³ Dem wollte sich der Schultheiß jedoch nicht aussetzen, der sie, nicht ohne ihren Dienstlohn, weschickte.

Mit ihrer genauen Schilderung widerlegen Rütiner/Brendly auch die Möglichkeit, dass das „Vorspiel“ erst nach der Brandkatastrophe konstruiert wurde, um für die Schuld der „Hexe“ genug Gründe beisammen zu haben. Für den Stadtbrand selber bieten sie sonst nur Bekanntes: Den „Hexenritt“ der Magd, die ihr vom Teufel geheißene Brandlegung, ihre Verhaftung und Verurteilung „zum Feuer nach Art der Hexen“ in Oberndorf.⁵⁴ Doch gibt es auch bei ihnen die Beobachtung, dass nach „Auswurf des Feurigen sofort alles verbrannte, wie wenn alles vom Blitz getroffen wäre“, und dass es „vom Dach aus nach unten brannte.“ Dies bestätigt die Analyse, dass der Brand durch eine auf dem Dach explodierte Ladung verursacht wurde.

Die St. Galler Zeitgenossen, darunter Kessler und Rütiner, bekamen „diese Historie beim Umtrunk“ von Brendly erzählt. Sie nahmen sie zuerst als „eine Fabel“, dann aber doch für real, weil sie „in so großer Nachbarschaft“ geschah. Kessler zog denn auch das Fazit:

„Vieles kann doch daraus entnommen werden: die Macht und Grausamkeit des Teufels, ferner, dass jener, der doch überall zum Ehebruch aufreizt, keinen Rivalen dulde. An einer kleinen Stadt mahnt uns Gott; eine größere ist deshalb nicht ausgeschlossen und ist gleicherweise schnell bereit.“⁵⁵

So war der „Teufel von Schiltach“ jetzt auch in St. Gallen ein Exempel, das vor der Macht des Teufels und seiner Fähigkeit zur Anrichtung von Schäden und Unheil warnte.⁵⁶

Ein neuer Deutungsversuch der Schiltacher Ereignisse 1533

War der Auslöser des Stadtbrands ein Sprengstoffanschlag, so stellt sich die Frage nach den Hintergründen ganz neu. Nicht nur, weil dies auf einen professionellen Täter, etwa einen Kriminellen oder Landsknecht, schließen lässt, sondern auch bezüglich der Motive, die jetzt auch militärisch-politischer Natur gewesen sein konnten. 1533 sind in Württemberg keine Kriegshandlungen bekannt, doch stößt man auf ein spezielles Phänomen des 16. Jahrhunderts: die sog. Mordbrenner. Durch Brandstiftungen schädigten sie Land und Leute, sei es zur Bereicherung, als Racheakt oder im Sold von Auftraggebern, die auf diese Weise Feinden Schaden zufügen wollten.⁵⁷ Dabei wurden Brandsätze eingesetzt, die aus Schwarzpulver bestanden. Es war in Holunderrohr, ausgeblasenen Eiern oder alten „Häfen“ verpackt, die über eine Lunte („Zündseil“) wie eine Zeitbombe gezündet wurden. 1526 gestand in Urach ein Täter, er habe „ain allten hafen genomen, ain loch darynn gemacht und ain zundtsail dardurch gethon und bulver in den hafen hinyn gelegt [...], da sy das fuwer uff gangen“.⁵⁸ Auch in Schiltach war es ein „Hafen“, „Topf“ oder „Häfelein“,⁵⁹ aus dem „jenes Feurige“ kam, das „alles verbrannte“, wie wenn es „vom Blitz getroffen wäre“ (Anhang Q2a).

Auf die Frage, wer hier 1533 in dieser Art angriff, wissen auch die St. Galler Chronisten nur die dämonologische Antwort, dass, so Kessler, „der tüfel die statt verbrennt durch ain unholdin“. Auch sie ließen das spätere „Geschrei“ außer Acht, „der Geist, der das Städtle verbrannte“ sei, so die Zimmerische Chronik, in Wahrheit „nicht ein Geist gewesen, sondern ein Mannsperson“, den man in Ingolstadt hinrichtete.⁶⁰ Diese Nachricht hielten auch andere Chronisten für „ein Red“ oder „Sag“, die, ihrerseits dem Hexenglauben verhaftet, das irrealen Wirken des Leibhaftigen dem kriminellen Tun eines Attentäters vorzogen.⁶¹

Dass in Schiltach damals ein Mordbrenner agierte, dürfte, auch aufgrund der Nachricht aus Ingolstadt, feststehen. Günter Link will ihn auch identifiziert haben, als den Rottweiler Landsknecht „Peter Gressle“, den die Zimmerische Chronik als „ungotzförchtiger Mentsch“ kennt.⁶² Beweis sei die Stelle bei

*Landsknecht mit Frau:
Radierung des Augsburger Künstlers
Daniel Hopper (ca.
1470–1536). – Abb.:
Wikimedia Commons*





Folter durch
„Aufziehen“:
„Wickiana“,
Sammlung des Johann
Jakob Wick (1522–
1588), Zentralbiblio-
thek Zürich. – Abb.:
Wikimedia Commons

Rütiner/Brendly, wonach ein „Priester“ vom Dämon in Schiltach hörte, „der sich „Greßly“ (nannte), weil sie unter den Hexen ihre Namen haben“ (vgl. Q2b). Der Beleg meint jedoch nicht einen Familien-, sondern einen Dämonennamen, den die Magd offenbar bei der unter Folter vorgenommenen Befragung nannte. Dabei wurden auch Teufelsnamen vorgegeben, unter denen „Gräßle“ oder „Gräßlin“ („der Grüne“, wegen seiner grünen Kleidung) eine im Süddeutschen verbreitete Benennung des Teufels war.⁶³

Doch ist diese Spur weiterzuverfolgen, vor allem bezüglich der Motive, die ein der-

artiger Mordbrenner haben konnte. Dabei werden solche mit politischem Hintergrund von jenen aus privater Rache unterschieden.⁶⁴ Erstere waren Bestandteil einer Art verdeckter Kriegsführung, bei der zur Schädigung des Gegners Brandstiftung eingesetzt wurde, was auch im Herzogtum Württemberg um 1533 der Fall war: Aus ihm war Herzog Ulrich 1519 vertrieben, es selber der Herrschaft Österreichs unterstellt worden. Ulrich schmiedete Pläne zur Rückeroberung, vor allem von dem ihm zustehenden Hohentwiel aus, die freilich erst 1534 erfolgreich waren, aufgrund der militärischen Hilfe des Landgraf Philipp von Hessen.⁶⁵

In diesen Zusammenhängen wird Schiltach gleichfalls erwähnt: 1519 wurde es von Rottweil besetzt⁶⁶ und kam dann mit unter die Verwaltung des Hauses Österreich. Mit ihr betraute König Karl 1522 seinen Bruder Erzherzog Ferdinand, von dem auch hier herrschaftliche Akte überliefert sind: 1524/25 setzte er mit Johannes Fuchs einen neuen Pfarrer ein, 1527, nach dessen „Demission und Flucht“, einen „Joannes Schwartz de Wolfach“.⁶⁷ Wohl bekannte ersterer sich zu den Lehren Luthers, weshalb er abtreten und flüchten musste.⁶⁸ Schwarz erlebte 1533 den Stadtbrand (und verfasste vermutlich die erste Flugschrift dazu), ein Jahr später machte er die Reformation mit.⁶⁹ Als Herzog Ulrich 1525 vom Hohentwiel aus einen erneuten Versuch zur Rückeroberung Württembergs startete,⁷⁰ alarmierte die österreichische Regierung in Stuttgart die Burgvögte, darunter den in Schiltach, „mit dem ernstlichen Befehl, die Städte und Schlösser in guter Bewahrung zu halten“.⁷¹ Man war sich der strategischen Bedeutung der hiesigen Burg und Stadt als Einfallstor ins Herzogtum bewusst.

Unterdessen war Herzog Ulrich weiter bemüht, wieder in den Besitz seines Fürstentums zu gelangen. 1526/1527 wurden in Württemberg Männer festgesetzt, die gestanden, „von des Herzogen wegen“ Mordbrenneraufträge erhalten zu haben und dafür mit „pulversäcklin“ und „zündsail“ ausgestattet worden zu sein.⁷² 1530 warb Ulrich Schweizer Söldner an, 1531 war er auf dem Hohentwiel, um mithilfe der Eidgenossen den Krieg vorzubereiten, was an internen Konflikten der Schweizer scheiterte.⁷³ Damit war eine Rückeroberung von Süden her hinfällig, und Ulrich ging nach Hessen, doch gab es militärische Handstreich gegen die Burg Staufen im Hegau und den Hohenasperg.⁷⁴ Die Regierung in Stuttgart reagierte mit „heimlichen Praktiken wider Herzog Ulrich“. Dazu gehörte „eine rege Spionagetätigkeit“, und 1531 wurden „Gesellen“ für ein Attentat auf ihn gedungen.⁷⁵ Im Mai und August 1533 erließ König Ferdinand Befehle, dass die Amtleute „vertraute Personen insgeheim unter den gemeinen Mann, in die Wirtshäuser und an andere Orte schicken und Verdächtige gefangen nehmen mußten“.⁷⁶ Im Juli schrieb er, dass die Zahl der Mordbrenner sich „täglich mehre“. Sie würden in Garben auf dem Feld und in den Scheuern „das Feuer einlegen“, wodurch „in etlichen Städten und Flecken ganz beschwerlicher Nachteil und Schäden erfolgt seien“.⁷⁷

Damit meinte er wohl auch den Brand von Schiltach, der in aller Munde war, und es fragt sich, ob er nicht ebenfalls Teil dieser „verdeckten Kriegsführung“⁷⁸ war, zumal auch der hiesige Täter als „professionell“ einzustufen ist. So könnte es ein Anschlag mit militärischem Hintergrund gewesen sein, etwa, dass hier in Vorbereitung der Rückeroberung Württembergs an einem verkehrsmäßig wichtigen Ort Chaos angerichtet werden sollte. Diese Deutung fände eine Bestätigung, wenn das „Niederfallen“ des unteren Tors gleichfalls durch Sprengung verursacht worden wäre,⁷⁹ was sich jedoch nicht mit Sicherheit sagen lässt. Davon abgesehen bieten die Quellen keinen Hinweis, der in diese Richtung deutet, weder hinsichtlich eines eventuellen Auftraggebers – dann nur Herzog Ulrich oder einer seiner Helfer – noch für den Attentäter, der dafür gedungen worden wäre.

Andererseits könnte die Annahme der Stelle beim Schultheiß durch die Magd

Erasmus von
Rotterdam: Kupfer-
stich von Albrecht
Dürer 1526. – Abb.:
Wikimedia Commons



Der Teufel bringt die Hexe auf den Scheiterhaufen: Flugblatt von 1533, Holzschnitt von Erhard Schön, Nürnberg (Ausschnitt). – Vgl. Bild 1



schon der Beginn der Anschlagplanung gewesen sein, um die Verhältnisse auszukundschaften und entsprechende Vorbereitungen zu treffen. So wäre die Magd in einer Art Erkundungseinsatz, sie und der „Teufel“ ein auf Mordbrennerei ausgehen- des kriminelles Paar gewesen. Doch spricht die von ihnen nächtelang angerichtete „Gugelfuhr“, die alle möglichen Vorsichts- und Abwehrmaßnahmen zur Folge hatte, nicht für diese Variante. Und wenn es bei kriminellen Mordbrennern darum ging, durch Feuer und die so erzeugte Panik Beute zu machen, dann waren dabei Banden am Werk, so 1726 bei der Zerstörung von Welzheim und Weissach.⁸⁰

Die Zeitgenossen heben denn auch auf ein privates Drama ab, das sich zwischen der Magd, dem Schultheiß und einem Dritten, dem „Teufel“, abspielte und in der Brandlegung gipfelte. In diese Richtung zielen auch die St. Galler Chronisten: Für Vadian war der Ausgangspunkt die Beziehung der Magd mit dem Teufel, gefolgt von der Drohung, „das Städtchen zu verbrennen“. Rütiner/Brendly berichten, dass die Drohung dem Schultheißen galt und der Dämon diesen heftig anfuhr. Kessler zog daraus das Fazit, „dass der Teufel [...] keinen Rivalen dulde“. Wichtig sind die zuvor ausgestoßenen Drohungen, die sich bis zur kriminellen Tat steigerten. Auch sie sprechen

für private und nicht für politisch-militärische Motive, bei denen die Aktion wohl nicht in der Form angekündigt worden wäre.⁸¹

Nicht nur in dieser Hinsicht ergeben sich Parallelen zu dem 1550 in Kirchzarten im Breisgau dokumentierten Fall des Jacob Berlin, der wegen „unnützen Haushaltens“ aus Konstanz ausgewiesen worden war. Ihm gab ein Wirt Anlass zur Eifersucht, weshalb er drohte, „er werde ihm das Haus verbrennen“. Dasselbe sagte er dem Vogt, und tatsächlich gingen nach einigen Wochen dessen Haus sowie die Wirtschaft in Flammen auf. Berlin verschwand, doch wurde ein gewisser Jakob Ströwlin verhaftet. Er gestand, von Ersterem Geld, Pulver und Schwefel mit dem Auftrag erhalten zu haben, das Wirts- und das Vogts- haus in Brand zu stecken. Während Ströwlin 1551 hingerichtet wurde, gelang es der Stadt Konstanz, den „liederlichen Mensch“ Berlin gefangen zu setzen. Nach „strenger Peinigung“ gestand er den Mordbrennenauftrag, wofür er ebenfalls zum Tod verurteilt wurde.⁸²

Eine ähnliche Geschichte mag sich in Schiltach abgespielt haben, wo gleichfalls eine Frau involviert war. Für sie, „die Magd“, wissen Rütiner/Brendly von einer „Schiltacher Vergangenheit“ etwa 20 Jahre zuvor, als sie hier „einen Mann hatte“, wohl in unehelicher Beziehung, weswegen „er mit ihr floh, Kriegsdienste suchend“, sie aber verließ. Sie schien den Bruch nicht verkraftet zu haben, was man ihr als „Zornmütigkeit“ bzw. „Umgang mit einem Dämon“ auslegte. Weshalb sie zurückkam, in die Wirtschaft des Schultheiß, ist nicht klar. Jedenfalls begann hier der Spuk, der vielleicht mit psychischen oder physischen Anfällen erklärt werden kann. Oder es waren Inszenierungen, die sie aber kaum allein gestalten konnte. Hier kommt der „Teufel“ ins Spiel: Vielleicht ein Mann, den sie mitbrachte und versteckte,⁸³ den man wohl aber bei den Suchaktionen gefunden hätte. Die andere Möglichkeit wäre, dass sie hier den früheren „Mann“ wieder traf und sich jene Verstrickungen ergaben, die mit dem Spuk und den Drohungen gegen den Schultheiß begannen und der Brandstiftung endeten. Sie galt möglicherweise auch nur diesem, zog aber das Städtchen insgesamt in Mitleidenschaft.

1531 schwor in Vaihingen ein „Remigii Gumprecht von Schiltach“ Urfehde. Er hatte sich von „Weib und Kind getan, an eine Zupel gehängt“ und war mit ihr „hinder und für gezogen“. Bei ihm wurde ein „Feuer Zeug“ gefunden, obwohl dies „in dem Fürstentum höchlich verboten“ ist. Deshalb gefangen gesetzt und „hoher Straf würdig“, wurde er, in Erwartung künftigen Wohlverhaltens, freigelassen, nachdem er eidlich gelobt

hatte, sich von Stund an zu seiner Familie zu begeben, diese ehrlich zu ernähren, „unnützen Weibern“ zu entsagen, sich nicht mehr mit „argwöhnisch“ Feuerzeug abzugeben und solche „Feuerkunst und Waffen“ weder in Worten noch Werken gegen andere zu wenden.⁸⁴

Zufall oder nicht: Im Profil von Gumprecht bündeln sich Merkmale, die dem Mann ähneln, den die Magd von hier kannte: Von Zuhause flüchtig und vagierend, des „Feuerzeugs“ mächtig und kriminellen Tuns verdächtig, 1531 zurück nach Schiltach verwiesen, wo er der Aufsicht des Schultheiß unterstand. Die Magd hätte ihn 1533 hier dann wieder getroffen, für sie überhaupt der Grund, zurückzukommen. So hätte sich mit ihm der frühere Partner der Magd gefunden, der nachts in ihre Kammer kam und rumorte. Auf ihn, der von hier stammte, passt auch der Bericht der 1. Flugschrift, dass „das Gespenst“ alle zu Hilfe geholten Personen mit Namen, Verwandtschaft und Berufen kannte.⁸⁵ So ließen sich auch die Drohungen gegen den Schultheiß verstehen, der ihn aufgrund der Urfehde im Visier hatte. Das Auftauchen der Magd hätte ältere Konflikte⁸⁶ bewegt und neue ausbrechen lassen, die den des „Feuerzeug“ kundigen Gumprecht dann die Brandlegung begehen ließen. Dies kann keine Beweiskraft beanspruchen, da eine solche Verbindung nicht direkt zu belegen ist. Doch konnten derartige Konflikte, wie das Beispiel des Jakob Berlin zeigt, zu Mordbrennertum führen, wobei die Berichte für Schiltach gleichfalls auf einen derartigen privaten Hintergrund verweisen.

Weshalb die Einwohner das Ereignis dämonologisch deuteten, dürfte von der Plötzlichkeit des Brands sowie der Suche nach dem Schuldigen herrühren. Wohl war die Explosion über dem Städtchen für die der Wirkung von Sprengstoff schutzlos ausgesetzten Menschen eine feindliche Einwirkung, die sie sich nicht erklären konnten und an einen Einbruch des Bösen glauben ließ. Dazu kam, dass die Fahndung nach dem Urheber nur teilweise erfolgreich war, habhaft wurde man nur der Magd, unter zweifelhaften Umständen. Zwar stand sie mit dem Täter in Verbindung, da es kaum Zufall war, dass ihr Arbeitsplatz erst zum Spukhaus und dann zum Brandherd wurde. Tatsächlich war sie nach Oberndorf zurückgekehrt und wurde dort zur Stunde der Schiltacher Katastrophe gesehen, was sie jedoch nicht ent-, sondern belasten sollte: So konnte ihr der Hexenflug als die einzig mögliche Art der Überwindung der Distanz untergeschoben werden. Angesichts des Unglücks und der eigenen Ohnmacht suchte man eine Erklärung in der Hexenlehre, deren Konstrukte sich unter der Folter

bestätigen ließen.⁸⁷ In Gestalt der Magd konnte die Katastrophe fassbar gemacht und ein Sündenbock präsentiert werden. Dies entlastete auch die Obrigkeiten, die sich dem „Geschrei“ der Leute ausgesetzt sahen.⁸⁸ Dass es der Hexenlehre gelang, auch außerhalb als eingängige Erklärung genommen zu werden, bewirkten die sich auf das Ereignis stürzenden „Neuen Zeitungen“. Bald machte das Sprichwort vom „Teufel von Schiltach“ die Runde, das auch Literaten wie Johannes Zschorn (ca. 1520–1560) und Johann Fischart (1546/47–1590) aufnahmen.⁸⁹

Nachwirkungen

Für die Wirkung der Schiltacher Ereignisse über die Zeitgenossen hinaus ist vor allem jener Brief verantwortlich, den Erasmus von Rotterdam zeitnah am 25. Juli 1533 in Freiburg an Damião de Góis, Sekretär der portugiesischen Faktorei in Antwerpen, schrieb. Er hatte vom „Teufel in Schiltach“ gehört, was die weitreichende Sensation belegt, und wandte sich an Erasmus, um Genaueres zu erfahren. Von Glarean, einem anderen Humanisten in Freiburg, ließ dieser sich erzählen, was Schiltacher Bürger dort im Rat berichtet hatten. Auf dieser Grundlage beschrieb er dann das Treiben eines „Dämons“, die von diesem veranlasste Brandstiftung durch „eine Dirne, mit welcher er seit 14 Jahren Verkehr hatte“, und das Verbrennen „des ganzen Städtchens innerhalb einer Stunde“. Grund war die „Verärgerung des Dämons über den Sohn des Wirts“, seines Nebenbuhlers. Dies alles sei „zwar nicht sicher, doch wohl von der Wahrheit nicht weit entfernt“ und halte sich als Gerücht „so hartnäckig, dass es nicht als erfunden betrachtet werden kann“.⁹⁰ Damit hielt sich Erasmus zwar zurück, jedoch nicht so weit, als dass man nicht ein gewisses Für-Richtighalten der so dargestellten Ereignisse herauslesen konnte. In einem zweiten Brief vom November 1533 verwies er nochmals auf das „Gerücht eines von einem Dämon angestifteten Feuers“, ihm nach wie vor „Hartnäckigkeit“ und damit eine gewisse Wahrscheinlichkeit zusprechend.⁹¹

So zumindest verstanden ihn diverse Autoren, die, nachdem der erste Brief bereits 1534 im Druck verbreitet wurde, Erasmus als glaubwürdigen Garanten der Teufelsgeschichte zitierten. Zuerst tat dies **Nicolas Rémy** (um 1530–1612) in seinen „Daemonolatria“ (1595 lateinisch, 1598 deutsch). In fast voller Länge übernahm er den Brief, als „Exempel [...] dass der Satan so plötzlich und leicht einen Brand kann verursachen“, aber auch als Warnung, dass „wir auch zu diesen unseren Zei-

ten Leute (haben), welche dasselbig ganz meisterlich können“.⁹² Sein Buch wollte nicht nur vor „der großen Gefahr, die von den Hexen rührt“, warnen, es war auch die Grundlage für sein Wirken als Generalstaatsanwalt in Lothringen. Seine Landesherren unterstützten die Hexenverfolgung, und Rémy rühmte sich, 900 Hexen auf den Scheiterhaufen gebracht zu haben. Er hielt, wie auch seine Schiltach-Stelle ausweist, die Bedrohung durch die „Hexensekte“ für höchst real und betrieb ihre Ausrottung. So gilt er nicht nur als eifriger Befürworter der Hexenjagd, sondern auch als einer ihrer schlimmsten Täter.⁹³

Als Hexentheoretiker machte sich auch der spanisch-niederländische Jesuit **Martin Anton Delrio** (1551–1608) einen Namen. 1599/1600 erschienen seine „Sechs Bücher magischer Untersuchungen“, die bis ins 18. Jahrhundert aufgelegt wurden. Das Werk war ein Handbuch zauberischer Praktiken, die für ihn im Teufelspakt gründen. Behandelt wird auch der Schandzauber durch Brandstiftung, wie jene „verderbliche Feuersbrunst, die Erasmus von Rotterdam beschreibt“. Zum Beweis dient dessen Brief, um zusammenzufassen: „Hexen können mit Feuer Häuser vernichten, wie es der ganzen Stadt Schiltach widerfuhr, die in Schwaben im Jahr 1533 durch eine gewisse Zauberin verbrannt wurde.“⁹⁴

In seinem Werk „De Subtilitate“, einer Art Wissens-Enzyklopädie,⁹⁵ handelte der Philosoph, Arzt und Mathematiker **Girolamo Cardano** (Cardanus, 1501–1576) auch „Über die Dämonen“. Die „Erfahrungen dieser Sache“, die er bei Erasmus fand, hält er zwar für „wahr“, wiewohl dieser, ein „gelehrter und in keiner Weise abergläubischer Mann“, „über Gespenster sonst so reichlich spottete“. Andererseits sei dessen Brief über Schiltach eine „seltsame Geschichte“: In ihrer Logik sei sie wohl nicht zweifelhaft, doch könnte man auch sagen, es sei „der böse Wille oder auch die Verzweiflung der Frau“ gewesen.⁹⁶ Das will sagen, dass man das Handeln der Magd auch menschlich-kriminell und nicht nur mit dem Teufel erklären kann. Das „Exempel Schiltach“ überzeugt den Naturwissenschaftler Cardanus also nicht mehr, und so gehört er zu den ersten Gelehrten, die den Glauben an den leibhaftig umgehenden Teufel und von ihm mit magischen Kräften ausgestatteten Hexen anzweifeln.

Dennoch gab es ihn auch weiterhin, sogar jenseits des Atlantik in Neuengland, wo der Ort Salem bei Boston 1692 von einer berüchtigten Hexenverfolgung heimgesucht wurde. Dabei halfen die aus Europa mitgebrachten Konstrukte von Teufelspakt und Schandzauber ebenso wie die von dort stammenden Exempel. Sie wurden von den puritanischen Geistli-



*Girolamo Cardano:
Kupferstich 1652. –
Abb.: Wikimedia
Commons, Wellcome
Library London
V0001002*

chen Increase und Cotton Mather, Vater und Sohn, ins Feld geführt, die die Salemer Prozesse publizistisch begleiteten und direkten Einfluss auf die Schuldsprüche nahmen. Seine Haltung verfocht **Cotton Mather** (1663–1728) in der Schrift „Wonders of the Invisible World“ (1693), mit der er den Glauben an das Wirken von Hexen bestärken wollte. Hier finden sich die Sätze:

„So erzählt uns neben anderen Historikern Erasmus, dass in einer Stadt in Deutschland eine Hexe oder ein Teufel hoch oben auf einem Kamin erschien und drohte, die Stadt in Brand zu setzen. Und dass schließlich, durch Ausschütten eines Topfs mit Asche, die Stadt sofort und in schrecklicher Weise bis in den Grund abbrannte.“⁹⁷



Porträt von Cotton Mather, puritanischer Geistlicher, um 1700.
– Abb.: Wikimedia Commons

Dass mit besagter „Stadt in Deutschland“ Schiltach gemeint ist, ergibt sich aus dem Erasmus-Bezug, der noch zur Warnung vor einer großen Bedrohung ausgeweitet wird:

„Mich dünkt, ich sehe die Dämonen, wie sie von den Höhen der Kamine nordwärts damit drohen, Feuer über das Land zu verbreiten ...“⁹⁸

Mit diesem Szenarium war der „Teufel von Schiltach“ auch in Amerika angekommen: Mitten in einer Hexenpanik (19 Hinrichtungen, mehrere im Gefängnis Gestorbene, über 150 der Hexerei Bezichtigte) wurde er als ein durch den berühmten Erasmus verbürgtes Exempel für das real schadenstiftende Wirken des Bösen ins Feld geführt. Davon war Mather so überzeugt, dass er, als bei der Erhängung des Geistlichen George Burroughs bei den Zuschauern Zweifel aufkamen, in „kraftvoller Gegenrede“ für den Fortgang der Hinrichtung sorgte.⁹⁹

Wie Cotton, sah sich sein Vater **Increase Mather** (1639–1723), einer der einflussreichsten Männer in Massachusetts, von der Hexenjagd in Salem gefordert. Anders als dem Sohn kamen ihm, angesichts ihrer Ausmaße, Zweifel, nicht grundsätzlich, aber hinsichtlich der Beweisführung.¹⁰⁰ In einer Predigt fasste er sie in dem berühmten Satz zusammen: „Es wäre besser, dass zehn angebliche Hexen davonkommen, als dass eine unschuldige Person verurteilt würde.“ Die dem Gouver-



1692 als Hexe angeklagt und hingerichtet: Martha Corey vor Gericht in Salem, Illustration 1902. – Abb.: Wikimedia Commons

neur von Massachusetts vorgelegte Kritik führte dazu, dass dieser im Oktober 1692 alle Prozesse in dieser Sache verbot und die Beschuldigten aus den Kerkern entließ, während Mather seine Ausführungen ein Jahr später unter dem Titel „Cases of Conscience Concerning Evil Spirits Personating Men“ publizierte.¹⁰¹

Für ihn sind „Böse Geister“ nach wie vor Bestandteil der göttlichen Vorsehung, aber nur als Ausnahmen: Wie sollten die Menschen sonst auf Erden leben, wenn dem Teufel zu große Macht gestattet wäre? Doch gibt es immer wieder Einbrüche:

Both Erasmus and Cardanus write that the Town of Schiltach in Germany, was in the Month of April, 1533. Set on Fire by a Devil and Burnt to the Ground, in an Hour's space. 'Tis also reported by

Die Schiltach-Stelle bei Increase Mather, *Cases of Conscience* (1693). – Vgl. Anm. 106

Eigentlich stehlen Dämonen den Leuten nicht Geld aus den Börsen oder Wein aus den Kellern, doch gab es solche Vorfälle. Gewöhnlich erlaubt die Vorsehung dem Teufel nicht, aus der Hölle zu kommen, Feuer auf die Hausdächer zu werfen und so eine ganze Stadt einzuäschern – und doch sagen „kreditwürdige Autoren“, dass genau dies passiert:

„Sowohl Erasmus als auch Cardanus schreiben, dass die Stadt Schiltach in Deutschland im Monat April 1533 durch einen Teufel in Brand gesetzt wurde und innerhalb einer Stunde bis auf den Grund abbrannte.“¹⁰²

Zwar darf „unschuldiges Blut nicht vergossen werden“, aber: Dass es Teufel und Hexen gibt, steht in der Heiligen Schrift; und dass sie die Menschen heimsuchen, bestätigt die Erfahrung, die dafür zu viele „bejammernswerte Beispiele“ hat. Dass aber Hexen, wenn sie überführt sind, ausgerottet werden müssen, dafür haben wir die Vollmacht Gottes:¹⁰³ „Eine Hexe sollst du nicht am Leben lassen“ (Buch Exodus 22,18). Darin stimmten Vater und Sohn Mather überein, nicht zuletzt aufgrund des Falls, der für sie durch Erasmus und Cardanus von der „Stadt Schiltach in Deutschland“ so glaubhaft vor Augen gestellt wurde.

Ganz anders dachte **Sebastian Franck** (1499–1542), Theologe, Sprichwortsammler, Chronist und Zeitgenosse der Ereignisse in Schiltach. Schon 1536, in der zweiten Ausgabe seiner „Chronick oder Zeitbuch“, behandelte er „Schiltach verbrunnen“ als „ungewisse Historie“ und „oben hin in ihrem Wert angerührt“ (vgl. Anhang Q3a). Die Zweifel mehrten sich, da es Gerüchte sind („als etlich sagen“) und „Drucke“, die den Ort als „vom Teufel angezündt“ melden. Der ist für ihn „ein Geist“ und hat keinerlei leibhaftiges Auftreten, es sei denn, dass „Kinder des Unglaubens und Zorns“ ihn verkörpern und seine vererblichen Werke verrichten. Sie sind zwar auch „Teufel“, aber im Sinne von Johannes 6,70f., wo Judas so genannt wird: gottlos, verräterisch und böse, aber doch Mensch und kein Dämon.¹⁰⁴

Auch in seiner Sprichwörtersammlung (zuerst 1541, vgl. Anhang Q3b) behandelt Franck den Fall: Selber „ein Geist“, vermag der „Satan“ real nicht einmal eine Scheuer anzuzünden, er braucht dafür seine „Boten und Glieder“. Sie begehen Gewalttaten, aber nur mit den ihnen möglichen Mitteln: körperlich-irdischen („äußerlichen“) und keinen magischen. Sie sind „vermenschte Teufel“, böse und vom teuflischem Geist verführt, aber doch Menschen. Auch „der Satan, der Schiltach hat verbrennt“ ist ein solcher, der deshalb „mit Feuer verbrannt“ werden sollte. Der böse Geist wirkt nicht selber in der Welt, sondern im Geist oder Charakter der Menschen, die boshaft-kriminell und nur in diesem Sinne „teufelhaftig“ sind.

Damit nimmt Franck dem Teufel nicht nur das Dämonische und reduziert ihn auf Irdisch-Menschliches, er bestreitet auch



Sebastian Franck:
Sprichwörter [...],
Ausgabe Frankfurt
1555. – Abb.:
Wikimedia Commons



„Der Teufel von Schiltach anno 1533“, Gemälde von Eduard Trautwein am Rathaus der Stadt Schiltach (Ausschnitt). – Foto: D. Rahlfs (2014)

die Deutung von Unheil und Katastrophen als Teufels- und Hexenwerk. Hätten die Zeitgenossen diese Deutung akzeptiert, wäre den Hexenprozessen die Grundlage entzogen gewesen, und auch der „Teufel von Schiltach“ hätte nicht noch länger als Exempel für das Wirken des „Leibhaftigen“ zitiert werden können.

Den Weg zur Sagen- und Literaturgestalt ging er erst im „aufgeklärten“ 19. Jahrhundert: In den „Deutschen Sagen“ der Gebrüder Grimm („Des Teufels Brand“, 1816), im „Deutschen Sagenbuch“ von Ludwig Bechstein („Der Teufel in Schiltach“, 1853), der ihm auch eine seiner „Hexengeschichten“ widmete („Teufelsbuhlschaft“, 1854). Zur Romanfigur machte ihn Wilhelm Jensen, Autor historischer Romane („Der Teufel in Schil-

tach“, 1883).¹⁰⁵ In seinem Ursprungsort Schiltach wirkt er bis heute ins Stadtbild und gesellschaftliche Leben hinein: Durch ein 1942 am Rathaus angebrachtes Fresko des Malers Eduard Trautwein im NS-Stil, das die Brandstiftung in überlieferter Weise als Werk von gehörntem Pferdefußteufel und lüstern lachender Magd zeigt. Seit den 1950/60er-Jahren treten beide auch als Masken beim fasnächtlichen Treiben auf, mit Bezug auf das damalige, freilich als legendär empfundene Geschehen, dessen dämonologische Interpretation so weiterhin volkstümlich tradiert wird.¹⁰⁶

Quellenanhang

Q1:

Johannes Kessler: Sabbata: „Schiltach verbrunnen“

„Vor dem das stätli Schiltach genannt, in Kinigitzer tail gelegen, erschrockenlichen verbrunnen, ist ain gemaine und überainstimmende sag, och by den globwürdigen personen, das sich begeben uf den 24. tag merzen, hab sich in des schuldtheißen hus zu Schiltach, Jacob Schernlin genannt, etwas zu nacht wunderbarlich hören lassen, aber alle kamer und gemächt durchsucht und nichts finden können. Deshalben er zwen priester, den pfarrer allda und den pfarrer zu Schenkenczell, Georg Honer genannt, und sunst von sinen nachburen VI man zu im berufen lassen, das gespenst zu erkundigen und ze beschweren. Wie sy nun gefragt, wer er sije, hat er geantwort, er sije der tüfel (Gott welle uns behuten!), zudem die pfarrer mit lesterworten überschütt und etliche laster, die sy sollten gethun haben, offenlichen entdeckt und fürgeworfen; desglichen dem schuldthaißen getröwt, er welle im sin hus anzünden und verbrennen. Demnach hat er gesungen, gepfiffet und über alle red wunderbarlich antwort geben, biß uf sonnentag nach mittag sich nit mer hören lassen, damit iederman vermaint, der böß gaist sy hin.

Und am hohen dondstag genannt, war der 10. tag aprils, in der dritten stund nach mittag, ist ain klaine, blawe wulch uf Schernlins hus gesehen; die hat sich umbgewicklet und sinwel worden wie an kugel, das hus oben angangen mit für und das stättlin in ainer stund biß an zwai hüser überal verbrent, das och nit die muren bliben sind. Und wie es angefangen ze brennen, ist der thurn unden in der statt, da man zum nechsten zu der Kinigitz hat, nidergefallen, das

niemat uß der statt hat können noch mögen zum wasser kommen. Und halt man überal, der tüfel hab die statt verbrennt durch ain unholdin, etwa des Scherlins magt, welche derhalben und umb ander artikel zu Oberndorf 21. tag aprils verbrent ist.¹⁰⁷

Q2:

Johann Rütiner: Diarium:

a) „Er begann den Handel vom Ursprung an. Hier wohnte, sagte der Wirt, ein Mann der etwas mit der Magd hatte und schließlich mit ihr floh, Kriegsdienste suchend. Er verließ die Frau. Sie war ungehalten und, ich weiß nicht durch welche Zornmütigkeit bewegt, hatte sie schließlich Umgang mit einem Dämon. Es blieb lange verborgen. Sie war keines Mannes begierig. Niemand hatte Verdacht auf solche Dinge. Sie diente hier und dort als Magd, diente schließlich dem Schultheißen dort. Nach 17 Jahren, nachdem sie etwas mit dem Dämon hatte, wurde zuerst von seinen Mädchen Lärm und Gemurmel im Schlafgemach der Magd gehört. Sie erzählten es dem Vater. Er glaubte nichts, hieß sie abstehen: ‚Aus Angst‘, sagte er, ‚glaubt ihr etwas zu hören.‘ Schließlich hörten sie wieder jemanden flöten und rufen – er sah nichts.

Und so wurde das Gerücht durch das Städtchen verbreitet. Nach und nach beobachteten es alle; jetzt zwei, jetzt drei standen dabei und bemerkten das Gesänge. Endlich kam auch der Wirt, jener, der es ihnen erzählte, mit elf andern zusammen, er selbst hörte ihn [den Dämon] mit jenen. Sie fragten ihn, was er hier treibe. Er antwortete mit seltsamer, wie menschlicher Stimme: ‚Bald werdet ihr es erfahren, bald!‘, drohte er. Sie fragten mehr. Auf alles antwortete er, und unter anderem machte er mit Knallen der Finger Lärm; schrecklich lärmte er auch mit ‚ja‘ sagen. Er erschreckte so, dass es die Haare der Zuhörenden hob. Er [der Wirt] erzählte auch, dass es dennoch nicht überall so anwuchs, [und] dass er [der Dämon], den Schultheißen heftig anfuhr: ‚Wenn du schwörst, die Magd habe etwas mit Dämonen gehabt, so werde ich mich‘, sagte er, ‚mit einem Brand dieser Stadt rächen.‘

Das Gerücht um die Magd schwoll so an, dass der Schult heiß endlich die Magd rief und sagte: ‚Ich bin jetzt alt‘, sagte er, ‚ich kann dies nicht weiter ertragen: mancherlei höre und sehe ich. Ich werde dir den Dienstlohn geben, geh weg von hier!‘ Nach der Abrechnung ging sie von dort drei Meilen weit nach Wolfach, wo sie eine Schwester hatte. Ich weiß nicht, aus welchem Grund kam sie von dort nach [...],¹⁰⁸ stieg auf einen Ste-

cken, ritt mit Hilfe ihres Dämons über den Stall dieses Schultheißens, warf jenes Feurige aus, sofort verbrannte alles, wie wenn alles vom Blitz getroffen wäre; vom Dach aus brannte es nach unten. Der Wirt erzählte unter Tränen, mit welcher Mühe er fünfzehn aus den Betten herauszog, Kleinodien und Kelche, er zeigte die Brandnarben und Brandmale an seinem Körper. Der Schultheiß hat bis jetzt noch nicht wiederaufgebaut, er meidet alles, fürchtet es wie einen vom Blitzschlag berührten, zu meidenden Ort. Die Magd wurde in Oberndorf, einem Städtchen der Barone Zymbern, gefasst, zwei Meilen von Rottweil, fünf Tage nach Karfreitag – an diesem Tag nämlich ist [die Stadt] verbrannt – wurde sie zum Feuer verurteilt, nach Art der Hexen. Joh. Brendly.“¹⁰⁹

b) „Bei Alpirsbach, nicht weit von Schiltach, hörte ein Priester vom Tumult des Dämons der Magd, der sich ‚Greßly‘ nannte, weil sie unter den Hexen ihre Namen haben. Der Priester wollte ihn austreiben und beschwörte ihn. Er wurde vom Dämon mit einem Schemel angegriffen. Indem er ihm allerlei vorwarf, verletzte er seine Nase und riss ihm ‚an feel‘, der bis jetzt, als Brendly hier war, nicht geheilt war, während doch schon vier Jahre verflossen sind, seit das Städtchen verbrannte.“¹¹⁰

Q3:

Sebastian Franck

a) „Schiltach verbrunnen / vnd andere vngewisse Historien oben hin in ihrem wärt angerürt.

Anno 1533. ist das Stettlin Schiltach / am Schwartzwald gelegen / gar außbrunnen / als etlich sagen / vnd im Truck außgangen / vom Teufel angezündt: Welches ich aber nicht glauben kan / weil er ein Geist ist / Es sey dann / daß er diß in seiner angenommen Person und eygenthumb (das ist in den Kindern des vnglaubens vnn zorns / in den er sein Werck hat) angericht hab / welche / wie Judas / Johan. 6. wol Teufel mögen genennt werden.“¹¹¹

b) „Vil kan der satan nit / das er durch sine botten vnd glider vßrichtet / als mordstifften / blutvergiessen / brennen / rouben etc. also daß ich nit glouben kan / daß er one vsserliche mittel vnd vermenschte tüfel / einige schür möge anzünden / oder etwas realiter thun. Ein geist hat sin würckung nit wyter dann geistlich im geist. Der satan der Schiltach hat verbrennt / ist ein sölicher geist / hette man in / man möchte in ouch wol mit fhür verbrennen.“¹¹²

Anmerkungen

- 1 Hans Harter: Der Teufel von Schiltach. Ereignisse, Deutungen, Wirkungen. Mit einer Quellendokumentation, Schiltach 2005 (künftig: Harter). – Zitat: Ebd., 49. – Online bei: historicum.net/themen/hexenforschung/.
- 2 Johannes Dillinger: Hexenverfolgungen in der Grafschaft Hohenberg, in: Johannes Dillinger, Thomas Fritz, Wolfgang Mährle: Zum Feuer verdammt. Die Hexenverfolgungen in der Grafschaft Hohenberg, der Reichsstadt Reutlingen und der Fürstpropstei Ellwangen, Stuttgart 1998, 1–161, hier 32–35
- 3 Wolfgang Behringer: Hexen. Glaube – Verfolgung – Vermarktung, München 3. Aufl. 2002, 44f. – Vgl. H. C. Erik Midelfort: Witch Hunting in Southwestern Germany 1562–1684, Stanford 1972, 201 ff.
- 4 Vgl. seine beiden Briefe vom 25.7. und 7.11.1533: Harter, 18–20; 119f.
- 5 „Flugschrift 1“: Digitalisiert: [urn:nbn:de:bvb:12-bsb10916078-7](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10916078-7), vgl. Harter, 11–13; 105–110. – „Flugschrift 2“: Digitalisiert: resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB0001591000000000, vgl. Harter, 14f.; 111–116. – Flugblatt: Ebd., 16f.; 117f., vgl. org/wiki/Ein_erschroeklich_geschicht.
- 6 Heinrich Hugs Villinger Chronik; Weißenhorner Historie des Nikolaus Thoman; Zimmerische Chronik, ebd., 20–22; 120–125
- 7 Vgl. Johannes Dillinger: Hexen und Magie. Eine historische Einführung, Frankfurt/New York 2007, 19–24
- 8 Vgl. mit allen Nachweisen: Harter, 23–44. – Die Nachricht aus Ingolstadt kann nach Mitteilung des dortigen Stadtarchivs nicht verifiziert werden, da für 1533–1538 eine Überlieferungslücke besteht.
- 9 Ebd., 49–98
- 10 Z. B.: Chronik des Ulmers Sebastian Fischer (1513–um 1554): „Im 1533 Jar Ist die statt schiltach, an dem schwartzwald gelegen, vom teuffel wie man sagt, angezintt und gar verbrunen“ (Sebastian Fischers Chronik besonders von Ulmischen Sachen, hrsg. von Karl Gustav Veesenmeyer, Ulm 1896, 54). – Der Überlinger Stadtschreiber Jakob Reutlinger (1545–1611): „Anno 1533 am dritten Tag vor Osteren, wardt Schilltach das Stattlin im Künzgerndal durch ain Hexen uß deß Teuffels anstiff verbrennt“ (Stadtarchiv Überlingen: Reutlinger-Kollektaneen, Bd. 13, 252). – Der württembergische Chronist David Wolleber (um 1555–1597): „Anno 1535 (sic!) ist das stätlin schilltach Im Küntzgerthall, Dem Hauß Würtemberg zuestenndig, Drey Taag vor osteren, welches der Teiffell Durch ein zauberin, Plötzlich angezündt, abgebronnen. Unnd wiewoll man den Teuffell nit sehen künden, hat Er doch mit villen gereedt, Unnd Zuvor mith Einer Pauckhen oft Inn der stat ganngen, Nach solchem ist Die maagt, so Disen schaden gethonn, Zue Oberndorff nit weit von rotweill, öffentlich verurtheilt und verpränndt worden“ („Württembergische Chronik“, Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Hs 104).
- 11 Günter Link: Die Hexe aus Oberndorf und der Teufel von Schiltach. Kriminalistische Aufklärung eines Verbrechens, Privatdruck Goslar 2011 (künftig: Link). – Günter Link: Die Hexe aus Oberndorf und der Teufel von Schiltach. Dokumentensammlung auf DVD, ebd. (künftig: Link, DS). – Bezug: Stadtarchiv Oberndorf.
- 12 Link, Vorwort (ohne Paginierung)
- 13 Ebd., 79, 82f.
- 14 Ebd., 54–60, 84
- 15 Ebd., 68–72. – Vgl. unten die Kritik an dieser Namensfindung.
- 16 Ebd., 77, 85
- 17 Ebd., 77f. (ebd., 77: „die Geschichte hätte das berühmte Happyend der sich Liebenden gefunden.“)
- 18 Ebd., 89–101
- 19 Ebd., 75f.
- 20 Ebd., 81f.
- 21 Ebd., XX. – Vgl. ebd.: „Ein Wirt mit den richtigen Beziehungen schafft dies sicher ebenfalls.“
- 22 Vgl. z. B. ebd., 22

- 23 Vgl. Ursula-Maria Kraß: Fiktionalität und Faktizität in frühneuzeitlichen Kleinschriften (Einblattdrucke und Flugschriften), in: Katrin Moeller/Burghart Schmidt: Realität und Mythos – Hexenverfolgung und Rezeptionsgeschichte, Hamburg 2003, 77–87
- 24 So Link, etwa 15, 17, 41. – Link, DS, Nr. 1, Kommentar, 13
- 25 Link, etwa 16, 19, 25 f., 29, 33. – Link, DS, Nr. 2, 20, 23: „Sehen wir in seiner Schilderung eine sauber recherchierte Arbeit... ; erscheint uns als das wertvollste, faktenreichste Dokument“.
- 26 Link, 80. – Vgl. 23: „hier lügt das actum“; 24: „der an Seichtigkeit nicht zu übertreffende Text“; 25: „durch eine Vorzensur zu Gunsten der Obrigkeit volksgerecht redigiert“; 35: „hat erneut falsch informiert“.
- 27 Ebd., 79: „Will von sich ablenken, falsche Spuren legen.“ – Vgl. 81 f.: „Warum lügt dieser nachweislich?“
- 28 Ebd., 85–87: „Unser Landsknecht kam als ... armer Schlucker. Er erinnert sich, dass es da jemanden gibt ... Heimlich, im Dunkel der Nacht muss er seine Wünsche eröffnen. Und das Unmögliche geschieht. Die Liebe zwischen der Magd und ihm ist wirklich noch da.“ Aber „Herr Schernle wollte die Magd nicht freigeben ... Und sie war nicht käuflich. Sie verriet ihren Geliebten nicht, niemals! Nicht an Schultheiß Schernle, nicht unter den unmenschlichen Qualen der Folter. Nicht im Angesicht des sicheren Todes.“
- 29 Ebd., 87
- 30 Ebd., 89
- 31 Vgl. ebd., 96 f.
- 32 Harter, 48
- 33 Vgl. Link, DS: Belege bei Phillip Ulhart (1538); Johann Carion (1546); Michael Beuthner (1557); Jaspas Gennep (1559); Heinrich Pantaleon (1559); Zacharias Rivander (1581); Abraham Saur (1582); Sigismund Suevus (1584); Johann Aldenberger (1615); Martin Zeller (1653); Maleachiam Tschambser (1864). – Jakob Christoph von Grimmelshausen (1669) hat keine „Schiltach 1533“-Stelle.
- 34 Vgl. Richard Feller/Edgar Bonjour: Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit, Bd. 1, Basel/Stuttgart 2. Aufl. 1979, 189–196: von Watt; 186–189: Kessler; 196: Rütiner
- 35 gedroht
- 36 Unholdin (Hexe)
- 37 Ernst Götzinger (Hrsg.): Joachim v. Watt (Vadian). Deutsche historische Schriften, Bd. 3: Fragment einer römischen Kaisergeschichte. Geschichte der fränkischen Könige. Epitome. Diarium, St. Gallen 1879, 523, Nr. 579. – Vgl. zur Datierung ebd., XI, wonach die Einträge in der Reihenfolge stehen, wie die Nachrichten eingingen. Nr. 578 handelt von einem Ereignis am 28. April 1533, die Einträge danach sind nicht datiert.
- 38 Er nennt den Schultheiß richtig „Jacob Scherlin“ (Harter, 24 f.). – Mit „Georg Honer“ kennt er den Pfarrer von Schenkzell, der die Pfarrei aber erst am 16.11.1534 erhielt: Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert, Teil II, bearb. von Franz Hundsnurscher, Stuttgart 2008, 824: „Gregorius Houer“
- 39 Link, 46–51
- 40 Erasmus: „Sicher wahr ist, dass das ganze Städtchen plötzlich in Flammen aufging ...“ (Harter, 119). – Zimmerische Chronik: „Nit mag man wissen aigentlich, wie, es ist das haus ainsmals angangen und vol feurs gewesen“ (ebd., 123)
- 41 Link, 45
- 42 Beim Brand im Schiltacher Vorstädtle 1833 erfassten vom Brandherd ausgehende Funken die mehr als 100 m entfernte Kirche: Hermann Fautz: Die Schiltacher Stadtbrände, in: Die Ortenau 41 (1961), 13–43, hier 39
- 43 Vgl. Harter, 37 f.
- 44 Vgl. Anm. 38
- 45 Link, DS: Nr. 11: Johannes Rütiner, 1, Anm. 2
- 46 Johannes Rütiner. Diarium 1529–1539. Textband II,1. Lateinischer Text und Übersetzung, hrsg. von Ernst Gerhard Rüschi, St. Gallen 1996, II 49–50; II 52
- 47 Ebd., II 50: „iracundia“, II 53 übersetzt mit „Zornmütigkeit“.

- 48 Vgl. Zimmerische Chronik, dass sie als junge Frau, wohl bald nach 1512, „des Hexenwerks halb“ in Verdacht kam und „vil jar ein sollichen unrainen, bösen incubum an ir gehapt“ (Harter, 122f.; vgl. 34).
- 49 Bei Besessenheit, wie sie in Flugschriften beschrieben werden, „empfinden die Betroffenen das Gefühl der Zufügung großer innerer Schmerzen, von starker Hand gewürgt, von spitzen Gegenständen verletzt und zur Erde geworfen zu werden; sie entwickeln überstarke Körperkräfte und beginnen zu toben, dass sie oft von bis zu zehn Männern nicht gehalten werden können, ihr Geist ist außer sich, sie beginnen in fremden Zungen und mit fremder Stimme zu reden ...“; Ursula-Maria Kraß: „Vom boesen Feindt / dem Teufel / eingenommen ...“. Das Motiv der Besessenheit in Flugschriften der Frühen Neuzeit, in: Dämonische Besessenheit – zur Interpretation eines kulturhistorischen Phänomens, hrsg. von Hans de Waardt, Bielefeld 2005, 163–176, hier 168. – Vgl. Dillinger (wie Anm. 7), 54f.
- 50 Vgl. Dillinger, Hexenverfolgungen (wie Anm. 2), 33
- 51 Vgl. Martina Löcker: Hexenwesen und Parapsychologie, in: Mensch, Wissenschaft, Magie 26 (2009), 45–73, hier 67ff. – Da für die vermeintlichen parapsychologischen Phänomene auch andere Ursachen infrage kommen, vor allem die Mitwirkung einer anderen, verborgenen Person („Teufel“), wird man sie nicht in diese Kategorie stellen können. – Dank an Frau Dr. Martina Löcker, Wien, für klärenden Meinungsaustausch.
- 52 Harter, 108
- 53 Vgl. Kraß (wie Anm. 49), 174f.
- 54 Ungenau sind die Daten: Stadtbrand am Karfreitag und Hinrichtung bereits fünf Tage danach.
- 55 Zitiert von Rütiner, Diarium Textband II,1 (wie Anm. 46), II 54
- 56 Vgl. zu den den Fall aufnehmenden Wunderzeichen- und Exempelbüchern: Harter, 50–55
- 57 Vgl. Monika Spicker-Beck: Räuber, Mordbrenner, umschweifendes Gesind. Zur Kriminalität im 16. Jahrhundert, Freiburg 1995, 13, 114–164
- 58 Ebd., 38–40
- 59 Vgl. die Flugschriften: Harter, 110, 116, 118, und den ersten Erasmus-Brief, ebd., 120
- 60 Ebd., 125; ebd., 121
- 61 Ebd., 44, 48f.
- 62 Link, 68–74, mit nicht belegten Behauptungen.
- 63 Vgl. Werner Tantsch: Deutsche Teufels- und Hexennamen aus Urgichten des XV.–XVIII. Jahrhunderts, Diss. Heidelberg 1956, 117f. – Mario Zeck: „Im Rauch gehen Himmel geschüggt.“ Hexenverfolgung in der Reichsstadt Rottweil, Stuttgart 2000, 92: „Der Teufel nannte sich meist Gräßle, Hämmerlin, Hölderlin ...“. – „Gräßlin“ ist als Dämonennamen auch aus Schiltach überliefert: Harter, 62f.
- 64 Spicker-Beck (wie Anm. 57), 114–164
- 65 Vgl. Dieter Mertens: Württemberg, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2: Die Territorien im Alten Reich, 1–163, hier 75–81. – Vgl. Casimir Bumiller: Hohentwiel. Die Geschichte einer Burg zwischen Festungsalltag und großer Politik, Konstanz 2. Aufl. 1997, 103–111
- 66 Vgl. Harter, 20f. – Ludwig-Friedrich Heyd: Ulrich, Herzog zu Württemberg, Bd. 1, Tübingen 1841, 565; ebd., 574: Schiltach nicht unter den Städten, die dem 1519 kurzzeitig zurückgekehrten Ulrich huldigten.
- 67 Investiturprotokolle (wie Anm. 38), 824
- 68 Ein Befehl Erzherzog Ferdinands vom 20.8.1527 verbot die Lehren Luthers „als arge Greuel“ und belegte ihre Anhänger mit Strafe: Christoph Friedrich von Stälin: Württembergische Geschichte, T. 4, Stuttgart 1873, 320
- 69 Vgl. Harter, 12.
- 70 Mertens (wie Anm. 65), 77f. – Bumiller (wie Anm. 65), 106–108
- 71 Johann Friedrich Eisenbach: Geschichte und Thaten Ulrichs Herzogen zu Württemberg und Teck, Tübingen 1754, 77
- 72 Spicker-Beck (wie Anm. 57), 133–135 mit Anm. 144
- 73 Bumiller (wie Anm. 65), 110f. – Spicker-Beck (wie Anm. 57), 136
- 74 Stälin (wie Anm. 68), 331; 339. – Vgl. Bumiller (wie Anm. 65), 110

- 75 Spicker-Beck (wie Anm. 57), 135 f.
- 76 Heyd, Bd. 2 (wie Anm. 66), 483
- 77 Spicker-Beck (wie Anm. 57), 25
- 78 Bumiller (wie Anm. 65), 110
- 79 So Link, 45
- 80 Vgl. Gerhard Fritz: „Eine Rotte von allerhandt rauberischen Gesindt“. Öffentliche Sicherheit in Südwestdeutschland vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des Alten Reiches, Ostfildern 2004, 408–412. – Vgl. zur Brandstiftung von Altstetten im Rheintal 1567 durch einen „landstrycher [...] uss sim selbs muotwillen“: Spicker-Beck (wie Anm. 57), 227
- 81 Vgl. aber die „massiven Drohungen“, die Brandstiftungen aus „privater Rache“ vorausgingen: Spicker-Beck (wie Anm. 57), 161 (mit Anm. 241)
- 82 Ebd., 161–164
- 83 Zimmerische Chronik: „der [...] volgt ir nach geen Schiltach“ (Harter, 123)
- 84 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 44 U 6678 vom 28.2.1531. – „Zupel“ meint „Zuttel“ als „liederliche Weibsperson“: Schwäbisches Wörterbuch, hrsg. von Hermann Fischer, Bd. 6/1, Tübingen 1924, Sp. 1403. – Für die Lesung der Urfehde ist Carsten Kohlmann, M.A., Archivar der Großen Kreisstadt Schramberg, zu danken.
- 85 Vgl. Harter, 108
- 86 Dies wäre eine Erklärung für die Behauptung der zweiten Flugschrift, wonach der „Teufel“ dem Schultheiß „das vorig haus auch verbrennet“ habe (ebd., 113; vgl. 32)
- 87 Vgl. die Rekonstruktion der Urgicht bei Harter, 37 f.
- 88 Harter, 41 f., zum Verhalten des zuständigen Gerichtsherrn Gottfried Werner von Zimmern. – Ebd., 44
- 89 Vgl. Hans Harter / Rolf Rombach: Schiltach. Lieder und Gedichte, Schiltach 2010, 13; 91–93
- 90 Harter, 119 f.; vgl. 18–20
- 91 Ebd., 120
- 92 Ebd., 55 f.; 127 f.
- 93 Elisabeth Biesel: Rémy, Nicolas. Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, hrsg. v. Gudrun Gersmann, Katrin Moeller u. Jürgen-Michael Schmidt: www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1670/ (9.11.2014)
- 94 Vgl. Harter, 56 f. – Vgl. Del Rio, Martin Antoine. Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung (wie Anm. 93): www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1591/ (10.11.2014). – Den Erasmus-Brief übernahm auch der Mailänder Mönch Francesco Maria Guazzo 1608 in sein „Compendium Maleficarum“, vgl. Harter, 58
- 95 Erstmals 1550 in Latein, 1559 durch Heinrich Pantaleon auf Deutsch.
- 96 Hieronymus Cardanus Opera omnia, Faksimilie-Neudruck der Ausgabe Lyon 1663 mit einer Einleitung von August Buck, Bd. 3, Stuttgart 1966, 657f: „Erasmi Roterodami historia admirabilis“
- 97 Cotton Mather and Reiner Smolinski, Editor (2007): The Wonders of the Invisible World. Observations as Well Historical as Theological, upon the Nature, the Number, and the Operations of the Devils (1693): <http://digitalcommons.unl.edu/etas/19>, p. 45: „Erasmus, among other Historians, tells us, that at a Town in Germany, a Witch or Devil, appear'd on the Top of a Chimney, Threatning to set the Town on Fire: and at length, Scattering a Pot of Ashes abroad, the Town was presently and Horribly Burn't unto the Ground.“
- 98 „Methinks, I see the Spectres, from the Tops of the Chimneys to the Northward, threatning to Scatter fire, about the Countrey ...“ (ebd.).
- 99 Paul Boyer / Stephen Nissenbaum: Salem Possessed. The Social Origins of Witchcraft, Cambridge (Massachusetts) 1974, 12 f.: „Only a forcefull counter-speech by Cotton Mather [...] enabled the authorities to proceed with Burroughs's hanging.“
- 100 Dabei ging es um den sog. Spektral-Beweis („spectral evidence“), ebd., 10 f.; 16 ff.: Zeugen konnten behaupten, einen Angeklagten im Traum oder einer Vision bei magischen Handlungen gesehen zu haben.
- 101 Cases of Conscience Concerning Evil Spirits Personating Men, Witchcrafts, infallible Proofs of Guilt in such as are accused with that Crime, Boston 1693 (<http://salem.lib.virginia.edu/speccol/>)

- mather/mather.), 10: „It were better that ten suspected witches should escape, than that one innocent person should be condemned.“
- 102 „Both Erasmus and Cardanus write that the Town of Schiltach in Germany, was in the Month of April, 1533. Set on Fire by a Devil and Burnt to the Ground, in an Hours space“, ebd., 17 f.
- 103 „That Witches [...] ought to be exterminated and cut off, we have Gods warrant for“: Ebd., Preface 1 f.
- 104 Für interpretatorische Hilfe Dank an Pfarrer i. R. Wolfgang Tuffentsammer, Schiltach.
- 105 Harter, 78–84; 86–89
- 106 Ebd., 92–96
- 107 Johannes Kesslers Sabbata. Mit kleineren Schriften und Briefen, unter Mitwirkung von Emil Egli und Rudolf Schoch in Zürich hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, St. Gallen 1902, 399 f.
- 108 Wort fehlt
- 109 Rütiner (wie Anm. 46), II 52–53
- 110 Ebd., II 75. – „feel“, ebd.: Schaden. – Flugschrift 2 (Harter, 114): „Hat der Teuffel [...] ein worff gethan mit stecken und mit einem raiff und ein Pfaffen auff die nasen getroffen und ein pletzlin darab geworffen.“
- 111 Zitiert nach der Ausgabe von 1551: Chronica Zeitbuch und Geschichtbibel [...], Bern 1551, CCLXIII. – Vgl. zu dieser und den anderen Ausgaben sowie dem 1585 dazugekommenen Zusatz: Link, DS: Nr. 9.
- 112 Zitiert nach: Sprüchwörter Gemeiner Tütscher nation [...], Zürich [1545], CCVII b. – Fehlt bei Link, DS.

Das ehemalige obere Schloss von Neuweier

Erwähnt in den Hexenprotokollen 1628–1630 im Amt Steinbach

Konrad Velten

Über das ehemalige obere Schloss von Neuweier wurde schon in der „Ortenau“ 1934 und 1984 berichtet. Die Nachrichten hierüber sind jedoch spärlich. Mit dem vorliegenden Bericht werden neue und bereits bekannte Dokumentationen zusammengefasst.

Von der Wohnburg und dem Schlossgraben ist heute nichts mehr zu sehen. Das „Gasthaus zum Rebstock“ steht auf dem Gelände des zugehörigen Ökonomiegebäudes, das die Form eines fränkischen Gutshofes hatte, und welches gleichzeitig auch der Schlosshof war. Vom linken Flügel dieses Hofes sind noch zwei Portale und ein einfacher Eingang erhalten geblieben. Diese stehen heute unter Denkmalschutz.

Der „Rebstock“ befindet sich z. Zt. im Umbau (2010–2013). Ein Portal enthält am Sturz den Psalmvers 127. Ein anderes trägt die Jahreszahl 1579 mit dem Steinschen Wappen und den Buchstaben P. U. G. (Philibert und Georg). An das Schloss selbst erinnern noch die Flurnamen Steinacker, Schlossackerweg, Steinscher Wald und Röderswald. Allgemein wird angenommen, dass dieses „Obere Schloss“ älter war als das untere Schloss.

Die Ministerialen Roder erbauten im Auftrag des Markgrafen von Baden um 1200 die Festung Yburg. Hier wurde die Grenze zwischen dem Ufgau und der damaligen Ortenau überschritten. Das Flüsschen Oos war auch die wichtige Grenze zwischen den Bistümern Straßburg und Speyer. Etwa ab dem 13. Jh. interessierten sich die Fürstbischöfe von Straßburg auch für rechtsrheinische Besitztümer in der Ortenau.

Es kann zweifelsfrei angenommen werden, dass der Bau dieser beiden Schlösser im Neuweierer Tal südlich der Festung Yburg nicht nur zur Versorgung der Festung geplant worden war, sondern dass sie auch aus strategischen Gründen zur Vorwarnung bei Gefahr beitragen sollten. Die Lage dieses Schlosses steht in vollem Sichtkontakt zur Yburg.

1297 wird urkundlich erstmals der Name der Siedlung „Negenwilre“ erwähnt. In der Sammlung „Unsere Ortsnamen ...“¹ wird der Ortsname Negenborn unter dem Adjektiv „neu“ gedeutet. Möglich ist, dass hier eine Um- oder Neugestaltung einer Siedlung vorgenommen worden war. Zum Bau dieses

Schlosses, Gebäude und Schlossgraben, sowie zu Rodungsarbeiten war eine beträchtliche Anzahl von im Tal wohnenden Arbeitskräften erforderlich. Mit großer Wahrscheinlichkeit war das Tal hinter Steinbach schon früh vereinzelt besiedelt.

Diese These wird erhärtet durch Funde am Schlossackerweg. Etwa 200m westlich von dieser ehemaligen Schlossanlage wurden beim Aushub einer Baugrube im Jahre 1970 Bruchstücke von Ziegelwerk, Tonscherben, Henkel eines Tongefäßes aus Terra sigillata mit abgebröckelter Glasur entdeckt, darunter auch Reste aus Kalksteingüssen. Die Fundstücke lagen etwa 1,50m unter der Grasnarbe. So jedenfalls beschrieb der Heimatforscher Erich A. Huber die Fundstelle, als er zur Sichtung gerufen worden war. Weiter vermerkte er, sei am Boden eine auffällige Spur eines Grabens, etwa 40cm breit, der von einer anderen, nicht von der umgebenden Erdmasse gefüllt war. Darunter taucht nach Aushebung dieser Erde ein ausgemauerter Schacht, ein Heizungsschacht auf. In der Länge der Baugrube war dieser Hypokaustum aus Ziegelmauerwerk von Holzkohle geschwärzt. Weiter entdeckte Huber auf der Baugrubensohle Reste von Hypokaustikpfeilern. An der östlichen Wand der Grube wurden Reste eines Mauerfundamentes in der Länge der Grube, etwa 10m, sichtbar. Dieses Fundament zeige auf der oberen Schicht deutliche Brandspuren. Der Hypokaustikschacht verlaufe weiter unter der südlichen Grubenwand bergwärts. Diese Entdeckung weist auf ein ehemaliges römisches Landhaus hin.²

Nun zu der Größe dieser Wohnburg dieses ehemaligen oberen Schlosses. Zum Vergleich können die Maße der ursprünglichen Wohnburg des unteren Schlosses herangezogen werden. Nach dem Jahre 1992 wurde das Kerngebäude dieses später erweiterten Schlosses vermessen. Die Seitenlängen betragen jeweils 11,20m zu jeweils 10,40m. Rechnet man den Umfang in Fuß um, dem damaligen Maß in der Bauzeit, so ist das Ergebnis die Zahl 144. Diese Zahl galt in jenen Jahrhunderten als heilige Zahl. Sie ist das Produkt von 12×12 und deutet auf das Alte und Neue Testament hin. Auch auf der Yburg, im romanischen Bergfried, ist diese Zahl zu finden. Diese Maße der unteren Wohnburg können so mit Sicherheit auf dieses Schloss, auf die Wohnburg übertragen werden.

In der Fortsetzung gilt dieser Bericht nun hauptsächlich den Freiherren Stein von Reichenstein. 1466 tritt erstmals dieses Geschlecht auf die Bühne der Geschichte hier in Neuweier. In diesem Jahr stifteten der Junker Conrad Stein von Reichenstein und seine Frau Bärbel eine Jahrzeit für deren ersten Gatten Dietrich Röder in die Steinbacher Pfarrkirche.³ 1467 werden die

Priester- und Altarfründe vom 23. Februar 1329 (Stiftung der Kapelle) und vom 29. April 1383 vom Bischof Ruprecht von Straßburg mit Zustimmung des Ritters Wilhelm Röder vereinigt.

1477 ist Conrad Stein von Reichenstein, der Jüngere (Sohn) Badischer Obervogt zu Stollhofen. 1491 sind die Freiherren von Stein Mitglieder in der Ortenauer Reichsritterschaft. 1495 gibt der Vater Conrad seinem Sohn Conrad den Hof Ebenau bei Sinsheim (heute Ortsteil Ebenung von Sinzheim).⁴ Im Jahre 1494 hatte der Sohn die gesamte Anlage des Wasserschlosses Tiefenau in Besitz genommen. Markgraf Christoph bestätigt das Gesamtlehen. Bald nach diesem Jahr wurde Conrad Stein v. R., der auch Badischer Obervogt zu Stollhofen war, als Kaiserlicher Regimentsrat an das Reichsgericht Speyer berufen. Er verkaufte wieder die gesamte Tiefenau.⁵

Probst, Dechant und Kapitel des Stiftes zu Baden verkaufen am 23. April 1521 dem Conrad Stein v. R. den halben Teil des Röd bei Steinbach, den Röderwald und die Bernbach (Rebhof).⁶ Sechs Wochen später, am 6. Juni 1521, verkauft Conrad Stein v. R. dem Konrad Knebel von Kamer sein Haus und Hof zu Neuweier, das Ober Schloss genannt, bei der Kapelle gelegen, mit Garten und drei Beuren (Bünden?), dazu alle seine Leibeigenen, zwei ausgenommen.⁷ Mit großer Wahrscheinlichkeit war dem Rat Conrad Stein v. R. der Kauf vom Stift Baden sehr wichtig, den er mit dem Erlös begleichen konnte, jedoch mit der Absicht, das Schloss später wieder in Besitz zu nehmen.

Nach diesem Jahr 1521 gibt es keine Nachricht mehr von Conrad Stein v. R. Am 21. Mai 1544 verkauft Hans Ott zu Steinbach dem Junker Samson von Stein und Steckhausen Reben im Gewann Wolfhag.⁸ Er scheint der Nachkomme von Conrad Stein v. R. zu sein. Die Reben mit dem Flurnamen Wolfhag liegen südwestlich von Neuweier. Mit Sicherheit ist er auch der Besitzer nun vom Röd bei Steinbach, sowie auch des Röderwaldes und Rebhofes Bernbach, der gegenüber vom Schloss, auf der anderen Talseite liegt. Auch der Hartunger Hof bei Stollhofen, der um 1471 als Badisches Lehen in den Besitz der Herren Stein gekommen war und bis zum 6. Juli 1772 ohne Unterbrechung von den Herren Stein verwaltet worden war, dürfte im Besitz des Junkers Samson von Stein und Steckhausen gewesen sein.⁹

Der Erzpriester C. Wurz und zwei Kapläne verkaufen am 11. November 1548 eine Bühler Kapitelgült an Samson von Stein.¹⁰ Am 14. Dezember 1549 wird nun dieses Schloss weiterverkauft durch die Pfleger der minderjährigen Anna und Elisabeth von Kameren an den Egidius Kastner.¹¹

Eine Beurkundung vom 4. Juni 1562 über die Lieferung der Korngült des Hettlershofes (Steinbach) an die Erben Samsons von Stein bestätigt, dass dieser verstorben war.

Am 28. März 1573 vertauscht Philipp von Dalberg mit seinem Vetter Philibert von Stein eine Anzahl Gülten im Neuweierer Tal (Horrbach, Schneckenbach u. a.). Dieser Philipp von Dalberg ist der Sohn vom gleichnamigen Vater und Besitzer des unteren Schlosses. Philibert von Stein ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein Nachkomme von Samson von Stein. Über seinen bisherigen Aufenthalt wird in der Folge näher eingegangen.

Der Stadtteil Neuhof, südlich von Straßburg, mit dem Wald von Neuhof entstand ursprünglich aus einem fränkischen Gutshof. Lange Jahrhunderte war der Hof ein einzelnes Gehöft. Im 14. Jh. war das Geschlecht der Lichtenberger Besitzer.

1424 wird der Hof erstmals als „Neue Hof“ erwähnt. Im ersten Drittel des 16. Jhs. war dieser „Neue Hof“ ein wohl bewirtetes und bebautes, unter verschiedenen Besitzern geteiltes und von diesen gemeinschaftlich verwaltetes Gut, als einer jener großen Höfe des Mittelalters.¹²

Im Laufe der Jahrhunderte gab es verwickelte Besitzverhältnisse. Am 20. Juli 1566 war der Hof unter acht Besitzern aufgeteilt, dabei war auch die Stadt Straßburg. Der Hof war in 96 Teile aufgeteilt (Äcker, Wiesen, Wälder, Gebäude und auch Goldwäschereien).

Am 19. April 1578 war der Neuhof bis auf wenige Parzellen Eigentum der Stadt Straßburg.¹³

Am 30. November 1595 fand eine Jagd in den Wäldern des Neuhofes statt. Der Gemeiner des Gutes, Junker Caspar von Stein erhält die halbe Seite des erlegten Wildschweines.¹⁴ Er war der Sohn von Philibert Stein. Dieser Junker Caspar Stein war als geheimer Rat im Amt von Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und als Landvogt der Grafschaft Hochberg eingesetzt. Amtssitz war Emmendingen.¹⁵

Im Jahre 1575 lösten die Brüder Philibert und Georg Stein v. R. das an Egidius Kastner pfandweise überlassene obere Schloss mit allen Rechten wieder ein. Philibert übernahm die Schlossanlage und Georg den Röderswald. Mit großer Wahrscheinlichkeit hatten Philibert, der Vater von Caspar, evtl. auch sein Bruder Georg, Anteile am Neuhof und diese an die Stadt verkauft. Mit dem Erlös konnten sie ihre Schlossanlage in Neuweier wieder in Besitz nehmen. In diesem Jahr 1575 werden auch der Junker Philibert Stein und Friedrich Landschad als Eigentümer eines der steinernen Adelshäuser innerhalb der sicheren Stadtmauer im Städtel von Steinbach erwähnt.¹⁶ Wie

bereits berichtet, war der Neuhof im April 1578 bis auf wenige Parzellen im Besitz der Stadt Straßburg.

Am 21. Dezember 1583 kauft Philibert Stein v. R. von Martin Blumenhart zu Neuweier einen halben Tauen Matten im Matzengraben in unmittelbarer Nähe des Schlosses.¹⁷

Die Teilung der Markgrafschaft Baden im Jahre 1535 in die Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden sollte sich gerade für die Freiherren Stein v. R. in der Folgezeit nachteilig auswirken. Die von Luther ausgehende reformatorische Bewegung verursachte eine starke Veränderung der deutschen Verhältnisse. In Süddeutschland wurden Ansbach-Bayreuth, Württemberg, Baden-Durlach und unter anderen Reichsstädten auch Straßburg evangelisch.¹⁸ Die in Baden-Durlachschen Diensten stehenden Freiherren Stein v. R. konvertierten mit Sicherheit nach der bestehenden Regel „cuius regio, eius religio“, wer regiert, bestimmt auch die Religion. Sie bekundeten dies in ihrem Schloss mit dem Psalm 127, in Stein gehauen, über dem Eingangstor des linken Ökonomiegebäudeflügels in den Gewölbekeller. Über der Pforte zum Gebäudeeingang desselben ist die Jahreszahl 1579 in gelbweißem Sandstein eingehauen. Zwischen den Ziffern 15 und 79 ist das Steinsche Wappen hervorgehoben mit den Buchstaben im Wappenkopf „PVG“ (Philibert und Georg).

Ab dem Jahre 1584 zeigten sich die bekannten und auch die geheimen Anhänger des evangelischen Glaubens in der Lichtenauer Kirche. Zu diesen Besuchern der Kirche in Lichtenau zählten auch die Inhaber des oberen Schlosses zu Neuweier, die Freiherren von Stein, samt ihrem Schaffner und Gesinde. Auch ihre Meierfamilie auf dem Hartunger Hof bei Stollhofen fand sich in der Kirche zu Lichtenau ein. Für die Verrichtung des Gottesdienstes im Schloss selbst pflegte das freiherrliche Haus dem Pfarrer oder Diakon einen halben Fuder Wein zu reichen. Noch im Jahre 1723 teilte der Pfarrer im oberen Schloss bei der Familie Sprenger (Frau Sprengerin) das Abendmahl an etwa 20 Teilnehmer aus.¹⁹

Philibert war auf Vermehrung bedacht. Am 30. Juli 1586 kauft er von Jakob Veit zu Neuweier einen Tauen Matten, etwa 30 Ar, und einen Bosch in der Ammelbach ab.²⁰

Am 29. Juni 1592 löst er eine Bete, welche er von seinen Gütern der Stadt Steinbach überlassen hat, ab.²¹ Am 24. August 1601 wurde Philibert Großvater. Sein Enkel Friedrich war am Amtssitz seines Vaters Caspar in Emmendingen geboren worden.²² Leider verstarb der Vater Caspar im Jahre 1603 und der kleine Friedrich kam nach dem Tod seines Vaters zu seinem Großvater Philibert nach Neuweier, wo er dann eine sorgfältige

Erziehung genoss. Ab etwa dem 5. Lebensjahr wurde er vom Pfarrer Neander aus Emmendingen erzogen. Mit sieben Jahren, um 1608, kam er auf das Markgräfliche Gymnasium nach Durlach, aber nur auf kurze Dauer. 1606 hatte seine Mutter wieder geheiratet und war nach Balingen verzogen. Friedrich kam vom Gymnasium nach Balingen zu Mutter und Schwiegervater.

Mit 16 Jahren bezog er die Akademie zu Straßburg.²³ Nun ziehen ereignisreiche Zeiten über die Steinschen Freiherren, der 30-jährige Krieg beginnt. 1622, nach der Niederlage der Evangelischen in Wimpfen dankt der Markgraf Georg Friedrich ab. Sein Sohn wird Nachfolger als Markgraf Friedrich V. Er beruft Friedrich von Stein in den Hofdienst am Markgrafenhof Baden-Durlach und ernennt ihn danach zum Kammerherren. 1626 wird er zum Hofrat befördert.²⁴ 1627–1628 unternimmt er eine Reise nach Italien. 1630 ernennt ihn Markgraf Friedrich V. zum Geheimen Rat. Im Auftrag des Markgrafen übernimmt er Missionen zu Kaiser Ferdinand II. nach Wien. Am 10. April 1605 wird am Neuhof über den Anteil von Junker Caspar von Stein u. a. berichtet. Er war 1603 verstorben. Dieser letzte Anteil am Neuhof war auf Sohn Friedrich übergegangen. Im Jahre 1627 begannen nun die Verhandlungen mit dem letzten übriggebliebenen Gemeiner des Neuhofes, dem Junker Friedrich von Stein zu Reichenstein und dem Magistrat der Stadt Straßburg. Ihm war schon lange die Freude am Mitbesitz durch die, wie es scheint, nur sehr unregelmäßigen Mitteilungen der Rechnungen über Zinse und Gefälle des Gutes Neuhof vergällt worden. Der Junker aber zeigte sich als schwierig. Jahrelange Korrespondenz des Magistrats der Stadt mit dem Junker und seinem Schaffner Johann Kürnmeyer führten zu keinem schnellen Verkauf seines Anteils. Der Junker verstand es trefflich, den Wunsch des Stadtrates von Straßburg, endlich den ganzen Neuhof in seinen Händen zu haben, gehörig auszunutzen.²⁵

Die Stadt wollte jedoch nicht auf die gestellten Bedingungen des Junkers eingehen. So wurde vorläufig zwischen dem Junker und der Stadt vereinbart, dass die Stadt auf 18 Jahre hinaus die sämtlichen Gefälle (Erträge) Steins beziehen soll und ihm dafür ein jährliches Pauschquantum von 30 Pfund Pfennige auszahlen soll.²⁶

In diesen bewegten Jahren wurde Friedrich von Stein nicht nur nach Wien beordert. Der Markgraf Friedrich V. von Baden-Durlach hatte das Geschick des präzisen Verhandeln seines Geheimrates schon früh erkannt. Noch 1630 wurde er zum Kurfürsten Johann Georg von Sachsen nach Dresden gesandt. 1631 reiste er zum Reichstag nach Regensburg und zum Leipzi-

ger Konvent, der Versammlung der evangelischen Stände. Schließlich noch im gleichen Jahr zu Gustav Adolf von Schweden nach Hanau. Er lernte mit Sicherheit die kriegerischen Parteien gründlich kennen.

Am 11. November 1629 verkaufte Hans Ulmer in der Varnhalten eine Gült an die von Steinschen Erben zu Neuweier. Der bisherige Schlossherr Philibert von Stein scheint vor diesem Datum verstorben gewesen zu sein.²⁷

Und nun zu einem uns heute unbegreiflichen Zeitabschnitt. In der Bevölkerung des 17. Jhs. war noch der Glaube an Zauberei, Hexen und Dämonen tief verwurzelt. Verursacht durch den mehrmaligen Religionswechsel, durch Unwetter, Missernten, Seuchen und dadurch vermehrte Sterbefälle. Hauptsächlich ledige und verwitwete Frauen, aber auch Ehepaare und Männer wurden verdächtigt, mit dem Teufel ein Bündnis eingegangen zu sein. Dafür würde ihnen, so nahm man an, Macht über Menschen, Tiere, Wetter und Sachen verliehen, mit der sie anderen schaden konnten. So in Verdacht geratene Personen wurden von der Bevölkerung selbst der Hexerei bezichtigt und den Richtern angezeigt. In 32 Protokollen, vom 1. Oktober 1628 bis zum 8. März 1630 weisen sieben auf das obere Schloss hin und dies nur im Winter vom 13. November 1628 bis zum 27. Januar 1629. Zwei geheime Zusammenkünfte, auch Tänze genannt, fanden danach im Schlosshof statt. Bei einem Treff war die Schaffnerin beteiligt. Bei fünf weiteren Versammlungen an verschiedenen Orten war die Schlossherrin selbst, „die Alte von Stein“ beteiligt.

Sie war nach den Protokollen immer vermummt. Bei einem Tanz beim Gasthaus zur Sonne haben auch ihre beiden Töchter teilgenommen. In einem Protokoll sagt die Delinquentin aus, dass „die Alte von Stein“ auch Wein mitgebracht habe.²⁸

1632 besetzten die Schweden das evangelische Baden-Durlach, wie auch das katholische Baden-Baden. Im selben Jahr im Oktober heiratete Friedrich von Stein eine Kammerjungfer der Markgräfin von Baden-Durlach, die er dort am Hofe kennen gelernt hatte. Im Januar 1633 siedelte Friedrich nach Neuweier um. Er wurde als Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl und Großweier vom evangelischen Markgrafen, der nun wieder beide Markgrafschaften regierte, eingesetzt.

In diesem Jahr 1633 verpachtete Friedrich von Stein seinen Anteil am Neuhof an die Stadt Straßburg.²⁹ Am 29. September 1632 verkaufen Martha von Rust, geb. von Stein und Sabine von Brumbach, geb. von Stein ihre zwei Fünftel von dem oberen Schloss und Gut zu Neuweier an Friedrich von Stein.³⁰ Der Junker hat, wie es scheint, die gesamte ehemalige Schlossan-

lage wieder vereinigt. Auch eine Weingült kaufte er am 11. November 1633 (Martini) auf.

Die nun folgenden Kriegereignisse waren für den Junker schicksalhaft. Im September 1634 wurden die Schweden vertrieben. Friedrich von Stein wurde seiner Ämter enthoben. Er musste mit seiner Familie seine Besitzungen in Neuweier verlassen. Er floh aber erst im Dezember nach Straßburg.³¹ Vermutlich erhoffte er vom katholischen Markgrafen Wilhelm eine religiöse Toleranz, die aber Wilhelm in seiner Machtdemonstration nicht gewährte. Seine juristischen Kenntnisse sowie seine exzellente Verhandlungstaktik waren beim Magistrat der evangelischen Stadt Straßburg sehr geschätzt.

Am 6. Mai 1647 verkaufte der Junker endlich seine Anteile am Neuhof an die Stadt für 1200 Gulden. Nun war die Stadt alleiniger Eigentümer des ehemaligen großen Gutes Neuhof. Angemerkt sei hier, dass dieser ehemals gut bewirtschaftete Hof mit seinen Äckern, Wiesen, Wäldern, Gebäude und Goldwäschereien im Jahre 1654 völlig verwahrlost war.

1650 wurde Friedrich von Stein zum Rat der Ortenauer Reichsritterschaft ernannt.

Nach dem Abzug aller kaiserlichen und schwedischen Truppen vom Oberrhein kehrte er 1651 mit seiner Familie ins obere Schloss nach Neuweier zurück. Er war weiterhin im Amt als Geheimer Rat des Markgrafen Friedrich V. von Baden-Durlach. Die Familie war inzwischen auf sieben Söhne und vier Töchter angewachsen.

1661 wurde er zum Rat der evangelischen Domkapitulare des Bistums Straßburg ernannt. 1664 musste er seinen ersten Sohn Friedrich wegen seines verschwenderischen und unmoralischen Lebensstils enterben. Er übertrug die Lehensrechte, den gesamten Besitz auf seinen zweiten Sohn Karl.

Am 12. Oktober 1666 starb Friedrich von Stein im Alter von 65 Jahren im oberen Schloss. Am 22. Oktober 1666 wurde er in der Kirche Lichtenau im Chor bestattet.³²

Friedrich hatte regelmäßig in seiner Kapelle hinter dem Schloss Hausandachten gehalten, zu denen auch oft der Pfarrer von Lichtenau gekommen war. Karl von Reichenstein stiftete beim Tod seines Vaters einen Geldbetrag für die Neuanschaffung der Kirchenglocken in Lichtenau.³³

Am 15. September 1690 wurde Neuweier von den zurückgehenden französischen Truppen geplündert und bis auf das hinterste Haus im Tal verbrannt. Vom Schloss und vom Schlosshof selbst ist nichts überliefert. Dies lässt die Vermutung zu, dass alles vernichtet worden war. Selbst die Schlosskapelle war ein Opfer des Feuers geworden. Nur die Anziehma-

donna im Chor der Kapelle war verschont geblieben (siehe Das „Mirakel“ in der ehemaligen Kapelle in Neuweier „Ortenau“ 2005).

Die Nachkommen von Baron Karl Stein von Reichenstein, der um 1685 nach Straßburg verzogen war, hatten es sicherlich nicht leicht. 1721 war Walrad Heinrich Stein von Reichenstein Eigentümer des Schlosses. Er konnte den Besitz, den er von seinem Vater und Großvater ererbt hatte, nicht erhalten. Er veräußerte nach und nach Grundstücke, bis ihm der Kaiser diese Verkäufe verbot.

1723 verkauften die Brüder Walrad Heinrich, Johann Friedrich und Wilhelm Ferdinand Stein das gesamte Schlossgut an den Württembergischen Rat Sprenger. Schon vier Jahre später, im Jahre 1727 verkaufte dieser den Erwerb an den Schlossherrn des unteren Schlosses Lothar Franz Knebel von Katzenellenbogen. Er war auch Domherr zu Worms und zu Speyer.

Am 6. Juli 1772 wurde der letzte der Freiherren, Ludwig Friedrich Stein von Reichenstein, mit dem Hartunger Hof bei Stollhofen vom Markgrafen Karl Friedrich in Karlsruhe belehnt. Gegen Ende des 18. Jhs. ging der Hof ein.³⁴

Um 1785 ließ der Baron Franz Philipp Knebel von Katzenellenbogen das baufällige Schloss abtragen und den Schlossgraben auffüllen. Er war der letzte Freiherr im Tal, war ohne Nachkommen und verstarb im Jahre 1816.

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Sturmfels und Heinz Bischof: Unsere Ortsnamen. Im ABC erklärt. Nach Herkunft und Bedeutung. Ferd. Dummlers Verlag Bonn, Hannover, Hamburg, Kiel, München 1961, 3. Aufl. 175
- 2 Erich A. Huber: Reste von römischen Landhäusern in Neuweier gefunden. Badisches Tagblatt, 19. Juni 1970
- 3 Karl Reinfried: Das untere Schloss zu Neuweier, Amt Bühl. Nebst einem Regesten-Anhang über das ehemalige obere Schloss daselbst. In „Die Ortenau“ 3, (1912) 21–23
- 4 Archiv 32, route du Rhin, 67076 Strasbourg, IV 68/120
- 5 Adalrich Arnold: Die Wasserburg Tiefenau und ihre Besitzer. „Ortenau“ 23 (1936). 97–112
- 6 Karl Reinfried: Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, Band XII Heft 2. Urkunden der Herren Stein von Reichenstein, das ehemalige obere Schloss zu Neuweier und die dazu gehörigen Güter betreffend.
- 7 Karl Reinfried: Wie Anmerkung 6, Untertitel: Archivalien des Herrn Gutsbesitzers August Rössler auf Schloss Neuweier, Amt Bühl, verzeichnet von dem Pfleger K. Reinfried in Moos.

- 8 Adolf Kastner: Die Wüstungen im Kreis Baden. Der Hartunger Hof bei Stollhofen „Ortenau“ 11 (1924). 43–65
- 9 Rudolf Reuss, Straßburg: Geschichte des Neuhofes bei Straßburg. Eine historische Skizze nach ungedruckten Dokumenten des Stadtarchivs von C.F. Schmidt's Universitätsbuchhandlung Friedrich Bull 1884.
- 10 Siehe Anmerkung 7
- 11 Siehe Anmerkung 7
- 12 Siehe Anmerkung 9
- 13 Siehe Anmerkung 9
- 14 Siehe Anmerkung 9
- 15 Walter E. Schäfer: Friedrich von Stein, Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier 1632–1634, Leichenpredigt. „Ortenau“ 79 (1999). 423–438
- 16 Ursula Schäfer: Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg, 195
- 17 Siehe Anmerkung 7
- 18 Heinrich Pleticha: Deutsche Geschichte, Band 6, 48
- 19 Ludwig Lauppe: „Ortenau“ 33 (1953) 178
- 20 Siehe Anmerkung 7
- 21 Siehe Anmerkung 7
- 22 Siehe Anmerkung 10
- 23 Siehe Anmerkung 10
- 24 Siehe Anmerkung 10
- 25 Siehe Anmerkung 9
- 26 Siehe Anmerkung 9
- 27 Siehe Anmerkung 7
- 28 Willi Daferner und Dagmar Rumpf: Transkription Hexenprotokolle 1628–1630 im Amt Steinbach.
- 29 Archiv 32, route du Rhin 67076 Strasbourg, VII 69/26
- 30 Siehe Anmerkung 7
- 31 Siehe Anmerkung 10
- 32 Siehe Anmerkung 10
- 33 Siehe Anmerkung 10
- 34 Siehe Anmerkung 8

Die Ortenau in Himmlers Hexenkartothek

Ein geheimes Forschungsprojekt der SS

Frank Flechtmann

Im Jahr 1981 erschien in Göttingen ein Buch „Hexenprozesse in Deutschland“. Nach dem Vorwort beschrieb der Verfasser eine sehr umfangreiche Hexenprozesssammlung, die im letzten Kriegsjahr nach Schlesien verlagert wurde und seit Ende 1945 in Poznan liegt, vormals Posen.

„Der Mann, der in gewisser Hinsicht für die intensivste Beschäftigung mit der zweitgrößten nicht kriegsbedingten Massentötung in Deutschland gesorgt hat, war der gleiche, der die größte leitete: Heinrich Himmler“, hatte der Autor bereits im Vorwort erklärt.¹ Wie kam das zustande?

Mittlerweile ist Himmler 70 Jahre tot und es liegen mehrere Biografien vor, eine Analyse „Himmler als Ideologe“, ein Ausschnitt aus seinem Diensttagebuch sowie neuerdings auch der kommentierte Briefwechsel des Ehepaars Himmler und andere Korrespondenzen.

Vor allem aus den veröffentlichten Briefsammlungen wird an mehreren Stellen ersichtlich, dass der mächtige Mann verschiedene Spleens hatte – und diese im Dienst, als oberster SS-Führer wie als deutscher Innenminister, pflegen konnte. „Er förderte die Ketzer- und Hexenforschung, weil er im Hexentum germanisches Erbgut lebendig glaubte.“²

Es ist nicht immer klar nachweisbar, was im Einzelnen den Anstoß gab zu den kuriosen Forschungsvorhaben, die er veranlasste. So liebäugelte er mit dem Plan der Einrichtung eines Fliegezzimmers, förderte ein Tibet-Projekt, ihn interessierte die Nutzung von Wünschelruten, die Zeugung männlicher Nachkommen und die damals diskutierte Welteislehre.

Was genau zu dem „H-Sonderauftrag“ führte, der nie das Wort Hexen nannte, sondern auch innerhalb der SS sowie gegenüber Universitäten stets konspirativ das Forschungsthema unklar ließ, konnte noch nicht ermittelt werden. Himmler hatte – laut seiner penibel geführten Leseliste – bereits 1926 ein Buch über die Folter gelesen, in dem es ausführlich um die Hexenverfolgung geht.³ Sicher kannte er auch die Bücher der Mathilde Ludendorff aus deren Verlag. Dort erschien 1934 ihre Schrift „Christliche Grausamkeit an Deutschen Frauen“. Ein Jahr später kam dann in Leipzig das Werk einer völkischen Feministin heraus.⁴ Ihre Ansichten kamen seinen Interessen

entgegen: „Die rassebewussten deutschen Frauen wollen helfen, das deutsche Volk zu einer blutseigenen Religion zu führen. Wenn diese Rettung gelungen ist, dann werden Millionen Frauenopfer nicht umsonst gewesen sein.“ Denn er glaubte, die katholische Kirche habe in den Hexen das germanische Brauchtum ausrotten wollen.⁵ Und der Kampf gegen das Christentum war ja in Himmlers Denken – daher auch in der Arbeit des SD – immer eine wichtige Größe.⁶

Die Tatsache, dass angeblich eine Vorfahrin⁷ zu den armen Opfern des Hexenwahns gehörte, war sicher nicht der Grund – es kam jedenfalls zur Bildung einer Forschergruppe, die im Sommer 1935 innerhalb des SD die Arbeit aufnahm. Ihr Leiter war anfangs Dr. Wilhelm Spengler, ab 1939 dann Dr. Rudolf Levin. Vorgesetzter war der sehr umtriebige Dr. Franz Six, der mit einer dünnen Arbeit über die Propagandamethoden der NSDAP promoviert worden war.

So wurden ab 1935 überall in Deutschland vor allem Staatsarchive befragt und besucht, weitere Archive nach schriftlichen Anfragen ebenfalls – doch stets von vermeintlichen Privatpersonen, die sich als Mitarbeiter der Universität Leipzig ausgaben (dort war in der Deutschen Bücherei eine Keimzelle des SD) oder als Familienforscher.

Die Suche nach Akten und ihre Auswertung⁸ ging einher mit dem Zusammentragen von Büchern, ja ganzen Bibliotheken: wurden erstere – wieder von „Privatpersonen“ – bei den maßgeblichen Antiquariaten bestellt, so konnte man letztere lastwagenweise einlagern, da sie bei den vielen Beschlagnahmungen bei den vom SD beobachteten „Gegnern“ (Freimaurer, Kommunisten, Sozialdemokraten, Pazifisten, Juden, Kirchen u. a.) ständig anfielen. Und als dann andere Länder besetzt wurden, plünderte man auch diese aus und schaffte alles nach Berlin-Wilmersdorf in das frühere Logenhaus der Freimaurer in der Emser Straße bzw. in die zusätzlichen Berliner Außenlager.⁹ Der Platz in dem riesigen Haus wurde bald so knapp, dass es bei manchem Buch hieß, es lagere im Keller hinter der Kegelbahn.¹⁰

Doch im Lauf des Krieges mussten die Bücher mehrfach verlagert werden, 1943 gar nach Sachsen und Schlesien. Der Leiter der Gruppe ließ sich mit den Unterlagen in der Ausweichstelle von Amt VII im Schloss von Schlawa (1937 umbenannt in Schlesiersee) nieder, nördlich von Glogau, und betrieb von dort weiter seine akademische Karriere mit dem H-Thema. Er korrespondierte mit der Universität München, um habilitiert zu werden – doch dann musste er gegen Ende 1944 doch noch in den Krieg ziehen.¹¹ Die Ausweichstelle musste bei Herannahen der Front im Februar 1945 aufgegeben werden,

viele Akten wurden zuvor verbrannt – manche auch zurücktransportiert nach Berlin. Was weder gefährlich noch bedeutend war, blieb einfach liegen – so etwa die H-Unterlagen.¹² Die Kartothek und die H-Bücher wurden Ende 1945 in jenem schlesischen Schloss entdeckt und nach Posen gebracht, nun Poznan, wo sie seither liegt wie auch ein Teil der H-Bücher.

Filme der Archivalien des H-Sonderauftrags wurden dem Bundesarchiv zur Verfügung gestellt und lagen zunächst in Frankfurt, inzwischen in Berlin-Lichterfelde.

In der Zeitschrift „Mitteilungen aus dem Bundesarchiv“ wurde 1994 die Posener Sammlung beschrieben und die ausgewerteten Archive aufgezählt.¹³ Aus unserer Gegend finden wir dort Karlsruhe und Donaueschingen, Sulz und Villingen. Von den angefragten oder besuchten kleineren Archiven befanden sich keine in der Ortenau, zumindest laut dem erhaltenen Teil des Schriftwechsels. Bei den besuchten Bibliotheken war aber Straßburg, wo Ernst Merkel im November 1940 die Bestände auswertete.¹⁴

Das Generallandesarchiv in Karlsruhe

Es bestand bereits ein Kontakt nach Karlsruhe. Dr. Arnold Ruge, ein früherer Gefolgsmann Hitlers, war hier tätig.¹⁵ Er hatte von Himmler den Auftrag erhalten, die dortigen Akten über Hexenprozesse zusammenzustellen und verfasste dazu mit den einzelnen Archivräten ein Manuskript.

In einem SD-internen Schreiben berichtet der SS-Mann Levin, dass er am 23. April 1936 in Karlsruhe mit Ruge zusammentraf.¹⁶ Rudolf Levin notierte sich die relevanten Bestände und sah sie durch, fertigte Exzerpte.¹⁷ Daraus entstanden dann die Kurzangaben auf den großen Karteikarten mit den 57 Rubriken, die wohl eine Schöpfung von Spengler waren.¹⁸

In der Regel wurde für jedes Verfahren eine DIN-A4-Karte angelegt. Von den 57 Rubriken wurden meist nur wenige ausgefüllt.¹⁹ Die 20 Felder am oberen Rand waren offenbar für die damals üblichen Kartenreiter vorgesehen, doch wurden sie ebenso wenig benutzt.

Meist wurden bei vorhandenen Prozessakten die persönlichen Daten notiert: Name, Vorname, Name des Ehegatten, oft der Wohnort (Feld 6), der mit dem Ort in Feld 35 zusammen-

BIBLIOTHEK STRASSBURG

AUSWERTUNG auf:

	Signum:	Datum:
H-Blätter	Mus.	22. Nov. 40
Urkunden-Kartei	Mus.	Bib. Str. 11. 40
Orts-Kartei	Mus.	~ 2. K. Nov. 40
Personen-Kartei	"	~ 2. K. Nov. 40
Literatur-Kartei	Mus.	~ 3. K. Nov.
Archiv-Kartei		
Problem-Kartei I		
do. II		
do. III	Mus.	Bib. Str. 11. 40.
do. IV		
do. V	ipm.	21. 8. 40
do. VI		
do. VIII		

Zur Benutzung entnommen:		Rückgabe:	
Signum:	Datum:	Signum:	Datum:

Bibliothek Straßburg –
Auswertung auf: Ein
Vordruck für die
H-Arbeit. Quelle:
Bundesarchiv

GENERALLANDESARCHIV KARLSRUHE		Seite		Seite	
1)	Aktenverzeichnis		30)	Gengenbach Hexen-Protokolle, Protokollsammlung Nr. 5748	384 - 405
2)	Akten Breisgau-Generalia Fass. Nr. 3392	1 - 36	31)	Akten ohne Befund	406
3)	" " " " " 3391	37 - 78	32)	Steinbach Malefiz-Protokolle, Protokollsammlung Nr. 12641	408 - 414
4)	" " " " " 3390	79 - 99	33)	Thüngen Malefiz-Protokolle, Protokollsammlung 12882	416 - 425
5)	" " " " " 3389	101 - 106	34)	Speyer Protokollsammlung Nr. 11497	426 - 442
6)	" " " " " 3388	107 - 117	35)	Waldangeloch Hexenprotokolle, Protokollsammlung Nr. 14877, Nr. 14878	444 - 458
7)	" " " " " 3387	119 - 130	36)	Protokolle 1575-1579 Protokollsammlung Nr. 6989	460 - 466
8)	" Salem-Generalia " " 3737	131 - 132	37)	Protokolle 1579-82-1585 Protokollsammlung Nr. 6990	468 - 476
9)	Akten ohne Befund	133	38)	Kinzigtal 1586-1596, Protokollsammlung Nr. 6992	478 - 486
10)	Akten Ortenau Fass. Nr. 830	135 - 150	39)	Buchen. Verbrechen. Spezialakten Buchen Fass. Nr. 101	488 - 496
11)	" " " " " 831	151 - 155	40)	Pfullendorf. Verbrechen Fass. Nr. 345	498 - 505
12)	" " " " " 833	157 - 179	41)	Oberkirch. Hexenprozessbuch. Handschriften Nr. 1849	506 - 516
13)	" " " " " 834	161 - 190	42)	U.A. 33/25. Harmsbach. Verbrechen.	518 - 521
14)	" " " " " 1102	191 - 217	43)	U.A. 30/108. Harmsbach. Verbrechen	522 - 528
15)	" " " " " 1103	218 - 234	44)	Akten ohne Befund	530
16)	" " " " " 1104	236	45)	Villingen Specialia Amt und Stadt 60	532 - 533
17)	" " " " " 1099, 1101a	238 - 239	46)	Lörrach Specialia Stadt 18	534 - 535
18)	" " " " " 1100	240 - 244	47)	Konstanz Stadt Verbrechen Fass. Nr. 1574	536 - 537
19)	" " " " " 1099	246 - 249	48)	Konstanz Stadt Verbrechen Fass. Nr. 1572	538
20)	" " " " " 1101	250 - 257	49)	Eberstein Grafenschaft Fass. Nr. 84	540 - 541
21)	" " " " " 1101a	258 - 264			
22)	Handschriften Neue Nr. 729	266 - 268			
23)	Handschriften Neue Nr. 727	270 - 273			
24)	Handschriften Neue Nr. 728	274 - 295			
25)	Malefiz-Protocoll Büchel Protokollsammlung Nr. 5445	296 - 321			
26)	Malefiz-Protokolle, Amt Baden, Protokollsammlung Nr. 5047	322 - 339			
27)	Gengenbach Hexenprotokolle, Protokollsammlung Nr. 5745	340 - 345			
28)	Gengenbach Hexenprotokolle, Protokollsammlung Nr. 5746	346 - 353			
29)	Stadt Gengenbach Hexenprotokolle, Protokollsammlung Nr. 5747	354 - 382			

GLA Karlsruhe: Die Übersicht der Bestände in Karlsruhe. Quelle: Bundesarchiv

fallen konnte – offenbar der Gerichtsort, dazu meist auch das Jahr des Verfahrens. In Feld 31 wurde die Quelle angegeben, so etwa „Büchel Protokollsammlung Nr. 5445“ und die Fundstelle in den Notizen der Herren²⁰, hier „Aktenauszüge Generallandesarchiv Karlsruhe: 307.“ Ferner wurde bei Archivalien Feld „55. Prozessakte in:“ ausgefüllt, also „G. A. Karlsruhe“.

Schon vor dem Besuch Levins in Karlsruhe wurde aber auch vorhandene Literatur zum Thema ausgewertet, vor allem das so schmale, aber inhaltsreiche und grundlegende Werk von Franz Volk aus dem Jahr 1882 „Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg“. Häufig wurde die Fundstelle bei Volk zusätzlich zu den Archivalien vermerkt. Oft wurde aber bei der Literaturoswertung kein Zusammenhang mit einer bereits erstellten Karte gesehen – und eine neue angelegt. Dadurch sind auf den über 1170 Karten, die etwa dem heutigen Ortenaukreis zugeordnet werden können, weniger verurteilte Personen vermerkt. Das gilt auch für die anderen oft benutzten Bücher von Georg Längin, Carl Lempens, B.[runo] Emil König und immer wieder Soldan/Heppe (hier wurde die zweibändige Ausgabe von 1911 benutzt, jedoch nur „n.A.“ genannt; auch bei Lempens fehlt das Erscheinungsjahr).

Die gesamte Kartei war zunächst nach Orten sortiert (über „Einhänger“ in den Leitzordnern, mehr als 3600), wobei das Deutsche Reich im Endzustand der Kartei von Luxemburg bis zum „Protektorat“ (Böhmen und Mähren) reichte, auch den

Reichsgau Wartheland und das Elsass einschloss. Innerhalb der (Gerichts-)Orte – auch im Ausland, sogar außerhalb Europas – folgten dann alphabetisch die Namen der verfolgten Personen.

Bei allem sollte „der politische Zweck der Arbeit beachtet“ bzw. „die politische Verwendbarkeit und Schlagkraft im Auge“ behalten werden, wie es im Protokoll einer Besprechung mit Spengler in Berlin-Zehlendorf heißt.²¹

Das Grundbuch-Projekt

„Die gesamte Kartei sollte in einem ‚Grundbuch‘ zusammengefasst werden, das heißt alle ermittelten Angaben sollten in Buchform nach Ortschaften zusammengestellt werden.“²²

Das „Grundbuch“ sollte vom Bearbeiter Reissmann erstellt werden, es entstand jedoch ebenso wenig wie andere Auswertungen der enormen Materialmengen. Manche der Bearbeiter wollten sie auch für ihre akademische Laufbahn nutzen, doch das gelang nur in einem Fall.²³

Doch nun zurück nach Karlsruhe. Dort saß also der SS-Mann Dr. Rudolf Levin und wertete die Akten und einen Teil der Bücher aus, nach ihm auch andere Mitarbeiter der Gruppe. Im April 1937 vermerkte Levin in Berlin, dass er aus dem GLA „Aktenauszüge, S. 121–542“ gefertigt habe, und im Oktober 1937 bescheinigte er sich, „Aktenauszüge, S. 1–541 alles fertig auf H-Blätter bearbeitet“ zu haben.²⁴ „R. Levin“ unterschrieb jeweils als „SS-Rottenführer“. Damit nicht jemand annehmen könnte, der Name sei jüdisch, hatte er darauf hingewiesen, dass Levin „seit 1447 ein häufiger Familienname nach der gleichnamigen Ortschaft bei Demmin“ sei.²⁵

Auf Hexen aus der Ortenau stießen die im ganzen Reich ausgeschwärmtten Bearbeiter auch in anderen Archiven, so etwa in München oder Stuttgart. Das wurde dann jeweils eingearbeitet – falls man den Ort richtig erkannte. Es war trotz entsprechender Hilfsmittel wie Ortsnamenverzeichnissen oft schwer. Aber dazu kam wohl auch Schludrigkeit: so hatte man die 297 Karten aus Ortenberg, meist Ortenburg genannt, alle Niederbayern zugeordnet.²⁶ Dabei ist sowohl aus der jeweiligen Quelle als auch den oft genannten Wohnorten erkennbar, dass es in keinem einzigen Fall um das bayrische Ortenburg geht.

Namen und Schriften

Die Karteikarten sind meist mit der Schreibmaschine ausgefüllt, viele aber auch in der damals üblichen deutschen Schreibschrift. Sie sind oft schwer lesbar (*). Doch die ausgewerteten

Protokolle der Hexenprozesse sind viel schwerer zu entziffern. An zwei Orten im Norden der Ortenau lässt sich aus neueren Veröffentlichungen die Zuverlässigkeit der Angaben auf den Karten überprüfen: Bühl und Steinbach. Beide Orte lagen am Südrand der Markgrafschaft Baden, dem Thema von Martin Burkarts Arbeit „Hexen und Hexenprozesse in Baden“ über 326 namentlich ermittelte Personen (erschieden in Durmersheim 2009). Die bei ihm Erwähnten aus Bühl und Steinbach kommen fast alle auf den Karteikarten vor, wenn auch teils in anderer Lesart. Aus Steinbach wurden in einer neueren Publikation 32 Personen mit Folterprotokollen dokumentiert; 31 kommen auf den Karten vor – das sind alle bis auf Maria Steffa, die während der Folter verstarb. Siehe Protokoll 29 in: Willi Daferner, Dagmar Rumpf (Bearbeiter), Hexenprotokolle 1628–1630 im Amt Steinbach, Baden-Baden 2011. Diese Veröffentlichung ist besonders aufschlussreich für die Verfahren, weil sie die vollen – damals für wesentlich erachteten – Angaben wiedergibt, die durch Folter bewirkten „Geständnisse“, und dabei die Arten der Folter benennt. Auch hier unterscheiden sich aber die Lesarten der SS-Männer. Die Steinbach-Karten wurden von

Muster einer H-Karte zur Ortenau. Die Karteikarten, wie sie 1935–1944 benutzt wurden. Quelle: Bundesarchiv

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20						
1. Name: Kreidonweil Frau										25. Ort: Steinbach 23.1.1629															
2. Schilfbewill:										36. kat:															
3. Dornamen:										37. Herzschaftsgebiet:															
4. Mädchennamen:										38. kath.				39. prot.				40. ref.				41. welt.			
5. Stand:										42. Reg.-Stm:															
6. Wohnort: Buntzheim										43. Sühnenb. n. Bekämpfer:															
7. * mo: 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.										44. Stellung d. Büchse:															
10. Familienverhältnisse: Jacobs Hand des Jungen Eweil										45. Stellung d. Orben:															
17. Kinbeszahl:																									
18. Beleg:																									
19. Dornamen:																									
20. Anlehen:																									
21. Räder:																									
22. Stellung zur Kirche:																									
23. wachst/ist am:										46. Ankläger:															
24. Strafe: Hexerei										47. Denunziant:															
25. Gefangenhaft und Folter:										48. Gefl. ober weltl. Gericht:															
										49. Richter:															
										50. Beivolligte Personen:															
										51. Gestanden:															
26. Geständnis: Wettermachen. Da aber zu früh umgeschüttet worden, sei statt den Nebel nur kalter Regen geworden.										52. Beivolligte Gefl. Orben, Inquilltorren:															
27. Urteil:																									
28. Hinrichtung:										53. Foltermethode:															
										54. Scharfrichter:															
29. allein 30. mit:																									
31. Ort u. Qu. ang. Steinbach Malefis-Prot. 12641.										55. Drucksache in: G.A. Karlsruhe.															
Aktenauszüge Generallandesarchiv Karlsruhe: 412.										56. Abdruck:															
32. Karte n. l. Dbbg. mit:										57. Bild. Dorsflg.:															
33. Sachverh. Le/Bi. 34. Tag: 9.4.37.																									

Levin am 8./9. April 1937 „verarbeitet“. Dabei las er Raheberlin für Baheberlin, Opfer für Oser, Layen für Lu(t)z, Brumme für Krumm, aus Apollonia Hans wurde Appolonia Brentz. Doch aus den bei Daferner/Rumpf abgebildeten ersten Seiten des Originals ist zu ersehen, dass diese Lesarten durchaus infrage kommen – wenn man nicht aus der Gegend stammt und die einheimischen Namen besser kennt.

Die Mitarbeiter am H-Sonderauftrag

In einer neueren Arbeit²⁷ heißt es, „die Forschergruppe bestand aus 13 Festangestellten und einigen Beratern“, dazu wird auf den Beitrag von Jörg Rudolph in „Himmels Hexenkartothek“ verwiesen (S. 60–66). Die Aufsicht habe Dr. Wilhelm Spengler geführt, später Dr. Rudolf Levin.

Es gab einen „externen Mitarbeiter“, einen alten Kameraden der SS-Leute: Herbert Blank²⁸ hatte sich beim Führer unbeliebt gemacht und war daher 1939–1945 in den KZ Sachsenhausen und Ravensbrück eingesperrt, wohin man ihm Hexenakten zur Auswertung in die Zelle lieferte.²⁹

Die Bearbeiter schrieben jeweils links unten neben ihr Namenskürzel das Datum der Beschriftung. Später wurden dann Statistiken verfasst, wie viele Karten erstellt wurden.³⁰

Als die Herren schon jahrelang die alten Schriften zu entziffern sich bemüht hatten, schrieb der Referatsleiter „Dr. Rudolf Levin, SS-Hauptsturmführer, Bln-Wilmersdorf, Emser Str. 12/13“³¹ im August 1942 an den Generaldirektor der Staatsarchive „als Assistent von SS-Oberführer Prof. Dr. Six“ wegen der Bitte „um Abhaltung eines paläographischen Kurses für einige an historischen und quellenkundlichen Fragen interessierte SS-Führer“, an dem „etwa 6–7 Herren teilnehmen“ würden. Sie wurden dann im Oktober auf Wunsch des vorgesehenen Lehrers einzeln vorgestellt:

1. Rudolf Richter: Studium der Altphilologie und Geschichte.
2. Günther Stein: Studium der Geschichte und Germanistik, hat sich besonders mit mittellateinischen (!) philologischen Fächern beschäftigt.
3. Gerhard Schmidt: Studium der altphilologischen Fächer und der Geschichte.
4. Paul Reißmann: Studium der Romanistik, Anglistik und Geschichte.
5. Rudolf Levin: Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Philosophie.

„Sämtliche Teilnehmer haben längere Zeit in Archiven gearbeitet und wünschen nun, ihre Kenntnisse in der Paläographie zu vertiefen.“ (aus der Handakte Levin im Bundesarchiv)³²

Die Forschergruppe

Das H-Sonderkommando war organisatorisch beim Sicherheitsdienst (SD) im Sicherheitshauptamt der SS angesiedelt. Der SD hatte die Aufgabe, die Leitung der NSDAP über Ziele, Methoden und Pläne der Gegner zu informieren und die Stimmungen in der Gesellschaft zu sondieren. Er wurde 1939 als Amt II Teil des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA); Chef einiger Referate war Franz Alfred Six. Nach einer Umorganisation

1941 wurde die Gruppe Teil von Amt VII, das der wissenschaftlichen Forschung vorbehalten war, als Referat VII C 3 – Gegnerbeobachtung, wissenschaftliche Sonderaufträge.

Als nach Dr. Spengler 1939 Dr. Levin Leiter der Gruppe wurde, bekam er damit auch einen immer höheren Rang in der SS. Zu „Führers Geburtstag“ 1943 wurde er in der üblichen Beförderungswelle zum SS-Sturmbannführer ernannt.³³

Levin fiel im April 1945 als Unteroffizier vor Berlin.³⁴

Zur Übersicht

Aus den fast 1200 Karteikarten des H-Sonderauftrags mit mehr oder weniger klarem Ortenau-Bezug wurde eine Übersicht erstellt mit einer Zeile je Karte, in der das Wesentliche zusammengefasst wurde. Wie die Hexenkartothek ist die Übersicht zunächst nach Orten sortiert. Dabei ragen mengenmäßig Ortenberg bzw. „Ortenburg“ (297 Karten), Offenburg (228 Karten) und Gengenbach (171 Karten) heraus. Im Mittelfeld mit 30 bis 74 Karten folgen mehrere Bezeichnungen, die die spätere Kreisstadt Bühl betreffen dürften (insg. 74 Karten), Oberkirch (67), Appenweier (56), Haslach (44), Ettenheim mit 43, Wolfa(ch) mit 33 und Steinbach mit 31 Karten.

Eine besondere Rolle spielt Straßburg mit in die Tausende gehenden Hinrichtungszahlen. Die 33 bzw. 36 Karten betreffen sowohl die Stadt als auch das Bistum und damit Teile der Ortenau.

Aus Zell a. H. liegen 20 Karten vor. Schiltach und Alpirsbach folgen mit je 16. Mit „Landvogtei Ortenau“ dürfte Ortenberg gemeint sein, hierunter fallen noch einmal 12 Karten (vor allem Angaben aus der Literatur).

Oppenau führt mit 6 Karten die Orte mit weniger Verfahren an, die teils nur mit einer Karte vertreten sind. Außer Kehl und Renchen kommen auch Biberach, Steinach, Gutach und Hornberg nicht als Gerichtsorte vor.

Chronologisch liegt Straßburg am Anfang. Es ging (ab 1212) zunächst um Verfahren gegen „Ketzer“. Mit der Hexenbulle des Papstes und dem berühmten Lehrbuch aller Folterer, des „Hexenhammers“, setzten dann mehrere große Wellen ein. Sie werden hier als Ereignisse in Stadt und Bistum Straßburg berücksichtigt, das beiderseits des Rheins liegt.³⁵

Innerhalb der Ortenau macht der kleine Ort Diersburg den Anfang bei den Hexenprozessen, wo 1486 angeblich zwei verkommene Personen einen Anschlag auf Baron Röder von Tiersberg geplant hatten (Karten Tiersperg 1 bis 3, siehe die Anmerkungen dort).

Es folgt Schiltach mit dem berühmten Stadtbrand von 1533, der bekanntlich von einer Hexe (oder auch von mehreren) gelegt worden sein soll. Von Oberndorf gebürtig gewesen, sei sie nach dem Brand dorthin geflohen, wurde in Oberndorf verbrannt. Gleichwohl ist sie unter den zu Schiltach geführten Karten gleich auf mehreren vertreten (siehe die Karten 1 bis 4), immer namenlos. Der Vorgang wurde seit Jahrhunderten ausgiebig behandelt und findet sich bei Erasmus von Rotterdam, Ludwig Bechstein („Der Teufel von Schiltach“) und neuerdings ausführlich bei Hans Harter (2015, 2005), auch im Internet (2008, unter historicum.net). (Siehe auch diese Ortenau, Beitrag Harter.)

Weiter geht es mit einem Fall von 1557, den Franz Volk an den Anfang seines „Beitrags zur Sittengeschichte“ stellt: Anna Schütterlin aus Zell. Sie eröffne „als Erste den ortenauschischen Hexenreigen“ (ab Seite 5). Aus seinen knappen Angaben hat 1936 ein Schriftsteller das Schicksal „freigestaltet“ in einer Erzählung: Gustav Lassen veröffentlichte sie in Radolfzell unter dem Titel „Die Hexe Anna Schütterlin“, ergänzt durch eine „religions- und zeitgeschichtliche Betrachtung“ unter der Überschrift „Wie ist der Hexen- und Dämonenglaube entstanden?“ Darin geht es zeitgemäß um „die schlaunen Pfaffen“, die „altgermanischen Anschauungen“ und das Christentum als „orientalische Religion“, „daher hat es auch artfremde Einflüsse mitgebracht“. „Das Weib“ nahm „nur eine untergeordnete Stellung ein“. „Sie sank zum Objekt männlicher Sinneslust herab“, wurde „von dem Manne geschlagen und schließlich als Hexe verbrannt“ (S. 77). Lassen zitiert dann aus dem letzten Kapitel bei Volk („Hexenboden“) einige Beispiele, wie die Offenburger Stadtväter den richtigen Glauben durchsetzten (ab S. 81).

Doch „die geistige Freiheit setzte sich durch“, Klopstock, Herder und Goethe werden bemüht, und sie „brachten uns den Anbruch eines neuen Morgenrotes“, das 1000 Jahre dauern sollte. – Anna Schütterlin aus Zell steht also auf der Zeller Karte 18 – aber auch als Anna Schütterlin auf den Karten Offenburg 195 und Ortenberg 251, jeweils mit einer anderen Quelle: unter Offenburg wird die erwähnte Broschüre von 1936 aufgeführt und Volk (S. 5), unter Ortenberg die Akten in Karlsruhe. König³⁶ (Zeller Karte) hat nur bei Volk abgeschrieben. Das Buch erschien erstmals 1892 in Rudolstadt, um 1930 sehr oft in Berlin, zuletzt noch 2015 in Münster.

MIKROFILM Nr.			2087
Województwo ARCHIWUM PAŃSTWOWE ul. 23 Lutego 41/53, tel. 4-6-01 60-067, Poznań, P Identyfikator: 000169			
Nazwa sprawy lub szlam:			
<i>Kartoteka Pomocni o Brany</i>			
Typ i pochodzenie: <i>Deutschland</i>		Sygn. Jedn. <i></i>	
<i>Ortenburg Niederbayern 2087</i>			
Data wydania: <i>1574-1631</i>		Wymiary: <i>297 24x34cm</i>	
Złoty kłosał:			
Wypis z k. i. kłosał mikrofilm:			
Wskaz stron niżejplanowych:			
BIAŁOŚĆ			
Druk. 199 Włk. Akc. P3 – 720K 5000/75 – 8.056 i ser. 881 22.088			

*Polnisches Deckblatt,
hier: Nr. 2087 –
Ortenburg Nieder-
bayern. Die (falschen)
Angaben wurden vom
Einhänger über-
nommen. Quelle:
Bundesarchiv*

Illustrierter Einblatt-
druck über den Teufel
in Schiltach,
erschienen in
Nürnberg 1533. Eines
der beiden zeitgenössi-
schen Flugblätter zum
Schiltacher Stadtbrand
von 1533. Quelle der
Kopie: Bürgermeis-
teramt Schiltach

Ein erschröcklich geschicht Vom Teufel
vnd einer vnhulden/ beschehen zu Schilta bey Rotweyl in der Karwochen.
An. D. XXXiii Jar.



¶ Neue zeytung geschehen drey meyl von Rotweyl da ist ein Stedlein im Hornberger tal das heysst Schilta do ist der teufel in das selbig stedlein in ein Wirts hauff kummen / ist vngefarlich drey oder vyer tag im selbigen Wirts hauff gewesen / hat daselbst angefangen zu Trummen vñ Pfeysen in der Stuben vnd allenthalbi im hauff man hat aber nichts sehen künden sonder so seltsam ding / der gleichen vor nie / gehört Es sind etlich abetwreter kummen vñ haben in wollen beschweren do hat der Teufel angefangen zu reden sie solt sein miessig ghen / Was sie in wollen besweren / sie seyn böser dan er / hat in gesagt was sie gethō vñnd gestolen haben. Zu letzt hat er so vil mit de wiert geredt er soll die mayd auß de hauff thō er well im sunst daß hauff verbrennen dann die mayd sey sein vñnd er soll uns mit auffhalten / do hat der wiert der mayd vñ larwō geben. Nach dem ist der Teufel hinweg gefaren hat zū wieder gesagt er soll sich dar zu rüsten er well im das hauff auff den geyenen Donnerstag in der Karwochen verbrennen. Darnach auff de Güenen Donnerstag ist die mayd auff ein ofengabel gefessen ist in einer halben stund zū meyl vñ Rotweyl gē Schilta in das wieder hauff auff ein herbaren gefaren / do ist der Teufel zū jr kummen hat ein hefelein gepriacht vñ zu jr gesagt sie soll das hefelein vmschütren so wer es gleich als bünnen / welchs so bald sie es gethō ist es als bünnen worden. In de ist sie hinweg gen Oberndorff gefaren da ist von stundan das

hauff angangen vñnd das ganz Stedlein biß ondte ey kleine hefflein vngefarlich in anderhalb stund gar verbunne Aber vber die drey heufflein / wie sie in der vericht bekennet / hat der Teufel kein gewalt gehabt. Die zway sind zwayer armen gesellen gewest vñnd das durt eines dabey die armen vñnd was sunst niemants hat wollen beherbergē / herbarg gehabt haben. Wie solchs beschehe hat mā nach jr greiffe sy gefellich angehen am Karfreitag zu Oberndorff. vñ daselbst am mōtag vor sanct Gōigē tag verbrent / vñ sechs vñ dieysig articel verlesē die sie in irer vericht bekennet hat / fast schendlich schröcklich vñ schedliche ding wie sie vrich vñnd laut verberde vñ schaden zugefügt hat Nichtzēht jar hat sie mit dem Teufel zugehalten vñnd ihr eygen murrer hat sie es selbst geleert.

Sölch erschricklich geschicht solt vns billich zuherzen ghen vñ zur besserung vnser lebens rayzen / in ein rechten glauben gegen Got vñnd theiger lieb gegen dem nechste zu wandlē / dieweil er vns vñnd vnser sünde willen so mit schröcklicher straff heym sucht / Darbey auch erlernē / wie vns Got imitten des vbel vñnd der straff behüten kan / wie er auch Daniel in murre der lewen vñnd die drey kinden im feurigen ofen vñnd erlegt behüt hat / damit wir auch in seiner forcht vñnd nach sanem wilsen wandlen / auff das er vns mit einseit in verachtung sonder behüt vns vor vbel vñnd verleych vns nach diesem leben das ewig Amen.

Steffan Hamer Buefmalet.

Nun folgt erneut Straßburg, mit „über 100“ Verbrennungen im Bistum. Die Kartothek enthält unter „Straßburg – Stadt – Elsaß, 1212–1661“ (laut dem polnischen Findbuch) 32 bzw. (tatsächlich) 35 Karten, unter „Straßburg – Bistum – Elsaß, 1515–1535“ jedoch nur eine. Doch unter den ersteren tauchen auch Verfahren im Bistum auf, mit teils sehr hohen Zahlen. Mit den 5000 Personen von Karte 1 im Bistum (1515–1535) sind offenbar die „mehr als fünf Tausend Personen“, 1615–1635 gemeint (Karten 3 und 4) – ein Fehler, den Wilhelm Glasenapp bei Hansen (1901) oder Stöber (1856/57) abgeschrieben hat (Karte 15).

Nach 1212 hatte es in Straßburg weitere Verbrennungen gegeben: 1349 waren es „900 Juden“ (Karte 8), 1458 „einige

Ketzer“ (Karte 9) und 1487 (Karte 13) gab es „90 Opfer“ – laut einer obskuren Quelle: der NS-Parteiideologe Alfred Rosenberg hatte in einer Erwiderngs-Hetzschrift gegen eine Stellungnahme der Kirche zu seinem berüchtigten Werk „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ den „ersten großen Brand nach Anlaß der Hexenbulle Innozenz VIII“ diesem Jahr zugeschrieben. Die Quelle benannte „Pa.“ (Prof. Dr. Wilhelm August Patin?) am 11.3.1936: „Rosenberg, Dunkelm., 62“.

Zu Karte 33 „Straßburg – Stadt – Elsaß“ liegen die Akten in Karlsruhe, der Beschuldigte hatte zuvor in Goldscheuer gelebt.

Es sind keinerlei Verfahren aus Kehl in der Hexenkartothek erwähnt, auch nicht in der einschlägigen Literatur. Ebenso liegen für Renchen keine Karten vor. Laut der Dissertation von Wolfgang Behringer (veröffentlicht in München 1987 unter dem Titel „Hexenverfolgung in Bayern“, siehe die hintere Umschlaginnenseite) sind dort 1540–1557 sowie 1632 Hexenprozesse geführt worden.

Zeitgleich mit dem Zeller Verfahren 1557 soll auch in Appenweier nun die Verfolgung angeblicher Hexen eingesetzt haben (laut Karte 2). Sie setzt auf jeden Fall 1569 ein. Im selben Jahr beginnt der Irrsinn am Sitz der Landvogtei, also auf der Burg in Ortenberg³⁷. 1572 geht es in Gengenbach los sowie in Harmersbach und Haslach. In Wolfach hatte es das erste Verfahren schon 1564 gegeben, 1575 folgt ein weiterer Prozess. Die alte Frau geht auf zwei Krücken, notiert der Bearbeiter vom SD. Das obere Kinzigtal folgt später, es beginnt 1581 in Schenkenzell gleich mit fünf Verhaftungen. Der erste Fall in Oberwolfach wird für 1581 angenommen.

In Offenburg wurde Ende August 1586 die „schwarze Else“ hingerichtet, danach war erst einmal längere Zeit Ruhe. Wohl auf Betreiben der Zünfte, der Rat würde zu milde gegen Zauberinnen vorgehen, musste Kaiser Rudolf II. 1599 die Stadt auffordern, endlich mit der Hexenjagd zu beginnen – was 1598 noch vereinzelt, aber dann in großem Umfang ab 1600 geschah.³⁸

Wenn man die Angaben auf den H-Karten mit den Erwähnungen bei Volk vergleicht, stellt man fest, dass viele Personen doppelt vorkommen, manche sogar vier- oder fünffach.

Und weil die – mehr oder weniger seriöse – Literatur großzügig verwertet wird, auch die namenlosen und summarischen Angaben³⁹, dürfte die Zahl der Hinrichtungen insgesamt unter 1000 liegen – doch auch das ist für die relativ kleine Region erschreckend viel.

1599 ist wieder ein furchtbares Jahr. Mitunter werden Ehepaare gemeinsam verbrannt, teils auch gleich mit Kind(ern), so

das Ehepaar Pfeifer in Appenweier. 1603 sind es dann noch mehr Opfer, 1610 „nur“ eine alte Frau in Gengenbach. Für 1612 gibt es keine Angabe, dafür sind es 1613 gleich wieder fast 30 Personen. Von 1614 bis 1626 sind es jährlich maximal 16, meist viel weniger. Der erste Höhepunkt der „Großen Welle“, die in der Forschung bekannt ist⁴⁰, fordert dann 1627 vor allem in Offenburg und Ortenberg fast 80 Opfer. 1628 sind es – nun auch in Bühl und Steinbach – etwa 150, einschließlich der in der Literatur Erwähnten. Noch schlimmer wird es 1629 mit etwa 170, die Zahl sinkt 1630 auf 65 Personen. 1631 läuft die Welle mit 85 Verfahren zunächst aus. Für 1632 sind nur 8 Personen genannt, davon eine doppelt: ein fast 100-Jähriger aus Haslach (Karten 4 und 43), dann ist zunächst Ruhe. Ein Fall in Zell 1635, danach geht es erst 1639 in vier Orten weiter. (Laut der Oberkircher Karte 2 war es dort „eine große Zahl“ „vor 1636“). Es folgen in Gengenbach 1640 18 Prozesse, alle mit Akten im Archiv, und vier in Wolfach, die der Chronist Disch berichtet. Für 1650 wird nur Zell genannt (12). Die Zahl sinkt zunächst auf jährlich ein bis drei, bis 1656. Über fünf Fälle in Ettenheim 1657 wird 1912 in der Ortenau berichtet, es folgt ein kranker Knabe aus Rust 1658, der in Straßburg in Einzelhaft gehalten wird. Die Daten zu den Opfern von 1659 scheinen wieder viele Übereinstimmungen zu haben, sodass es weniger als sieben sind, 1660 (?) betrifft es vor allem Gengenbach, beim Jahr war sich der SD nicht sicher. So wie bei der Frau aus Gamshurst, eine von 132 Karten in der Mappe 64, wo Levin 1937 keinen Ort anzugeben wusste. Dabei hätte er nur bei Volk aufmerksamer lesen müssen – oder die Karte von 1935 (Ortenberg 146).

Im Jahr 1661 ist sich der SD sicherer und nennt für Gengenbach 19 Akten in Karlsruhe, davon nur drei mit Fragezeichen. Nachdem es 1662 noch drei Prozesse gibt, folgen 1664, 1665 und 1667 je einer. Nach einer Pause gibt Disch für Wolfach/Oberwolfach 1672 eine Frau an, es folgen 1674 in Harmersbach, 1676 und 1680 in Alpirsbach je eine – letztere eine Zaubererin in Zell. Gengenbach verfolgt 1681/82 noch fünf Personen, aus Ettenheim wird ein Zickenkrieg gemeldet – zwei Frauen beschuldigen sich gegenseitig, nachdem eine vom Pferd gefallen war.

Nach einer langen Pause, man könnte schon annehmen, es sei endlich vorbei, nennt Disch für Wolfach noch zwei Opfer: 1738 wird eine Frau aus Loßburg in Alpirsbach verurteilt, und 1744 wird ein Schneider „bey der Halbmeil“ in Wolfach (Karte 14) das letzte Opfer des Hexenwahns in der Ortenau. Wenn man den Angaben von Himmlers Sicherheitsdienst glauben will.

Kleines Nachspiel 1944

Zwar hatten die umfangreichen Forschungen kein verwertbares Ergebnis gebracht, nicht einmal die literarische Verwertung kam zustande, die 1943 mit dem SS-eigenen Nordland Verlag geplant worden war.⁴¹ Aber das H-Thema beschäftigte Himmler nach wie vor. Von März bis Juni 1944 verlangte der Persönliche Stab Himmlers – von der Feldkommandostelle aus – von mehreren Stellen Nachforschungen zu einer „fliegenartigen Seuchenhexe Nasav“. So heiße eine Dämonin in der Lehre Zarathustras. Von einem Professor aus Köln habe der Reichsarzt SS und Polizei erfahren, dass sich diese Dämonin „in Gestalt einer Fliege alsbald auf die Leichen setzt und die Fäulnis bewirkt“. Nun wurden hierzu Quellen gesucht und auch die Bibel bemüht (2. Könige 1, 2 ff.). Die Nachforschungen verzögerten sich, weil im zerstörten Berlin „die meisten einschlägigen Büchereien geschlossen“ waren. Eine Klärung dieser sicher nicht kriegswichtigen Frage kam offenbar nicht mehr zustande. Sie ist jedenfalls nicht aus den Akten ersichtlich⁴².

*

Die ganzen Angaben in der Hexenkartothek sind Anhaltspunkte, um weiterzuforschen, zum Beispiel zu einzelnen Orten. Immerhin kam durch die vielleicht 20 SS-Männer eine einigermaßen nützliche Gesamtübersicht auch für die Ortenau zustande; sie hatten eine angenehme und interessante Beschäftigung – und mussten oder wollten sich so lange nicht am Vernichtungskrieg beteiligen.

Vollständige Dokumentation des Hexen-Grundbuches der Ortenau:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de/quellenedition/>

Abkürzungsverzeichnis

*	schlecht lesbar (Handschrift)
#	Supplikationsschrift des Mannes (um Freilassung seiner Frau)
+	diverse Zusätze auf der Karte
AH	Akten-Hinweis (auf Vordruck SD 137)
AK	Aktenauszüge (Generallandesarchiv) Karlsruhe, (Nr.) [die Exzerpte der Bearbeiter aus Berlin – siehe R 587656 u. a.]
AOF	Akten Ortenau, Fasz. Nr. (im GLA)
Aufschl.	[Johann Friedrich] Aufschlager, Geschichte des Elsaß, Seite
AÜ	Auszüge Überlingen, 49
BP	Büchel Protokollsammlung, Nr. (...)



Die Broschüre aus Radolfzell, 1936 – Deckblatt NS-gerechte Verarbeitung eines Zeller Frauenschicksals: Die Hexe Anna Schütterlin. Quelle: Sammlung Flechtmann

- Burkart Martin Burkart, Hexen und Hexenprozesse in Baden, Durmersheim 2009 (gemeint ist die Markgrafschaft)
- CH Chronik des Heinrich Hug von Villingen, 110
- Chr. Die Chroniken der oberrheinischen Städte, hg. von der Hist. Kommission der Academie der Wissenschaften Leipzig 1871 II,1020
- DB Denkschrift des Stadtschreibers Marquart Binger zu Dornstetten
- Di. Franz Disch, Chronik der Stadt Wolfach, (...)
- Die Hexe Die Hexe Anna Schütterlin, ein Beitrag zur Sittengeschichte aus düsterer Zeit, Ratsprotokollen der Stadt Offenburg entnommen aus dem Jahre 1557. Aufgezeichnet v. Bürgerm. Franz Volk im J. 1882, frei gestaltet v. Gustav Lassen, Heim-Verlag Adolf Dressler, Radolfzell/Bodensee 1836
- DS Dr. Sauter, Pfarrer, Zur Hexenbulle 1484, Ulm 1884, 49, Anm. 1
- Fehr Hans Fehr, Massenkunst im 16. Jahrhundert, Berlin 1924, 94
- FM Michael Freud, Glarinus*-Fragen von Prozessen wider die Hexen (...), Güstrow 1667, Seite (Straßburg/Pommern?)
- GLA (55) Prozessakte in: G. A. Karlsruhe
- Glas. Wilhelm Glasenapp, Die Sünden Roms [Bilder aus der Geschichte der katholischen Kirche, Leipzig 1925]
- Gra. F. Granes*, Erasmus von Rotterdam. In: Zs. f. württ. Landesgeschichte, N.F., II. Jg. 1928, 215
- GStA [Preußisches] Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, Rep. 92 Fasz. Nr. 63
- H. Hinrichtung am ...
- Hansen Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns, Bonn 1901, 612, nach ... (s. ZC)
- Hel. K. Hellinger, Die Carolina und die Hexenverfolgung in Gengenbach. In: Archiv für Strafrecht und Strafprozeß, Bd. 59, 1912, (...)
- Hex. Der Hexenhammer, deutsch von J.H.R. Schmidt, Berlin 1923, Teil II
- HN Handschriften Neue Nr.
- HV 33 U. A. 33/25. Harmersbach. Verbrechen (1573, 2.9.)
- HV 30 U. A. 30/108. Harmersbach. Verbrechen (1575, 15.4.)
- Ja. Janssen, Geschichte des dt. Volkes, Freiburg 1894, Band
- König Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse (...). Ein Volksbuch von B. Emil König, Berlin 1930. Die Erstausgabe dieses eigenartigen Werks erschien bereits 1892 in Rudolstadt, im selben Verlag (Bock).
- Ko. Josef Kohler, Die Carolina in den freien Reichsstädten Offenburg und Zell am H., in: Archiv für Strafrecht (...) 1912
- KP GA Karlsruhe, Protokollsammlung Nr.
- Lä. Georg Längin, Religion und Hexenprozeß. (...) Leipzig 1888
- Le. [Carl] Lempens, Geschichte d[er] H[exen] u[nd] H[exen]pr[o]zesse], 1. Teil [Es konnte nicht geklärt werden, welche Ausgabe genutzt wurde: es war weder die mit 127 Seiten von etwa 1880 noch die von etwa 1935 mit 319 Seiten. Aber Lempens hat offenkundig ebenfalls nur Franz Volks Arbeit über „das kleine Nest Offenburg“ verarbeitet.]
- Mal. Malefizgericht
- MA Malefizgericht Appenweiler
- Mi. Mischeder*, Theatrum tragicum
- MO Malefizgericht Oberkirch

- MT Malachius Tschamser, Annales oder Jahrgeschichten der Baarfüseren oder Minderen Brüder S. Franc. Ord. zu Thann, Kolmar 1864, II, 248. (Vgl. Anm. 231)
- n. nach
- OH Oberkircher Hexenprozeß-Buch, Handschriften Nr. 1849. (Zum Jahr 1631 siehe die chronol. Übersicht.)
- o.Q. keine Quelle angegeben in Feld 31 oder 53.
- Ort. Die Ortenau, Heft/Jg.
- Ort. 3 Josef Rest, Ettenheimer Hexenprozesse im 17. Jahrhundert (1912), 38–56
- Ort. 5 Ludwig Lauppe, Hexenverfolgung im ehemaligen hanau-lichtenbergischen Amte Lichtenau (1914), 106
- Ort. 8 Max Mayer, Hexenverbrennungen in Schiltach (1921), 71–73
- Ort. 11 Franz Rösch, Renchtäler Hexenprozesse (1924), 31–38.
- Ort. 17 Adolf Ludwig, Die Malefikantenpredigt. Nachklänge zu einem Hexenprozeß in Lahr im Jahr 1655 (1930), 107–123.
- Ort. 27 Otto Göller, Hexen in Haslach und Umgebung, 79–85. (Über die Klosterbaurechnungen 1615–1638 im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen: ein Zehntel des Vermögens der hingerichteten Hexen wurde für den Bau des Klosters angespart, die Unterlagen wurden vom Oberamtmann Simon Finckh geführt.)
- Pol. H. Pollack, Mitteilungen über den Hexenprozeß in Deutschland, insbesondere über verschiedene westphälische Hexenprozeßakten, Berlin 1886
- PP Protokolle 1579 – 82 – 85, Protokollsammlung Nr. 6990
- Pr. Protokollsammlung Nr. 6989 bis 6992, Kinzigtal 1575–1596 (im GLA)
- Rapp Alfred Rapp, Scheiterhaufen am Oberrhein = Alemannisches Volk, Beil. z. Bodensee-Rundschau 3. Jg. Nr. 12 (1935)
- Reuss [Rudolphe] Reuss, La Sorcellerie au 16. et au 17. siècle (...), Paris 1871
- Ros. Rosenberg, Dunkelm. [= Alfred Rosenberg, An die Dunkelmänner unserer Zeit: eine Antwort auf die Angriffe gegen den „Mythus des 20. Jahrhunderts“, München 1935]
- Sa. J.G. Sauter, Zur Hexenbulle 1484. Die Hexerei mit besonderer Berücksichtigung Oberschwabens. Eine culturhistorische Studie, Ulm 1884
- Sch. Dr. Heinrich Schreiber, die Hexenprozesse zu Freiburg i.Br., Offenburg i.d. Ortenau und Bräunlingen (...), Freiburg 1836
- Schn. Schneegans, Straßburger Geschichten und Sagen
- SH I/II Soldan/Heppe [Geschichte der Hexenprozesse], 1./2. Band, n.[eue] A.[usgabe] (o.J.), Seite [neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer, 1911]
- SP Steinbach Malefiz-Prot. (Nr.)
- Stö. Stöber, Hexenproz. i. Elsaß 306 /Alsatia 1856/57, 305
- StS (Prozessakte in:) Staatsarchiv Stuttgart
- UP Unser Pommerland, Jg.
- UU Urpheidt und Urgichtbuch der Stadt Gengenbach de annis 1598–1612 im GLA, Kopiaibuch 1673
- verh. verhaftet am
- Volk Franz Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg, Lahr 1882
- v. vor

w	weiland (= des ehemaligen)
Wä.	Carl Georg [von] Wächter, Beiträge zur dt. Geschichte, insbes. zur Gesch. des dt. Strafrechts, Tübingen 1845
Wal.	Bernhard Waldschmidt, Hexen- und Gespenst-Predigten, Benthirt* 1660
WF	Wilhelm Fischer, Geschichte der Buhlteufel und Dämonen, Stuttgart o.J. (um 1908), 82
ZC	Zimmersche Chronik ed. Barak III, 1

Anmerkungen

- 1 Gerhard Schormann: Hexenprozesse in Deutschland, Tübingen 1981, 6. Beschreibung der Sammlung auf 8–15
- 2 Günther Franz, im Krieg an der Universität Straßburg, „Das Geschichtsbild des Nationalsozialismus und die deutschen Geschichtswissenschaften“, Göttingen/Zürich 1981, zitiert nach Wolfgang Behringer, in: Sönke Lorenz u. a., (Hg.), Himmlers Hexenkartothek, Das Interesse des Nationalsozialismus an der Hexenverfolgung, Bielefeld 2000, 133
- 3 Franz Helbing: Die Tortur. Geschichte der Folter im Kriminalverfahren aller Zeiten und Völker, Berlin 1926. Details bei Klaus Graf, in: Himmlers Hexenkartothek (Anm. 2), 35 f. – Die Leseliste hat Himmler nur von 1918 bis 1933 geführt; vgl. Josef Ackermann: Himmler als Ideologe, Göttingen 1970. Dort ist als Dokument 1 im Anhang ein Auszug abgebildet, teilweise stenografiert.
- 4 Friederike Müller-Reimerdes: Der christliche Hexenwahn, Gedanken zum religiösen Freiheitskampf der deutschen Frau. Vgl. dazu Wolfgang Behringer, in: Lorenz/Schmidt: Wider alle Hexerei und Teufelswerk, Ostfildern 2004, 560
- 5 Sie hatte es noch weiter gefasst: „Blonde Frauen und Mütter, die Trägerinnen nordischen Rasseerbguts“, seien von der Kirche systematisch ausgerottet worden. (Müller-Reimerdes, 7 f.)
- 6 Als Beispiel dafür ein Zitat aus einer Rede in Berlin, am 9.6.1942: „Wir werden mit dem Christentum in noch stärkerer Weise als bisher fertig werden müssen. Mit diesem Christentum, dieser größten Pest, die uns in der Geschichte anfallen konnte, die uns für jede Auseinandersetzung schwach gemacht hat, müssen wir fertig werden.“ Bradley F. Smith/Agnes F. Peterson (Hrsg.): Heinrich Himmler – Geheimreden 1933 bis 1945 und andere Ansprachen, Ffm u. a. 1974, 159
- 7 Verbrennung einer Margareth Himbler 1629 in Mergentheim, erst 1938 von SS-Hauptscharführer Wenzel „entdeckt“. Vgl. Jörg Rudolph, in: Himmlers Hexenkartothek (Anm. 2), 52 f.
- 8 Nicht nur für das H-Projekt, sondern für die gesamte „Gegnerbeobachtung“. Daraus wurden dann laufend Berichte, aber auch Schulungsbroschüren und Leithefte erstellt.
- 9 Vgl. Werner Schroeder: Die Bibliotheken des RSHA: Aufbau und Verbleib, Vortrag Weimar 2003 (http://www.initiativefortbildung.de/pdf/provenienz_schroeder.pdf, Abruf 30.7.2015)
- 10 Dort lagen die Bücher zur Anthroposophie. Vgl. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BAL), R 58/7372
- 11 Einer seiner Forscherkollegen, Dr. Ernst Merkel, war 1942 Soldat und schrieb an Levin „solltest Du je einmal Soldat werden, aber das wird ja nie kommen“, was diesen so empörte, dass er eine Rücknahme dieser „flegelhaften und unverschämten“ Formulierung forderte (Briefe vom 24.4. und 29.4.1942: BAL, R 58/7390, 1280ff). Levin war vermutlich mindestens bis Oktober 1944 in Schlesiersee; laut einem Befehl des Amtschefs Dittel vom 15.8.1944 sollte er bis zum 17. Oktober die Neuauflage eines Buches über die „Freimaurerfrage“ vorantreiben. – Dank an Gerd Simon für diesen Hinweis.
- 12 Details im Kriegstagebuch der Dienststelle Schlesiersee, ab dem 20. Januar bis zur Rückkehr aller Mitarbeiter nach Berlin am 17. Februar 1945 (BAL, R 58/1044). – Dr. Levin kommt hier nicht mehr vor.

- 13 Achim Baumgarten, Hexenprozessforschung im Bundesarchiv, Mitteilungen aus dem Bundesarchiv, Heft 2/1994, 75–83. Neben Staats- und Stadtarchiven (in Baden nur Freiburg, Konstanz, Meersburg und Überlingen) wurden auch Adels- und Universitätsarchive sowie sechs kirchliche Archive ausgewertet, ferner elf Bibliotheken und drei Museen.
- 14 Siehe die Karteikarte im BAL, R 58/9773, 3744
- 15 Siehe den Beitrag von Klaus Graf: Eine von Himmler angeregte antikirchliche Kampfschrift Arnold Ruges (1881–1945) über die Hexenprozesse (1936), in: Himmlers Hexenkartothek (Anm. 2), 35–45
- 16 BAL, R 58/1043, 5
- 17 Die 520 Seiten liegen verfilmt im Bundesarchiv, R 58/6647
- 18 Siehe dazu Jörg Rudolph, Hexenkartothek (Anm. 2), 80f. Die erste Karteikarte wurde am 12.8.1935 ausgefüllt, die letzten im Januar 1944. Doch die Beschäftigung mit dem Thema ging noch weiter – bis zur Weisung Himmlers am 16.12.1944 über das Einstellen jedweder Sippenforschung, dies betraf hier die Vorfahren des Attentäters Stauffenberg. (Jörg Rudolph, ebd., 94)
- 19 In Feld 21 sollte die „Rasse“ der beschuldigten Person angegeben werden, danach die „Stellung zur Kirche“. Weitere Rubriken sollten offensichtlich Argumente gegen die Kirchen liefern (44f., 48, 52). Vgl. auch die Felder 13–15 und 38–41.
- 20 Sie sind wie erwähnt im verfilmten Bestand erhalten, aber schwer lesbar.
- 21 Am 3. August 1937. BAL, R 58/1043, Bl. 5f.: Richtlinien für die H-Arbeit.
- 22 Gerhard Schormann: Wie entstand die Kartothek, und wem war sie bekannt? in: Himmlers Hexenkartothek (Anm. 2), 135
- 23 Ernst Merkel wurde 1939 an der Universität Gießen promoviert mit „Der Teufel in hessischen Hexenprozessen“; Levin versuchte wegen der angeordneten Geheimhaltung die Veröffentlichung der Dissertation zu vereiteln. Siehe im BAL: R 58/7390. Etwa 1940 hatte Merkel eine „Disposition der Arbeit“ „Die germanischen Grundlagen des Hexenwahnnes“ erstellt mit allerhand abstrusen Angaben, etwa über „germanische Magie“. (R 58/9713)
- 24 BAL, R 58/9764, Bl. 3
- 25 BAL, R 58/7380, Bl. 1408
- 26 Die Gemeinde Ortenburg im Kreis Passau hat heute knapp 7000 Einwohner und liegt an der Wolfach, es gibt dort ein Schloss Ortenburg und – wie in Wolfach an der Kinzig – Ritterspiele.
- 27 Katarzyna Leszczynska: Hexen und Germanen – Das Interesse des Nationalsozialismus an der Geschichte der Hexenverfolgungen, Bielefeld 2009. Hier 58, 66 und 88.
- 28 „Über den Stand der H-Arbeiten des Schriftstellers Blank und über die befohlenen H-Filmfäden (...) werde ich demnächst berichten“, schrieb SS-Gruppenführer Ernst Kaltenbrunner, der Chef des RSHA, an Himmler am 18. Juni 1943. BAL, NS 19/2963
- 29 Er hatte dem Kreis um Otto Strasser angehört. Genauer bei Jörg Rudolph: Himmlers Hexenkartothek, 90ff.
- 30 So waren es bis zum 20.12.1936 1884 Einhänger, 9654 neue H-Blätter. Bis zum 13.12.1943 wurden 3670 Einhänger gezählt mit 33802 H-Blättern. (BAL, R 58/9713)
- 31 Levin war seit dem Sommersemester 1940 auch Lehrkraft an der von Prof. Dr. Six aufgebauten „Auslandswissenschaftlichen Fakultät“ der Universität Berlin, im Seminar für Außenpolitik und Auslandskunde (Lebenslauf in R 58/7219, 143)
- 32 BAL, R 58/7219
- 33 Er war allerdings einer der 19 von rund 150 neuen Sturmabführern, die von Himmler weder den Ehrendegen noch den Totenkopfring verliehen bekommen hatten und auch keinerlei Kriegsorden trugen; auch einen weiteren Dienstgrad (Wehrmacht, Waffen-SS, Polizei) besaß er nicht. (Dienstaltersliste der Schutzstaffel der NSDAP, Stand vom 1. Oktober 1944, Nr. 3086)
- 34 Mail der Tochter Imke Döring vom 22.7.2015 an den Verfasser.
- 35 Das „alte Bisthum Straßburg“ hatte bis 1802 außer den linksrheinischen Landkapiteln auch drei rechtsrheinische: Lahr, Offenburg und Ottersweier, mit den Klöstern Ettenheimmünster, Gengenbach, Schuttern und Allerheiligen. Vgl. Karl Hanß: Geschichte der Ortenau, Band 1, Offenburg 1995, 65ff. – Zudem besaß der Bischof von Straßburg Ländereien in der Ortenau.
- 36 B.[runo] Emil König: Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse und der Auto da fés (...), Berlin-Schöneberg o.J., 1930. Im 117. bis 122. Tausend, 811 Seiten

- 37 Zu den vier Landvogtei-Gerichtsorten – Ortenberg, Achern, Appenweier und Griesheim – sowie ihren Zuständigkeiten siehe Karl Hanß: Geschichte der Ortenau, Band 1, Seite 140. Vgl. dort den Bericht auf 176 (Quelle 53).
- 38 Vgl. Peter Oestmann: Hexenprozesse am Reichskammergericht, Köln u. a. 1997, 459. Der Autor beschreibt sämtliche Offenburger Verfahren, die in Speyer angestrengt wurden (sechs Akten im GLA, es gibt weitere sieben). Siehe auch den Beitrag des Autors im 75. Jahresband der Ortenau (1995), 179–220
- 39 So die ersten 57 Offenburger Karten – ein Viertel der Gesamtmenge. Man kann sie über das Sterbedatum zuordnen.
- 40 1627–1631 sind es hier rund 550 Personen.
- 41 Himmler wollte „eine ganze Menge kleinerer H-Geschichten“ mit je 60 bis 100 Seiten. Einzelheiten in der Korrespondenz des SS-Gruppenführers Kaltenbrunner mit Himmlers Persönlichem Stab im Juni 1943. (BAL, NS 19/2963)
- 42 BAL, NS 19/3103

Ein Hexenprozess im Peterstal 1656

Martin Ruch

Ein ergänzender Nachtrag zu Frank Flechtmanns Hexen-Grundbuch in der diesjährigen Ortenau: Das ehemalige Amt Oberkirch des Hochstifts Straßburg war von 1604 bis 1635 und von 1649 bis 1665 an Württemberg verpfändet, bis es der Straßburger Bischof wieder einlösen konnte. Im Hauptstaatsarchiv Stuttgart sind daher auch Akten im Bestand A 404 abgelegt, die diese Zeit unter dem württembergischen Regenten betreffen. Ein wesentlicher Unterschied in der Herrschaft war die Konfession, denn unter dem katholischen Bischof als Landesherr galten andere Regeln als unter dem protestantischen Herzog. Aber was den Umgang mit „Hexen“ betrifft, war auch unter ihm diese Epoche rigoros, wie der folgende Protokolleintrag erweist:

„Prozeß gegen Lucia, Hannes Küenlins Wittib ausm Petersthal, peinlich beklagte, dieweil sie mit dem hochsträflich und abscheulichen Laster der Hexerei behaftet und hingegen sich mit dem bösen Feind gegeben oder ihrem Buelen, namens Caspar, teuflischer vermischen und Unzucht getrieben, ihren Enkel durch beigezauberte Meiß, welche es an die Füß gebissen, dergestalten vergüftet, daß ihm der Leib aufgeschwollen und zersprungen, also armselig gestorben; wie auch übrige beede Enkel auf gleiche Weis hinzurichten und zu töten unterfangen; nicht weniger an unterschiedlichen Orten dem Vieh Schaden zugefügt; zumahlen hin und her uf den Hexentänzen in 30 Jahr her in Zauberei gedient, als ist uf solch öffentlich beschehene criminalistische Anklag sowohl auf ihr der peinlich beklagten nach selbst eigenem bekantnus ... durch die Malefizrichter mit einhelligem Urteil zu Recht erkannt ... erstlich mit dem Schwert vom Leben zu Tod gerichtet, alsdann Haupt und Körper uf den Scheiterhaufen geworfen und zu Äschen verbrennt, nachgehend die Äschen in der Erden begraben werden solle.“¹

Anmerkungen

1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 404 Bü 18 /13: 1656



Eine Hexe im Bann des Marketings

Winfried Köninger

„Kappel ist die Hex, und die Hex ist Kappel“, so ein Zitat von Kappelrodecks Bürgermeister Stefan Hattenbach vor den Mitgliedern des Winzerkeller Hex vom Dasenstein. „Kappelrodeck, die Heimat der Hex vom Dasenstein“, lautet einer der Kappler Werbeslogans, und schließlich: „Ludder Kappler Hexe“, ist der bekannte Schlachtruf anlässlich der fünften Jahreszeit in der Faschnachts-Hochburg Kappelrodeck. Das sind nur einige Beispiele dafür, welchen regionaltypischen Stellenwert die Sagengestalt „Hexe“ im Achertal einnimmt. Dabei hat die eine Hexe – Wein – mit der anderen, der fasnächtlichen Hexe, gar nichts zu tun.

Die wechselvolle und interessante Geschichte im Erscheinungsbild der „Hex vom Dasenstein“ steht im Folgenden im Mittelpunkt meiner Betrachtungen. Zunächst gilt es doch den Urheber des Namens „Hex vom Dasenstein“ für den Kappler Wein zu würdigen. Es war der erste Vorsitzende der 1934 gegründeten Kappelrodecker Winzergenossenschaft, Hermann Jülg vom Freiamt, der nach der Genossenschaftsgründung die geniale Marketing-Idee hatte, aus der Sage der Hex vom Dasenstein heraus den hiesigen Weinen einen Namen zu geben. Er hat sich einem weiteren „Namenspfund“ in der Gemeinde, dem „Schloss Rodeck“, das als Namensgeber analog dem französischen „Chateau“ ebenfalls im Gespräch war, nicht gebeugt und schuf mit der „Hex vom Dasenstein“ etwas, was man heute als Name mit einem hohen „Alleinstellungsmerkmal“ bezeichnet. Der legendäre Name „Hex vom Dasenstein“ war geboren und dafür sind ihm die nachfolgenden Generationen ewig dankbar.

Die Sage ist recht kurz und wurde von der Kappler Heimatdichterin Elise Vogt treffend in folgenden Reim gestellt:

*Auf Rodeck litt vor langer Zeit,
ein Burgfräulein viel Herzeleid.
Es liebte einen Bauernknab',
drum jagt' der Ritter es hinab.*

*Die Arme haust im Dasenstein
und pflanzte ringsumher sich Wein.
Doch als sie hässlich war und alt
Man eine Hexe sie gar schalt.*

*Drum übte sie manch tollen Streich,
beim Dasenstein im Rebbereich.
Und hauste in dem Felsenloch
Nach vielen Jahren immer noch.*

*Der Wein von dort nach ihr genannt,
ist heut bekannt im ganzen Land.
Das ist die „HEX VOM DASENSTEIN“.
Ein köstlicher Burgunderwein.*

*Er hat 'ne Hexe, sagt man wohl,
trinkt einer mehr noch als er soll.
So herrscht die „HEX VOM DASENSTEIN“
auch heute noch im Kappler Wein.*

*Heimatlidhterin
Elise Vogt*

Der Dasenstein selbst ist eine markante Granitfelsgruppe auf der gegenüberliegenden Talseite von Schloss Rodeck. Vor der Namensgebung zur Hex war der Dasenstein im Tal eher unscheinbar und auch unterschätzt. Nur unter Protest konnte z. B. um 1900 verhindert werden, dass das Felsmassiv nicht einem Steinbruch zum Opfer fiel. Es waren dann Kappelrodecker Gastwirte, die in den 1930er-Jahren als erste den „touristischen Wert“ dieses mächtigen Felsen erkannten, und einen bequemen Zugang zum oberen Hof des Dasensteins schufen.

Nach 1960 hat dann die Winzergenossenschaft Kappelrodeck den Felsen „an sich gerissen“ und unter handwerklicher Vorarbeit von Steinmetz Emil Bürck (ich war u. a. sein Adjutant) den Dasensteinbereich so schön hergerichtet, wie wir ihn heute kennen. Er wurde nun zu einer der touristischen Attraktionen und ein äußerst beliebtes Naherholungsgebiet für die Gemeinde. Bis heute kümmert sich eine Gruppe aus Kappel unter Ehrenkellermeister Robert Schnurr um die Pflege und Instandhaltung dieses wertvollen Kleinodes. Zusammen mit der anfänglich im Bau nicht ganz unumstrittenen Rasthütte, die nach dem Jahr 2000 gebaut wurde, dient der Dasensteinbereich immer mehr als weiteres „Wohnzimmer“ für den Winzerkeller. Die Umgebung des Dasensteines ist auch Mittelpunkt des 1984 eröffneten Weinlehrpfades und bietet einen grandiosen Ausblick ins Tal und gen Westen zu den Vogesen. Bei guter Fernsicht ist auch das Straßburger Münster sehr gut auszumachen.

Die Geschichte um den Wein „Hex vom Dasenstein“ begann noch vor dem 2. Weltkrieg. Hermann Jülk fand im Kap-

pelrodecker Bürger und Gewerbeschullehrer Falk den ersten Meister für die Gestaltung eines Etikettes. Er war es, der der Hexe nicht nur den dazugehörenden Besen verpasste, sondern „er setzte sie auch noch auf einen Gaisbock“. Warum gerade auf einen Gaisbock, lässt sich allenfalls aus Goethes Faust ableiten:

*Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock,
Es farzt die Hex, es stinkt der Bock.*

In einer gelungenen Nachbildung lässt sich das erste „Exemplar“ wiedererkennen.



Die Nachbildung des ersten Etikettes der Hex vom Dasenstein aus der Zeit nach der Genossenschaftsgründung 1934



Im ersten Nachkriegs-Winzerumzug 1948 erkennt man die von Lehrer Falk gestaltete erste Hex vom Dasenstein auf dem Fassboden

Ein Bild zeigt auch einen Motivwagen des ersten Nachkriegs-Winzerfestes mit Umzug im Jahr 1948, mit dieser von Lehrer Falk gestalteten ersten „Hex vom Dasenstein“ auf einem großen Fassboden.

Große Wegbereiter, die den Weg der „Hex“ zu einem der berühmtesten deutschen Spätburgunder Rotweine begründeten, waren der erste Nachkriegs-Geschäftsführer Erich Königer (1947–1978) und der legendäre „Hexenmeister“ Franz Schneider, der vom Gründerjahr 1934 bis 1974 als Kellermeister die Verantwortung im Keller hatte, und die „Hex vom Dasenstein“ über die Qualität zum Inbegriff für große Badische Rotweine machte.

1953 wurde das Erscheinungsbild der Hex zu dem, wie wir dies heute noch kennen. Sie folgte einem ersten Marketing-Trend! Erich Königer beauftragte den Pfälzer Bildhauer und Etiketten-Gestalter Roderich Trippel, einem Verwandten des früheren Bühler Landrates, Erwin Trippel, mit der Umgestaltung des bisherigen Hexenetikettes. Das Etikett mit dem roten Erscheinungsbild mit dem gewellten Rand bekam einen hohen Wiedererkennungswert. Der Künstler zeigt eine modifizierte, reitende Hex vor dem Dasenstein mit der Sonne im Hintergrund, die Jahreszahl der ersten urkundlichen Erwähnung



1356 von Kappel(rodeck), und die kleine Kapelle „Cappel unter Rodeck“ am rechten unteren Rand, die Namensgeberin zum heutigen Kappelrodeck.

Dieses Hexenetikett war einmalig in der deutschen Etiketten-Landschaft. Es hatte einen sehr hohen Wiedererkennungswert. 40 Jahre galt es als Symbol für den Kappler Spätburgunder Rotwein. Aber es kam in die Jahre! Marketing-Fachleute behaupteten, es sei überladen und altmodisch. Vielleicht sind das die gleichen Strategen, die z.B. das angeblich verstaubte Erscheinungsbild des Rothaus-Bier-Etikettes mit der Trachtenfrau als Kult-Etikett in den Himmel heben? Dieser besagte hohe Wiedererkennungswert war aber z.B. für Kunden aus Handel oder Gastronomie in der Ferne, wie in Norddeutschland oder Bayern, allerdings weniger greifbar im Vergleich zum etablierten regionalen Weinkunden, der die Hexe noch nie anders kannte. Im Regal war für den Einheimischen die Hexe von Weitem leicht wahrnehmbar. Der Markt hat sich aber zwischenzeitlich geändert, neue Regionen wurden erschlossen, der Direktverkauf bekam Unterstützung durch den Regalverkauf im gesamten Bundesgebiet. Plötzlich war die Attraktivität eines Erscheinungsbildes, das für Kunden, die auch mit dem Auge kaufen, mehr gefragt. Die Hexe wollte modernisiert werden.

Dieses Etikett war jahrzehntlang das „Gesicht des Kappler Weines“

Der erste Weg einer moderneren Darstellung des Hexenweines. Die „alte Hex“ wurde erstmals „aufgemotzt“



Dem Druck beugte sich der Winzerkeller Anfang der 1990er-Jahre und dann noch einmal Ende des Jahrzehntes. Man „verschlankte“ die Hex, man erneuerte den Schriftzug und schuf zeitgemäßere Hintergrundfarben und holte etwas „Schnörkel“ aus dem Gesamtbild. Die Hex auf dem Gaisbock mit dem Dasenstein im Hintergrund blieb wie gehabt. Zeitgleich firmierte die Winzergenossenschaft Kappelrodeck in „Winzerkeller Hex vom Dasenstein“ um. Die Hex war von nun an auch noch namensgebend für die Kooperative. In einem zweiten Schritt wurde die Hex nochmals verkleinert und mit einer Raute umgeben. Eigentlich war es weder Fisch noch Fleisch. Man operierte nach dem Spruch „Wasch mich, aber mach mich nicht nass“. Dieses Etikett war nur von relativ kurzer Dauer, wie wir nachher noch erfahren werden.

Aber zwischenzeitlich erlebte die alte Hex noch einige Turbulenzen. Mit der Neufassung des deutschen Weinrechtes im Jahre 1971 war auch eine Bereinigung der deutschen Weinlagen-Landschaft verbunden. Das traf auch die Kappelrodecker Weine. Bis dahin bewährte Lagennamen wie Kappelberg, Besenstiel, Weinhalde, Mittelberg, Hundberg, Blosenkopf und weitere mussten von der Weinlagen-Landschaft verschwinden. Eine Konzentration der Einzellagen war angesagt. Wenn möglich, je Lage um die 100 ha. „Hex vom Dasenstein“ war bislang eine Markenbezeichnung nur für die Rotweine. Kappelrodeck hat sich nun für den gesamten Erfassungsbereich der Winzergenos-

Die „modifizierte“ Version des Hexenetikettes aus dem Jahr 1999



senschaft auf die Lage „Hex vom Dasenstein“ geeinigt und hat dies so auch behördlich genehmigt bekommen. Aber mit der Konsequenz, dass nicht wie bisher, nur die Rotweine als „Hex vom Dasenstein“ bezeichnet werden durften, sondern von nun an auch für die gesamte Weißweinpalette diese Lagenbezeichnung führte. Das passte anfänglich überhaupt nicht in die Landschaft. Hex und Weißwein? Das war ein Eingriff. Aber daran konnte man sich gewöhnen, der Attraktivität des Namens tat dies in keinster Weise einen Abbruch. „Hex vom Dasenstein“ war weiterhin nicht der Inbegriff einer großen Lage, sondern eine Marke, ja, es war schon Kult. Gewöhnungsbedürftig war eher der nun pflichtgemäße Zusatz einer Ortsbezeichnung im Zusammenhang mit einer Lage. „Kappelrodecker“ musste nun dem Lagennamen „Hex vom Dasenstein“ vorangestellt werden. Das war schon eher umständlich, ungewohnt und unnötig; ähnlich wäre es, wenn man z. B. plötzlich den Mummelsee mit dem Zusatz „Seebacher Mummelsee“ bezeichnen müsste. Kappelrodeck hatte als Ortsname nicht den Ruf und Klang wie die viel bekannteren Ortsweine zum Beispiel des „Waldulmers“ oder des „Durbachers“. Aber damit konnte jeder Kappelrodecker leben, hatten die doch ihre Hex. Waldulm warf zu jener Zeit, als die Hex an Image gewaltig zulegte, immer einen neidischen Blick in Richtung Dasenstein, obwohl mit dem „Waldulmer“ der schon immer bekanntere Namen unter den Rotweinen in der Weinlandschaft existierte. Die Verantwortlichen in Waldulm überlegten damals, ob nicht der adäquate Namen zur Hex, die Bezeichnung „Teufelsteiner“, das künftige Waldulmer Etikett zieren sollte. Ich denke, sie waren gut beraten, dies nicht zu tun.

Etwas Atemberaubendes erlebte die Hex im Jahre 1996. Martin Bruder in Kappel, besser als „Buchbinder“ bekannt, hatte gute Kontakte zum Straßburger Künstler mit Weltruf, Tomi Ungerer. Er gab ihm ein paar Stichworte zur Hex und spontan schuf dieser die „Ungerer Hex“. Die Hex erlangte fortan eine überregionale Bedeutung mit hohem Imagegewinn. Die lokalen Gemüter erregten sich aber so derart, wie das die Hex noch nie erlebte. Ungerers Zeichnungen sind stets aus dem „prallen Leben“. Er verschließt sich dem Milieu ebenso wenig, wie er seine Heimat nie vergessen hat. Den Kapplern schuf er eine phantasievoll erotische Hex, die auf einem Holzfass reitet!

Das Etikett ziert eine limitierte Edition mit einer Flasche in einem Panzerkleid in Sterling Silber. Obwohl hochpreisig, ging der Wein bzw. die Edition rasant weg und es zeigte auch den Mut der Winzergenossenschafts-Verantwortlichen zu neuen spektakulären Marketingideen. Der Winzergenossenschaft ist



Das war sie, die „Ungerer Hex“. Das Kapplertal wurde in seinen Grundfesten erschüttert!

damit damals ein großer Wurf gelungen. Nur die Einheimischen sahen dies anders; es stand kurz bevor, dass unser Pfarrer die Sache von der Kanzel aus verboten hätte.

Auch „Nepomuk der Bruddler“ alias Otmar Schnurr mischte sich ein und bat Martin Bruder um folgenden Dialog:

Die alte Hex ist perplex
Offener Brief von der „alten Hex vom Dasenstein“

Mein lieber Martin Bruder!
Ich hoffe, dass Du aus dieser Anrede meine ganze Verachtung heraus hören kannst, was Du da in Sachen Hexe gemacht hast, das ist schon allerhand. Sei froh, dass Deine Eltern, die rechtschaffene Druckereibesitzer waren, das nicht mehr erlebt haben. Mit Sicherheit hätten die Dich ... zumindest aber enterbt. Schon lange hatte ich eine finstere Ahnung, denn seit Deine Druckerei im Industriegebiet ist, habe ich einen freien Blick auf Euer Treiben.

Alles habt Ihr modernisiert. Ihr habt neue Maschinen und leider auch neue Ideen, und mir war klar, dass auch ich auf Dauer nicht ungeschö-

ren davonkomme. Und plötzlich war ich 'Dir nicht mehr gut genug mit meiner Kutte, meinen ausgelatschten Schuhen, meinem Kopftuch, meinem Besen und meinem feurigen Ziegenbock. Sicher, ich bin keine Schönheit, das weiß ich selber. Aber ich bin eine alte Hexe und alte Hexen sind mal nicht schön. Eine neue Hexe musste hier, eine moderne Hexe hast Du 'Dir gewünscht. Solche Menschen wie 'Dich nennt man heutzutage innovativ und kreativ, und jetzt gibt es auch im Achertal solche Menschen.

'Darauf ein dreifaches Hexenpfui!

Auf der Suche nach einem Künstler warst Du nicht eben bescheiden, ein Künstler mit Weltruf musste es sein. War das nicht ein wenig übertrieben, einen Tomi Ungerer zu engagieren, wo doch gar nicht sicher war, dass die Winzergenossenschaft von Kappelrodeck die Hexe akzeptieren würde?

'Das war fürwahr mutig, sehr mutig sogar, denn wer den Tomi Ungerer und seine Werke kennt, der weiß, dass seine Bilder ein Griff ins pralle Menschenleben sind.

Aber so seid Ihr halt. Ihr modernen, erfolgreichen Unternehmer. Ihr habt eine Idee, und diese Idee wird stur verfolgt, zielbewusst und konsequent nennt man das heute. Und jetzt hast Du's geschafft, jetzt ist sie da, die neue Hexe.

Mein lieber Martin Bruder von der Achertäler Druckerei, ich sag 'Dir's ehrlich: Ein gewagtes Unternehmen.

'Pfui! Ist die neue Hexe schön. Pfui, ist die sinnlich, gefährlich, stolz und lebendig. Und erotisch ist sie auch.

Normal ist das nicht, was Du und der Ungerer da fabriziert haben, das ist ver-rückt im ursprünglichen Sinn des Wortes. Das sind neue Wege und das von einer Druckerei im Achertal, ich begreif' es nicht.

Neue Wege, Du wirst schon sehen, wohin das führt!

Mit verächtlicher Hochachtung

'Die alte Hexe vom Dusenstein

Kappelrodeck im Oktober 1996

P.S. Noch ziert mein Bild die meisten Flaschen des guten Kappler Weines und so wird es auch bleiben, das weiß ich. Das Reich der Neuen ist kleiner als meines, wie es sich für eine Neue gebührt. Im Übrigen, die neue Hexenschwester ist gut gelungen. Aber öffentlich zugeben werde ich das nie.

Es geht noch weiter: Die Kappler Bürgertochter Maya Schmelze-Eid ließ in Versform die alte Hex ebenfalls zu Wort kommen:

*Der Herbst ist glücklich eingebracht.
Die Sonne hat ihn verwöhnt und reif gemacht,
hohe „Öchsle“ stimmen Euch alle froh und heiter,
danket Gott und lebt mit meinem Namen weiter.*

*Doch, was ist denn bloß mit Euch geschehen?
Ich habe mich auf einer Flasch' gesehen,
ganz nackt, ohne Hose und kein Rock,
so setzt ihr mich auf einen Bock?*

*Das hätt' ich nicht von Euch erwartet,
seid ihr auf einmal so entartet?
Ich soll für Euch als Nacktmodell noch stehen?
Nein – so weit darf es wirklich nicht mehr gehen.*

*Auf dem Marktplatz wollt Ihr mich präsentieren?
Welche Ehre – aber nackt würde ich mich sehr genießen,
zieht mich wieder an, so wie es sich gehört,
auch wenn es dann die ander'n wieder stört.*

*Schließlich bin ich eine „Hex von Adel“.
Stamme vom Kappler Schloss, bin ohne Tadel.
Mein Vater, wäre er nicht schon lang im Grab –
er würde es nicht überleben – ob solcher Schmach.*

*Habt Ihr keine Kleider mehr für mich –
vielleicht räche ich mich mal fürchterlich.
Ihr wartet vergeblich auf den guten Wein –
doch ich verschwinde und nehme ihn mit als „Hex vom Dasenstein“.*

Du kannst ruhig wieder lächeln, alte Hex vom Dasenstein:

*Ach, liebe Hex vom Dasenstein,
wir lieben Dich und Deinen Wein,
denn feurig ist Dein Rebenblut,
verhext und tut der Seele gut.*

*Die Hex', die heizt dem Künstler ein,
er wird so feurig wie Dein Wein,
Sieht Dich in seiner Phantasie
Verführerisch von Kopf bis Knie.*

*Die junge Hex' ist nur ein Traum,
beschneidet Dir doch nicht den Raum.
Du bleibst ja ein für allemal
Die Zauberin vom Kapplertal.*

Achertäler Heimatbote

Eine über die Region hinaus bekannte Kapplerin ist Anita Vogel. Die ausgebildete Wirtschaftsübersetzerin ist als Autorin schon in den unterschiedlichsten Rollen aufgetreten, u. a. ist sie auch Mitglied in der „Muettersproch-Gesellschaft“. In ihrem Beitrag zur Ungerer Hex schrieb sie unter „Der Hexenspek“ im „Achertäler“ folgende Schlussverse:

*... Warum ist man so sehr empört?
Vielleicht weil die Hex wirklich betört!
Sie öffnet völlig neue Türen,
will aber nur zum Trinken verführen.*

*Weshalb so ängstlich mit der neuen Hex?
Viel schlimmer die Glotze schon abends um sechs
uns überschüttet mit geschmacklosem Sex,
warum hier niemand entrüstet und perplex?*

*Jede Scheinheiligkeit ist unangebracht.
Die alte Hex nur über uns lacht!
Drum macht daraus keine Doppelmoral,
bewahrt den Humor vom Kapplertal.*

Achertäler Heimatbote

Mit der „Tomi Ungerer Geschichte“ hat die Hex ihre wohl spektakulärste Phase in der fast 80-jährigen Geschichte. Es war ein Marketing-Gag, wie es die Weinwirtschaft bis dahin kaum gewagt hat. Glückwunsch auch heute noch an die Protagonisten von damals, sie hatten anfänglich keinen leichten Stand, es waren aber im Wesentlichen nur die Einheimischen, die „aus allen Rohren schossen“. Aber auch hier gilt die Weisheit: „Alles Große beginnt mit Streit“. Die Aufregung ist Vergangenheit; mit dem Vollweib hat Tomi Ungerer die Weinregion gehörig aufgerüttelt und die Hex hatte eine ungeahnte Marketingbombe losgelöst.

Einen tiefgreifenden Wandel erlebte die „Hex vom Dasenstein“ im Jahre 2012. Die Winzergenossenschafts-Verantwort-



Die Hex im Trend der Zeit; sie wurde immer mehr aus dem Vordergrund verdrängt. Ein modernes, extravagantes Erscheinungsbild prägt die moderne neue Hexe

lichen um den Vorstandsvorsitzenden Alois Huber, Geschäftsführer Jürgen Decker und Kellermeister Marco Königer, verspürten Druck in der Außendarstellung ihrer Hex. Die Zeiten der alten knorrigen Hex sollen der Vergangenheit angehören! Die Erfahrungen der letzten Änderung im Etiketten-Erscheinungsbild von 1999 aber zeigten, dass man mit etwas „Facelifting“ nicht den gewünschten Durchbruch erzielt. Die Kundschaft, allen voran solche Kunden, die den Hexenwein aus dem Regal verkaufen, also der Fachhandel und auch die Gastronomie, erklärten immer wieder, dass der Hex die optische Attraktivität und ein moderner Ansatz fehlt. Mit der Qualität der Weine hat das jedoch in keinem Fall auch nur ansatzweise etwas zu tun, diese ist unbestritten und nach wie vor auf einem sehr hohen Stand, von der einfachen Basisqualität bis hin zur Spitze in der Qualitätspyramide. „Tue Gutes und rede davon“, gilt umschrieben auch in der Symbiose zwischen der Qualität im Glase und dem äußeren Erscheinungsbild auf dem Etikett. Was nützt der beste Inhalt, wenn er nicht auch attraktiv genug verpackt ist? Hinzu kommt nun der seit Jahren stärkere Trend des Weineinkaufes aus dem Regal heraus. Das Auge kauft immer mehr mit! Das muss auch ein regionaler Spitzenweinerzeuger erkennen! Den Verantwortlichen war bewusst, dass ein Schritt in die richtige Richtung Mut erfordert und wehtun wird. Die Ungerer-Story lässt grüßen.

Die Hex muss aber Hex bleiben, wie soll man nur diesen Spagat schaffen? Es war, wie schon 1953, wieder ein Pfälzer Künstler, der mit einer bahnbrechenden Neukonzeption die Kappler Hexenmacher verblüffte. Rüdiger Ertel, Grafik Designer aus Landau stellte die Etikettenlandschaft auf den Kopf. Der Mann hat internationale Erfahrung und ist auf Weinetiketten spezialisiert. Die Hex wurde zur Verwandlungskünstlerin! Sie wurde zur Pole-Tänzerin, wie Anita Vogel sie fortan beschrieb. Ein „Jungbrunnen für die Hex“, konnte man in großen Überschriften aus der Presse entnehmen. Mit der nun vollschlanken Hex ohne Gaisbock, Dassenstein und ohne Schnörkel präsentiert sie sich dem Betrachter charmant und mit einem überdimensional großen Besen. Das mehrteilige Etikett in Reliefprägung, Relieflack und besonderem Papier ist ein absoluter Hingucker und bisher einmalig in der Etikettenlandschaft. Aber das war auch zunächst gewöhnungsbedürftig! Die Hex war plötzlich als solche nicht mehr erkennbar. Dem Künstler ist etwas Einmaliges gelungen; Er setzte sich über alle biologischen Grundsätze hinweg und schuf eine um Jahrzehnte jüngere Kultgestalt. Eine neue Fee. Diese Neuer-

scheinung sitzt, sie musste aber anfängliche Hürden überspringen.

Der Wiedererkennungseffekt war weg, man sah die Hex nicht mehr im Regal. Das braucht Zeit und die jetzt deutlich spürbare und zunehmende Resonanz zeigt auch hier: Geduld ist gefordert.

Die Hex, die Felsenfee und der Wein, Kappel und die Hex; die Hex hat ein neues Logo und einen neuen Werbeslogan, der ist kurz, bündig und treffend:

„Hex bleibt Hex – ein sagenhafter Wein“

Die Fee kann sich verwandeln wie sie will, den Wein mit dem traditionellen Weinausbau und den terroirgeprägten und einmaligen Standortfaktoren wird sie in ihren Grundfesten nicht erschüttern.

Später Ruhm für die alte Hex

Eine faustdicke Überraschung gab es jüngst für die „alte Hex“: In den USA wird alljährlich beim „Wein Packaging Award“ des Beverage Tasting Institute (BTI) die Weinflasche mit der besten Aufmachung bewertet. Dabei zählt nicht der Inhalt, sondern Kreativität, Grafik Design und Form. Die traditionelle Hexenflasche mit Relief siegte haushoch und wurde Gesamtsieger des Wettbewerbes und dominiert somit über alle Weinflaschen der Welt. Die Hex also mit der besten Weinflasche weltweit! Hoffentlich ist nun die neue, verschlankte und jugendliche Hexe nicht neidisch über ihre hochdekorierte Vorgängerin! Marketing hin, Marketing her – die alte Hex lässt sich nicht unterkriegen.

Zitate

„Die Hex vom Dassenstein ist die einzige Hex, die ich mag. Nicht wegen ihrer Ansicht, sondern als Symbol für Genuss und der hervorragenden Qualität als Wein aus der Ortenau.“

(Christophe Meyer, Sommelier des Jahres 2014; Relais und Chateaux Hotel Dollenberg, Bad Peterstal-Grießbach)

„Für Liebhaber Badischer Weine ein Hochgenuss!“

(Ingo Wellenreuther; MdB; Präsident des KSC)



„Als Freund der Hex vom Dasenstein habe ich beim Genuss dieses köstlichen Tropfens manchmal den Eindruck, dass die historische alte Hex ihr Unwesen mit mir treibt.“

(Martin Lamm, Ehrenpräsident
Handwerkskammer Freiburg)

„Ich bin sehr angetan von der Hex vom Dasenstein. Wer sich in der Musik auskennt, weiß, dass ein vorzüglicher Rotwein wie die Hex zu besten musikalischen Leistungen beitragen kann.“

(Tony Marshall, Musikalischer Hexenmeister)

Literaturhinweise

- Anita Vogel: „Kappelrodeck im Bann der Felsenfee“. Unsichtbarer Kreis. Ortenau Lesebuch
Adolf Hirth: Kappelrodeck Ortschronik. „Dasenstein“
Adolf Hirth: „Achertalsagen“
Dr. Gerhard Jülg: „Land und Leute“
Margarete Königer: Mündliche Überlieferungen
Susanne Wagner- Köppel: Hexenflasche erhält Platin in USA

Das Kirchweihfest in Offenburg 1415. Ein Fest in dunkler Zeit

Eugen Hillenbrand

Am 10. März 1415 feierten die Bürger Offenburgs die Weihe ihrer neu erbauten Stadtkirche. Das einzige historische Zeugnis zu diesem Fest hielt erst 200 Jahre später der Pfarrherr von Heilig Kreuz fest in seinem *Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp über die Pfarrei zu Offenburg vom 26. September 1616*. Die Kirche samt Chor sei von *Fr. Marco ordinis Minorum episcopo Chrysopolitano* (von dem Minoritenbruder und Bischof von Chrysopolis) *consecrirt worden dominica laetare anno 1415*.¹ Auf diese spärliche Nachricht stützt sich das Gedenken.

Im Frühjahr 2015 erinnerte ein großes Jubiläumsprogramm an diesen Tag: „600 Jahre Heilig-Kreuz-Kirche in Offenburg“. Es ist das dritte Mal schon, dass die Pfarrei selbst auf das Ereignis zurückblickt.

Vor hundert Jahren widmete der damalige Stadtpfarrer und Dekan August Lipp dem Jubiläum eine Gedenkschrift.² Sie erschien freilich erst gegen Ende des Jahres 1915, weil die Feier „mit Rücksicht auf die ernste Kriegszeit“ zusammengelegt wurde mit dem Titularfest Kreuzerhöhung am 14. September. Von der Kirchweihe im März 1415 ist in ihr auch kaum die Rede. Stattdessen von der Zerstörung der Kirche durch „die Mordbrenner“ von 1689, die Offenburg und dessen althehrwürdige Pfarrkirche in Schutt und Asche legten.

Vor sechzig Jahren nahm der Stadtpfarrer und Dekan Hermann Hugle die erste Renovation der Kreuzkirche nach dem 2. Weltkrieg zum Anlass, an den 540. Jahrestag ihrer Weihe zu erinnern.³ Aber das Kirchweihfest von 1415 wird nur kurz erwähnt im Rahmen einer „Chronik der Pfarrer von Hl. Kreuz“. Fast ein Drittel des Heftes nehmen die Listen der Gefallenen und Vermissten des 1. und 2. Weltkrieges ein, die die Pfarrgemeinde zu beklagen hatte.

In beiden Jubiläumsjahren wurde das Fest nahezu verdeckt durch die bedrückenden Kriegsnots der jeweiligen Gegenwart. Das bleibt uns dieses Mal – Gott sei es gedankt – erspart.

Dennoch ist auch bei der dritten Jubiläumsfeier 2015 von einer Not zu berichten, in der sich die Gemeinde vor 600 Jahren befand, als sie ihre neu erbaute Kirche weihen ließ. Das Kirchenrecht bestimmte von alters her: „Für die Weihe einer

neuen Kirche im Bistum ist der Bischof zuständig, dem die Sorge für die Ortskirche anvertraut ist.“ So steht es auch heute noch im Pontifikale, das die Texte und Handlungen der Liturgie enthält, die der Bischof feiert.⁴ Für die Offenburger Kirchengemeinde war demnach der Bischof von Straßburg verantwortlich, zu dessen Bistum sie bis zum Ende des Alten Reiches 1806 gehörte. (Sie wurde erst 1827 in die neu gegründete Erzdiözese Freiburg eingegliedert.)

Als die Offenburger 1415 um die bischöfliche Weihe ihres Gotteshauses baten, konnten sie nicht mit dem Besuch des zuständigen Bischofs rechnen. Er leitete zwar schon über zwanzig Jahre das Bistum, hatte aber noch nicht einmal die Priesterweihe erhalten, geschweige denn die Bischofsweihe. Folglich ließ er seine geistlichen Amtspflichten durch Stellvertreter wahrnehmen. Zwei dieser Bischofsvikare lernten auch die Bürger der Ortenauer Reichsstadt während ihres Kirchenbaus und bei der Kirchweihe kennen.

Der eigentliche Bischof blieb ihnen fremd. Sein Name: *Wilhelm von Diest*. Um die besondere Leistung der Kirchengemeinde zu erkennen, die sich in dunkler Zeit ihr neues Gotteshaus erbaut hatte, müssen wir uns mit ihm hier zunächst beschäftigen – eigentlich mehr, als ihm dem Verdienst nach zusteht:

„Der unwürdigste aller Straßburger Bischöfe“, lautet das einhellige Urteil über Wilhelm von Diest, nicht nur unter den Zeitgenossen, sondern durch alle Jahrhunderte hindurch.⁵

45 Jahre lang (1394–1439) leitete er das Bistum, nachdem er von Papst Bonifaz IX. 1393 der Stadt Straßburg wärmstens empfohlen worden war.⁶ Papst und Kardinäle in Rom hätten sich nach sorgfältiger Prüfung für diesen jungen niederländischen Grafen entschieden, der „sehr gebildet war, mustergültig in seinem Lebenswandel, umsichtig in geistlichen und weltlichen Dingen, und bereits ausgezeichnet durch vielfältige Verdienste“.

Das Straßburger Domkapitel kümmerte sich wenig um das Lob aus päpstlichem Munde. Es wählte seinen eigenen Dompropst, Burkhard von Lützelstein, zum Bischof und übertrug ihm die Leitung des Bistums.⁷ Nun hatte Straßburg zwei Bischöfe, einen durch päpstliche Ernennung und einen durch Wahl des Kapitels. Als sich der päpstliche Kandidat Wilhelm von Diest darum bemühte, die Bürger auf seine Seite zu ziehen, schrieben sie ihm schlau: „Wisst, dass wir einfältige Laien sind und nichts von eurer und eures Gegners Sache verstehen und uns das auch nichts angeht.“⁸

Während die Straßburger es vorzogen, im Streit der beiden Anwärter um den Bischofsstuhl neutral zu bleiben, fühlten sich die Offenburger verpflichtet, den Kandidaten des Domka-

pitels anzuerkennen, aus, wie sie sagten, rechtlichen Gründen. „Wisst“, erläuterten sie ihrem großen städtischen Nachbarn, „dass wir vom Reich an die Straßburger Bischofskirche verpfändet sind und dem Domstift Gehorsam geschworen haben“.⁹ In der Tat galt diese eidliche Verpflichtung, seit 1351 der deutsche König die Ortenauer Reichslandvogtei in die Pfandherrschaft des Straßburger Bischofs übertragen hatte. Ausdrücklich war damals festgehalten worden, dass bei einer zwiespältigen Bischofswahl die Entscheidung des Domkapitels zu respektieren sei.¹⁰ Dem fügten sich im Frühjahr 1394 die Offenburger und huldigten Bischof Burkhard von Lützelstein *also wir ouch andern herren gesworn hent von der stifte wegen von Stroszburg*. Die wohlwollende Antwort des neuen Herrn kennen wir aus einem Brief, den er von Oberkirch aus an die Stadt Gengenbach schrieb, die sich ebenfalls gegen den päpstlichen Kandidaten Wilhelm von Diest entschieden hatte: „Macht euch keine Sorgen, wir wollen euch dafür ansehnlich entlasten.“

Ein knappes Jahr später aber bestätigte Wilhelm von Diest den Offenburgern ihre alten Rechte und guten Gewohnheiten, worauf sie ihm als neuem Pfandherrn huldigten. Denn mittlerweile hatten die beiden Kandidaten ihren Dissens durch einen Kuhhandel beendet: Wilhelm stellte seinen Konkurrenten mit einer großzügigen Abfindung aus dem Straßburger Bischofsgut zufrieden, darunter das große elsässisch-pfälzische Waldgebiet der Oberen Mundat, in dem auch die Stammburg der Grafen von Lützelstein lag. Dorthin zog der gescheiterte Dompropst, heiratete und übernahm die Herrschaft des gräflichen Hauses.

Um die Straßburger Bürgerschaft von der Eignung Wilhelms von Diest zu überzeugen, bedurfte es der Intervention eines der führenden römischen Kardinäle, Philipp von Alencon. Er beschwor den Rat von Straßburg, Wilhelm als „wahren Bischof anzunehmen“.¹¹ Sie könnten damit ihre „aufrichtige Glaubens-treue zum Ausdruck bringen, mit der sie sich zu Papst Bonifaz IX. als „wahrem Stellvertreter Christi auf Erden bekennen“. Der Kardinal mahnte demnach die Straßburger nicht nur zur Anerkennung des wahren Bischofs, sondern auch zur Treue gegenüber dem wahren Papst.

Damit sprach er das brennendste Thema der damaligen Zeit an. Denn seit 1378 mussten sich die Christen in Europa auch zwischen zwei Päpsten entscheiden. Ein Teil der Kardinäle hatte nämlich die 1378 in Rom durchgeführte Papstwahl für ungültig erklärt und einen Gegenkandidaten gewählt, der fortan in Avignon residierte. Es dauerte über dreißig Jahre, bis überhaupt einmal der Versuch unternommen wurde, dieses Schisma auf einer Kirchenversammlung in Pisa 1409 zu been-

den. Das Ergebnis war noch schlimmer: Die Teilnehmer des Konzils erklärten beide Päpste, die nicht erschienen waren, für abgesetzt und wählten umgehend einen neuen, ohne sich vorher auf einen gemeinsamen Kandidaten geeinigt zu haben. Und so gab es fortan drei Päpste, in Rom, Avignon und Pisa. Jeder hielt an seinem Anspruch fest, „der wahre Stellvertreter Christi auf Erden“ zu sein.

In der offiziellen Papstliste der Kirche werden allerdings nur die römischen Päpste gezählt. Das wurde eigentlich erst so recht deutlich, als 1958 Guiseppe Roncalli nach seiner Wahl den Papstnamen Johannes XXIII. annahm, den schon der zweite Pisaner Papst geführt hatte. Auch wenn dieser Johannes aus der offiziellen Papstliste gelöscht war: Er hat zumindest das Verdienst, zum 1. November 1414 ein Allgemeines Konzil nach Konstanz einberufen zu haben. Auf ihm sollten die drei großen Reformanliegen der Kirche gelöst werden: Die Kirchenspaltung, die innere Reform der Kirche und die rechte Lehre der Kirche, die durch Huss infrage gestellt war.

Am 2. März 1415, acht Tage, bevor die Offenburger Gemeinde die Weihe ihrer neuen Pfarrkirche feierte, hatte der **Pisaner** Papst Johannes XXIII. dem Konzil seine Abdankung angeboten, aber nur dann, wenn auch die beiden Rivalen abdankten. Die dachten nicht daran. Also floh er am 20. März 1415 von Konstanz über den Schwarzwald nach Freiburg und von dort ins Elsass, wo er festgenommen und nach Konstanz zurückgeführt wurde. In einer feierlichen Sitzung am 29. Mai 1415 wurde er abgesetzt und danach in Haft gehalten bis zu seinem Tode 1419. Im Juli 1415 erklärte der **römische** Papst seinen Verzicht. Erst zwei Jahre später wurde der **avignonesische** Papst als Häretiker und Schismatiker abgesetzt. Er hielt aber bis zu seinem Tode 1423 an seinem Anspruch fest, der einzig wahre Nachfolger Petri zu sein. Gleichwohl wählten die Teilnehmer des Konstanzer Konzils im November 1417 einen neuen Papst, Martin V. – für alle Christen.

Es war ein dunkles Jahr, in dem die Offenburger ihre Kirche vollendeten!

Zurück zum Schisma im **Bistum Straßburg**, wo der Kandidat des römischen Papstes, Wilhelm von Diest, 45 Jahre lang dem Bistum vorstand: ein Kirchenfürst, der nicht die geringste Neigung zum geistlichen Beruf hatte, der auch die meiste Zeit nicht an seiner Bischofskirche in Straßburg verbrachte, sondern in Zabern, etwa vierzig Kilometer entfernt von der Kontrolle seines Domkapitels. Dort ließ er gleich seine Residenz ausbauen und lebte mit seinen Zech- und Spielgenossen in Saus und Braus. In seinem Marstall standen immer mindestens

sechzig Pferde; die Turniere und Tanzfeste verschlangen eine Unmenge Geld, das er sich durch Verkauf oder Verpfändung von Gütern, Rechten und Einkünften des Bistums besorgte.¹² Auch die Reichslandvogtei Ortenau, die den Straßburger Bischöfen 1351 als Pfand übertragen worden war, machte er zu barer Münze. Bereitwillig nahm er das Angebot des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz an, die Hälfte der Pfandschaft für 23 500 Gulden einzulösen.¹³ Und weil auch diese Summen die Ausgaben nicht deckten, erpresste er rücksichtslos seinen Klerus und die Klöster des Bistums.

Einer der entschiedensten Gegner des vom Papst ernannten, aber nicht geweihten Bischofs war der Dekan des Domkapitels selbst, Hugelmann von Finstingen. Er betrieb von Anfang an nur Opposition, zumal er selbst gerne Bischof geworden wäre. 1415 lud er den erwählten Bischof Wilhelm von Diest zu einem Dekanatstreffen nach Molsheim ein; aber statt über Bistumsprobleme zu sprechen, ließ er ihn festnehmen und in der Johanneskapelle des Straßburger Münsters gefangen halten. Gleichzeitig schlossen er und das Domkapitel mit den Dekanen und Äbten des Bistums eine „Verbrüderung“ (*confraternitas*), um sich gegen „das schändliche Regiment einiger, die der Straßburger Kirche als Hirten vorstehen“ zu schützen.¹⁴

Es ist wohl kein Zufall, dass als erster Name in dem umfangreichen Vertrag der des Gengenbacher Abtes erscheint. Er hatte schon 1412 schlechte Erfahrungen mit Wilhelm machen müssen, als dieser mit einer schlagkräftigen Begleitung im Kloster auftauchte, dem Abt die Schlüssel der Klosterkasse entriss und alles Geld an sich nahm. Zudem hatte er die Mönche gezwungen, sämtliche Vorräte herauszugeben. Erst danach zog die bischöfliche Bande wieder ab.

Das ist nur eine der vielen skandalösen Aktionen, über die wir aus einem umfangreichen, heute noch im Straßburger Stadtarchiv verwahrten Folianten erfahren.¹⁵ Er enthält nämlich die Anklageschrift, die einem Gericht des Konstanzer Konzils vorgelegt worden war. Auf fast 300 Seiten dokumentierten die Kläger den finanziellen und moralischen Ruin des Bistums. Die Partei Wilhelms legte eine Gegenklage vor. Sie war nicht so umfangreich, weil sie sich hauptsächlich mit dem Domdekan Hugelmann von Finstingen als Kopf der klerikalen Erhebung befasste. Der habe über Jahre hin gegen den rechtmäßigen Bischof gehetzt und führe im Übrigen einen wenig vorbildlichen Lebenswandel. Schon lange wohne er mit einer Straßburger Bürgerstochter zusammen, die von den Mitbürgern nur als „Frau von Finstingen“ angesprochen werde. Da wurde wohl auf beiden Seiten schmutzige Wäsche gewaschen und zwischen



Matthäus Merian,
Topographia Sueviae
 (1643)

zwei Buchdeckeln getrocknet. Mir schien es trotzdem ganz wichtig, diese dunkle Folie zu beschreiben. Die Kirchweihe in Offenburg 1415 bildet dazu einen hellen Kontrast.

Blicken wir also endlich auf die **Pfarrkirche** der kleinen Reichsstadt!

Matthaeus Merian hat in seiner „Topographia Sueviae“ von 1643 dieses Gemeinwesen in einem lebendigen Bild festgehalten. Er blickte von jenseits der Kinzig auf die durch mächtige Mauern geschützte Stadt. Fantasievoll füllte er den Vordergrund des Bildes mit verschiedenen Personengruppen: zwei Jäger in lebhaftem Gespräch, eine adlige Reisegruppe, die sich in rascher Fahrt auf die Kinzigbrücke zubewegt, zwei Flößer, die gerade ihr Gestör zwischen den Brückenpfeilern durchstochern. In der Silhouette der Stadt hielt Merian deren markante Einzelheiten fest. Er hob vor allem das mit Abstand größte Gebäude der Stadt heraus, die Pfarrkirche. Neben ihr wirken die andern öffentlichen Bauten geradezu bescheiden, rechts die Franziskanerkirche mit dem typischen Dachreiter der Bettelordenskirchen, die Pfalz und der Amtshof, links der Gengenbacher Klosterhof und die Friedhofskapelle St. Michael. Das mächtige Kirchengebäude in ihrer Mitte wurde 1415 geweiht.

Als Merian 1643 die Pfarrkirche im Bild festhielt, scheint sie schon nicht mehr im besten Zustand gewesen zu sein. Nur wenige Jahre danach vermerken die Ratsprotokolle der Stadt: „Herr Schultheiß referirt, daß die Pfarrkirch sehr bawföllig. ... Soll mit Herrn Kirchherrn gesprochen werden, daß er die Pfarrkinder, sowohl innere als eußere, uf der Cantzel zu einer Steuer ermahne.“¹⁶ Ob dieses Kanzelwort Früchte getragen hat, wissen wir nicht.

Nach der Katastrophe von 1689 blieben nur die Mauern des gotischen Chores bis zum Dachansatz stehen, wie wir sie heute noch sehen können, und Mauerreste des Langhauses. Eine ausführliche Schadensbilanz, die die Stadt danach vorlegte, nennt

als erstes *die Pfarrkirch sambt dem großem thurm, auch gärner* und beziffert den Schaden auf 25000 Gulden.¹⁷ In derselben Liste ist auch *unßer ansehnliche schon ausgebautene Cantzleij* mit 33000 Gulden aufgeführt, also ein Drittel höher eingeschätzt als die Pfarrkirche. Der Schultheiß dürfte wohl mit seinem Urteil über den Bauzustand der Kirche richtig gelegen haben – immerhin begannen die Bürger bereits 1691 mit der „Reparierung des Chores“.

Die Baupflicht lag bei dem Straßburger Domkapitel als Patronatsherrn. Das überließ denn auch umgehend die ihm zustehenden Einnahmen der Pfarrgemeinde, vergaß aber nicht, daran zu erinnern, dass der Abt von Gengenbach als Zehnherr auch seinen Teil zu erbringen habe. Wenige Jahre später führte die Pfarrgemeinde selbst „eine gutwillige Kollekte“ durch und beauftragte den Vorarlberger Baumeister Franz Beer mit dem Wiederaufbau. Er hatte bereits in Gengenbach einschlägige Erfahrung gesammelt, denn es ging auch hier darum, so viel alte Bausubstanz wie möglich zu wahren. In Offenburg errichtete er die jetzige Barockkirche auf den Fundamenten der alten romanischen Kirche.

Die Frage stellt sich: Wie wurde denn das Großprojekt eines Kirchenbaus finanziell gestemmt? Wer war der verantwortliche Bauherr? Auf welche Mittel konnte der zurückgreifen? Versuchen wir eine Antwort im Hinblick auf die Kirche, die 1415 geweiht wurde.

Zu jeder Pfarrkirche gehörten zwei Vermögensmassen:¹⁸

1. Das **Pfründgut**, das nach der Gründung einer Pfarrei dem Pfarrer für seinen Unterhalt zur Verfügung stand. Eine Steuerrolle der Diözese Straßburg von 1464 nennt für Offenburg neben den Pfründen des Pfarrrektors, solche des Leutpriesters, also des Stellvertreters, und solche der Kapläne an neun verschiedenen Altären, davon drei im Andreasspital.¹⁹ Die Liste enthält auch die genauen Summen, die jährlich aus dem Pfründgut an die Bistumskasse zu entrichten waren.

– Darüber hinaus sollte der Pfarrrektor ein Drittel seiner Einkünfte für den Bau und die Ausstattung seiner Kirche verwenden.

– Genaueres über das Grundvermögen der Pfarrei wissen wir seit etwa einem Jahr, seit der Historiker André Gutmann zwei wichtige Zeugnisse aus dem Pfarrarchiv von Heilig Kreuz erstmals systematisch erschlossen und im Internet publiziert hat.²⁰ Das ist einmal ein *Kopialbuch* mit Auszügen aus über 180 Urkunden der Jahre zwischen 1336

und 1605, und zum andern ein *Verzeichnis* derselben Zeit, das die finanzielle Ausstattung der einzelnen *Altarpfründen* auflistet. Wir erfahren dabei die Namen der Zinsgeber und die Finanzierungsbasis, in der Regel Immobilien in und um Offenburg. Ihre Lage ist genau beschrieben durch die Orts- und Flurnamen und durch die Namen der Eigentümer der Nachbargrundstücke. Eine hervorragende neue Quelle zur Offenburger Familien- und Besitzgeschichte!

– Das Pfründgut der Pfarrei wurde ergänzt durch Opfergaben der Gläubigen, die sie während der Messe darbrachten, und durch sogenannte Stolgebühren, d.h. Entgelte für geistliche Handlungen, die mit dem Tragen der Stola verbunden waren (Taufe, Spendung des Ehesakramentes, Letzte Ölung, Begräbnis).

2. Die **fabrica ecclesiae**: Der Baufonds, aus dem der Kirchenbau und dessen Ausstattung (Glocken, Orgel, Kerzen usw.) finanziert wurden. Sie setzte sich zusammen aus Stiftungen, außerordentlichen Sammlungen und üblichen Gaben in den Opferstöcken der Kirche. Diese „Kirchenfabrik“ stand unter der Aufsicht des Kirchenpflegers, der im Spätmittelalter ein Laie sein musste, meist ein Mitglied des Stadtrates. Er hatte jährlich der Stadtverwaltung einen Rechenschaftsbericht vorzulegen. Dieses Modell zeugt einerseits von einem gewissen Misstrauen der Bürgerschaft gegenüber dem Erwerb von Eigentum durch kirchliche Institutionen in der Stadt – denn deren Eigentum war dem Zugriff der städtischen Steuerbehörde entzogen. Andererseits aber stärkte es auch die Bindung zwischen kirchlicher und städtischer Gemeinde.

– Die Pfarrkirche war das Herz der Stadt, religiös, sozial, ökonomisch, politisch. Sie repräsentierte „das Gemeinwesen Offenburg“.

Im Schatten der Pfarrkirche bestatteten viele Generationen der Offenburger ihre Toten. Der Weg zur Messe führte sie an den Gräbern der Ahnen vorbei. Das schuf Identität und Kontinuität. Die **Friedhofskapelle St. Michael** war von Anfang an ein Teil der Pfarrkirche.²¹ Als man sich 1830 gezwungen sah, den Friedhof vom Ölberg auf die Ostseite der Stadt zu verlegen, an den Ort, wo 1906 die Dreifaltigkeitskirche gebaut wurde, beschlossen die Stadtväter, die alte Kapelle zum Abbruch an den Meistbietenden zu versteigern, und provozierten die erste Bürgerinitiative der Stadt: „Lasset die Toten ruhen“, endete der Protest der Bürger. Sie hatten keine Chance: Der Abriss der Michaelskapelle brachte Geld in die Stadtkasse.

Im Mittelalter freilich verhalf sie auch der Pfarrkirche zu Einnahmen, weil in der Kapelle Messen für die Verstorbenen gelesen wurden.

Das jüngst erschlossene Kopialbuch enthält eine Urkunde, die uns zum Kirchenbau am Beginn des 15. Jahrhunderts einige interessante Hinweise gibt: Am 12. Juli 1400 besiegelte ein Jäckhlin Sunnenschein eine Stiftungsurkunde für eine *Ewigmess uff dem Gerner in der Capellen*.²² Er machte also eine zeitlich unbegrenzte Jahrtagsstiftung für die Kapelle über dem Beinhaus. (*Sacellum S. Michaelis super ossarium* ist in den Quellen mehrfach belegt.) Die Friedhofskapelle war demnach zweigeschossig. Im Untergeschoss der Kapelle wurden die Totengebeine, die man bei einer Neubelegung der Grabstätten fand, für immer aufbewahrt, sodass man den Bürgerprotest gut verstehen kann: „Lasset die Toten ruhen“.

Die Jahrtagsstiftung des Jäckhlin Sunnenschein von 1410 lässt einige Schlüsse zu:

1. Der Jahrtag war für eine Familie gestiftet worden, die zur Pfarrei gehörte. Schon 1374 erhielten der Subdiakon Walter und der Kleriker Henselin, beides Söhne des *Walther genannt Sunnenschin aus Offenburg*, je eine Altarpfründe im Spital der Stadt.²³ Stifter war der Priester Nikolaus Sigelin mit Zustimmung des Pfarrrektors Johannes Sigelin und dessen Amtsvorgängers Heinrich Dicke. Die Familie Sonnenschein muss demnach bestens in der Stadt vernetzt gewesen sein.
2. Diese Familie gehörte nach ihrem sozialen Rang zur Führungsschicht der Stadt. Schon das eigene Siegel Jäcklins bringt diese Stellung klar zum Ausdruck, schließlich war dieses Recht der Siegelführung nur wenigen Bürgern vorbehalten.
3. Der Familienname „Sonnenschein“ ist nicht gerade geläufig, aber seit 1374 über hundert Jahre lang in den Urkunden zu finden, zuletzt 1477 ein *Ludwig Sunnenschein*. 1419 gaben *Walter Sonnenschein* und dessen Ehefrau Adelheid der *Pfarrkirchen zuo Offenburg* einen ewigen Bodenzins auf verschiedene Äcker in Weier. Dazwischen besiegelte ein *Johann Sonnenschein* einige Urkunden zugunsten der Pfarrkirche. Er wird darin sogar genauer vorgestellt als *Johann Sonnenschein, Kirchherr zuo Offenburg*. Mit anderen Worten: Er war der Pfarrer von Heilig Kreuz in der Zeit, in der die Kirche gebaut und geweiht wurde. 1421 ist er gestorben.²⁴ Der Spross einer Offenburger Familie veranlasste offensichtlich mehrfach Verwandte und Nachbarn, einen Beitrag zum Neubau seiner Kirche zu leisten.

Zu Lichtmess 1414 ließ er sich durch den Straßburger Bischofsvikar Johannes einen Ablassbrief zur Unterstützung des Kirchenbaus ausstellen.²⁵ Dieser Franziskanerbruder Johannes Eckstein amte in Straßburg als *episcopus Lindinensis*, d. h. als Titularbischof von Kemer, einer kleinen Stadt südwestlich von Antalya.²⁶ Mit seiner Hilfe konnte der Pfarrer von Heilig Kreuz die Gemeindemitglieder zu Spenden ermuntern, was ihm offensichtlich auch gelungen ist. Das Ergebnis zeugt von einem großen Gemeinschaftswerk: **Wir** sind Kirche und bauen Kirche – und das in einer dunklen Zeit!

Der Baumeister, der für den planerisch-organisatorischen Bereich zuständig war, ist unbekannt, ebenso der Werkmeister, der die Bauausführung beaufsichtigte. Das wichtige Amt des Kirchenschaffners ist erstmals 1387 erwähnt: *Der erbar priester herr Hanns, Rudolfs son von Lor, in den ziten unser gesetzter pfleger der kirchen zu Offenburg, der einen Güterzins verkauft von bawes wegen der kirchen zu Offenburg.*²⁷ Der Kirchenpfleger war also im endenden 14. Jahrhundert noch ein Geistlicher. Der nächste wird erst zu 1433 in einer Urkunde der Stadt erwähnt: „Ulrich Schaffner, Kirchenpfleger zu Offenburg.“²⁸ Er war nicht mehr Kleriker, sondern ein Bürger der Stadt.

Ein Akteur muss noch besonders genannt werden: Der Bischof, der 1415 die Heilig-Kreuz-Kirche weihte. Er nannte sich *Frater Marcus ordinis Minorum, episcopus Chrysopolitanus* (Franziskanerbruder Markus, Bischof von Chrysopolis.) Er war der Nachfolger des oben erwähnten Johannes Eckstein als Straßburger Bischofsvikar und übte das Amt bis 1428 aus. Im Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp deutete der Herausgeber den *episcopus Chrysopolitanus* als „Bischof von Besançon“, obwohl diese Stadt seit früher Zeit Sitz eines Erzbistums war. Zwar wurde die Metropole am Doubs im Mittelalter gelegentlich auch als „goldene Stadt“ (Chrysopolis) verherrlicht, mit diesem Namen jedoch schmückten sich noch mindestens drei Bistümer in den Ostprovinzen des römischen Reiches, die im Mittelalter längst nicht mehr existierten, aber noch immer dazu dienen konnten, ihren Namen auf Titularbistümer im Westen zu übertragen.²⁹ Die Forschung verbindet den Namen des Straßburger Bischofsvikars Markus mit eine kleinen Diözese in der mazedonischen Kirchenprovinz Philippi, die einst der heilige Paulus auf seiner zweiten Missionsreise gegründet hatte.

Neuere Publikationen konnten auch den Familiennamen des Minoriten in bischöflichen Diensten finden: Markus Hiltbold.³⁰ Er hatte noch zwei Brüder, die in Straßburg und Rom eine kirchliche Karriere gemacht haben. Von ihnen

wiederum ist bekannt, dass sie einer Offenburger Familie entstammen.

So ergibt sich zum Kirchweihfest in Offenburg 1415 die überraschende Feststellung: Zwei Söhne der Stadt sind eng mit dem Fest verbunden, – der Pfarrer der Gemeinde und der Straßburger Weihbischof.

Wie dürfen wir uns das Fest der Kirchweihe am Sonntag Laetare 1415 vorstellen? Außer der kurzen Notiz im Bericht des Kirchherrn Lazarus Rapp gibt es leider kein weiteres Zeugnis, doch können wir auf ein Werk zurückgreifen, das uns authentisch informieren kann über die liturgische Feier: Die *Legenda Aurea* – Die Goldene Legende, verfasst von dem Predigerbruder Jakobus de Voragine (1228/30–1298).³¹ Seine lateinische Sammlung der Legenden zu den Kirchenfesten im Zyklus des Kirchenjahres wurde schon im Mittelalter zum mit Abstand meistgelesenen Buch. Über 1000 Handschriften sind überliefert, es wurde auch rasch aus dem Lateinischen in die Volkssprache übertragen. Eine maßgebliche Fassung davon entstand um 1350 in Straßburg und stellte die Kirchen- und Heiligenfeste vor.³² Wir können demnach fest davon ausgehen, dass dieser Text den Offenburgern geläufig war.

Das letzte Kapitel der *Legenda Aurea* trägt die Überschrift: „Von der Kirchweih“.³³ Jakobus spricht von zwei Kirchen: einer *liplichen* (äußeren oder konkreten) *kirche von steinen und von holcze gebuwen* und einer *geistlich kirche von guoten werken gebuwen in deme seligen menschen*. Zur äußeren Kirche stellt er drei Fragen: Warum eine Kirche geweiht wird, wie sie geweiht wird, und von wem sie entweiht wird.

Beschränken wir uns hier auf die Darstellung des Weiheritus in der *liplichen kirche*. Jakobus unterscheidet die Weihe der Kirche und die Altarweihe. Die elsässische Fassung seiner *Legenda* sagt dazu:

Zu der wihe des altars machet man von erst vier crúce an die vier ecke des steines mit wihewasser; – do noch gat man umb den altar súbenmol; – donoch besprenget man den altar súben mol mit wihewasser und ysop; – Hienoch búrnet man wiroch uf dem altar; – --Do noch salbet man den altar mit crisemen; – Hie noch decket man den altar mit wissen tüchern.

Jede dieser einzelnen liturgischen Handlungen wird von Jakobus auch geistlich gedeutet, was jetzt des Umfangs wegen übergangen werden muss.

Zunächst wird also der Altar geweiht, dann erst das Kirchengebäude:

So man die kirche wihet, so get der bischof dristunt (dreimal) umb die kirche und sprichet: Ire fürsten schliessent uf uwer porten; – Die kirche wirt innen und ussen mit wihewasser begossen; – Durch die kirche wirt ein crúce mit sande und mit äschen gemacht; – Och molet man crúce umb (an) die wende; – Och werdent zwelf búrnende kerzen vor die crúce gestellt, zu eime zeichen, daz die heiligen zwelfboten (Apostel) alle diese welt erlúchtet hant mit der lere des crúces.

Lediglich beim letzten Ritual lasse ich die Deutung der Legenda Aurea angefügt, mit der Jakobus die Liturgiefeier auslegt.

Vergleichen wir die mittelalterliche Ordnung mit dem heute gültigen Pontifikale von 1994, so lässt sich eine große Übereinstimmung erkennen. Es sollte ein Sinnbild werden für die konkrete Gegenwart des Heils in der Gemeinde – eine Tradition, die sich als ein mächtiger Schatz der Kirche über viele Jahrhunderte hinweg hielt.

Als die Pfarrgemeinde im Ostergottesdienst 1955 ihr Gotteshaus nach der Renovierung wieder seiner Bestimmung übergab, blickte der damalige Pfarrer Hermann Hugle, auch ein Offenburger, dankbar auf die vergangenen Monate zurück und schloss seine Festpredigt mit den Worten: „Lasst uns in all der österlichen Freude die kostbare Last der Jahrhunderte spüren, die wir weitertragen sollen im Leben und weitergeben sollen an das kommende Geschlecht.“³⁴ Heute nehmen wir dieses Vermächtnis als lebendige Tradition auf, um 2015 den Tag der Kirchweihe so zu feiern, wie es die Goldene Legende dem Fest wünscht: *hochgelobkliche* – „in besonders festlicher Weise“.

Die Heilig-Kreuz-Gemeinde von 1415 hat in dunkler Zeit ein leuchtendes Beispiel gegeben.

Dem vorliegenden Text liegt die geringfügig erweiterte Fassung des Vortrags zur Jubiläumsfeier in der Offenburger Heilig Kreuz Kirche vom 13. März 2015 zugrunde.

Anmerkungen

- 1 Herausgegeben von K. Walter, 1892, 9
- 2 Gedenkschrift zur Erinnerung an das 500-jährige Jubiläum der Einweihung der Stadtpfarrkirche zum Heiligen Kreuz in Offenburg. 1415–1915. 1915
- 3 540 Jahre Heilig Kreuz Kirche zu Offenburg. 1955
- 4 Pontifikale für die katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes, Bd. IV: Pontifikale: die Weihe der Kirche und des Altares. Hrsg. im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sowie der (Erz-)Bischöfe von Bozen-Brixen, Lüttich, Luxemburg und Straßburg. Trier, 1994, 26

- 5 L. Pfleger: Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter, 1941, 110. – Die Bischöfe des Heiligen Röm. Reiches 1198–1448. Ein biographisches Lexikon, hrsg. v. E. Glatz, 2001, F-Rapp: Le diocèse de Strasbourg, 1982
- 6 Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. VI, 468, Nr. 783
- 7 D.M. Schaller-Hauber: Der Straßburger Bistumsstreit. Ein Beispiel zum Bischofswahlrecht des Domkapitels im Spätmittelalter, 2011
- 8 Ebd. 490, Nr. 810: 1393 IX 22
- 9 Ebd. 506, Nr. 845: 1394 IV 16
- 10 G.W. Hugo: Die Mediatisierung der deutschen Reichsstädte, 1838, 298, Nr. 55: 1351 VI. 29: *Ez ist ouch beredet: alle die wile daz bistum astüre stat und einweliges bischoves nüt enhat, wem oder welen denne die vorgebant stat gehorsam sol sin von des stifts wegen, der oder die süllent ouch der vorgebant stat geloben und sweren alle die ding ze tuonde als wir derselben stat gelobet und gesworn hant.*
- 11 Urkundenbuch Straßburg (wie Anm. 6), 490, Nr. 809, Rom 1393 November 20
- 12 G. Wunder: Das Straßburger Landgebiet. (Schriften z. Verfassungsgeschichte, 5), 1967 listet 79–83 nicht weniger als 43 solcher Geld- und Territorialgeschäfte Wilhelms zwischen 1394 und 1437 auf.
- 13 Hugo, Mediatisierung (wie Anm. 10), 307, Nr. 59. – A. Wetterer: Die Kurpfalz in der Ortenau. In: Die Ortenau 22, 1935, 71–88. – M. Krebs: Der ungeteilte Pfandbesitz der Landvogtei Ortenau. In: Die Ortenau 24, 1937, 82–88
- 14 L. Spach: Une ligue contre l'évêque Guillaume de Diest. In: Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques de l'Alsace, Série II, vol. 4, 1866, 14–35
- 15 H. Kaiser: Die Konstanzer Anklageschriften von 1416 und die Zustände im Bistum Straßburg unter Bischof von Diest. In: Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins, N. F. 22, 1907, 287–455. – H. Finke: Der Straßburger Elektenprozess vor dem Konstanzer Konzil. In: Straßburger Studien 2, 1884, 101–112, 285–304, 403–430
- 16 K. Walter: Zum 200. Gedenktag der Zerstörung der Reichsstadt Offenburg am 9. September 1689. 1889. – H. Ginter: Kriegsnot und Wiederaufbau in der Pfarrei Offenburg. In: Freiburger Diözesanarchiv 69, 3. Folge 1, 1949, 149–166, hier 153
- 17 J. Schweigert: „... ein entsetzlichen naturae et animi motum ...“ Der Offenburger Stadtbrand aus zeitgenössischer Sicht. In: Die Ortenau 69, 1989, 255–268
- 18 A. Reitemeier: Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters. Politik, Wirtschaft und Verwaltung. (Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 177) 2005. – Ders.: „... to den buwe gheve ik ...“ Bedeutung und Attraktivität der Pfarrkirchen im späten Mittelalter. In: Der Kaufmann und der liebe Gott. Zu Kommerz und Kirche im Mittelalter und früher Neuzeit, hrsg. v. A. Großmann (Hansiache Studien 18), 2009
- 19 L. Dacheux: Eine Steuerrolle der Diözese Straßburg für das Jahr 1464. In: Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsass, 18, 1887, 80
- 20 Stadtarchiv Offenburg/Pfarrarchiv Offenburg 30-1-1091 und 1092: Kopialbuch 1583 und Urkundenverzeichnis der Altarpfründen der Pfarrkirche und des Andreasspitals (1610/15, bearbeitet und untersucht v. A. Gutmann
- 21 M. Ruch: Die Michaelskapelle in Offenburg: Auf der Suche nach der Geschichte einer 1834 abgerissenen Kapelle. In: Die Ortenau 71, 1991, 436–447
- 22 Kopialbuch Nr. 44 B
- 23 1374, 21. August, ed. Haid: Über den kirchlichen Charakter der Spitäler, besonders in der Erzdiözese Freiburg. In: Freiburger Diözesanarchiv 2, 1866, 279–341, hier 314
- 24 Sein Name erscheint auch im Archiv der Freiherren von Schauenburg. Urkundenregesten 1188–1803, bearbeitet von M. Fischer (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württ., Bd. 33). 2007, Nr. 162: 1418 IV 20
- 25 Der Brief ist nicht überliefert, sondern nur in einer Notiz des Lazarus Rapp erwähnt (wie Anm. 1)
- 26 C. Eubel: Hierarchia catholica, III. 227
- 27 FDA 2, 1866 (wie Anm. 22), 318
- 28 Kopialbuch Nr. 54: 1433 VI. 29
- 29 Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastiques, 12, 1953, 787; – C. Eubel: Hierarchia catholica medii aevi, 2. Aufl. 1913, 186

- 30 F. Rapp: Réformes et réformation à Strasbourg, 1974, 230f. und 300f. – L. Schlaefli: Der Pfarrer der Ortenau. Die drei rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Straßburg. Eine Dokumentation. In: *Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft* 25, 2003, 349
- 31 Die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine. Aus dem Lateinischen übersetzt von Richard Benz, 9. Auflage 1979
- 32 Die elsässische *Legenda Aurea*. Bd. I: Das Normalcorpus, hrsg. v. U. Williams u. W. Williams-Krapp, (*Texte und Textgeschichte. Würzburger Forschungen* 3) 1980. Bd. II: Das Sondergut, hrsg. v. K. Kunze, 1983. Bd. III: Lexikalische Überlieferungsvarianz. Register, hrsg. v. U. Williams, 1990
- 33 Ebd. I, 764–770
- 34 Gedenkschrift (wie Anm. 2), 14

Einiges über den Klerus von Renchen in früheren Zeiten

En hommage à Francis Rapp

Louis Schlaefli

Es handelt sich hier nicht um eine Kirchengeschichte von Renchen, nur um Notizen über Priester, welche in der Pfarrei gewirkt haben, deren einige schon in einer früheren Studie erwähnt wurden.¹ Seither haben wir weiter nachgeforscht im Rahmen einer Studie über den Weltklerus der Diözese Straßburg bis 1648, die weitergeführt wird. Leider ist die Liste unvollständig.

Die folgenden biographischen Notizen beruhen meistens auf Nachforschungen in den Archives Départementales du Bas-Rhin und in den Archives Municipales de Strasbourg.

Die spezifischen Akten, die den rechtsrheinischen Teil der ehemaligen Diözese Straßburg betreffen, wurden, zum großen Teil, nach 1870 vom Straßburger Bezirksarchiv (Archives Départementales du Bas-Rhin) dem Landesarchiv von Karlsruhe übergeben. Andere Akten konnten nicht zerteilt werden: einige blieben in Straßburg, andere wieder gingen wahrscheinlich nach Karlsruhe, wo wir nicht nachgeforscht haben. In Gesamtakten, wie in den Registern der Offizialität, ersetzt am 19. April 1613 durch den Geistlichen Rat (Conseil Ecclésiastique), später durch das Consistoire (ab 17.09.1681), war vieles über die Ortenau zu finden, das wir ausgesondert haben.

Leider wurden die Protokolle kriegsbedingt vom 22.08.1636 bis zum 28.02.1648 nicht weitergeführt, da der Geistliche Rat sich nicht mehr versammeln konnte. Dies wird später nochmals der Fall gewesen sein. So bleiben Lücken zwischen dem 11.02.1676 bis zum 28.09.1677, und wieder vom 5.07.1678 bis zum 2.01.1679. Aus uns nicht bekannten Gründen besteht eine weitere Lücke vom 10.06.1682 bis zum 3.05.1686: fehlt etwa ein Band? Auffallenderweise bezieht sich ein anderer Band (G 6315²) nur auf den rechtsrheinischen Teil der Diözese: „Protocolle officialitatis Episcopatus Argentinensis transrhenani“. Zu dieser Zeit (1686–1689) begab sich der Generalvikar, Lambertus à Laer, öfters in die Ortenau. In den folgenden Bänden befinden sich nur Gerichtsakten der Offizialität. Zum Glück wurden etliche Präsentationen im Original aufbewahrt, welche es uns erlauben, einige Lücken zu füllen (G 1420, sqq).

Ein Teil dieser Priester wirkte nur auf der rechtsrheinischen Seite des Rheins, andere aber auch im Elsass. Man benutzte öfters die Gelegenheit, um einige von einer Seite des Rheins auf die andere zu versetzen; es handelt sich meistens um Strafversetzungen. Natürlich wird man diejenigen, welche nach 1648 im Elsass gewirkt haben, in der wichtigen, aber unedierten Arbeit von Abbé Louis Kammerer über den elsässischen Klerus von 1648 bis 1792 finden: *Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime 1648–1792*. Wir werden dies in den Biographischen Notizen natürlich angeben. Wir konnten es nicht unterlassen, auch gedruckte Literatur einzufügen, unter anderem aus dem wichtigen Werk von Francis Rapp, um so mehr, weil er uns seine Kartothek des Klerus zu Verfügung gestellt hat.

Quellen und Bibliographie mit den benutzten Abkürzungen

Quellen

Die meisten Angaben berufen sich auf Akten der Archives Départementales du Bas-Rhin und werden in gekürzter Form angeben, wie „G 1420“.

AM Hagu.:	Archives Municipales de Haguenau
AM Sél.:	Archives Municipales de Sélestat
AMS:	Archives Municipales de Strasbourg
BGS:	Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg
BNUS:	Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg
R.A.:	Revue d'Alsace
ZGOR:	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
NEHR:	„Cahiers Freyther-Nehr“ (Archives de l'Archevêché de Strasbourg)
Synopsis:	„Synopsis ortus et progressus Collegii Societatis Jesu Molshemii ab anno MDLXXVII ad annum MDCXXXVI“ (ABR 2 G 300/6).
„Fichier Rapp“:	Professor Francis Rapp hat uns seine Kartei, aus welcher wir vieles entnehmen konnten, zur Verfügung gestellt.

Bibliographie

(**ADAM, Saverne, ...**) ADAM A., Alte kirchliche Gebräuche und Einrichtungen in Zabern, in: *Strassburger Diözesanblatt* 21 (1902), S. 374–392.

(BARTH, Hb, ...) BARTH Medard, Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, Bruxelles, 1980.

(FISCHER, Saverne, ...) FISCHER Dagobert, Notice historique sur l'ancienne Eglise collégiale, aujourd'hui paroissiale, de Saverne, in: Bulletin de la Société pour la Conservation des Monuments Historiques d'Alsace, X (1879), S. 163–192.

(FUCHS, Chartriers, ...) FUCHS François-Joseph, Documents alsaciens des chartriers nobles du Pays de Bade, Strasbourg, 1961.

(GUERBER, Haguenu, ...) GUERBER Victor, Histoire politique et religieuse de Haguenu, Rixheim, 1876.

(GRANDIDIER, NOI, ...) GRANDIDIER-INGOLD, Nouvelles Oeuvres Inédites, Colmar, 1897–1900.

(HAHN, Reformbestrebungen, ...) HAHN Karl, Die kirchlichen Reformbestrebungen des Strassburger Bischofs Johann von Manderscheid (1569–1592), Strassburg, 1913.

(HANAUER, ...) HANAUER C.A., Cartulaire de l'église S. George de Haguenu, Strasbourg, 1898.

(HAUVILLER, ...) HAUVILLER Ernst, Analecta Argentinensia. Vatikanische Akten und Regesten zur Geschichte des Bistums Strassburg im XIV. Jahrhundert. (Johann XXII, 1316–1334) ..., Strassburg, 1900.

(KAMMERER, N^o ...) KAMMERER, Louis, Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime 1648–1792, Strasbourg, 1983.

(KAUSS, Ortenau, ...) KAUSS Dieter, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl, 1970.

(MAYER, Matrikel, ...) MAYER Hermann, Die Matrikel der Universität Freiburg i.Br. von 1460 bis 1656, Freiburg, Herder, 1907 (I. Band).

(MEISTER, ...) MEISTER Al., Auszüge aus den Rechnungsbüchern der Camera Apostolica zur Geschichte des Bistums Strassburg 1415–1513, in: ZGOR NF VII (1892), S. 104–151.

(L.S., Ortenau, ...) SCHLAEFLI Louis, Der Pfarrklerus der Ortenau. Die drei rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Strassburg (14.–17. Jahrhundert). Eine Dokumentation. 1. Teil. Simpliciana XXV (2003), S. 277–378; 2. Teil. Simpliciana XXVII (2005), S. 213–308.

(RAPP, ...) RAPP Francis, Réformes et Réformation à Strasbourg. Eglise et société dans le diocèse de Strasbourg (1450–1525), Paris, 1974.

(RAPP, Klerus, ...) Der Klerus der mittelalterlichen Diözese Strassburg unter besonderer Berücksichtigung der Ortenau, in: ZGOR 137 (1989), S. 91–104.

- (REINFRIED, Achern, ...)** REINFRIED Karl, Zur Geschichte der katholischen Stadtpfarrei Achern, in: Freiburger Diözesan-Archiv, 37, 1909, S. 117–145.
- (REINFRIED, Anniversarstift., ...)** REINFRIED Karl, Die Anniversarstiftungen des Landkapitels Ottersweier, in: Freiburger Diözesan-Archiv, XXXIV, 1906, S. 255–297.
- (REINFRIED, Ottersweier, ...)** REINFRIED K., Visitationsberichte aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die Pfarreien der Landkapitel Ottersweier, Offenburg und Lahr, in: Freiburger Diözesan-Archiv, 1901–1903.
- (REINFRIED, Religionsänderungen ...)** REINFRIED Karl, Die Religionsänderungen im Landkapitel Ottersweier während des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Freiburger Diözesan-Archiv, 39 (1911), S. 65–134.
- (RIEDER, Reg. Constant., ...)** RIEDER Karl, Regesta episcoporum Constantiensium ..., Innsbruck, 5 Bände, 1895–1905.
- (RISTELHUBER, Heidelb., ...)** RISTELHUBER P., Heidelberg et Strasbourg. Recherches biographiques et littéraires sur les étudiants alsaciens immatriculés à l'université de Heidelberg de 1386 à 1662, Paris, 1888.
- (SCHNEIDER, ...)** SCHNEIDER Hugo, Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald, in: Die Klöster der Ortenau, Verlag Historischer Verein für Mittelbaden, 1978.
- (STAUDENMAIER, ...)** STAUDENMAIER P., Mittheilungen aus den Capitelsarchiven Offenburg und Lahr, in: Freiburger Diözesan-Archiv, XIV, 1881.
- (VOGLER, Schnersheim, ...)** VOGLER Joseph, Deux villages du Kochersberg, Schnersheim et Kleinfrankenheim, Pays d'Alsace n° 139–140.
- (VILLIGER, ...)** VILLIGER Johann Baptist, Das Bistum Basel zur Zeit Johannis XXII., Benedikts XII. und Klemens VI (1316–1352), Analecta Gregoriana, Rome-Luzern, XV, 1939.
- (WITTMER-MEYER, ...)** WITTMER Charles – MEYER Jean-Charles, Le livre de bourgeoisie de la ville de Strasbourg 1440–1530, Strasbourg, 1948 et 1954.

Chronologische Folge der Priester

... 1332 ...	MÜNCH (MONCH) Hartung, rector
... 1387 ...	SECKINGEN, Joannes de, Iutpriester
... 1433 ...	Egidius N., perp. vic. (G 3487)
... 1435–1441 ...	ROEDER Wilhelmus, Leutpriester
... 1450–1456 ...	GOSS(E) Adam, Leutpriester
... 1453 ...	GWER Joannes, (pleb.?)
... 1453 ...	SIMLER Maternus, vic. perp.

... 1477 ...	GOSSE Adam, Leutpriester
... 1482 ...	HEIL (HEYL) Johann (I), rector
... 1490 ...	HEIDE Joannes, Leutpriester
... 1507–1517 ...	HEIL Johannes (II), Kirchherr, Erzpriester
... 1541–(1544) ...	KILL Georgius, plebanus
... 1545 ...	WILL Johannes, plebanus
... 1563–1565 ...	GARTNER (HORTULANUS) Paulus
... 1581†	FLECK Sebastian
1582–1584	BOSCH Georgius
1584–1605 ...	FREY Joannes
1606–1619†	LAUBACHER Henricus
1619–1635 ...	SORG Franciscus
... 1653 ...	HAUG Joannes
1656–1657†	LATOUR Joannes Georgius
1657–1667	MEYER Georgius
1667–1675	NEUMETZLER Claudius Michael
1675–1680	BEYER Casparus
1680–1691	FRANTZ Josephus
1692–1714†	SCHLECHT Anastasius, Praem.

Frühmesser

... 1465 ...	GOSS(E) Adam
(vor 1470)	GWERE Johann
... 1482 ...	HARTMANN Bartholomaeus
... 1536 ...	MARTIN Joannes
...1544†	Joannes N. (G 4190, f. 32)
... 1544 ...	Jacob N. (G 4190, f. 32)

Kapläne

... 1330 ...	HONEWILRE, Conradus de
... 1488/89 ...	SIDENTREGER Daniel, chap. alt. S. Nicol.
...–(1577†?)	HORTULANUS Paulus, chap. alt. S. Nicol.
1577 ...	OTTH Anastasius, chap. alt. S. Nicol.

Alphabetisches Verzeichnis

Erstaunlicherweise werden nur wenige der Pfarrer von Renchen als Rektoren (Kirchherren) angegeben. Der Rektor ist der eigentliche Pfarrer, welcher die Einkünfte der Pfarrei einnimmt, aber nicht immer sein Amt betreut. Er bezahlt dann einen Leutpriester (plebanus), um ihn zu ersetzen. Es war gewiss der Fall in Renchen im Jahr 1332, da Hartung Münch zur selben Zeit an mehreren Orten Rektor war.

Manchmal wird der Pfarrer als „vicarius perpetuus“ angegeben, was nicht stimmt. Etliche Pfarreien wurden einem Kapitel

oder einem Kloster inkorporiert, welche dann die Rolle eines Rektors spielen und, in diesem Fall, einen „vicarius perpetuus“ einsetzen. Nie ist die Rede von einer Inkorporation des Pfarrei Renchen. An anderen Orten wird der Leutpriester manchmal auch irrigerweise als „vicarius perpetuus“ angegeben.

- BEYER (BAYER) Casparus wird am 09.05.1675 zur Pfarrei Lipsheim (Elsass) und bald darauf, am 27.11.1675, als Pfarrer von Renchen präsentiert (G 6313, 668). Er hat vor dem 04.04.1680 die Pfarrei resigniert (G 1421, 153) und wirkte dann wieder im Elsass als Pfarrer von Boersch (1680–1690) und Stifths herr in Saint-Léonard. Er wurde abgesetzt und zu sechs Monaten Kerker im Seminar verurteilt. Später wirkte er wahrscheinlich in Ittenheim bis 1693, und endlich in der Pfarrei Saint-Nicolas in Haguenau (1705–1706) (Kammerer N° 391).
- BOSCH Georgius (mag., lic. théol., Dr) studierte in Freiburg i. Br. (1567) (G 4190, f. 90), als er schon Praebendar der Kaplanei S. Catharinae (n° 51) im Hohen Chor des Straßburger Münsters war (... 1567–1615 oder 1616†) (D 81; G 1409; G 1499, f. 90; G 3476/16; G 3505; G 4190, f. 90, 96 vo; G 6304, 159; 1 G 181/1, 99 vo). Im Jahr 1586 befindet er sich nicht an Ort und Stelle, verlangt jedoch seine Praesensgelder „absenti tamquam praesenti“ zu erhalten (1 G 181/1, 99 vo). Schon früher wirkte er als Pfarrer von Willgottheim (ca. 1570–1573) (G 1411; 1 G 57/3, f. 215–218, 307); später wurde er Hofprediger, vermutlich in Saverne (... 1580 ...) (G 1850; DISCHERT, Benfeld, S. 143) und im Jahr 1581 administrierte er „ad interim“ die Pfarrei Benfeld, wo der Magistrat ihn behalten möchte (G 1850). Er wird jedoch Pfarrer von Renchen (1582–1584), (G 1494; AMS 117 Z 150; HAHN, Reformbestrebungen, S. 49, note 3). Wegen Nachlässigkeit abgesetzt, geriet er in einen Prozess mit seinem Nachfolger, weil er zu viel von seiner Kompetenz mitgenommen hatte (1584) (AMS 117 Z 150). Er erhielt später die einträgliche Pfarrei Saint-Georges in Haguenau (1586–1589) (1 G 181/1, 99 vo; AM Hag. GG 140/6-8; GG 272/6-9; GUERBER, Haguenau, I, S. 479; HANAUER, S. 568), welche er „wegen der krankheit und alters“, wie auch sein Amt als Erzpriester seines Ruralkapitels verlässt (AM Hag. GG 140/8). Jahre später wirkte er jedoch wieder als vice-parochus in Saverne (... 1592–1604 ...) (G 1715; 1 G 189/1, f. 1, 88-92; FISCHER, Saverne, S. 186; ADAM, Saverne, S. 385). Er verstarb außerhalb der Diözese vor dem 24.01.1618 (G 6303, 369), womöglich 1615 oder 1616. Er hatte sich mit einem ferto das Recht, über seine

Hinterlassenschaft zu verfügen, am 29.11.1588 erkauft (G 6303, 369), welche in den Akten erwähnt wird (G 6303, 382 vo).

- FLECK Sebastian, dessen Mutter Anna erwähnt wird (1 G 136/4g), war Pfarrer von Renchen und Erzpriester des Ruralkapitels von Ottersweier (ABR 1 G 136/3 et 4; 1G 178/9; HAHN, Reformbestrebungen, S. 49, Note 3), als er im Jahr 1581 den Befehl erhielt, seine Magd fortzuschicken (1 G 136/3). Doch noch im selben Jahr, am 30. November, ist er an Podagra gestorben (G 1494; 1 G 136/4b). Im Inventar seiner Nachlassenschaft wird eine reiche Bibliothek vermerkt (1 G 136/ 4a). Seine Magd, welche nun als Konkubine verzeichnet wird, erhebt Anspruch auf den Nachlass, wahrscheinlich weil sie – wie öfters – nie für ihre Arbeit bezahlt worden war (1582–1583) (1 G 136/4; 1G 178/9).

- FRANZ (FRANTZ) Josephus, Mag., wird am 03.04.1680 als Pfarrer von Renchen angenommen (G 6314, 63 vo). Am 12.12.1691 wird er als „paroch(us) Argentinens(is)“ angegeben und erhält die Investitur zur Pfarrei Fautenbach (G 1421, 63). Am 08.05.1696 unterschreibt er als solcher und auch als Erzpriester des Ruralkapitels Ottersweier ein Abkommen (STAUDENMAIER, 272).
 Er war aus Zabern gebürtig, wurde Erzpriester des Ruralkapitels Ottersweier (1692–1702), später Rektor in Offenburg (1702) und auch Erzpriester des dortigen Ruralkapitels (STAUDENMAIER, 272, Note 4). Er starb im Jahr 1708. Er war auch päpstlicher Notar und Vize-Offizial für die drei rechtsrheinischen Kapitel (REINFRIED, Ottersweier, S. 259, Note 1, und 270).

- FREÏ (FREÏ, FREI) Joannes, Mag., war zuerst Praebendar („animissarius secundus“) im Hohen Chor des Straßburger Münsters (... 1583–1584 ...) (G 1507, 36 et 44; G 3476/16; G 4905, 56; 1 G 209/29; AMS 1 AST 111/43, f. 68). Im Jahr 1583 wirkte er als Prokurator von Joannes Morellus, Priester des Bistums Besançon, in dessen Namen er ein Kanonikat in Saint-Pierre-le-Jeune, zu welchem Morellus durch „preces imperiales“ befördert worden war, einnahm (AMS 1 AST 111/43, f. 68). Dann wurde er zum Pfarrherr in Renchen ernannt (1584–1605) (G 1450, 138; AMS 117 Z 150). In diesem letzten Jahr schuldet er 5 Pfund 18 Schilling der Hinterlassenschaft des verstorbenen Pfarrers von Eschau (G 1450, 138). Er wird auch als Praebendar der Kaplanei der Heiligen Petrus und Paulus (N^o 28) im Hohen Chor Straß-

burgs und als Pfarrer in Ebringen erwähnt; dazu sei er auch krank gewesen (1605) (D 81). Er ist vor dem 23.08.1624 gestorben (BGS Ms 2053/I).

- GARTNER (HORTULUS, HORTULANUS) Paulus, aus Straßburg gebürtig, Sohn von Theobaldus Hortulanus und von Anna, Tochter des Paul Leoparth, Notar (G 1434), erscheint er auch als Bruder von Anastasia, Gertrud und Theobaldus, Einnehmer der Klöster Ittenwiller und Baumgarten (AMS KS 128, f. 271). Dieser letzte war Notar an der Offizialität und muss im Jahr 1563 verstorben sein, denn Paulus wird als sein Erbe angegeben (AMS 117 Z 141). Wahrscheinlich hatte schon ihr Vater oder ein Ahne den Familiennamen latinisiert.

Im Jahr 1554 erscheint Paulus als Praebendar des Altars „Omnium Sanctorum“ im Hohen Chor des Strassburger Münsters (AMS AA 1586, 19-20; G 3476/16; G 3756, f. 13 vo); später wird er als „animissarius septimus“ dortselbst verzeichnet (G 3498/7). Im Jahr 1554 wird auch ein Streit mit einem Schüler erwähnt (AMS AA 1586, 19-20).

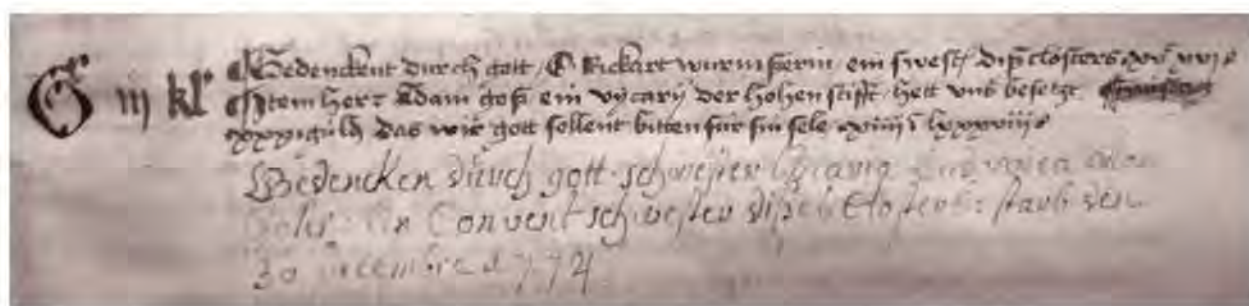
Als Pfarrer (plebanus) von Renchen und Erzpriester des Ruralkapitels Ottersweier kennen wir ihn zwischen 1563 und 1565 (AMS 117 Z 141; AMS KS 128, f. 271) und auch als Kaplan des Altars des hl. Nikolaus bis zu seinem Tod (AM Sél GG 57). Im Jahr 1565 verkauft er seinen Teil an einem Haus in Benfeld (AMS KS 128, f. 271). Im selben Jahr wird er Stiftsherr, später Dekan (1570) in Saint-Pierre-le-Vieux in Strassburg (1565–1573†) (G 368, 166-185; G 1434; G 4224/8; G 4572 à G 4581; 1 G 177/2a, f. 5 vo, 16, 21, 27 vo; 1 G 177/2c, 2 vo, 7 vo, 8 vo, 9, 42; 1 G 178/1, f. 179; 2 B 9/10; 2 B 12/21, f. 11; AMS II 123, 34; AMS VIII, 188, f. 138; GRANDIDIER, NOI, III, 81; R.A. 1891, 417). Inzwischen war er auch, bis zu seinem Tod, Pfarrer in Furdenheim (...–1573†) (AM Sél., GG 57). Er ist vor dem 23.12.1573 gestorben.

In seiner Hinterlassenschaft befanden sich viele Bücher, Gemälde (eines von Einsiedeln), Münzen und Schaupfenige der Bischöfe Wilhelm von Honstein und Johannes von Manderscheid, fünf Waffen ... (G 368, S. 166–185). Auch ein Teil des Inventars seines Hauses am Weinmarkt ist vorhanden (AMS II 123, 34). Es kam zu Schwierigkeiten wegen seiner Hinterlassenschaft (1574–1575) (1 G 177/2c, 52 vo; 1 G 177/2E, 32 vo, 60 vo, 64 vo, 87 vo; 1 G 178/5), (1578) (2 B 12/21, f. 11) und sogar zu einem Prozess zwischen dem Bistum und der Stadt Straßburg (1574-1590) (AMS II 122b). Sein

Vermögen wurde im Jahre 1577 mit Beschlag belegt (1 G 178/1, f. 179).

- GOSS (GOSSE, GOSSMANN) Adamus, gebürtig aus Renchen (G 1498/18), wie Johannes Goss, auch Priester³, mit welchem er gewiss verwandt war, diente er als Zeuge, als dieser sein Rektorat in Zimmern gegen die Pfarrei Rosheim vertauschte (1485) (AMS KS 6, f. 79). Beide haben in Heidelberg studiert (Fich. Rapp). Adam ist als Leutpriester in Renchen zwischen 1450 und 1456 bezeugt (G 3751, f. 309, 310 vo; KAUSS, Ortenau, 239) und auch als Frühmesser, viel später, im Jahr 1465 (Fich. Rapp). Im Spital von Straßburg war er Kaplan des Altars der Hl. Oswald, Leonhard und Catharina in der Kapelle St. Erhard (1459–1487 ...) (AMS 117 Z 194, f. 44; G 2690, f. 161; G 2740, G 5675, 136 vo; G 3475/17; BGS, Ms 113, II, 330). Im Hohen Chor des Strassburger Münsters wirkte er nicht nur als Kaplan des Altars des Hl. Ulrich, aber auch, ab 1488 als Deputatus, also als einer der Vorsteher dieses Chors (... 1470–1488 ...) (G 1498/13-18; G 1502/10-12; G 1503, f. 4, 5 vo, 6 vo, 9, 13, 14; G 3488, f. 12; G 3582/4; G 3751, f. 312 vo; G 3616/7a; G 3650/5; G 3686/10; G 5436; G 5437/3, 4, 4a; G 5675, f. 136 vo; 134 J 27, f. 39 vo; AMS AA 1921, f. 17; AMS AH-C 388 n° 7108; AMS 117 Z 76, f. 18; AMS 117 Z 1171/1; AMS III, 271/11; BNUS Ms 1058; BGS Ms 35, p. 121; WITTMER-MEYER, I, 383 n° 3288; Schnersheim, 37). Im Jahr 1473 befand er sich, als Träger eines „agnus Dei“, in der Prozession, welche den Kaiser Friedrich III. in Straßburg empfing (AMS AA 1921, f. 17). Im Jahr 1477 erscheint er nochmals (oder immer noch?) als Leutpriester in Renchen (KAUSS, Ortenau, 239), aber anno 1485 als „altleutpriester“ (Fich. Rapp, GLAK). Von 1477 bis 1488 war er auch als Frühmesser in Schnersheim, resignierte aber die Stelle in seinem Sterbejahr (G 5436; G 5437/3, 4, 4a; G 5675, 136 vo; AMS KS 5, f. 190; Schnersheim, 37). Wir wissen nicht, warum er sich das Bürgerrecht in Straßburg am 28.02.1482 erkaufte

Eintrag im Seelbuch
des Reuerinnenklosters
in Straßburg:
„Item herr Adam goß
ein vicary der hohen
stift / hett uns besetzt
xxx. guld(en), das wir
gott sollent bitten für
sin sele. xiiic.
lxxxviii“.



(AMS III, 271/11; WITTMER-MEYER, I, 383 n° 3288). Im Jahr 1487 errichtete er sein Testament, das noch erhalten ist (G 3475/17). Er starb am 30. Dezember 1488⁴ und vermachte 30 Gulden dem Reuerinnenkoster in Straßburg und figuriert deswegen in dessen Seelbuch (BGS Ms 35 p. 121). Auch im Straßburger Münster wurde eine Jahrzeit für ihn gestiftet (1490/91) (G 3809/1, f. 70).

- GWERE Johann, aus „Swenzolshofen“, Sohn von Johann Gwere, wird im Jahr 1453 (als Pleban oder schon als Frühmesser?) in Renchen erwähnt, als er auch eine Jahrzeit im Straßburger Münster stiftet (G 3487). Als ehemaliger Frühmesser in Renchen erscheint er, als er im Jahr 1470 Güter in Renchen vom Reuerinnenkloster in Straßburg entlehnt (ABR 121 J 85).
- HARTMANN Bartholomaeus, aus Herrenberg (AHR 13 H 54/3), wird als Frühmesser in Renchen im Jahr 1482 erwähnt (AMS KS 5, f. 88). Ob er oder ein Homonym Kaplan am Altar des Hl. Jodocus in Herrlisheim (Oberelsass) im Jahr 1524 war (AHR 13 H 54/3), wissen wir nicht.
- HAUG Johann, Offenb(urgensis), erhält am 09.11.1626 ein „dimissorium ad ordines“ (G 6307, 176). Am 10.07.1627 wird er als Kaplan in seiner Vaterstadt Offenburg vorgeschlagen (Ibid., 185) und erhält eine „commissio pro admissione ad administratione Sacramentorum“ (G 1434/13). Er soll seit 1635 Pfarrer von Fautenbach gewesen sein (REINFRIED, Ottersweier, 269). Doch am 8. Oktober 1653 erscheint er als Pfarrer von Waldulm und Renchen. Wegen der hohen Einwohnerzahl in Renchen ist es nicht mehr möglich, den Ort ohne selbständigen Pfarrer zu lassen; er solle sich entscheiden, dorthin zu ziehen; so musste er auf Waldulm verzichten (G 6309, 63). Am 22.12.1655 erscheint er als Kämmerer des Ruralkapitels Ottersweier (G 6310, 5 vo) und am 09.11.1661 als Erzpriester (G 6311, 121). Er war es von 1658 bis 1675 (REINFRIED, Ottersweier, 269).

Am 25.02.1665 klagt er gegen den Grafen von Württemberg, da dieser die Einkünfte der Kapelle im Schloss Ullenburg bei Oberkirch usurpiere, seitdem diese durch die Privation von Simon Wollensack freistehe. Inzwischen wurde sie ihm durch die bischöfliche Behörde im Jahr 1648 anvertraut. Bisher konnte er jedoch sein Recht nicht geltend machen. Da nun das Amt Oberkirch wieder dem Bischof gehöre, hofft er, dass man ihm helfen werde, seine Einkünfte wieder zu erhalten. Er wird nach der Zaberger Regierung

verwiesen (G 6312, 17 vo). Am 09.12.1665 wird er gebeten, Auskunft über die Kollation dieser Kapelle zu geben (Ibid., 124 vo), was er auch tat (Ibid., 140). Der Bischof wollte sie dem Molsheimer Seminar inkorporieren, was sich als unmöglich erwies (Ibid., 160 vo). Am 02.05.1668 wird ein Schreiben des Pfarrers über diese Kapelle an den Bischof weitergeleitet (Ibid., 376). Am 20.09.1668 bittet die Regierung in Zabern, man suche im Archiv über die Einkünfte dieser Kapelle nach. Die Schrift wird Pfarrer Haug ausgestellt, damit er während des Aufenthalts des Bischofs in der Diözese sein Recht verteidigen könne (Ibid., 408 vo). Durch seine Antwort auf dieses Schreiben erfahren wir, dass ein gewisser Dr. Kieffer, Arzt in Straßburg, zur Zeit deren Einkünfte bezieht, was nicht annehmbar sei (Ibid., 413 vo). Scheinbar will der Bischof diese Kaplanei zurückerwerben (Ibid., 525). Am 19.01.1670 erfahren wir, dass sie einer Kaplanei in Saverne einverleibt werden soll; der Geistliche Rat ist damit nicht einverstanden: Erzpriester Haug soll Zeit seines Lebens deren Einkünfte beziehen. Nach seinem Ableben könne man sie der Pfarrei Ulm annexieren. Der Generalvikar ist der Ansicht, sie solle an Ort bleiben, besonders da die Kapelle im Schloss Ullenburg repariert und mit einer Glocke versehen wurde; dazu kommt, dass das Personal des Dr. Kieffer katholisch ist (G 6313, 7-10). Am 26. Februar wird dem Bischof gemeldet, dass diese Kaplanei durch den Weihbischof dem Pfarrer von Fautenbach verliehen worden war (Ibid., 25; 33). Nochmals am 08.07.1671 wird dem Bischof abgeraten, die Kaplanei in die bischöfliche mensa zu inkorporieren: dies sei kanonisch nicht gestattet; der Dr. Kieffer habe erlaubt, darin Messen zu lesen und auch für die Paramente beizusteuern (Ibid., 239–241). Am 31.08. 1667 wird Haug mit einer Untersuchung betraut (G 6312, 318 vo). Am 18.06.1674 wird sein „indultum testandi“ bestätigt (Ibid., 396). Er ist vor dem 12.08.1675 gestorben. Ein Streit wird wegen seiner Hinterlassenschaft zwischen Zacharias Schönknecht und Adam Solinger (Seelinger), aus Offenburg, entstehen (G 6314, 33 vo). Eine Jahrzeit wurde für ihn in Fautenbach gestiftet (REINFRIED, Anniversarst., 216). (L.S., Ortenau 1, S. 343–344).

- HEIL (HEYL, HAIL) Johann (I) (licent.), aus Achern, studierte in Heidelberg (1471) (REINFRIED, Achern, 139, note 1). Im Jahr 1482 wird er Rektor in Renchen (AMS KS 5, f. 88; MEISTER, 123 ; REINFRIED, Religionsänderungen, S. 78).

- HEIL (HEYL, HEÏL(E), HAIL) Johann (II), aus Obenheim (Diözese Worms), studierte in Heidelberg (1497): bacc. art. (1499), mag. art. (1501), licentiat (RISTELHUBER, Heidelberg, S. 91). Er wurde Pleban der Pfarrei Saint-Laurent im Straßburger Münster (1499–1501) (G 3757, f. 36, 38, 41, 44 vo, 45; RAPP, 492), zugleich Poenitentiar des Bistums (1500–1501), bevor er zum Kirchherr in Renchen ernannt wurde (1507–1525†) (REINFRIED, Ottersweier, S. 73; REINFRIED, Anniversarst., S. 214; RAPP, 492); er war auch Erzpriester des Ruralkapitels Ottersweier (1507–1525†) (REINFRIED, Anniversarst., S. 214; G 4216/3a; G 5454/3bis; BGS, Ms 145, 307; REINFRIED, Ottersweier, S. 73; REINFRIED, Religionsänderungen, S. 78; RAPP, S. 492). Er erscheint auch als Verwalter (deputatus) der „Magna Fraternitas“, Bruderschaft des Diözesanklerus (... 1517–1518 ...) (G 4216/3a; G 5454/3bis; RAPP, 226, note 69 et 492). Eine Jahrzeit wurde für ihn in Achern gestiftet (REINFRIED, Anniversarstift. ..., S. 214).
- HONEWILRE, Conradus de, erhielt im Jahr 1330 die Anwartschaft auf eine Praebende, deren Kollation der Abtei Gengenbach zustand („ad collacionem abbatis et conventus monasterii in Gengenbach spectans“), obschon er eine Praebende in Renchen besaß („non obstante quod praebendam cuiusdam altaris ecclesiae in Reinchem obtineat“) (HAUVILLER, S. 179 n° 205). Wahrscheinlich handelte es sich um eine Kaplanei.
- KILL Georgius, plebanus in Renchen, erkaufte sich im Jahr 1541 ein „indultum testandi“ (G 1441). Vermutlich ist er auch der „Herr Jorg“, der im Jahr 1544 noch als Pleban erwähnt wird (G 4190, f. 31 vo).
- LAUBACHER Heinricus, (mag.), gebürtig aus Offenburg, studierte in Freiburg (1583): bacc. art. (1585), mag. (1587) (MAYER, Matrikel, 606). Er wurde am 06.10.1606 als Pfarrer von Renchen investiert (G 6302, 67 vo) und blieb es bis zu seinem Tode (D 81; G 3811, 135 vo; H 1638/2, 44 vo, 77; H 1639, p. 24). Er resignierte im Jahr 1611 seine Stelle als Stifths herr in Neuwiller-les-Saverne (G 1530/84). Er war auch nebenbei Inhaber eines Vikariats des Hohen Chors des Münsters von Straßburg (... 1614–1619†) (D 81; AMS 117 Z199/2; AMS 10 NA 199/2). Am 27.07.1617 erhält er die Confirmation des „indultum testandi“, welches er von Charles de Lorraine, Bischof von Straßburg und Kardinal, mit 100 Gulden erkaufte; so kann er über seine ganze Erbschaft

- verfügen, sonst wäre ein Viertel davon dem Bistum zugefallen (G 6303, 338 vo). Er ist vor dem 13.03.1619 gestorben (G 6305, 127–128, 133). Sein Bruder Blasius hat der Abtei Altorf 500 Gulden aus seiner Hinterlassenschaft gegen Obligation geliehen (1620) (H 19/13).
- LATOUR (LATUR, TOUR, TURR, THUR) Joannes Georgius, war Pfarrer in Dingsheim um 1654 (Kammerer N° 5091). Er erhält am 29.11.1656 die Investitur für die Pfarrei Renchen (G 6310, 49 vo); am 18. Dezember wird er nach Molsheim zitiert (Ibid., 51 vo). Am 12.09.1657 erfährt man in Molsheim das Absterben des Pfarrers Latur; sein Inventar wird verlangt; man sucht auch den Schultheiß und die Gemeinde dazu zu bewegen, die Bibliothek des Pfarrers für seine Nachfolger anzuwerben (Ibid., 83 vo). Am 10. Oktober meldet Erzpriester Schumacher, dass die Schulden das Erbe übertreffen werden; er soll 4 Pfund 10 Schilling dem Bistum übersenden, die Schulden bezahlen und den Rest den Erben überlassen (Ibid., 86 vo) (L.S., Ortenau 2, S. 214).
 - MEYER Georgius, aus Saint-Avold, „capellanus in Offenburg“, wird am 21.11.1657 durch den Senior des Hohen Chors als Pfarrer von Renchen präsentiert, examiniert und angenommen (G 6310, 89) (REINFRIED, Ottersweier, 295). Am 24. April 1660 wird er ermahnt, vor dem 9. Juni die „jura sigilli“ zu bezahlen (Ibid., 280 vo). Da seine Situation dort nicht mehr haltbar war, hatte er seine Versetzung nach dem Elsass verlangt (G 6312, 260). Am 09.03.1667 erhielt er die Präsentation für die Pfarrei Bischoffsheim (Ibid., 274), wo er bis zu seinem Tod am 19.02.1668 walten wird (Kammerer N° 3359). (L.S., Ortenau 2, S. 227).
 - MÜNCH (MOENCH, MONACHUS, MÜNICH) Hartungus, genannt „Hartung der phaffe“, Sohn des „Heinrich der Münich von Basile“ (1286) (AMS 1 AH 854, f. 116 vo), gehört zu dem Teil des Klerus, der alle guten „Stellen“ (und noch andere dazu) zusammenraffte, ohne sich um das Los seiner „Schäflein“ zu sorgen. Manchmal hatten sie nur die niederen Weihen und brachten es nie bis zum Priestertum; das scheint bei ihm nicht der Fall gewesen zu sein, sonst hätte er nicht den Spitznamen „der phaffe“ getragen. Er ist der erste, der als Rektor von Renchen in der Geschichte erschien, aber ob er jemals in Renchen zu sehen war, kann heute niemand belegen.

Im Jahr 1302 war er nämlich Rektor in Rumerheim (Obereilsass) (BARTH, Hb, 1166), Eguisheim (VILLIGER, 32; B.,

325) und Wagenstatt (VILLIGER, 32), von 1302 bis 1320 in Weisskirch (VILLIGER, 32; BARTH, Hb, 1713), Ottmarsheim (VILLIGER, 32; BARTH, Hb, 1050) und Pfaffenheim (VILLIGER, 32; BARTH, Hb, 1061), auch in Mittelentzen (... 1315 ...) (FUCHS, Chartriers, 151, n° 1741; BARTH, Hb, 1892), Zimmersheim (... 1320 ...) (VILLIGER, 32; BARTH, Hb, 1837), endlich auch, bis zu seinem Tode, in Ulm (VILLIGER, 32; REINFRIED, Landk. Ottersweier, 200; KAUSS, Ortenau, 261⁵) und in Renchen (VILLIGER, 32; KAUSS, Ortenau, 239). Er scheute sich nicht, auch die Kaplaneien in Burgheim und Rheinweiler den armen Anfängern zu entreißen (VILLIGER, 32). Dazu war er auch Domherr in Basel (...-1332†) (RIEDER, Reg. Constant., II, n° 3600, 3828, 4132; REINFRIED, Landk. Ottersweier, 200; BARTH, Hb, 1050). Er ist im Jahr 1332 gestorben (VILLIGER, 266).

- NEUMETZLER Claudius Michael, „presb. Treviren. dioec.“, wird am 23.06.1653 durch den Generalvikar examiniert, welcher ihn „habilis et idoneus“ gefunden hat, und ihn als Kaplan in Offenburg angenommen hat (G 6309, 52 vo). Später wird er Pfarrer in Osthoffen (1655), Mutzig (1659), Dachstein (1659). Er war auch Bénéficiaire (1664), dann Propst (1658) im Stift Jung-Sankt-Peter in Straßburg und Stiftsherr in Saint-Léonard (1667) (Kammerer N° 3682). Wegen „varios excessus“ (die nicht weiter angegeben werden) wird er als Pfarrer von Dachstein abgesetzt und, wie öfters in solchen Fällen, in den rechtsrheinischen Teil des Bistums geschickt. Zuerst musste er sich jedoch eine längere Penitenz auflegen: am 03.02.1667 konnte er ein Attest des Guardians des Franziskanerklosters von Offenburg nach Molsheim schicken, in welchem auch bestätigt wurde, dass er eine Generalbeichte abgelegt hatte (G 6312, 259 vo). Am 25.02.1667 wurde er zur Pfarrei Renchen präsentiert (G 1420, 420) und am 2. März erhielt er nur eine *commissio* (und nicht die Investitur) für diese Pfarrei (G 6312, 264).

Am 31. August wird der Erzpriester beauftragt, im Geheimen eine Untersuchung gegen den Pfarrer einzuleiten, da gemunkelt wird, er habe Beziehungen mit einer jüngeren Wirtin (Ibid., 318 vo). Die Untersuchung ergab nichts Klares; jedoch erging eine Mahnung an den Pfarrer: er solle seine Vergangenheit nicht vergessen und keinen Anlass zu einem Skandal geben (Ibid., 327 vo). Am 07.03.1668 wird er gemahnt, den Rest seiner Geldstrafe zu erledigen (Ibid., 364).

Am 23.07.1668 unterbreitet er dem Geistlichen Rat einige Probleme: Margareta Eckstein, aus Wagshurst, hat sich vor

einem Pastor mit einem Protestanten vermählen lassen, da er es nicht tun wollte; er fürchtet nun, dass dasselbe mit Anna-Maria Bischer(in), auch aus Wagshurst, welche von einem Protestanten aus der Wantzenau, Johann Hippert, geschwängert wurde, geschehe. Endlich habe Maria Schmerin, aus Renchen, zwei Männern – Andreas Berger und Michael Eckstein – die Hochzeit versprochen (Ibid., 400). Am 3. Mai 1673 wird er gefragt, ob er vor der Hochzeit der Jacobea Keiserwert(in) die vorgeschriebenen Proklamationen gemacht hatte (G 6313, 469); dies war nicht der Fall und er sandte darüber eine ausflüchtige Entschuldigung; darum wurde ihm eine Geldstrafe von 5 Livres auferlegt (Ibid., 470).

Am selben Tag deklarierte Pfarrer Markart aus Kappelrodeck vor dem Geistlichen Rat in Molsheim, ein Bauer aus Renchen verbreite das Gerücht, eine Magd hätte in Straßburg ein Kind geboren, dessen Vater Pfarrer Neumetzler sei. Sein Schulmeister habe ihm auch erzählt, eine gewisse Bertha sei früher nach Renchen gekommen, welche ein Kind von einem Priester bekam; sie sei aus Renchen gejagt worden. Neumetzler antwortet, er habe nie etwas von einer Bertha gehört (Ibid., 468). Am 18.06.1674 wird sein „indultum testandi“ bestätigt (Ibid., 396). Er hat seine Pfarrei vor dem 27.11.1675 resigniert (G 6313, 668) und ist vor dem 23.12.1685 gestorben (Kammerer N° 3682). Ein Werk über das Konzil von Trient, welches ihm von Laurentius Meyer geschenkt worden war, wird in der Bibliothek des Grand Séminaire de Strasbourg aufbewahrt (2 Eb 5). (L.S., Ortenau 2, S. 242–243).

- OTHO (OTT, OTH, OTHO, OTTH, OTTO) Anastasius, aus Erstein gebürtig, war zuerst Kaplan des Altars des Hl. Nikolaus in Renchen (1577–...) (AM Sél GG 57), später Pfarrer in Holtzheim (... 1585–1587) (G 1518; G 1799 2 B 388/5, f. 2, 5; 2 B 388/5bis, f. 8, 13); er musste aber resignieren, nicht ohne Grund: seine schwangere Magd wird in Dachstein eingekerkert und er in Saverne (1587) (2 B 388/5bis, f. 8, 13). Nach seiner Entlassung wird er nicht, wie gewöhnlich, in die Ortenau, sondern nach Nordhouse versetzt (1588–1617†) (G 1518; G 3016; G 4999; G 6303, 311 vo und 312; H 1638/1, p. 35; H 1638/2, f. 51 vo, 62, 69 vo; H 1639, S. 36; H 1640, S. 15; H 1775; H 1776 ; Synopsis, S. 77). Er war auch bis zu seinem Tode Stiftsherr in Saint-Pierre-le-Jeune in Straßburg (G 4907, f. 4; G 4999) und auch in Saint-Léonard (G 3016; BGS, Ms 2526/13, f. 15). Er hat 100 Gulden zur Erbauung der

Jesuitenkirche in Molsheim geschenkt (Synopsis, S. 77), und ist vor dem 21.02.1617 gestorben (G 3016). Es überbleiben Akten über seine Verlassenschaft (G 6303, 314; G 6304, 248).

- ROEDER Wilhelm, „Priester von Renchen“, war Leutpriester in Renchen (... 1435–1441 ...) (AMS CH 214/4400; KAUSS, Ortenau, 239) und auch in Ulm (... 1438 ...) (KAUSS, Ortenau, 261); später wirkte er offenbar in Nussbach (... 1453 ...) (AMS CH 254/5235, mit seinem Siegel) und in Offenburg (1463) (AMS KS 3, f. 79).
- SCHLECHT Anastasius, „Canonicus Reg. Monast. OO. SS. in Hercynia Sylva“, also Prä-monstratenser in Allerheiligen, war von 1643 bis 1651 Propst in Haguenuau (Kammerer N° 4485). Er wird am 22.01.1652 zur Pfarrei Ebersweier präsentiert und angenommen (G 6309, 1 vo). Wie man weiß, wurde dieser Oberkircher im Jahr 1653 der 33. Propst und 1657 der erste Abt von Allerheiligen (SCHNEIDER, 372).

Im September 1654 übersendet ihm der Bischöfliche Rat den Vertrag, welcher mit dem Grafen von Württemberg geschlossen worden war „ratione religionis catholicae et jurisdictionis in praefectura Oberkirch“. Er solle melden, ob zur Zeit gegen diesen Vertrag verstoßen wird (G 6309, 80).

Am 10.08.1687 wird er als Pfarrer von Kappelrodeck angenommen (G 6315, 38). Wahrscheinlich verwaltete er gleichzeitig Gamshurst, wo er am 3. Dezember desselben Jahres ersetzt wird, weil er resigniert haben soll (Ibid., 51). Kappelrodeck resignierte er erst am 10.03.1692 (G 1422, 75). Am selben Tag erhält er die Investitur zur Pfarrei Renchen (Ibid., 76). Dort wird er in den Jahren 1692 und 1699, zur Zeit der Kirchenvisitationen, immer noch als Pfarrer angegeben (REINFRIED, Ottersweier, 295). Am 08.05.1696 unterschreibt er ein Abkommen als Kämmerer seines Ruralkapitels (STAUDENMAIER, 272). Er ist vor dem 07.05.1714 gestorben (G 1423, 92). (L.S., Ortenau 2, S. 265–266).

- SECKINGEN, Joannes de, war Leutpriester in Renchen im Jahr 1387 (AMS 1 AH 1644, f. 158); sonst wissen wir nichts über ihn.
- SEIDENDREGER (SYDENDREGER, SIDENTREGER) Daniel war Kaplan in Bergheim (1475–(1476) (NEHR, 57) und viel

- später in Renchen (... 1488/89 ...) (AMS 117 Z 835). Wahrscheinlich erhielt er dann eine andere Stelle: „providetur de altare“ (1490/91) (Fichier Rapp: R. V. 756, f. 120). Es ist anzunehmen, dass er der „Daniel“ der später in Oberdorf waltete (... 1496–1499 ...) war (KAUSS, Ortenau, 223). Im Jahr 1506 erscheint er als Deputierter der „fraternitas cleri civitatis et dioc. Argent. maioris“ (1506) (2 B 62/3). Er muss jedoch eine Pfarrei in der Ortenau verwaltet haben, denn bis zu seinem Tode ist er Erzpriester des Ruralkapitels Offenburg (... 1506–1519†) (2 B 62/3; G 1434/3; G 1447, 235). Dazu war er auch Stiftsherr in Niedermunster (... 1513–1519†) (Fichier Rapp). Er ist vor dem 10.07.1519 gestorben (G 1434/3; G 1447, 235) und wurde in Niedermunster begraben (Fichier Rapp), wo seine Grabplatte sich noch befindet (Angabe von Bernhard Metz). Er hat eine Stiftung zu Gunsten des Bistums gemacht (10.07.1519) (G 1434/3). (L. S., Ortenau, 2, 274).
- SIMLER (SULER) Maternus war bis 1453 „perpetuus vicarius“ in Huttenheim (D 2/9; D 3/9; D 173, f. 206; BGS Ms 159, Tiroir 32 n° 7), resignierte aber, weil er zwei Pfründen besass, welche unvereinbar waren (D 173, f. 206); er war nämlich zur selben Zeit Leutpriester in Ulm (... 1453–1459 ...) (D 2/9; D 173, f. 206; KAUSS, Ortenau, S. 261, welcher ihn Suler nennt); dazu wird er auch noch als „perpetuus vicarius“ in Renchen angegeben (... 1453 ...) (KAUSS, Ortenau, S. 239).
 - SORG Franciscus hatte, wie andere, in Freiburg studiert (1607) (MAYER, Matrikel, S. 747). „Presb. Argent. dioc.“, bisher Kaplan in Offenburg, wird er durch den Propst von Allerheiligen am 06.08.1614 zur Pfarrei Niederachern präsentiert, welche durch den Verzicht von Martin Hoffmann frei ist (G 6303, 119; G 6304, 68 vo). Am 13.03.1619 wird er Pfarrer in Renchen (G 6305, 133). Er erkauft sich mit 3 Livres ein „indultum testandi“ am 12.04.1627 (G 1434/12 u. 13). Am 24.11.1635 wirkt er immer noch dort und ist auch Definitor seines Ruralkapitels (G 3812, 60 vo; G 3813, f. 73; G 3814, 115 vo; G 3815, f. 119, 130 vo; G 3816, f. 133; G 6308, 211 vo).
 - WILL Johannes, plebanus in Renchen, erkaufte sich im Jahr 1545 ein „indultum testandi“ (G 1441).

Anmerkungen

- 1 Schlaefli Louis: Der Pfarrklerus der Ortenau. Die drei rechtsrheinischen Ruralkapitel des ehemaligen Bistums Strassburg (14. bis 17. Jahrhundert). Eine Dokumentation 1. Teil. *Simpliciana XXV* (2003), 277–378; 2. Teil. *Simpliciana XXVII* (2005), 213–308
- 2 Die so ausgedruckten Quellen befinden sich in den Archives Départementales du Bas-Rhin.
- 3 Er hat auch in Heidelberg studiert (1458) und war Rektor in Zimmern bis 1482 (134 J 27, f. 57, 100). Per Tausch wurde er Pfarrer in Rosheim (St. Stephan) (G 3106, f. 100 vo, 102 vo; 134 J 27, f. 57; AMS KS 6, f. 77 vo; RAPP, S. 294) und, nochmals per Tausch, Praebendar im Straßburger Münster (1485–1492†) (G 3536/11; AMS CH 303/6247; AMS 117 Z 2149/14; AMS KS 6, f. 77 vo; AMS KS 7, f. 100, 100 bis; RAPP, 294), auch Kaplan an St. Michelsaltar dortselbst (... 1486 ...) (G 3533/2) und Frühmesser in Schnersheim (...–1492†) (AMS 117 Z 196, f. 27). Gestorben anno 1492 (Rapp, 294). (L.S., Ortenau I, 333)
- 4 Und nicht im Jahr 1492 (Schnersheim, 37)
- 5 Welcher die Daten 1332–1335 angibt, was nicht stimmen kann. Die Angabe, dass er im Jahr 1335 Kantor im Straßburger Domkapitel war, ist auch nicht haltbar.

Neues zum Aufstand des Bastian Gugel

Suso Gartner

Am Sonntag, 23. März 2014, um 17 Uhr fiel der Startschuss zur 750-Jahr-Feier der Gemeinde Altschweier (Bühl). Vor mehr als 500 Jahren, im Jahre 1514, versuchte der „Gugelbastian“ im Bühler Amt, wozu auch Altschweier gehörte, einen Aufstand anzuzetteln. Grund genug, mithilfe einiger Dokumente die damaligen Verhältnisse erneut unter die Lupe zu nehmen, zumal eine Bastian-Gugel-Statue auf den Anführer hinweisen soll.

Der Aufstand, der sich im Bühler Amt im Jahre 1514 abspielte, ist schon vielfach behandelt worden. Die Autorennamen reichen von Heinrich Schreiber, 1824, über Albert Rosenkranz, Karl Reinfried, zahlreichen Zeitungsartikeln bis hin zu Michael Rumpf, um nur einige zu nennen.¹ Trotzdem bleiben viele Fragen offen. Einige, wenn auch auf den ersten Blick z.T. nebensächliche Aspekte, sollen im Folgenden angesprochen werden.

Bastian Gugel und seinen Anhängern ging es darum, die von der badischen Obrigkeit neu erlassenen Rechte und Vorschriften abzutun und die alten Rechte wieder einzusetzen. Darunter gehörten u.a. die Anzeigepflichten beim Rügegericht,² die neue Erbordnung, das Recht, in einem Bannwasser fischen zu dürfen, neu festgesetzte Zollgebühren:

1. Wenn jemandem in seinem Weingarten durch Wildbret Schaden entstehen würde, sollte er das Recht haben, es zu scheuchen und umbringen zu dürfen, und es dann behalten. Dem Vogt, könnte er, wenn er wollte, davon etwas abgeben.
2. Sie wollten die neue Erbordnung, wonach ein Ehegemahl den anderen nicht beerben sollte, abschaffen.
3. Wenn jemand eine schwangere Frau hätte, sollte er ein Fischessen aus dem Bach fischen dürfen.
4. Den Zoll zu Steinbach und Bühl sollte man nicht anders geben als wie vor Jahren, nämlich vom Fuder 6 d. (Pfennig), wo man jetzt 5 Plappert gebe. Wenn jemand einen Vierling

oder etwas Wein ins Ried zu seiner Verwandtschaft (Freundschaft), den er zuhause trinken wollte, führen würde, sollte er davon keinen Zoll abgeben müssen. Was sie als Frucht (Korn) aus dem Ried dafür wieder im Herbst für den Wein geben müssten, das sollte auch zollfrei sein.

5. Den Futterhafer im Steinbacher Amt sollte man verbilligen.
6. Das Rügegericht sollte nicht so scharf gehandhabt werden, sodass nämlich ein guter Nachbar den andern in straffälligen Angelegenheiten nicht angeben müsste.
7. Die Gültbriefe (Schuldurkunden) betreffend, wäre ihre Meinung, dass wenn ein Brief solange gültig gewesen sei, dass das Hauptgut (Kapital) abgenutzt (bezahlt) sei, so sollte dieser Brief ungültig sein.
8. Nach ihrer Meinung sollte man den Graben nicht mehr handhaben müssen, es sei denn, dass man ihnen die selbige Weide für den fälligen Zins geben wollte.

Von Bastian (zu Sebastian) Gugel wissen wir, dass er als Steinmetz arbeitete. Er war verheiratet und seine Frau erwartete ein Kind. Aus einem Schreiben der Stadt Freiburg an Hans Volmar, den Vogt zu Bühl, vom 7. Mai 1517 erfahren wir, dass Bastian Gugel einen Bruder hatte, der nach der Hinrichtung Bastian Gugels für die Kinder des Getöteten sorgen sollte.³

Als Georg von Bach laut einer Urkunde vom 22. September 1507 mit Markgraf Christoph von Baden einige Leibeigene

*Büllot im Bereich der
Hessenbach. Im
Hintergrund die
Kappler Kirche. Foto
um 1960*



tauschte, heißt es: „Item gegen Symon Kerer Gugel Hannsen zu Altschwyr“.⁴ In einer weiteren Urkunde aus dem Jahr 1508 werden Reben im „Lechel“ (Löchel) in Altschweier⁵ genannt mit einem Anlieger namens Gugel Marzloff. Dabei handelt es sich keineswegs um Über- oder Spitznamen. Es liegt nahe, in einem der beiden den Bruder oder einen nahen Verwandten zu vermuten.⁶

Dass sich außerdem ein Cunz Funst (?) aus Altschweier auch zu einem armen Konrad „aufgeworfen“ hatte, zeigt die Brisanz der damaligen Lage. Immerhin hatten sich angeblich an die 62 Anhänger vor dem Haus des Bühler Vogts zum Protest mit Pfeifen und Trommeln versammelt. Sie wollten von ihm wissen, ob er sie wegen einer Fronverweigerung zur Rechenschaft ziehen würde.

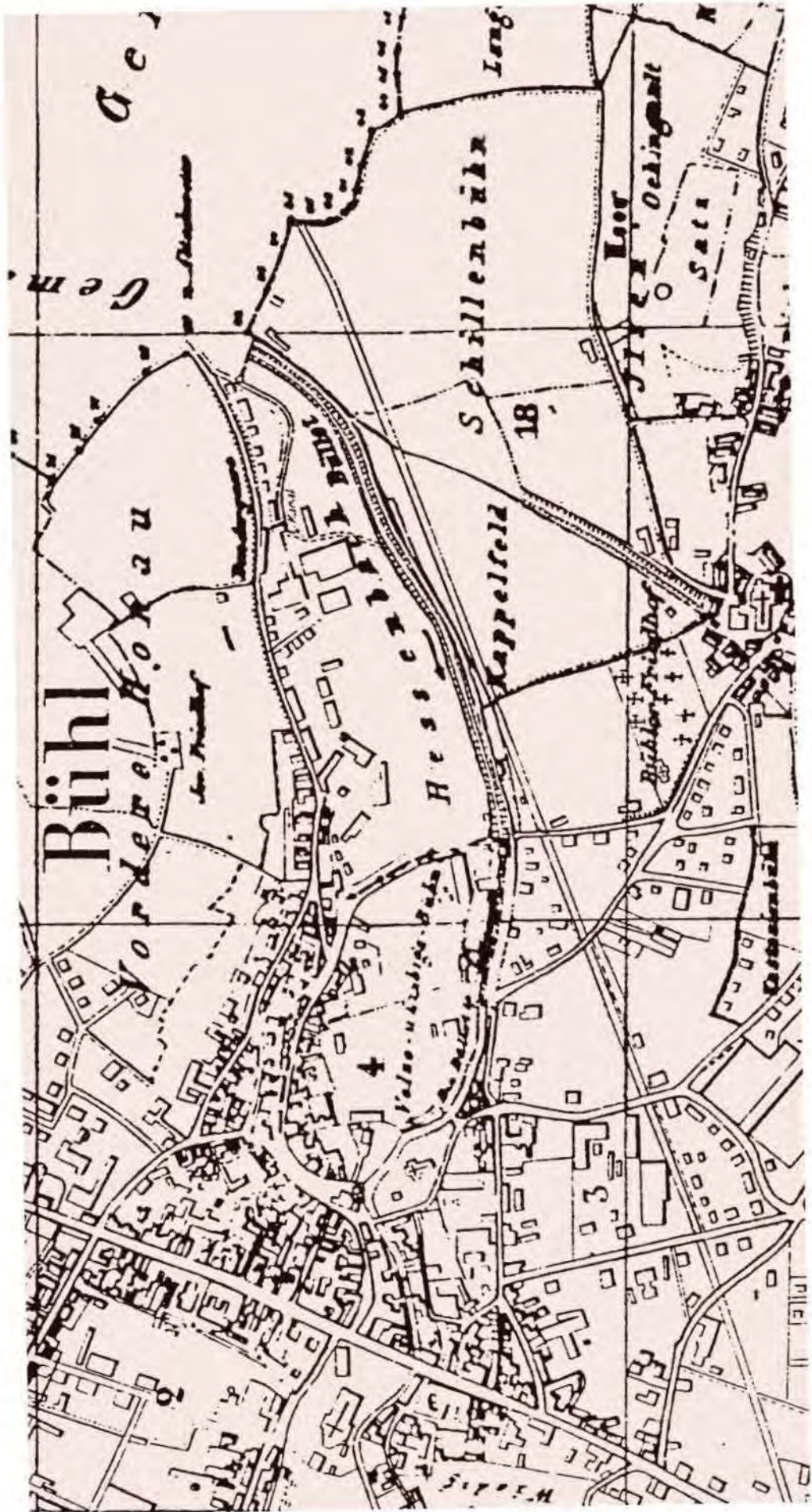
Das Ausfischen des vom Vogt und damit von der Obrigkeit beanspruchten Baches sollte allen zeigen, wer das Sagen im Bühler Amt hatte: „der vogt ist nit meister, wir sind meister.“⁷ Mit dem Plaelbach⁸ ist die *Büllot* (*Bühlot*) gemeint, an der zahlreiche Wasserkanäle die Plaelmühlen speisten. Darunter auch der Mühlkanal im Bühler Hänferdorf. Noch 1528 beklagt sich Wolf von Windeck über den Entzug: „[...] bisher [sei] under dem Gericht zu Buohel gewest ein gemeyn wasser da meniglichem fry und jederman darinnen zu fischen macht hette [...]“. In den vergangenen Jahren wäre aber ohne sein Wissen und ohne seine Zustimmung ein Teil des Wassers verliehen worden und dann auch ein Zins auf die Baulichkeiten, die man darauf errichtet hätte, durch die Amtsleute des Markgrafen erhoben worden.⁹

An der *Büllot* entlang spielten sich die dramatischen Ereignisse in den Sommermonaten 1514 ab. Bastian Gugel agierte von Bühl aus. Vermutlich wohnte er auch dort. Jedenfalls erfahren wir den Namen seines Nachbarn Bechtold Gucker.

Angefangen hatte aber alles mit einer Verweigerung bzw. dem Zuspätkommen zur Fronarbeit im Hartgraben, als man mit der Arbeit fast schon fertig war. Den Hartgraben hat man beim Hardberg (Rittersbach) lokalisiert. Allerdings spricht vieles dafür, dass es sich um einen Graben bei der Hard (Wald) im Bereich Schiftung handelte.¹⁰ Dort mussten die Bühler auch später noch fronen. Es war von Bühl aus ein ziemlich weiter Weg bis dorthin.

Zur Rede gestellt wurden Bastian Gugel und seine Gesellen dort von einem Viermann namens Jörg Melder. Die Namensform „Nielder“ (Rosenkranz) statt „Melder“ ist offenbar eine Verlesung oder Verschreibung.¹¹ Ein Viermann war ein offizieller von der Herrschaft eingesetzter örtlicher Vertreter, der

Übersichtsplan:
Gemarkung Bühl.
(1:10000). Büllot
und Gewinn
Hessenbach.
Vorne die Kappler
Kirche



wie der Heimburge (Ortsvorsteher) die Gemeindebelange wahrnehmen musste.¹² Dass er auf der Seite der Obrigkeit stand, geht auch aus einer Urkunde vom Anfang des 16. Jahrhunderts hervor, in der ihm Markgraf Philipp einen Platz für zwei Metzelsbänke oder Stände unter der Bürgerstube zu Bühl verleiht.¹³

„Ihr Gesellen wie kumpt Ihr so spött, man wirt Euch das Bott [Strafe] abnehmen“, tadelte sie Jörg Melder. Daraufhin drohten Bastian und sein Anhang damit, man werde ihnen die „Hut voll“ schlagen. Melder und seine Gruppe zogen es vor zu schweigen, andernfalls wären sie – so laut Aussage – in Stücke geschlagen worden.

Dann nahmen die Versuche, eine Anhängerschar in den anliegenden Orten und vor allem bei der Versammlung auf der „Hessenbach“, einem Wiesengelände zwischen Bühl und Altschweier, zu aktivieren, ihren Lauf.

Der Markgraf ließ angesichts der bedrohlichen Lage Truppen einrücken, die Verschwörer wurden verhaftet und verhört. Bastian Gugel fasste man in Freiburg. Nach seinem unter Folter erzwungenen Geständnis war sein Schicksal besiegelt. Weil seine Frau ein Kind erwartete, wurde die Hinrichtung hinausgeschoben.

Zeittafel

Mi	07.06.1514	Fronverweigerung im Hartgraben
Sa	10.06.1514	Gespräch mit Hans Degenhart
So	11.06.1514	Proteste vor dem Haus des Vogts, Versammlung auf der Hessenbach
Mo–Mi	12.–14.06.1514	Weitere Proteste, Besuche in den anliegenden Orten
Do	15.06.1514	Die markgräflichen Truppen besetzen Bühl
Frei	04.08.1514	Bastian Gugel wird in Freiburg verhaftet
Sa	12.08.1514	Verhör im Diebsturm
Frei	01.09.1514	Zweites Verhör
Mi	27.09.1514	Geständnis Bastians
Do	05.10.1514	Urteilsspruch: Hinrichtung

Anmerkungen

- 1 Heinrich Schreiber: Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau und der arme Konrad zu Bühl, zwei Vorböten des Bauernkrieges. Freiburg i.Br. 1824; Karl Reinfried: Kurzgefaßte Geschichte der Stadtgemeinde Bühl im Großherzogtum Baden, Freiburg i.Br. 1877; Albert Rosenkranz: Der Bundschuh. Die Erhebung des südwestdeutschen Bauernstandes in den Jahren 1493–1517, Heidelberg 1927; Michael Rumpf: Bastian Gugel und der „Arme Konrad“ zu Bühl, Bühl 1988; derselbe: Bastian Gugel und der „Arme Konrad“ von Bühl im Jahr 1514, in: Bühler Jahrbuch 2014, 207–212
- 2 Laut den Vorschriften musste jeder Rügbares von einem andern beim Rügegericht anzeigen. GLAK (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 65/138, 36r von 1507 Dez. 10
- 3 Fr. St. A. (Freiburger Stadtarchiv) – Missive 10, Bl. 49a; Rosenkranz 22; Quellensammlung 17
- 4 GLAK 37 Nr. 55
- 5 GLAK 33 Nr. 81. S. Gartner: Altschweier gestern und heute, Altschweier 2006, 256
- 6 Im Berain GLAK 66/1430, 9 wird auch ein Gugel Ludman erwähnt.
- 7 Rosenkranz, 16; Quellensammlung, 13
- 8 Ein Wasser, genannt „Bluwellatt“, in dem nur ein Vogt zu Bühl zu fischen hat, wird in GLAK 229/15245 (von 1584) erwähnt.
- 9 GLAK 37/274. In dem Vertrag heißt es von markgräflicher Seite, dass das Wasser seit alters ein Bannwasser gewesen sei, laut der Kaufurkunde über den markgräflichen Anteil an Bühl, in der ausdrücklich Wasser und Fischen erwähnt würden. Vgl. auch GLAK 67/73, 68r
- 10 Vgl. GLAK 37/ Nr. 813 von 1507 Sept. 1
- 11 Rosenkranz normalisiert jeweils zu Nielder; Schreiber Nr. 32 104 f. schreibt Jörg Melder; Nr. 33, 106: Jörg Milder, 107 ff. Jörg Melder.
- 12 Vgl. GLAK 37/37
- 13 GLAK 67/58b, 512v

Die Leutkirche in Oberschopfheim: neue Erkenntnisse zur Chorausmalung und zur Baugeschichte

Bernhard Wink und Regine Dendler

Einführung

In der Vorbereitungs- und Planungsphase der kürzlich abgeschlossenen Restaurierung des Innenraums der sogenannten Leut- oder Gutleutkirche in Friesenheim-Oberschopfheim wurde der im Chorbereich vorhandene Wandmalereizyklus ausführlich restauratorisch untersucht. Die ersten Untersuchungen erfolgten im November 2011 und wurden im Mai 2012 fortgesetzt. Weitere Befunde traten während der Restaurierung Juli bis Oktober 2014 zutage.

Die restauratorischen Untersuchungen, das darauf basierende Restaurierungskonzept und die Ausführung der Maßnahmen wurden von Bernhard Wink mit Unterstützung von Regine Dendler vorgenommen.

Die komplexen Untersuchungsergebnisse werden im Folgenden zusammenfassend dargestellt: Im ersten Teil beschreibt Bernhard Wink die Erkenntnisse aus Untersuchung und Restaurierung, im zweiten Teil vergleicht Regine Dendler die materiellen Befunde mit den anlässlich der Voruntersuchung erhobenen Archivalien. Eine Zusammenschau beider Teile kann ein annähernd vollständiges Bild der Entstehungsgeschichte der Innenraumgestaltung bzw. der Wandmalereien in der Leutkirche vermitteln, wie es auch grundlegende Voraussetzung für viele konservatorische Entscheidungen in den nun abgeschlossenen Maßnahmen war.

Teil 1: Die restauratorische Untersuchung

Die Ausgangslage

Die katholische Leutkirche St. Maria und St. Leodegar liegt außerhalb des heutigen Ortes Oberschopfheim. Im Chor und im Chorbogen befinden sich Wandmalereien, die wohl auf das Spätmittelalter zurückgehen. 1905 wurden auf den Chorwänden Aposteldarstellungen mit darunterliegendem Spruchband entdeckt. Engel halten hinter ihnen ausgespannte Teppiche in aufgemalten spitzbogigen Nischen. Im Chorbogengewände sind die klugen und die törichten Jungfrauen als Büsten in



Innenraum der Leutkirche Oberschopfheim – Vorzustand November 2011

halbrund abgeschlossenen scheinarchitektonischen Nischen dargestellt. Die Wandmalereien stammen vermutlich aus dem 16. Jahrhundert.¹ Teilweise werden frühere Entstehungsdaten angenommen bzw. Vorläufer vermutet.²

Leider sind sowohl die klugen und törichten Jungfrauen als auch die Apostelbilder durch ihre Restaurierungsgeschichte seit



5. Jungfrau auf der Nordseite des Chorbogens – Vorzustand November 2011

ihre Entdeckung stark entfremdet. Die Apostel wurden 1905/06 durch den Maler Augustin Kolb aus Offenburg überarbeitet, wobei zwei Apostel auf die Rückseite des Chorbogens gemalt wurden. Eine weitere Überarbeitung fand 1953 durch den Maler Emil Brischle aus Offenburg statt. Die Jungfrauen waren danach in einem Zustand, der eine Unterscheidung zwischen klug und töricht kaum mehr zuließ. Der mittelalterliche Bestand aller Wandmalereien war nicht mehr ables-

bar. Eines der obersten Ziele der aufgrund der Untersuchungen erfolgten Restaurierung war es, in dieser Hinsicht für mehr Transparenz zu sorgen.



Die Wandmalereien

Als Bildträger für die Wandmalereien wurde ein feiner gelblich-grauer Kalkputz angetroffen. Dieser Kalkputz wurde zweilagig aufgebracht. Auf einem etwas gröberen Unterputz liegt ein hellerer Feinputz. Der Kalkputz liegt auf einem Mauerwerk aus Feldsteinen (grob behauene Bruch- und Buntsandsteine).

Die Ausmalung des Chors liegt stratigrafisch nicht direkt auf der beschriebenen Putzschicht, sondern auf einer in allen Wandbereichen anzutreffenden dicken, teils strichig ausgeführten Kalkschlämme mit feinen dunklen Körnern. Sogar die Sandsteinelemente waren hell geschlämmt und rötlich gefasst. Im Laibungsbereich des Chorbogens ist diese Kalkschlämme als dünne Putzschicht ausgeführt und dient als Untergrund für die Jungfrauendarstellungen. Im Bereich der Steinfugen des Chorbogens löste sich der dünne Kalkputz vom Fugenmörtel und wölbte sich auf, wobei kleinteilige Fehlstellen entstanden sind, die in späteren Bauphasen großflächig ausgebessert wurden. Die Konservierung der dünnen Kalkputzschichten auf den Werksteinen des Chorbogens stellte ein besonderes restauratorisches Problem dar.

*Chor, Nordwand –
Endzustand Februar
2015*



Bart des St. Andreas nach Abschluss der Konservierung, noch vor der Retusche

Es handelt sich bei den Wandgemälden also nicht im eigentlichen Sinne um „Fresken“, d. h. mit Kalkwasser auf den frischen Putz aufgebraute Pigmente, sondern um eine „Secco“-Malerei, bei der die Pigmente mit Kalkmilch als Bindemittel in Verbindung mit weiteren organischen Bindemitteln auf den trockenen Putz aufgemalt wurden. Wie an einzelnen Stellen bei der Bearbeitung beobachtbar, besitzt der lasierende Farbauftrag eine große Leuchtkraft und ist sehr fein ausgeführt.

Veränderung des originalen Wandmalereibestandes – die Entdeckung des Pilgerhorns

Die 1905 freigelegten Malereien sind durch die zweimalige malerische Überarbeitung nicht überall eindeutig identifizierbar. Vereinzelt ist jedoch der Verlauf der Wandmalerei an den Stellen unterscheidbar, wo die Übermalungen vom freigelegten Bestand abweichen. Vielfach wurden auch rötliche oder schwarze Fragmente der Vorzeichnung befundet.

In der Darstellung des Hl. Jacobus auf der Nordwand des Chores brachte die Reinigung im Bereich des Übergewandes ein erstaunliches Detail zum Vorschein: Zuvor im bräunlichen Mantelfutter durch Lasuren farblich angeglichen, erschien innerhalb des nach der Reinigung blaugrünen Mantels ein rötlich-braunes leicht gebogenes und facettiertes Horn. Offensichtlich wurde bei der letzten Übermalung das ungewöhnliche Attribut unauffällig eingearbeitet. Tatsächlich handelt es sich um ein Attribut von Jacobus als Schutzpatron der Pilger – ein Blasinstrument aus Keramik, mit dem sehr weitreichende Signaltöne erzeugt werden konnten. Das Pilgerhorn ist durch zahlreiche archäologische Funde und schriftliche Quellen belegt. Vor allem im hohen und späten Mittelalter, aber auch in den folgenden Jahrhunderten, diente es den Pilgern als unheilabwehrende Devotionalie, am längsten in Bezug auf den Wallfahrtsort Aachen, daher auch die Bezeichnung Aachenhorn.³



St. Jacobus mit Pilgerhorn nach Abschluss der Konservierung, noch vor der Retusche

Die Inschriftzone unter den Bildern und das Problem des zwölften Apostels

Um die Wandmalereien herum wurden bereits für die Zeit ihrer Entstehung rötliche und schwärzliche Fragmente einer rahmenden Bänderung, bereichsweise mit Ritzung, befundet. Die Farbigkeit der Wandfläche war in dieser Bauphase eine hell-ocker Kalktünche. In der Folgezeit wurden Wände und Einrahmungen der Gemälde wiederholt nachgebessert.

In der Inschriftzone unterhalb der Gemälde befindet sich der den Aposteln traditionell zugeordnete Credotext in deutschen Worten in schwarzer Fraktur mit rot hervorgehobenen Majuskeln. Es wurden vereinzelt schwarze Fragmente der ersten Inschrift festgestellt, die aufgrund der späteren vollflächigen Schriftrekonstruktion nach 1905 durch Augustin Kolb jedoch nur schwer identifizierbar sind. Erkennbar sind einzelne Lettern in einer der Übermalung sehr ähnlichen Frakturform. Aufgrund der Stratigrafie können diese Lettern auch zeitlich nach den Wandgemälden aufgemalt worden sein, eine ältere lateinische Inschrift in lateinischen Lettern wurde aber nicht befundet.



Inschrift im Bereich des Apostels Philippus nach Abschluss der Konservierung, noch vor der Retusche. Erkennbar sind Fragmente der älteren Inschrift

Nach der aufgrund der beschriebenen Befunde anscheinend sehr getreuen Rekonstruktion der Inschrift 1905 durch Augustin Kolb wurden die Frakturlettern in einer schlichteren Schwabacher Form 1953 durch Emil Brischle überformt. Eine sehr späte Änderung innerhalb der Inschriften ergab sich 1964 durch den Maler und Restaurator Manfred Schmid, der die beiden Apostel neben dem Chorbogen (um vorhandene Leuchtstoffröhren herum!) neu gemalt hat. Der Name Paulus wurde zu „Mathias“ umgearbeitet. Aufgrund des acrylhaltigen Farbmaterials sind die Retuschen Schmidts im Inschriftbereich gut erkennbar. Die zugehörige Apostelfigur hält als Attribut ein Beil in der Hand und stellt sich somit tatsächlich als Mathias dar, der mit Paulus um die Ehre des zwölften Apostels nach dem Ausscheiden des Judas konkurriert. Das Beil ist stratigrafisch der Überarbeitung Kolbs zuordenbar, der gleichzeitig jedoch die Inschrift „Paulus“ rekonstruierte. Aufgrund des Eindrucks der großen „Werktreue“ Kolbs während seiner Überarbeitung der Wandgemälde muss hier schon zu einem frühen Zeitpunkt eine Veränderung stattgefunden haben. So spiegelt sich in diesem Sachverhalt die kirchenhistorische Auseinandersetzung wider, ob der von Gott berufene oder der durch Los ermittelte nun den Kreis der Zwölf vervollständigen soll.

*Inschrift „Mathias“ –
Übermalung 1964*



*Inschrift „Paulus“
nach der Reduzierung
der Übermalung von
1964*



Ein Befund hinter dem Retabelaltar und das wiedergefundene Ostfenster

Bereits in der Voruntersuchung wurde auf der Nordwand östlich der aktuellen Fensternische eine rötliche leicht gebogene Linie entdeckt, mit schwärzlichen Spuren einer Rankenmalerei. Dieser Befund bestätigte sich während der Restaurierungsarbeiten. Hinter dem Altarretabel der Ostwand war eine Platte erkennbar, die offensichtlich eine Fenster- oder Nischenöff-

nung verschloss. Während der Bearbeitung des Altars ergab sich die Gelegenheit, die konstruktiv mit dem Altarauszug verbundene Gipskartonplatte zu entfernen. Zum Vorschein kam ein gotisches Fenster, dessen Gewändeflächen anders als im übrigen Chorraum in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht überarbeitet worden waren. Gut einsehbar und nur oberflächlich verschmutzt fanden sich hier relativ große Fragmente der Dekorationsmalerei, die gleichzeitig mit den Wandgemälden ausgeführt worden war: Fein gezeichnete rötliche Ranken mit grünlichen Zweigen und braun-ocker Knospen schließen sich an die seitlichen roten Bänderungen an. Später wurden die Dekorationen mehrfach übertüncht, die rötlichen Bänderungen vielfach erneuert bis das Fenster mit dem Aufbau des Altars vermauert wurde. Die Ostfensternische wurde aus konservatorischen Gründen offengelassen, die konservierten Dekorationsmalereien jedoch durch den Altarauszug verdeckt.



Rankenmalerei im Ostfenster hinter dem Retabelaltar.

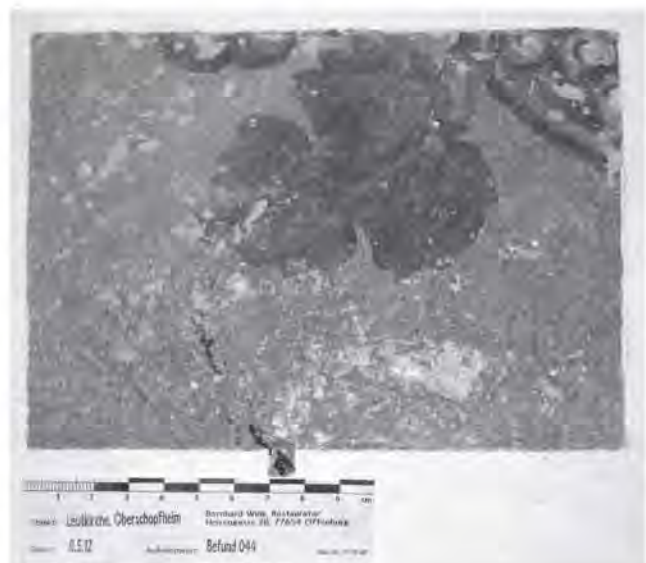
Übertünchte Wandgemälde und die Aufstellung des Retabelaltars

In späterer – barocker – Zeit lassen sich mehrfache helle Kalktünchen auf der Gemäldeoberfläche feststellen. Es handelt sich um mindestens sechs Schichten, die vor der Freilegung und Überarbeitung der Wandgemälde 1905 aufgestrichen wurden. Die Wandgemälde waren somit in dieser Zeit nicht mehr sichtbar. So erklärt sich auch der Einbau der aktuellen Fensteröffnungen im Chor, der mit der vierten Schicht der sechs Fassungen erfolgte. Diese Bauphase kann vermutlich dem Wiederaufbau zwischen der Zerstörung 1703 und dem Visitationsprotokoll von 1762 mit der Feststellung des renovierten Chors zugeordnet werden (siehe Teil 2).

Eine bemerkenswerte Zwischenphase stellt eine deutlich unterscheidbare hellblaue Fassungsebene dar, die sowohl in den Fenstergewänden als auch im Chorgewölbe vorliegt. Es handelt sich um eine naturalistische Rankenmalerei mit Trauben- und Weinlaubdarstellungen mit gefirnisierter Oberfläche, die während der aktuellen Restaurierungen in einem kleinen Freilegfeld im Chorgewölbe dokumentiert wurde.

Diese Gestaltung steht in Zusammenhang mit der Errichtung des

Barocke Weinlaubdekorationen im Chorgewölbe



zweitverwendeten Altartabels, für dessen Aufstellung die östlichen Sandsteinkonsolen der Gewölberippen reduziert werden mussten. Auf dem Altartabel befinden sich insgesamt vier Marmorierungsfassungen. Die Erstfassung (grauer Marmor) stammt vermutlich von der Verwendung am ursprünglichen Standort. Bei Aufstellung des Altars am aktuellen Standort erhielt er dann die Zweitfassung, eine weiß-gelbliche Marmorierung.

Das Problem der barocken Fenster und die Anordnung der Apostel

Eine offene Frage bestand bisher bezüglich der Anordnung der zwölf Apostel auf den Wänden des Chors. Augenscheinlich sind die beiden großen Fenster in Bezug auf die Wandgemälde zeitlich später einzuordnen, sodass die Vermutung naheliegt, dass hier zwei Apostel dem Fenstereinbruch zum Opfer fielen.⁴ Im Bereich der Südwand des Chors wurde am westlichen Fenstergerände eine runde Laibungskante befundet, die eine Fensternische bereits in der Bauphase der Wandmalereien belegt. Dieses war jedoch wesentlich kleiner als der spätere Fenstereinbruch und so ist die Anordnung der Apostel zumindest auf der Südwand in zwei Dreiergruppen seitlich der Fensternische erwiesen. Da auf der Ost- und Westwand des Chors keine Fassungsfragmente aus der entsprechenden Bauphase identifiziert werden konnten, ist für die Nordwand eine ähnliche Anordnung anzunehmen. Erst 1905 nach der Wiederentdeckung der Maleien reagierte Augustin Kolb auf die vergrößerten Fenster mit der Verschiebung zweier Apostel auf die Chorwestwand, wo sie wie bereits beschrieben 1964 nochmals erneuert wurden.

*Der „pietra-rasa“-
Fugenverstrich im
Teilbereich der nördli-
chen Chorwestwand*

Ein Befund aus der Zeit vor der Ausmalung



Während der Konservierungsmaßnahmen wurde bei der Reduzierung moderner Gipsplomben im Wandbereich nördlich des Chorbogens ein Mauerstück aufgefunden, dass nicht im Verbund mit den umliegenden Wandbereichen steht. Tiefe Mauerwerksrisse wurden in der Folgezeit mehrfach verfüllt, zuletzt durch die erwähnten Gipsplomben, die aus konservatorischen Gründen rückgebaut



wurden. Erkennbar ist, dass dieses Mauerstück auf der einen Seite vom Chorbogen angeschnitten wird und auf der anderen Seite die Nordecke mit dem Rippengewölbe auf Konsolsteinen nachträglich angesetzt wurde. Die Mauersteine selbst sind mit einem Kalkmörtel als sogenannte „pietra rasa“ verstrichen. Das bedeutet, dass die Fugen zwischen den grob behauenen Bruchsteinen verputzt, die erhabenen Steinoberflächen jedoch nur dünn überschlämmt waren. Die Fuge wurde durch einen regelmäßigen glatten Kellenstrich betont. Dieses Mauerstück ist eindeutig älter als der Chorbogen, die Nordecke mit der Konsole des Kreuzrippengewölbes und die Ausmalung.

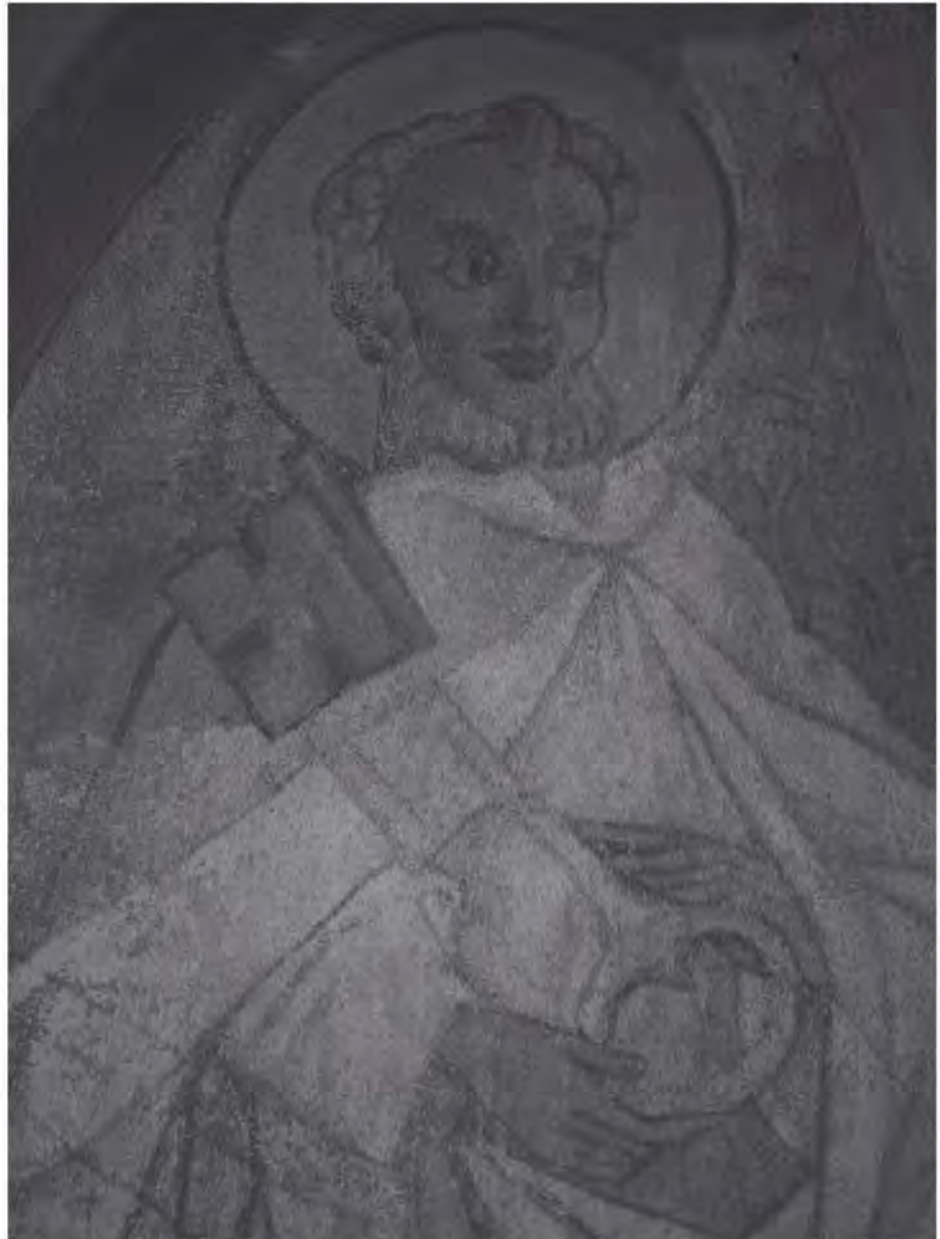
Eine historische Postkarte (undatiert), welche die Ausmalung Kolbs belegt

Die Wiederentdeckung der Wandmalereien und der Wiederaufbau der Kirche

1905 wurde der bis dahin ruinöse Ostbereich des Kirchenschiffs wiederaufgebaut. Der wiederaufgebaute Bereich war nach Westen offen und nach Zeugenaussagen nur mit einem Gitter versehen.

Im Bereich der Wandgemälde und der Inschriftfelder wurden 1905 alle Putz- und Fassungsschichten bis auf die älteste polychrome Fassung abgenommen und die fragmentarischen Wandmalereien freigelegt. Sie wurde dann von Kunstmaler Augustin Kolb mit geringen Abweichungen übermalt und neu

St. Petrus; die Übermalung Brischles weicht im Kopf- und Schlüsselbereich vom Originalbestand ab



kräftig dunkelrot eingerahmt. Von der archivalisch überlieferten Rankenmalerei Kolbs in den Fenstergewänden ließen sich nur geringe Spuren finden. Die Inschriftbänder wurden rekonstruiert. Erkennbar sind Bleistiftlinien als Schreibhilfe. Bleistiftspuren wurden auch im Gemäldebereich befundet.

Im Chorbogen wurden 1905 die Darstellungen der klugen und törichten Jungfrauen angeblich unter einer Putzschicht freigelegt.⁵ Es konnten jedoch keine Spuren der Überputzung bzw. Übertünchung befundet werden. Die polychromen Übermalungen Kolbs beziehen sich im Wesentlichen auf seine Putzausbesserungen. Auf der Schiffseite des Chorbogens befindet sich fragmentarisch die archivalisch belegte polychrome Dekorationsmalerei Kolbs.

Polychrome Fragmente auf der Chorwestwand neben dem Chorbogen belegen, dass Kolb hier 1905 den 11. und 12. Apostel platziert hatte.

Bereits 1953 fand eine Überarbeitung der Wandgemälde durch den Offenburger Kunstmaler Emil Brischle statt. Das hierbei mit hohem Sättigungsgrad bis hin zur leichten Glanzbildung eingebrachte Fixativ behindert eine makroskopische Differenzierung der Farbschichten. Die Übermalungen Brischles bestehen im Bildbereich und im Bereich der Inschrifttafeln vor allem aus bräunlichen Lasuren, die den Malereibestand vereinheitlichen und die Farbigkeit zurücknehmen. Innerhalb der Gesichter hat Brischle durchgängig gestalterische Übermalungen angewendet: Die Lippen und Augen sowie die Nasen und Umrisslinien wurden in charakteristischer Weise überarbeitet, wobei er im Detail vom bisherigen Malereibestand abwich, die Anordnung der Apostel aber nicht wie bisher angenommen veränderte.

Die Übermalungen Brischles im Bildbereich der Jungfrauen Darstellungen des Chorbogens sind gut erkennbar. Die Übermalungen tendieren stark ins Graue und sind manchmal gegenüber dem Vorbild ungenau. Die rötliche Zeichnung des Lilienfrieses als Nischenrahmung, die Kolb rekonstruierte, wird nicht mehr berücksichtigt. Auf dem Originalbestand bildet Brischles Übermalungsschicht bereichsweise schollenartige Ablösungen.

Kirchenrenovationen, vollständiger Wiederaufbau und der Verlust der Gewölbemalereien

Der Westteil des Langhauses befand sich bis 1962 bis auf die bestehende Wandscheibe der Westfassade noch in ruinösem Zustand. Bei dem vollständigen Wiederaufbau wurde der Dachstuhl erneuert.

Die Chordecke und alle Wandbereiche außerhalb der Gemälde wurden vermutlich aufgrund vieler Schäden mit einer dicken faserarmierten Kunststoffgrundierung überstrichen. Als Anstrichvorbereitung wurden alle schlecht haftenden Fassungsfremde entfernt. Die beschriebenen Fragmente barocker Ausgestaltung mit Weinlaub und Ranken blieben vermutlich aufgrund ihrer gefirnisten Oberfläche erhalten. Auf dieser Oberfläche gab es andererseits wahrscheinlich von Anfang an Haftungsprobleme mit den Gewölbemalereien Kolbs und Brischles.

Die Renovationsmaßnahmen von 1962–1964 brachten den Verlust der Malereien im Chorgewölbe. Die archivalisch beleg-



*Eine restaurierte
Jungfrau – Endzu-
stand Februar 2015*

ten Engeldarstellungen und Ranken Kolbs in den Gewölbeflächen des Chors konnten nicht mehr eindeutig befundet werden. Die Aussage Brischles bezüglich der Erneuerung dieser Malereien „genau wie sie waren“⁶ muss in diesem Zusammenhang vermutlich als Abnahme der kolb'schen Farbschichten und Erneuerung als Kopie interpretiert werden. Aber auch Brischles kaum zehn Jahre alte Malereien sind bei dieser Renovierung bis auf winzige Fragmente verlorengegangen.

Zusammenfassung

Unter restauratorischen Gesichtspunkten blieb in der erheblich überarbeiteten Situation des Malereibestands nur die Möglichkeit der Bestandskonservierung, insbesondere der Oberflächenreinigung, der Putzkonservierung im Bereich des Chorbogens (dünne Kalkputzüberschreibungen auf dem Fugenmörtel der Sandsteinquader) und der präventiven Konservierung. Rückführungen jeglicher Art (Schichtabnahmen oder Überdeckungen) wurden auf entstellende Übermalungen aus der 2. Hälfte des 20. Jahrhundert auf eindeutig befundetem historischen Bestand beschränkt.

Teil 2: Die Überlieferung

Eine grundsätzliche Frage

Beim Studium der Literatur über die Leutkirche stellt sich eine eigentlich banale Frage: Warum ist sie überhaupt ausgemalt? Genauer betrachtet ist das nicht selbstverständlich.

Scheinbar macht die Kirche im 15. Jahrhundert einen Abstieg durch. 1409 stirbt der letzte Pfarrer Berthold von Snellingen, und die Kirche wird von einem Leutpriester oder Mönch aus Schuttern versehen.

Laut einem Vertrag vom 11. August 1455 sind die Bewohner von Oberschopfheim zu 2/3 und von Diersburg zu 1/3 unterhaltspflichtig. Daraus wird im Allgemeinen geschlossen, dass eine Siedlung Leutkirch nicht mehr bestand oder im Abgang begriffen war. Kauß⁷ geht davon aus, dass die Siedlung Leutkirch um 1500 nicht mehr existierte und nur noch Kirche, Friedhof und Beinhaus in Funktion waren. Erst im späteren 16. und 17. Jahrhundert tauchen wieder schriftliche Nachweise auf (siehe unten).

Nun werden aber die Wandmalereien allgemein etwa auf Anfang des 16. Jahrhundert datiert,⁸ was von den Verfassern auch unterstützt wird. Sie fallen also genau in die „dark ages“ von Siedlung und Kirchenbau: Die Siedlung ist schon lange abgegangen, die Kirche ist zur Friedhofskapelle abgesunken. Wer sollte sie also aufwendig ausmalen lassen, und wozu?

Die Bilder sind unzweifelhaft vorhanden, also müssen die Annahmen zur Laufzeit der Siedlung und der Bedeutung der Kirche hinterfragt werden.

Zunächst einmal ist die Bedeutung der Kirche nur scheinbar abgesunken. Die Pfarrei wird erst 1715 an die barocke Kirche in Oberschopfheim verlegt.⁹ Sie war also weiterhin Pfarrkirche (von Oberschopfheim und Diersburg), unabhängig vom Bestehen der Siedlung Leutkirch. Selbst wenn die Besucherzahl abgenommen haben sollte, hat sie ihre kirchenrechtliche Stellung, besonders das Bestattungsrecht, behalten.

Im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts werden mehrere Pfarrer namentlich genannt, was auf ein „höchst lebendiges kirchliches Leben im Dorf Leutkirch“ hinweist.¹⁰

Heizmann¹¹ berichtet, dass im Jahre 1509 das Kloster Alpirsbach seinen Hof in Leutkirch-Oberschopfheim an das Kloster Schuttern verkaufte. Demnach muss eine Ansiedlung, nämlich wenigstens dieser Hof, vorhanden gewesen sein.

Des Weiteren wird 1587 ein Siechenhaus auf dem Gelände von Leutkirch „abseits von der Siedlung“ erwähnt, das wohl bis in die Zeit des 30-jährigen Krieges existierte.¹²

Für 1648 ist überliefert, dass in Leutkirch bis auf zwei Haushalte alle der katholischen Religion angehören.¹³ Die Siedlung muss also aus deutlich mehr als zwei Haushalten bestanden haben.

1703, im spanischen Erbfolgekrieg, kam es zu größeren Zerstörungen.¹⁴ Außer der Kirche muss auch die Siedlung betroffen gewesen sein, da die Einwohner flüchteten.

Bei genauerer Betrachtung ergibt sich aus diesen Angaben, dass die Siedlung Leutkirch wesentlich länger bestand als gemeinhin angenommen wird. Aus einem Schreiben des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg geht außerdem hervor, dass noch 1904 Ökonomiegebäude bestanden, die abgebrochen werden sollten.¹⁵ Erst seit dem Abbruch dieser Gebäude steht die Kirche allein auf freier Flur.

Es bleibt also festzuhalten, dass vor Anfang des 18. Jahrhunderts weder die Kirche in ihrer Bedeutung abgesunken noch die Siedlung gänzlich abgegangen ist. Es gab durchaus Bedarf für die Instandhaltung und Ausmalung der Kirche. Als Auftraggeber kann das Kloster Schuttern vermutet werden; es stellte die Ortsgeistlichen, und just zur fraglichen Zeit investierte es in Leutkirch durch den Kauf des Hofes vom Kloster Alpirsbach. Vielleicht wurde bei dieser Gelegenheit auch gleich die Kirche künstlerisch „auf Stand gebracht“?

Die Überlieferung durch die Zeiten

Die Geschichte der Leutkirche und der ehemals dazugehörigen Siedlung aufzuarbeiten, wäre Stoff für eine eigene historische Abhandlung. Es müssten noch viel mehr Quellen und Urkunden ausgewertet werden, als es hier möglich war. Als Beispiel seien die historischen Nennungen der Ortsnamen angeführt: Es ist nicht einfach, „Leutkirch“, „Schopfheim“ und „Oberschopfheim“ in ihren unterschiedlichen Schreibweisen der richtigen Siedlung bzw. der richtigen Kirche zuzuordnen. Auch das Patrozinium St. Leodegar ist zwar für Oberschopfheim nachgewiesen (1666 und 1762), für die Leutkirche selbst aber im Mittelalter urkundlich nicht belegt.¹⁶

An dieser Stelle soll deshalb versucht werden, die Anhaltspunkte und Befunde, die der Bau selbst liefert, mit der bereits bekannten schriftlichen Überlieferung zusammenzubringen.

Das früheste in der Literatur genannte Datum, das mit der Leutkirche in Verbindung gebracht wurde, ist das Jahr 1016. Kaiser Heinrich soll seine Besitztümer in Leutkirch-Schopfheim dem Kloster Schuttern übergeben haben.¹⁷ Die betreffende Urkunde hat sich jedoch als falsch erwiesen.¹⁸

Den ältesten greifbaren Beleg für die Leutkirche liefert der Kirchenbau selbst, nämlich die Reste eines Vorgängerbaues. Ein kleines Stück der nördlichen Chorbogenwand zeigt Mauerwerk aus grob behauenen Bruchsteinen mit Pietra-rasa (s. Abb. S. 272). Diese Art der Wandbehandlung kommt hauptsächlich in der Romanik, genauer gesagt im 11./12. Jahrhundert vor.¹⁹ Es ist sehr wohl möglich, dass dieses schmale Restchen einer Wand die Kirche repräsentiert, die im Jahr 1136 als „scopheim cum ecclesia“ in einer Urkunde von Papst Innozenz II. genannt wird, und für die das Kloster Schuttern das Patronatsrecht besitzt.²⁰ Es ist damit zu rechnen, dass auch noch weitere Teile des Chores der Romanik entstammen.

Das nächstgelegene Beispiel dieser Art befindet sich in der Peterskirche in Lahr-Burgheim: Eine Nische in der Chor-Südwand zeigt ebenfalls Pietra-rasa als Bestandteil des alten Chor-turms, der zwischen dem frühen 12. und Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden ist.²¹

In der Literatur wird mehrmals erwähnt, dass Bauteile der Leutkirche ins 13. Jahrhundert zurückreichen,²² ein greifbarer Nachweis wird aber nicht erbracht. Diese Angabe dürfte wohl in der Bauform begründet sein, die eine ehemalige Chorturm-kirche (häufiger Bautyp im 13. Jahrhundert) vermuten lässt, ohne dass jemand die älteren Mauerreste tatsächlich bemerkt hat.

Im 14. und 15. Jahrhundert erscheinen mehrere Erwähnungen des Ortes Leutkirch in verschiedenen Schreibungen, auch in Zusammenhang mit einer Kirche und einem Ortsadel. Die erste zuverlässige Nennung, die auch die räumliche Beziehung zwischen Leutkirch und Oberschopfheim beschreibt, datiert ins Jahr 1394: „*parochialis ecclesia in Lutkirch, quae ad villam in Oberschopfheim spectat*“ (Pfarrkirche in Leutkirch, die auf das Dorf Oberschopfheim blickt).²³

Als Bauteil aus dieser Zeit kommt evtl. die Chordecke in-frage, die von einem Kreuzrippengewölbe gebildet wird. Die dazugehörigen Konsolsteine und Rippenanfänger wurden nachträglich in die Raumecken des bereits bestehenden Chores eingefügt.²⁴ Nach stilistischen Gesichtspunkten kann das Ge-wölbe durchaus aus dem 14. Jahrhundert oder auch 15. Jahr-hundert stammen. Durch die befundeten Putz- und Tünche-schichten wird diese Annahme unterstützt. Eine genaue Datie-rung kann aber nicht erbracht werden.

Es wurde zwar schon versucht, die Bilder der klugen und törichten Jungfrauen in der Chorbogenlaibung aus stilistischen Gründen ins 14. Jahrhundert zu datieren, aber das erscheint eher zweifelhaft.²⁵ Der Putz- und Malschichtaufbau belegt viel-mehr eine Entstehung zeitgleich mit der Apostelfolge. Das

heute unterschiedliche Erscheinungsbild von Aposteln und Jungfrauen beruht auf unterschiedlich starker Überarbeitung, nicht darauf, dass die Jungfrauen früher entstanden sind.

Dr. Max Wingenroth, der die Malereien 1905 nach der Aufdeckung besichtigt hat, datiert die klugen und törichten Jungfrauen auf Ende des 15. Jahrhunderts und erwähnt spätgotische Blumenmalerei in den Gewölbezwicken, letztere sind heute nicht mehr sichtbar.²⁶

Das 16. und 17. Jahrhundert bringt neue Veränderungen und ein Hin und Her zwischen protestantischem und katholischem Glauben.

Von 1587 bis 1629 stehen 3/4 von Oberschopfheim und damit wohl auch vom Ort Leutkirch unter badischer Herrschaft, das in dieser Zeit evangelisch regiert wurde. Das hatte zur Folge, dass die Reformation eingeführt wurde. 1629 kam Oberschopfheim ganz an Baden, der Regent war wieder katholisch und damit auch die Leutkirche. Nach dem 30-jährigen Krieg war sie Simultankirche, ab 1665 durften die Protestanten keine Gottesdienste mehr halten, nur das Begräbnisrecht behielten sie.²⁷

Seit 1665 dürfen nur noch katholische Gottesdienste in der Leutkirche abgehalten werden, protestantische Bestattungen finden jedoch weiter auf dem Friedhof statt. 1699 wird wieder ein eigener Pfarrer aus Schuttern eingesetzt, im selben Jahr wird in einem Visitationsprotokoll ein Marienaltar genannt,²⁸ der womöglich noch immer in der Kirche steht.

Vielleicht hatte dieses Hin und Her auch seine Auswirkungen auf die Ausmalung im Chor.

In diesem Zusammenhang muss auf den von Augustin Kolb rekonstruierten Apostel Paulus verwiesen werden, der das Attribut des Apostels Mathias trägt (ein Beil). Welche Veränderung hier tatsächlich stattgefunden hat, konnte weder archivalisch noch durch Befundung geklärt werden.

Dr. Max Wingenroth erwähnt 1905 „Unter den Aposteln ein fortlaufendes Band mit deutscher Schrift: nach einigen Resten das Credo.“²⁹ Die Schrift war demnach schlecht erhalten, aber identifizierbar. Paulus kommt aber im Credo nicht vor. Die Befundlage lässt die Möglichkeit zu, dass die deutschen Worte aus dem Glaubensbekenntnis erst nachträglich zu den Apostelfiguren hinzugekommen sind. Hier ist die Frage berechtigt, ob aus Paulus Mathias gemacht wurde, um die Apostelfolge einem nachträglich hinzugefügten Glaubensbekenntnis anzupassen?³⁰

Das 18. Jahrhundert bringt die einschneidendsten Veränderungen: 1703 die weitgehende Zerstörung im spanischen Erb-

folgekrieg (es bleibt praktisch nur der Chor übrig) und 1715 die Verlegung der Pfarrei nach Oberschopfheim. Was weiterhin hier stattfindet, sind – noch bis 1792 – Begräbnisse der Diersburger Protestanten auf dem Friedhof der Leutkirche.

Zur Betreuung der Pilger wird 1762 eine Eremitenwohnung eingerichtet, deren Räumlichkeiten noch im Turmobergeschoss erkennbar sind. Im selben Jahr beschreibt ein Visitationsprotokoll die Kirche als Ruine, in deren kürzlich renoviertem Chor eine Marienwallfahrtskapelle eingerichtet ist. Daraus ergibt sich eine eigenartige Situation: Die Kirche wird gleichzeitig als Friedhofskapelle für die Diersburger Protestanten benutzt und für eine katholische Marienwallfahrt!³¹ Die protestantischen Begräbnisfeiern haben zwar möglicherweise im (ruinösen) Schiff stattgefunden, eine bemerkenswerte Konstellation bleibt es aber allemal.

In den Berichten über die Restaurierungen von 1905 und 1953 sind Barockmalereien im Chor überliefert. Auch Wingenroth beschreibt 1905 eine Barockdraperie um den barocken Altar, in den Gewölbekappen zugedeckte Medaillons und marianische Typen in Rokokorahmung.³² Sie dürften bei der kurz vor 1762 erfolgten Renovierung angebracht worden sein.

Ein kleiner Teil dieser Barockmalereien ist in einem Freilegungsfenster an der Chordecke wieder sichtbar (s. Abb. S. 271 unten).

Bei der Restaurierung 1905 wurden die Chormalereien freigelegt und überarbeitet sowie an der Schiffseite des Chorbogens Dekorationsmalereien angebracht. Letztere sind seit der Renovierung der 1960er-Jahre wieder verschwunden.

Die Bilder an den Chorwänden und im Chorbogen haben sich – wenn auch nicht im Originalzustand – bis heute erhalten. Betrachtet man die vielen Veränderungen und Zerstörungen, denen die Kirche unterworfen war, ist das alles andere als selbstverständlich.

Leutkirche oder Gutleutkirche?

Zum Schluss noch ein Wort zu den gleichermaßen gebrauchten Begriffen „Leutkirche“ und „Gutleutkirche“.

Eine Leutkirche bezeichnet normalerweise eine Kirche für die Pfarrangehörigen einer Gemeinde im Gegensatz zu einer Klosterkirche, hier der Klosterkirche Schuttern. In unserem Fall kommt außerdem der Ortsname „Leutkirch“ ins Spiel, der bis in die Karolingerzeit zurückgehen könnte.³³

Mit einer Gutleutkirche verhält es sich ganz anders. Dabei handelt es sich um das Gotteshaus einer Einrichtung für Aus-

sätzliche und andere „Sondersieche“, die euphemistisch oder mitleidig „gute Leute“ genannt wurden.

Hähni unternahm den Versuch, ein Leprosen- oder „Gutleuthaus“ bei der Kirche anzusiedeln.³⁴ Ein Leprosenhaus hätte man aber kaum so nahe bei einer Pfarrkirche platziert, es wäre vielmehr abseits gelegen und hätte eine eigene Kapelle besessen. Ein Siechenhaus (eine Art Hospital, kein Leprosenhaus) wird erst 1587 und ausdrücklich abseits der Siedlung erwähnt.

Wetterer ging von einer Wallfahrt schon im Mittelalter aus und nahm an, dass man die Pilger „gute Leute“ und eine Pilgerherberge bei der Kirche „Gutleuthaus“ nannte.³⁵ Für eine so frühe Wallfahrt gibt es aber in der Literatur keine Belege, und eine Pilgerherberge wurde nie „Gutleuthaus“ genannt – dieser Name war schon besetzt ...

Die „Gutleutkirche“ taucht auch in dem bereits erwähnten Visitationsprotokoll von 1762 auf, im Zusammenhang mit der Wallfahrt gegen Fieber und andere Krankheiten.³⁶ Vermutlich bestand eine gedankliche Verbindung nicht nur zur Krankwallfahrt, sondern auch zu dem oben erwähnten, zu dieser Zeit bereits abgegangenen Siechenhaus.

Streng genommen ist „Leutkirche“ der zutreffendere der beiden Begriffe, beide werden aber schon seit langer Zeit parallel zueinander benutzt. Wir haben hier also den seltenen Fall, dass die beiden so gegensätzlichen Bezeichnungen, die zudem oft verwechselt werden, gleichermaßen berechtigt sind.

Literaturliste

Christoph-Inventar:

Dr. Gertrud Christoph: Inventar mittelalterlicher Wandmalerei in Südbaden, Regierungspräsidium Freiburg, Ref. Denkmalpflege, Dokumentationsarchiv, 1970er Jahre (unpubliziert).

EAFR:

Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Aktenbestand Oberschopfheim B31/1055 und B22/20270 sowie Nachlass Ginter II, Nr. 277.

Haasis-Berner 1994:

Andreas Haasis-Berner: Hörner aus Keramik – Wallfahrtsdevotionalien oder Signalhörner? In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Jg. 22–1994, 1996, S. 15–38.

Hähni 1931:

Otto Hähni: Die Geschichte des Dorfes Niederschopfheim und der Gutleutkirche in Oberschopfheim. In: Die Ortenau 18, 1931, 129–144.

Heizmann 1914:

Ludwig Heizmann (Hg.): Ein Wallfahrts- und Gebetbuch zu Ehren der Gutleutkircher Gnadenmutter Maria Hilf bei Oberschopfheim, Lahr 1914.

Kaller 1978:

Gerhard Kaller: Kloster Schuttern. In: Wolfgang Müller (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau, Kehl 1978.

Kauß 1970:

Dieter Kauß: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Nr. 29, Bühl 1970.

Kauß 1989:

Dieter Kauß: Die „Gutleutkirche“ bei Oberschopfheim. Zur Geschichte der Pfarrei und Wallfahrt der Leutkirche. In: Geroldsecker Land 31, 1989, 46–61.

Krohn 2006:

Krohn, Niklot und Bohnert, Gabriele: Lahr-Burgheim. 50 Jahre Kirchenarchäologie, Remshalden 2006.

Mone QS III:

Franz Josef Mone (Hg.): Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Band I–IV, Karlsruhe 1848–1867.

Monumenta Germaniae Historica:

Monumenta Germaniae Historica, Diplomata regum et imperatorum Germaniae.

Vollmer/Grether 1998:

Vollmer, Eva und Grether, Eberhard: Die Glöcklehofkapelle St. Ulrich in Bad Krozingen. Bauarchäologische und restauratorische Untersuchung. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 27, 1998, Heft 4, 220–231, besonders ab 226.

Wetterer 1935:

Dr. Anton Wetterer: Die Wallfahrt zur Oberschopfheimer Gutleutkirche in alter und neuer Zeit. In: St. Konradsblatt Nr. 27, 7. Juli 1935, 543–545.

Würdtwein NS:

St. A. Würdtwein: Nova Subsidia Diplomatica. Heidelberg 1871–1892.

Wingenroth 1908:

Max Wingenroth (Bearb.): Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Beschreibende Statistik, Siebenter Band, Kreis Offenburg, Tübingen 1908.

Bildnachweis

alle Bilder: Bernhard Wink

Anmerkungen

- 1 Wingenroth 1908, 99–100
- 2 Z. B. Heizmann 1914, 23
- 3 Haasis Berner 1994, 20ff.
- 4 Wingenroth 1908, 99–100
- 5 Heizmann 1914, 22
- 6 EAFR Nachlass Ginter II, Nr. 277, Schreiben von E. Brischle an Konservator Prof. Ginter vom 14.10.1953
- 7 Kauß 1989, 51–52
- 8 Z. B. Christoph-Inventar
- 9 Kauß 1989, 52
- 10 Kauß 1989, 51
- 11 Heizmann 1914, 11
- 12 Kauß 1989, 52
- 13 Heizmann 1914, 14
- 14 Heizmann 1914, 17
- 15 EAFR B31/1055, Schreiben des Erzbischöflichen Bauamts an den Oberstiftungsrat vom 22.12.1904
- 16 Kauß 1989, 49
- 17 Heizmann 1914, 8. Gemeint ist Kaiser Heinrich II. (1002–1025). – Enthält ein umfangreiches Verzeichnis weiterführender Quellen

- 18 Monumenta Germaniae Historica, Diplome Kaiser Heinrichs II., Nr. 348c. Es wird u. a. gleichzeitig die St. Georgs-Kapelle in Ruckersweiler (heute Heiligenzell) genannt, die erst 1313 gestiftet wurde. (Das als richtig betrachtete Diplom Nr. 348a nennt nur Friesenheim.) – Kauß 1970 und 1989 erwähnen diese Urkunde nicht mehr.
- 19 Vollmer/Grether 1998 (ab 226) verzeichnen zahlreiche Beispiele aus Baden-Württemberg, der Schweiz und dem Elsass vom 9./10. Jahrhundert bis ins 14. Jahrhundert (selten), mit einem deutlichen Schwerpunkt im 12. und 11. Jahrhundert.
- 20 Würdtwein NS VII, Nr. 34, 93; zitiert bei Kauß 1970, 212. – Kaller 1978, 118
- 21 Krohn/Bohnert 2006, 82–84
- 22 Z. B. Kauß 1989, 48; Christoph-Inventar
- 23 Mone QS III, 126; zitiert bei Kauß 1970, 212
- 24 Erkennbar nach der Abnahme des salzgeschädigten Putzes im Sockelbereich.
- 25 Z. B. Heizmann 1914, 23. Im Christoph-Inventar wird die frühe Entstehung bezweifelt.
- 26 EAFR B22/20270, Schreiben von Dr. Max Wingenroth an das Großh. Ministerium vom 28.11.1905
- 27 Kauß 1989, 52
- 28 Kauß 1989, 52 und 56
- 29 EAFR B22/20270, Schreiben von Dr. Max Wingenroth an das Großh. Ministerium vom 28.11.1905
- 30 Dass dabei heute der Satz „... die heilige katholische Kirche ...“ steht, wäre durch die Rekonstruktion nach der Freilegung der Malereien 1905 leicht erklärbar.
- 31 Kauß 1989, 54
- 32 EAFR B22/20270, Schreiben von Dr. Max Wingenroth an das Großh. Ministerium vom 28.11.1905
- 33 Die Frage nach Huhn oder Ei kann hier nicht beantwortet werden. – Kauß 1989, 49
- 34 Hähni 1931, 141–142
- 35 Wetterer 1935, 543
- 36 Kauß 1989, 54

„Der liebe Friden wer das best“ – Geheime Post des Fürsten von Fürstenberg 1647 in das Kinzigtal

Martin Ruch

Das Fürstlich Fürstenbergische Archiv in Donaueschingen¹ ist eine bedeutende Quelle zur Geschichte des Kinzigtales, da Teile dieser Landschaft einst zum Fürstenbergischen Hause gehört hatten. So finden sich in Donaueschingen viele amtliche Dokumente, Archivalien und Urkunden, die – vor allem, was die ältere Geschichte betrifft – sorgfältig ediert in Urkundenbüchern und Findbüchern erschlossen sind. Doch nicht alles ist publiziert und so kann man gelegentlich Zufallsfunde machen, wie die im Folgenden vorgestellte Korrespondenz des Fürsten Friedrich Rudolph von Fürstenberg mit seinem Amtmann in Haslach, Simon Fink.² Das Besondere an diesen Schreiben: Sie sind partiell in Geheimschrift geschrieben, die der Empfänger Fink entschlüsseln musste. Das tat er, indem er den entsprechenden Buchstaben unter die Chiffre geschrieben hat, sodass man sich auch als heutiger Leser keine große Mühe mit dem Entziffern machen muss. Der derart entschlüsselte Satz lässt sich problemlos lesen, der Geheimcode des Fürsten ist geknackt.

Zur Person: **Friedrich Rudolf Graf von Fürstenberg-Meißkirch**, geb. 23.4.1602, gestorben 26.10.1655, stand als Generalfeldwachtmeister in kaiserlichen Diensten, zuletzt als Feldzeugmeister. Er war Hofkriegsrat, Reichshofrat und seit 1639 Landgraf zu Stühlingen. 1642 wurde er in den Grafenstand erhoben.

Die Fürstenberger Familie besaß an mehreren Orten im Reich Ländereien, Schlösser, Paläste, Burgen, die den unterschiedlichen Familienzweigen zu unterschiedlichen Zwecken dienten. Auch in Prag, der Stadt im kaiserlichen Österreich und Hauptstadt des Königreichs Böhmen, stand im 17. Jahrhundert eine Fürstenbergische Residenz. Heute noch liegen paradiesisch an den Burghügel geschmiegt die mit Brüstungen, Treppen und Brunnen verzierten Gärten der Adelsgeschlechter Ledebour, Fürstenberg und Kolowrat, und zu den Palästen aus dem 17. und 18. Jahrhundert gehören die Paläste Morzin, Thun, Fürstenberg, Nostitz, Schönborn und Lobkowitz auf der Kleinseite. Friedrich Rudolf hielt sich gegen Ende des 30-jährigen Krieges in dieser vertrauten Umgebung auf. Mit seinem

kleinen Staat im Südwesten Deutschlands, mit der Landgrafschaft im Kinzigtal, stand er in ständigem Briefkontakt. Dort in der Amtsstadt Haslach hatte er von 1630 bis 1633 den Plan seines Vaters vollendet, der ein Kapuzinerkloster bauen lassen wollte. Erst Friedrich Rudolf konnte mitten im 30-jährigen Krieg diesen Wunsch realisieren. Der Prager Hofmaler Matthäus Gundelach wurde für das Hochaltarbild engagiert. Schon damals war der Schaffner Simon Fink ein zuverlässiger Organisator des Baus gewesen. Auf seinen Amtmann konnte sich der Fürst verlassen. Für den Fall besonders wichtiger und nicht für fremde Augen bestimmter Post hatte man einen Code erstellt, eine Geheimschrift, die aber nicht aus Zahlen oder Buchstaben, sondern aus graphischen Zeichen bestand. In den kriegerischen Jahren vor dem Frieden von Münster 1648 konnte schließlich jederzeit Post von gegnerischen Parteien abgefangen werden.

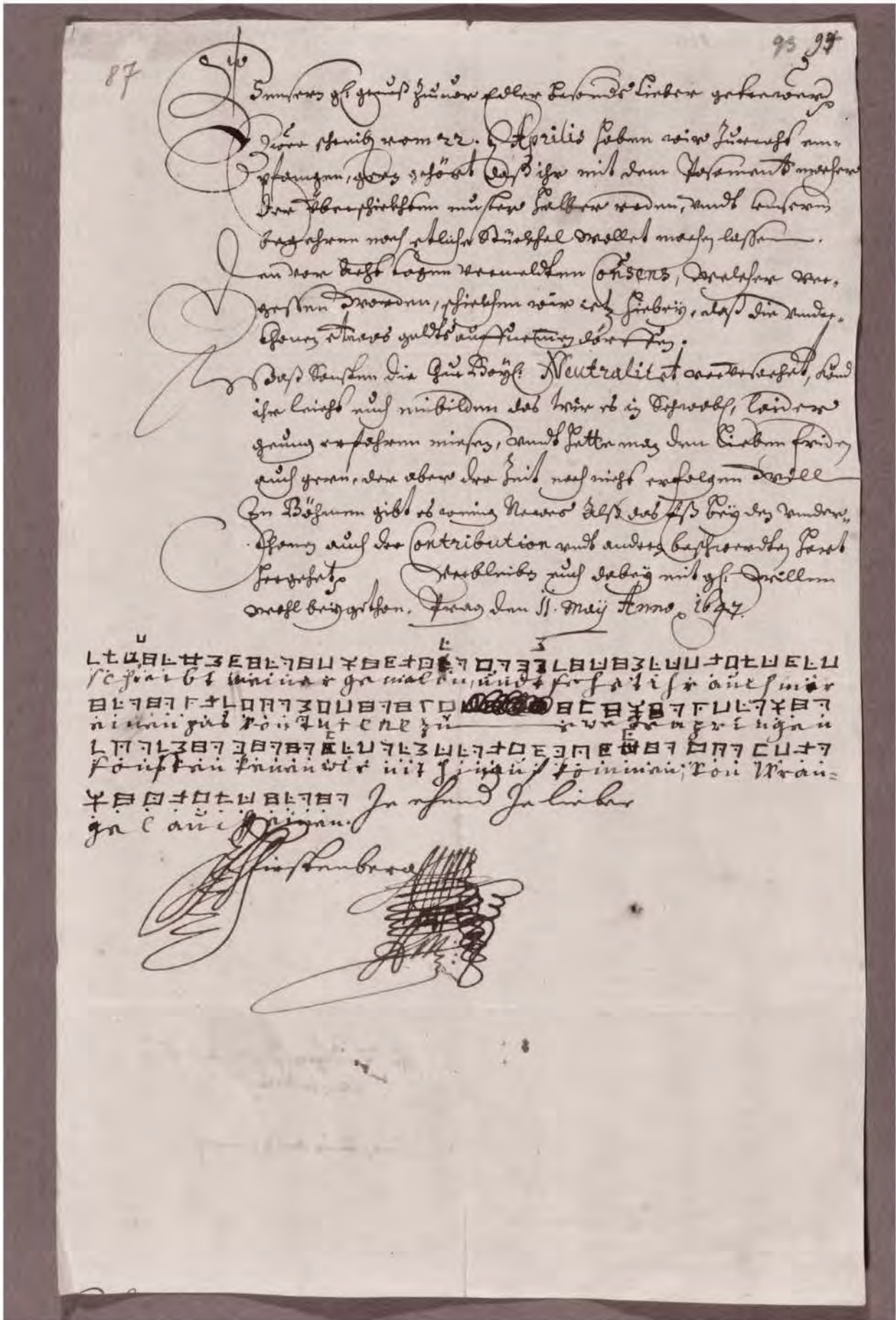
Briefe von Friedrich Rudolf an den Kinzigtäler Amtmann Simon Fink

Brief 1:

Der Graf bestätigt den Eingang eines Schreibens und erklärt sich mit der Herstellung diverser Posamente³ nach eingereichtem Muster einverstanden. Ein im letzten Brief vergessener Passus wird nachgereicht. Wegen der Kurbayerischen Neutralität – der bayerische Kurfürst Maximilian hatte damals versucht, die kaiserliche Partei zu verlassen und sich den Franzosen anzuschließen – ist viel Unruhe entstanden. Immer noch ist kein Friede in Sicht. Die Untertanen in Böhmen haben viel zu leiden. Zu Turenne: Im April 1647 waren wieder französische Truppen unter General Turenne in Haslach eingedrungen, sie blieben bis zum 10. Juni. Die Einwohner der Stadt hatten sich in die Wälder geflüchtet. Vgl. Hildenbrand, S. 112.

Unseren gd. Grueß zuvor Edler besonders lieber getrewer, Euer Schreiben vom 22. Aprilis haben wir zurecht empfangen, gern gehört, dass ihr mit dem Posament nacher der überschickten muster halber reden und unserem begehren nach etlich stückhel wollet machen lassen. Den vor acht tagen vermeldten Consens, welcher vergessen worden, schicken wir itz hiebey, dass die Underthanen etwas geldts aufnehmen dürfen.

Was sonst die Chur Bayr. Neutralitet verursacht, könnt ihr leicht euch einbilden das wir es in Schwaben laider genug erfahren miesen, undt hette man den lieben friden auch gern, der aber der Zeit noch nicht erfolgen will. In Böhmen gibt es wenig Neues



Brief von Friedrich Rudolf an Simon Fink, 11. Mai 1647. Quelle: FFA Donaueschingen

als das es bey den Underthanen auch der Contribution und anderen beschwerdten hart hergeht. Verbleiben auch dabey mit gn. Willen wohl beygethon. Prag den 11. May Anno 1647.

(es folgen vier kryptische Zeilen, darunter jeweils der dechiffrierte Buchstabe)

schreibt meiner gemalin, undt sehet ihr auch mir einen pas von Turenne zue wege pringen sonsten kennen wir nit hinaus kommen, von Wrangel auch einen. (weiter Normal-schrift) *Je ehender je lieber. Fürstenberg.*⁴

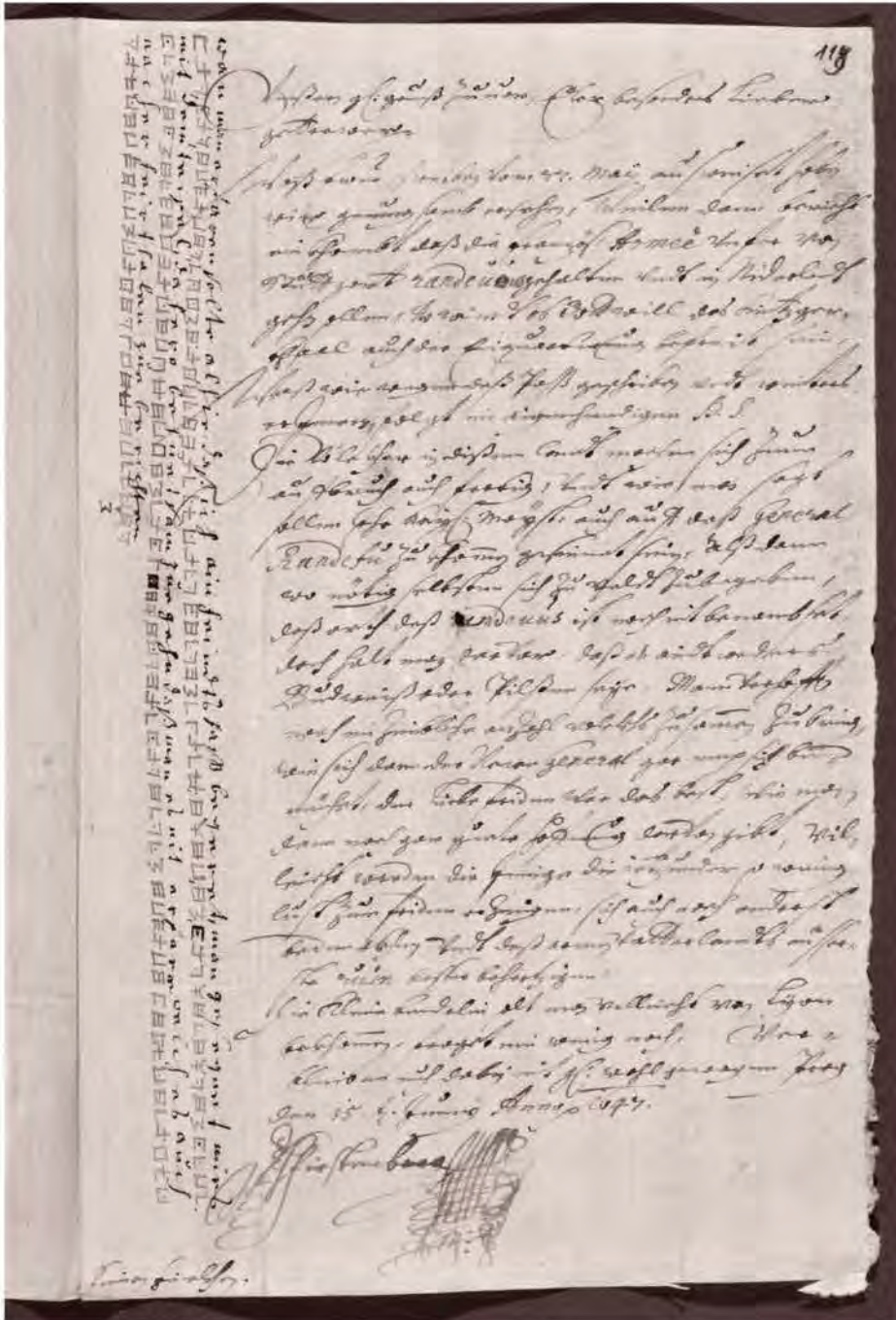
Brief 2:

Die französische Armee hat unweit von Stuttgart ein Rendezvous (Kampf) gehabt und soll in die Niederlande unterwegs sein. Dann wird wohl auch das Kinzigtal keine Einquartierung mehr haben. Wegen des Passes verweist der Graf auf das eigenhändige chiffrierte Post Scriptum. Auch der Kaiser soll bereit sein zu einem großen gemeinsamen Treffen, wohl in Budweis oder Pilsen. Man sucht immer noch Soldaten zusammenzubringen, aber das Beste wäre doch wohl der Friede. Vielleicht kommen ja auch jene endlich zur Einsicht, die im Augenblick noch kein Interesse am Frieden zeigen. Was die kleinen Schmuckbänder betrifft, die sind vielleicht in Lyon erhältlich.

Was Euer schreiben vom 22. May aufweiset haben wir genugsamb ersehen, weiln bericht einkombt dass die französische Armee unfer von Stuttgart randeuou gehalten hat undt in Niderlandt gehen sollen, so wirdt so Gott will das Kintzgerthal auch der Einquartierung befreit sein, Was wir wegen des Paß geschrieben undt weiters ersinnen folgt in eigenhändigem P.S.

Die Völkher in diesem Landt machen sich zum aufbruch auch fertig, undt wie man sagt sollen ihr kays. Mayst. auch auff das General Randefu zu khommen gesinnt sein, Als dann wo nötig selbstn sich zu Veldt zu begeben, das orth des randevus ist noch nicht benambset, doch halt man davor, dass es ainstweders Budweiß oder Pilsen seye. Man verhofft noch ein zimbliche anzahl volcks zusammen zu bringen, wie sich dann der Herr General gar empsich bemühet, der liebe Friden wer das best, wie man dann noch gar guete Hoffnung darvon gibt, villeicht werden die jenige, die itzunder so wenig Lust zum friden erzeigen, sich auch noch anderst bedenken undt des armen vatterlandts äußerste ruin besser behertzigen.

Die kleine Bandelin solt man vielleicht von Lyon bekhommen, fraget ein wenig nach, Verbleiben auch dabei mit gn. Wohlgewo-gen Prag den 15. Juny Anno 1647



Brief von Friedrich Rudolf an Simon Fink, 15. Juni 1647. Quelle: FFA Donaueschingen

(Geheimschrift: Wan man erfahren sollte alhie dass ich ein feindtspaß begeret, man geseget mirs mit dem teifel, dahero behuetsam zue gehe dass man es nit erfare welches auch nacher feirthalen zue berichten)

Brief 3:

Auf Wunsch des Kaisers waren die fürstenbergischen Kinzigtalstädte Haslach, Hausach, Wolfach an die „notleidende“ Garnison in Offenburg unter deren Kommandanten Hans Reinhardt von Schauenburg abgetreten worden, sie mussten also für deren Unterhalt bezahlen. Die verarmten Untertanen



Brief von Friedrich
Rudolf an Simon Fink,
20. Juli 1647. Quelle:
FFA Donaueschingen

wandten sich hilfeschend an ihren Landesherren, den Grafen von Fürstenberg, der sich beim Kaiser für sie einsetzte. Allerdings ohne durchschlagenden Erfolg. Es folgen im Brief Hinweise zum Wein, dann der Fingerzeig auf das PS (Post scriptum).

Unsern gn. Grueß zuvor, Edler besonders lieber getrewer. Euer 2 Schreiben vom 17. Juni und 1. Juli haben wir zu recht empfangen, sindt auch albereith wegen Offenburg bey Ihro Kayl. May, einkommen, darauff uns zum Beschaidt worden man alle die kayserliche befehl in original zu sehen begehre, darin es also absolute stehe dass man 120 Monath geben solle, man begehre derothalben dass Sy solches vorzeigen, im widrigen Fall wollen wir nichts geben, wir hoffen zu Gott, es werde gar bald bald manicher der bis dato sich gegen dem Haus Fürstenberg gewaltig widerspenstich erzeigt, die Flügel fallen lassen, undt mit mehrem respect gehen miesen, darnach wirdt

auch das Liedel ein anderen Thon bekhommen, wenn nur die französische Völckher hinweg, köndte man auch den Kiglkerischen (?) Hof recht besetzen undt ein wirtschafft anfangen.

Wegen des Musler Weins haben wir euch ja geschrieben, wollen aber dem alten Gumerel bei dieser ordinari auch schreiben, damit er zu dem Wein sehe, das übrige wirdt das P.S. sagen verbleiben euch dabei mit gn. Wohlgeuogen. Prag den 20. July 1647

(Geheimschrift: *Ich verhoffe bald bei euch zu sein und will sehen also für zu helfen, dass es ein ansehen hat, darf aber jetzt nichts darvon schreiben*)

Fürstenberg

Epilog: Schwedischer Überfall auf Prag 1648

Der Fürstenberger Friedrich Rudolf ist nach diesem Briefwechsel mit Simon Fink in Prag geblieben. Ob er den begehrten Pass bekommen und verwendet hat, lässt sich nicht sagen. So aber wurde er nun unmittelbar Augenzeuge der Ereignisse vom August 1648, als in den wirklich allerletzten Tagen des 30-jährigen Krieges die Schweden noch einen Versuch unternahmen, die mächtige, reiche und bedeutende Stadt Prag, wo mit dem berühmten Fenstersturz 1618 alles einmal angefangen hatte, einzunehmen. Resultat der Unternehmung war zwar nicht die

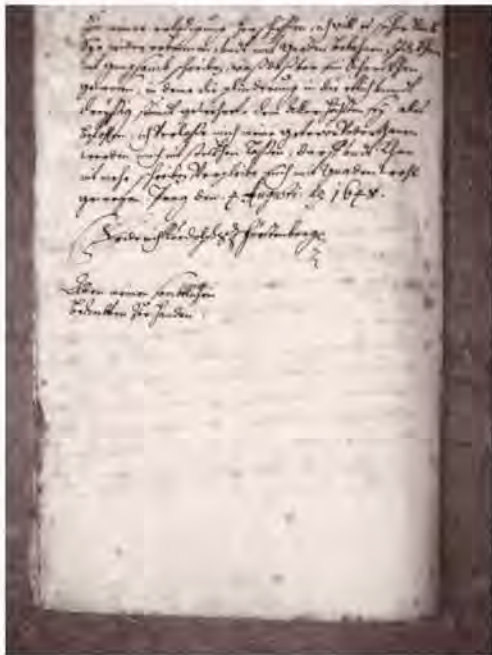
gänzliche Eroberung Prags, nur die Kleinseite mit Schloss und St. Veits-Dom wurde besetzt. Aber da man von dort oben aus in die tiefergelegene Altstadt vortrefflich schießen konnte, hatten die Menschen sehr zu leiden.

Den genauen Verlauf schilderte Hojda Zdeněk in „Der Kampf um Prag 1648 und das Ende des Dreißigjährigen Krieges“.⁵

„Am 25. Juli hatte der Kaiser in Innsbruck seine Vermählung mit Maria Leopoldine von Tirol gefeiert, und auch Prag nahm diese Gelegenheit zum Feiern wahr, unter anderem mit einem Feuerwerk, das noch um Mitternacht anhielt. Erst um halb drei Uhr morgens, als in der Stadt bereits Ruhe herrschte, wagten sich etwa hundert Berittene unter der Führung von Anošt Ottovalský, einem ehemaligen kaiserlichen Oberstleutnant in schwedischen Diensten, zu den Mauern des schlafenden Prag und drangen hinter dem Kapuzinerkloster auf dem Hradschin an einer Ottovalský gut bekannten Stelle, wo man die Stadtmauer gerade instandsetzte, in die Stadt ein. Von hier aus eilten sie zum Strahover Tor, wo sie die Wache erschlugen und das Tor öffneten. Damit war der Weg frei für Königsmarck und seine schwedischen Soldaten, die jetzt ungehindert in die Stadt eindringen konnten. Bis zum Morgen hatte er den Stadtteil Hradschin und die Prager Burg genauso fest in den Händen, wie die Kleinseite mit allen wichtigen Punkten auf den Stadtmauern, an den Stadttoren und am Fluß, insbesondere den kleinseitener Brückenturm und die umliegenden Häuser. Nur der zahlenmäßigen Schwäche des Gegners hatten es die Altstädter zu verdanken, daß sie vor einem augenblicklichen Überfall verschont blieben (Königsmarck hatte nur etwa 2500 Mann zur Verfügung); zudem waren sie durch Geschützfeuer und den Fähnrich des Wallensteinregiments gewarnt, dem trotz seiner Verwundungen die Flucht über die Brücke gelungen war. Den Schweden entkam auch der befehlshabende General Rudolf Colloredo, der auf einem Kahn über die Moldau setzte, obwohl die Fähren bewacht wurden.

Der Altstädter Bürgermeister ließ sogleich Alarm läuten und betrieb die Bürgermilizen auf den Markt. Die Studenten versammelten sich noch vor Tagesanbruch im Karolinum und erneuerten die bereits 1639 gegründete Legion. Bereits um sieben Uhr früh war der Altstädter Brückenturm besetzt, die Brücke (die heutige Karlsbrücke) mit Fallgittern gesperrt und das Brückentor noch mit einem Bollwerk verschanzt. Die Altstadt stand zur Verteidigung bereit.

Unterdessen erlaubte Königsmarck seinen Soldaten auf der Kleinseite ein dreitägiges Plündern, das besonders in den ersten Stun-



Brief von Friedrich
Rudolf an Simon Fink,
4. August 1648.
Quelle: Stadtarchiv
Haslach, Urkunde 7

den nicht ohne Gewaltakte ablief. Wer sich auf der Straße oder unvorsichtigerweise am Fenster zeigte, setzte sich höchster Gefahr aus. Die Zahl der Getöteten schätzt man auf 100 bis 200 Personen. Die Schweden fanden in der Stadt, die zuvor als vollkommen sicher galt, nicht nur ungeheure Beute (dazu vgl. unten), sondern nahmen überdies noch mehr als 200 bedeutende Personen gefangen, für die man Lösegeld erwarten durfte. Ihr prominentester Gefangener war der Prager Erzbischof Ernst Graf von Harrach. Die Häuser der Gefangenen – zumeist Adlige, höhere Geistliche und Beamte – wurden mit derselben Gründlichkeit geplündert wie die Klöster, darunter auch das Kloster Strahov, und die Häuser der Domherren. [Auch Friedrich Rudolf von Fürstenberg war unter den Gefangenen. Anm. Ruch]

Am 24. Oktober 1648 wurde dann der Westfälische Friede unterzeichnet, die Kuriere nach Prag waren neun Tage unterwegs. Die Schweden stellten schließlich das Feuer ein, beluden sechzig Gepäckwagen mit allen auf der Kleinseite greifbaren Wertsachen und Kunstschatzen und zogen ab. Dies wiederum ging als der Prager Kunstraub von 1648 in die Geschichte ein.“

Ein berührendes Gedicht über diese schwedische Attacke ist erhalten und schildert jene Kämpfe in jiddisch: das „schwedisch lid“ der Prager Juden.⁶ Es berichtet vom Überfall, als „filen di schweden ein mit großer macht: fil hundert helden so stark geherten zu dem Kenigs-mark. Dorch den heiser ouf den Ratschin sein si eingefalen, gar haimlech onfarsen. Als wachen nider gestosen, zu mol kain biks ousgelosen, fluks zu der Klainseit hin. (...) di nun woren in hous, darften sich nit losen bliken zu kainem fenzter herous. So bald di kepf worden herous gestosen, thekef (=sofort) als nider geschosen. Do wor ir leben ous.“ Auch die Prager Juden verteidigten ihre Stadt: „wir jidlech komen ach bald do her, goben in gor fil gewer, gor fil on mos on zol.“ (=Wir Juden kamen auch dazu, gaben ihnen viele Gewehre, ohne Maß und Zahl.)

„Meine getreue Untertanen werden mich mit stecken lassen!“

Der Fürst von Fürstenberg hatte für seine Freilassung aus schwedischer Gefangenschaft nun die horrenden Summe von 5000 Reichstalern zu bezahlen, die er natürlich nicht hatte. Seine ohnehin längst verelendeten und verarmten Untertanen daheim im Kinzigtale aber, die mussten noch einmal tief in die Taschen greifen.⁷

Die unerfreuliche Post des Landesherrn aus Prag mit der Lösegeldforderung steckt heute in einem Umschlag mit der Aufschrift: „Copia aignen Handbrieffs von Ihro Landtgräfl. Excell: Auß Prag den 4. Aug. 1648 Ahn Gesambte Ambtsleüth abgangen, begehren, Ahn gesambte Underthanen, dass solche für Sye die 5000 Reichsthaler dem Gral. KönigsMarkh entrichten wollen, darauff sindt im Ambt Haaslach 3 Schazungen angelegt worden, hat der Statt Haslach zu ihrem Thail getroffen 165 fl.“



Simon Fink, aus: Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal, S. 72

„Liebe getreue, ich thue Euch zu wissen, dass nach dem ich albereith ganz entschlossen gewesen, meine Reiß in das Reich herauf zu nemmen, und der Bader Chur im Wildtbad abzuwarthen, allein dass man in meinem alhier schwebenden proceß eine Schrift nit annemen wöllen, ich bewogen worden, einen aignen desentwegen zu dem Kayser nach Lintz zu schicken, ist aus übersehen und Nachlässigkeit der Commandanten den 26. July umb die 3 frühe, da noch jedermann in der besten Ruhe gelegen, der Schwedische General Königsmarck mit Übersteigung der Wachten, herein kommen, unndt weilen ich gleich bey dem Schloß auf dem Blatz wohne, seindt in meine Fenster über die 20 Schütz geschehen, der Allerhöchste mich sonderbahr behüetet, das ein Musqueten Kugel an meinem ganzen Leib gleichsamb gestraiffet, in die Maur gangen, ich hab alles verlohren, wie ich gehe und stehe, und solle mich noch umb 4000 Reichsthaler rationieren, und noch andere dazu Tausend Reichsthaler geben, Welches gelt von Dato in zweyen Monaten erlegen solle, Also sehet ein jeder in seinem Ambt, den Underthanen mein Zugestandenes Unglück zu Herzen zu führen, undt lasse Sye bitten, Sie sollen diese 5 Tausend Reichsthaler (Seitenwechsel) zu meiner erledigung herschicken, ich will es sicher umb Sye wieder erkennen, undt mit Gnaden belohnen, Ich khan nit gnugsamb schreiben, was das vor ein Schreckhen gewesen, in deme die plünderung in die etlich unndt dreysig stund gewehret. Dem Allerhöchsten sey alles befohlen, ich verlasse mich meine getrewe Underthanen werden mich nit steckhen lassen, darff undt khan nit mehr

schreiben, Verpleibe Euch mit Gnaden wohl gewogen. Prag den 4. August ao 1648.

*Friedrich Rudolph zu Fürstenberg
Allen meinen sambtlichen Beambten zue Handen“⁸*

Die Untertanen konnten ihren Landesherrn, der derart in der Misere steckte – wohl oder übel –, nicht „stecken“ lassen. Von einer Zahlungsverweigerung jedenfalls ist nichts zu lesen. Und diesen letzten Brief musste er auch nicht mehr verschlüsseln: die Entführer des Fürsten kannten die Lösegeldsumme, und die Kinzigtaler durften die Zahl auch wissen, – weil sie das Geld schließlich aufzubringen hatten. Gründe für Verschlüsselungen gab es unter solchen Umständen wahrlich keine mehr.

Anmerkungen

- 1 Für vielfältige Hilfe und Hinweise danke ich dem Leiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs (FFA) Donaueschingen, Herrn Dr. Andreas Wilts, und dem Stadtarchivar Manfred Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal.
- 2 FFA Landschaftsakten Haslach, Kriegsdrangsale, Fasz. 1
- 3 Schon die ägyptische Kultur nutzte Posamenten zur Zier wichtiger Gegenstände und auch die Gewänder der Pharaonen waren damit geschmückt. In Europa feierten die dekorativen Quasten, Raffhalter, Fransen, Borten und andere Elemente vor allem im 17. und 18. Jahrhundert während des Barock ihre Blütezeit, wo man sie zahlreich in der Ausstattung der Schlösser einsetzte. Die Zierstücke waren beliebte Statussymbole beim Adel, aber auch bei reichen Kaufleuten.
- 4 Obristleutnant Gustav Wrangel stand in schwedischen Diensten, 1648 im Regiment Königs-marck. Der französische Heerführer und Marschall Turenne (1611–1675) war im 30-jährigen Krieg an vielen Militäraktionen gegen die Kaiserlichen beteiligt. Er fiel 1675 bei Sasbach in der Ortenau, wo Frankreich ihm eine Gedenkstätte errichtete, heute Museum.
- 5 Katalog 1648: Krieg und Frieden in Europa. Münster 1998, Bd. 1, 403–412
- 6 Neuberg, Simon (Hrsg.): Das Schwedesch lid. Ein westjiddischer Bericht über Ereignisse in Prag im Jahre 1648. Original- und lateinschriftlich ediert, mit Einleitung und Kommentar versehen und herausgegeben von Simon Neuberg. Hamburg 2000
- 7 Hildenbrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal. Geschichte einer alten Marktstadt. Haslach 2009, Bd. 1, 112
- 8 Stadtarchiv Haslach Urkunde 7. Frdl. Mitteilung Stadtarchivar Manfred Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal.

Ettenheimer Gärten, Teil 7–9*

Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker

Dieter Weis

Bereits im Jahr 1752 erwarb Lorenz Stölcker, der als erster der Familie hier wohnte (aus Prinzbach stammend), Grundstücke am Meierberg. Über den Verkauf entstand zwischen Vater und Sohn Olizy ein heftiger Streit.¹

Der Vater Leopold Hermann von Olizy schrieb in seinem Testament vom 1.10.1753 u. a. Folgendes:²

„Fünftens, da mein Sohn Inscio et me non consentiente in dem adelichen Stifft zu Frauenalb Ehepacten mit Fräule Antonia Romana Bar: von Stein zu rechtenstein anno 1745: da Er noch nicht 22. Jahr alt ware, Ehepacten gemacht hat, welche Ehepacten ich nicht anerkannt, noch weniger unterschrieben habe, auch nicht unterschreiben werde, daß also solche Ehepacten tanquam a minorenni gemacht in rechten null, und nichtig seynd, daher caßire ich in Krafft dieses meines Testaments solche Ehepacten, und Declarire sie vor null und nichtig, wann auch meine Unterschrift sich darunter befinden solte; maßen mein ungerathener Sohn schon einen solchen lumpenstraich mit Lorenz Stelcker Rathsverwandten und Sonnenwirth in Ettenheim intuitu meines sogenannten Meyenbergs mit nachmahlen meiner Unterschrift, wie allen meinen Erben bewußt, gemacht hat, und also Capable ist, in seinen obengenannten Ehepacten auch nachzumahlen, und andrer mehrer. Dahero Declarire ich hiemit, daß alle meines namens unterschriefften, so derselbe etwann nach meinem Todt zu produciren sich erfrechen wolte, was arths diese seyn mögen falsch, und strafbahr nachgemacht seynd.“

* 1. Der Prinzengarten (Ortenau 2012); 2. Ein Ettenheimer Adelshof und die angrenzenden Gärten (Ortenau 2013); 3. Der Olizy'sche Garten im Bienle vor dem Thomas Tor (Ortenau 2014); 4. Das „Gärthel vor dem Thomasthor“ (Ortenau 2014); 5. Das Gelände der Familie Olizy im Pfaffenbach (Ortenau 2014); 6. Der Oberendhof und Oberendhofgarten (Ortenau 2014); 7. Verkauf des Meyenberg-Guts an Lorenz Stölcker (Ortenau 2015); 8. Gärten beim Amtshaus (heute Palais Rohan) (Ortenau 2015); 9. Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten (Ortenau 2015); 10. Der Herrschaftsgarten im Pfaffenbach; 11. Dienstgärten, Dienstäcker und Dienstmaten; 12. Der Gutleuthausgarten; 13. Der Spitalgarten am „Creutzerweg“; 14. Der Kirchengarten am Steinenweg; 15. Gärten des Klosters Ettenheimmünster in Ettenheim; 16. Allmendgärten; 17. Der Garten des Stadt- und Amtsschreibers Joseph Chomas im Pfaffenbach; 18. Privatgärten

Der Sohn Leopold Ernst schrieb am 5.4.1755 zu dieser Angelegenheit u. a., dass ihm der sogenannte Meyenberg am 15.5.1752 von seinem Vater überlassen wurde und er das Gut am 13.10.1752 dem „H.Lorentz stölckher des raths und sonnenwirth dahier käuflich überlaßen“ (...) habe. Der „Käuffer solle ohne einzige widerred in seiner darzu berechtigten possession“ verbleiben. Der Vater könne von dem ihm (dem Sohn) schuldigen mütterlichen Erbe von 2000f oder von dem im Inventar aufgeführten Rest von 700f den von Stölcker erzielten Kaufpreis abziehen.³

Die „verwickelten“ Erbschaftsangelegenheiten der Sippe Olizy lassen sich nur schwer nachvollziehen. Sie erstreckten sich bis nach „Bruges“ (Brüggen) in Flandern.

Im Inventar über den Nachlass des Vaters Leopold Hermann vom 1.3.1759 ist der Meyenberg ohne Wertangabe enthalten mit dem Vermerk, dass er mit Zustimmung des Erblassers zuvor veräußert wurde, womit der Sohn Recht behielt.⁴

Der entsprechende Absatz lautet wie folgt:

„(4.) der Meyenberg ist ungewüß ob Es Ein adelich oder bürgerlich Gueth seye: ob nun zwar der H.Erblasser in seinem testament diesen Meyenberg, so ein Garten ist, bey Nahe 400f werth: als von seinem H. sohn wieder seinen Consens (Zustimmung) alienirt (verkauft) ahngegeben, so hat (er) sich doch geäußert, dass Er H. testator selbst die würckliche Veräußerung dessen vollzogen habe.“

So erwarb die Familie Stölcker schon relativ früh Grundvermögen am Meierberg. Es wurde von den nachfolgenden Generationen noch vermehrt, wie an anderer Stelle berichtet. Lorenz Stölcker wurde später Amtsschaffner und sein Sohn Johann Baptist Amtskeller und bad. Domänenverwalter, was sicher beim Grunderwerb von Vorteil war.

Anmerkungen

- 1 Der Vater Leopold Hermann von Olizy war ein Sohn des Mahlberger Oberamtmanns Franz Ernst von Olizy. Er war offensichtlich ein streitsüchtiger Mann, wie die von ihm angezettelten Prozesse und zahlreiche Akten belegen, ein „Prozesskrämer“. Es ging dabei vor allem um Erbteilungen innerhalb der Familie. Sein Schwiegersohn Felix Anton von Maillot schrieb einmal „wie hätte man anderst (als durch eine gerichtliche Teilung) mit einem so eigennützigem H.schwager zu recht kommen können?“ (GLA 127/126). Leopold Hermann von Olizy wohnte zeitweise in Ettenheim in seinem Haus, der heutigen „Winterschule“, oder in Straßburg am Barfüßerplatz, wo er am 26.09.1757 verstarb.
- 2 GLA 127/545. Der volle Name des Vaters lautet: Leopold Hermann Joseph Henry von Olizy, Herr von Planques.

- 3 GLA 127/126. Der volle Name des Sohnes lautet: Leopold Ernst (Ernest) Egidius Henry von Olizy. Die Vornamen sind zur genauen Unterscheidung der Personen wichtig!
- 4 GLA 127/125 „Inventarium über weylant deß Hochwohlgebohrnen Herrn Leopold Hermann Joseph Henry v. olizy de Planques, sambtlich hinterlassenes Erbß Vermögen – 1759“

Gärten beim Amtshaus (Palais Rohan)

Beim früheren Amtshaus, dem jetzigen „Palais Rohan“, befanden sich auch Gärten. Nach der Stadtbeschreibung von 1721 gehörten zu dieser *„Behausung auch hoff, stallung undt garthen sambt Zue gehörden“*.¹

Wo sich der Garten damals genau befand, ist nicht überliefert.²

Nach dem Tod des Kardinals Louis de Rohan wurde das Schloss zu Wohnzwecken frei. Oberamtmann Stuber schrieb am 5.3.1803 an die Provisorische Regierungs-Kommission in Gengenbach u. a. *„Sollte nicht möglich sein, daß das Schloß oder Amthaus, welches von allen meinen Vorgängern samt den zwey dazugehörigen Gärten bewohnt und benuzet worden, und welches ich selbst von 4ten August 1788 biß 17. Juli 1790, wo der Hr. Cardinal einziet, bewohnt habe, mir wiederum zur Wohnung angewiesen würde, besonders da ich gegenwärtig so gar elend logieret bin?“*³ Das Gesuch erledigte sich durch die anschließende Versetzung Stubers nach Gengenbach.

Die Regierungs-Kommission befasste sich aber sogleich mit der *„künftigen Benuzung und Bebauung der zwischen den dasigen herrschaftlichen Gebäuden liegenden Gärten“*.

Amtskeller Stölcker hatte am 6.3.1803 der Kommission berichtet, dass die herrschaftlichen Gebäude von den seitherigen Bewohnern bis auf Oberforstmeister Baron von Müllenheim *„dergestalten verlassen werden, daß die in dem Umfange dieser Gebäude befindliche drei (?) kleine Herrschaftliche Gärten mit jenem zum Amtschreiberei Hauß gehörigen ganz ungebauet liegen bleiben würden, wenn nicht bei dem annahenden Frühling durch anderwärtige Veranstaltung für derselben Anbau würde gesorget werden, und in deme dieses einen Gegenstand betrifft, der in die Amtschaffnei Verwaltung zur angelegenheitlicher Obsorge einschlaget“*.

Stölcker wollte nun wissen, ob die betreffenden Gärten einstweilen von der Amtschaffnei auf herrschaftliche oder auf Rechnung der künftigen Bewohner *„sollen angepflanzt und gehörig besorget werden, auch ob ein gleiches mit dem Amtschreiberei Garten vorzunehmen, oder dieser dem Herren Amtschreiber Sartorie*

*jetzt schon zurückzugeben und dann auch die Haußwirth aufzukündigen wäre, welche Aufkündigung alsdann stattfinden dürfte, wenn die General Vikariats Kanzlei, die Herren Präsidenten De Heille und Geheimen rath Simon, welche solches (Amtsschreibereihaus = Winterschule) alleinig bewohnen, würden ausgezogen sein?*⁴

Nach dem Beschluss des Geheimen Hofrats vom 26.3.1803 war hinsichtlich der Gärten wie folgt zu verfahren: „(...) übrigens seyen die nicht benutzt werdenden Herrschaftlichen Gärten, mit Ausnahme des Amtsschreiberei Gartens, welcher dem Amtschreiber Sartorie jetzo gleich zur Benutzung zu überlassen wäre, auf Herrschaftliche Rechnung gehörig anzubauen und zum Ertrag zu bringen biß Serenissimo (Electoris = der Kurfürst) darüber disponieren könne“.⁵

Bei der Zahl der zum Amtshaus gehörigen Gärten gibt es eine Differenz: Stuber schreibt von zwei Gärten und Stölcker von drei kleinen Gärten. Wo diese Gärten lagen, ist nicht klar. Einer davon lag jedenfalls vor dem Amtshaus gegen den Marktplatz hin, wie nachfolgend noch beschrieben. Der Amtsschreibereigarten, den Stölcker zusätzlich angab, lag zwischen dem Amtsschreibereihaus („Winterschule“) und dem Stammhof. Möglicherweise gab es noch kleine Gärten im Hof des Amtshauses bzw. Schlosses, wie es zu „Rohans Zeiten“ bezeichnet wurde. Später wurde im Haus mehrfach umgebaut und auch in der Umgebung vieles verändert.

Der Gärtner des Kardinals Louis de Rohan hieß Georg Werner. Gärtner Werner wird in einem Verzeichnis von Geheimrat Simon vom 2.3.1803 über die Dienerschaft und ihre Dienstbezüge des verstorbenen Kardinals Louis de Rohan aufgeführt. Demnach war Werner ledig, 59 Jahre alt und „zu Rudstadt im Würzburgischen gebürtig“. Er trat im Jahr 1797 seinen Dienst als Gärtner an und hatte „sich mit nichts alß dem Gartenweßsen vorhin abgegeben“. Werner bezog ein jährliches Gehalt von 183f 20xr nebst freier Logie, Holz und Licht.⁶

Nachforschungen über das Stadtarchiv Würzburg zum angeblichen Geburtsort „Rudstadt“ brachten kein klares Ergebnis.

Möglicherweise war „Retzstadt“ (Landkreis Main-Spessart) gemeint. Der Ort wurde im Jahr 1801 auch als „Rettstadt“ bezeichnet. Es sind aber auch Schreib- und Hörfehler, die früher oft vorkamen, denkbar.⁷

Die neue Landesherrschaft ließ die übernommenen Baulichkeiten auch in Ettenheim überprüfen. Hinsichtlich des „Ettenheimer Schlosses und den zugehörigen Gebäuden“ stellte man u. a. fest, dass der zugehörige Holzschopf sehr baufällig sei und umzustürzen drohe. Da der Schopf an einem für die Amtskellerei sehr nachteiligen Ort stehe, wurde vorgeschlagen, ihn an

anderer Stelle „im Garthen an den Scheunengiebel“ wiederzuerrichten (um das Jahr 1806).⁸ Als Randvermerk ist zu lesen: *„Ist nothwendig und die Verlegung aus den angeführten Ursachen zweckmäßig“*.⁹ Also ist anzunehmen, dass auch so verfahren und der Garten an diesem Platz aufgegeben wurde.

Im Jahr 1824 ersuchte die Stadt Ettenheim *„um unentgeltliche Überlassung des Schloßgärtchens und erforderlichen Hofplatzes zu Vergrößerung des Marktplatzes“*.

Die Ettenheimer Domänenverwaltung legte am 8.8.1824 das Gesuch der Hof-Domänen-Kammer mit einer ausführlichen Stellungnahme vor. Domänenverwalter Fleiner schrieb u. a. *„Vor dem Herrschaftlichen Schloßgebäude an dem künftigen Amtskanzley Zimmer und in gleicher Höhe mit diesem befindet sich ein kleines Blumen Gärtchen, welches in der Folge der Oberbeamte zu benutzen hat. Dieses wünscht die Stadt Gemeinde Ettenheim abgraben (!) zu dürfen, und mit solchem so viel Plaz vom Hof des Schloß Gebäudes zu erhalten als nothwendig ist, von der Mauer des letzteren bis an das dermalige verkauft werdende Amthaus (hier ist das Amtsschaffneigebäude gemeint) eine gerade Linie zu ziehen, in der Absicht, die Straße, welche durch den schiefen Winkel, den das Gärtchen bildet, breiter zu machen, und hauptsächlich den Marktplatz zu vergrößern. (...)“*

Fleiner wägt die Vor- und Nachteile einer Überlassung des Grundstücks ab. Der Oberbeamte gewänne mehr freie Aussicht auf die Straße. *„Der Verlust des Gärtchens, auf welches der dermalige Oberbeamte keinen Werth legt, und welches auch wirklich keinen reelen Werth hat, könnte übrigens bey einstiger Personalsveränderung einem anderen Beamten empfindlich werden, weil so für manchen wegen der Isolierung des Schloß Gebäudes angenehm seyn dürfte, das Gärtchen mit Blumen p. p. pflegen zu können. (...)“* Das Schlossgebäude würde *„durch Abschneidung des Hofplatzes gleichsam an die Straße vorgerückt, dann wahrlich am Pranger steht, wenn es nicht einen neuen Anstrich erhält“*.

Auf alle Argumente des Schreibers kann hier nicht eingegangen werden. Außerdem wird auf den von mir bereits veröffentlichten Bericht zu diesem Thema hingewiesen.¹⁰

Mit der hier noch wiedergegebenen Entscheidung der Karlsruher Regierung wurde das Blumengärtchen aufgegeben:

„Seine Königliche Hoheit haben auf den Antrag des Finanz Ministerii vom 20ten vorigen Monats Nr. 4854 gnädigst genehmigt, daß der Stadt Ettenheim zur Vergrößerung und Verschönerung ihres Marktplatzes das zwischen diesem und dem herrschaftlichen Schlosse gelegenen, zu Letzterem gehörigen Blumengärtchen

und ein damit zusammenhängendes unbedeutendes Stück vom Schloßhof, gegen Uebernahme aller daraus entspringenden Kosten, unentgeltlich abgegeben werde.

*Beschlossen Karlsruhe im
Großherzoglichen Staats Ministerium
den 1ten September 1825¹¹*

Am 2.7.1847 entschied das Justizministerium, dass die Scheuer und Stallung im Hof des Amtshauses abgebrochen und an deren Stelle ein Gärtchen angelegt werden soll.¹² Damit waren auch Veränderungen der Mauern des Stammgäßchens verbunden. Das Gärtchen konnte zunächst wegen fehlender finanzieller Mittel nicht hergestellt werden. Man einigte sich, dass das Gärtchen für den Oberamtmann und Oberamtsrichter auf dem vorgesehenen Platz angelegt und die Kosten dafür vom Innen- und Justizministerium zu gleichen Teilen übernommen werden sollen.

Im Jahr 1875 ergaben sich Schwierigkeiten mit der Ableitung des Abwassers des Brunnens im Amtshof. Apotheker Bleyler erlaubte, dass das Abwasser über eine gepflasterte Rinne über sein Grundstück in eine Dohle in der Ringsheimer Straße (jetzt Thomasstraße) abgeleitet wird. Der Brunnen sei schon „über Menschengedenken vorhanden“ und die Ableitung erfolgte schon immer in derselben Weise wie jetzt. Bleyler habe sich an einem Teil der Kosten zu beteiligen, da er die Rinne mitbenutze (für seinen Brunnen im Laboratorium).

Im selben Jahr war es wegen des Neubaus der Waschküche im Amtshof erforderlich, den laufenden Brunnen zu versetzen. Es zeigte sich, dass der vorhandene Brunnenstock sowie der Brunnentrog, beide aus Sandstein, „*aber mannfach zersprungen und durchlöchert und durch lange Benutzung so baufällig geworden (sind), daß auch ohne Versetzung eine Neuanlage nothwendig geworden wäre, welche jetzt der Versetzung wegen nicht mehr zu umgehen ist*“.

Die Bezirksbauinspektion Offenburg stimmte einer Herstellung des neuen Brunnens aus Zement nicht zu, sondern gab der Verwendung von Sandstein den Vorzug. Die Bauinspektion legte dem Innenministerium einen Plan für die Anfertigung eines Brunnenstocks mit Schale aus Sandstein vor. Der Brunnen wurde wie geplant hergestellt. Der Name des Bildhauers wird in den Akten nicht genannt. Nach der Herstellung der Wasserleitung im Jahr 1891 hat man den Brunnen nicht mehr gebraucht und es bleibt zu vermuten, dass es sich um den heute am Ende des Stammgässchens (Einmündung Thomasstraße) wiedererrichteten Brunnen handelt.

Anmerkungen

- 1 StAE, Beschreibung „der Statt Ettenheim Behausungen undt Hofstätt (...)“ v. 16.12.1721, 23
- 2 Es sind keine weiteren Stadtbeschreibungen bekannt.
- 3 GLA 229/27121
- 4 Wie Anm. 3. Das Schreiben endet mit: „Ich erbitte mir hierüber Hochgeneigte Verhaltungs Befehle, und ersterbe mit tiefschuldigster Verehrung. Ganz gehorsamster J.B.Stölcker“! und GLA 138/14
- 5 Wie Anm. 3. In der Akte ist nichts Weiteres zu dieser speziellen Angelegenheit enthalten. Sie betrifft nur das Jahr 1803.
- 6 GLA 229/27025 und 229/27187 Verlassenschaftsakten, die Fürstbischof Kardinal Rohanische Dienerschaft betr. 1803–1806. Die Dienerschaft erhielt vorläufig ein „Gnadengehalt“ von 50% ihrer vorherigen Geld- und Naturalienbezüge. Für Gärtner Werner waren dies 91 f 40 xr und 25 f für Holz, Logis und Licht, zusammen jährl. 116 f 40 xr.
- 7 Frdl. Auskunft des Stadtarchivs Würzburg, H. Dr. Hans Peter Baum, vom 27.7.2011
- 8 GLA 391/10330, Akte der Domänenndirektion
- 9 Gründe für die Verlegung des Schopfes: Er nehme der Amtskellerei Licht und Luft und mache das Registraturzimmer feucht, außerdem würde er dem Gebäude bei einem Brand sehr gefährlich werden. Daraus folgt, dass der alte Schopf an das damalige Amtsschaffneigebäude = Amtskellerei angebaut war (heutige „Wiegandt’sche Apotheke“).
- 10 GLA 391/10412 und Weis, Dieter, 1825 wurde der Ettenheimer Marktplatz vergrößert, in: Ettenh. Stadtanzeiger Nr. 26 v. 27.06.2002
- 11 GLA 391/10412
- 12 GLA 237/18669 (auch alles Weitere aus dieser Akte)

Oberforstmeister Schilling von Canstatt als Nutzer seiner Ettenheimer Dienstgärten

Carl Ludwig Schilling von Canstatt bewohnte rund vier Jahre das Ettenheimer Schloss, heute als „Palais Rohan“ bezeichnet. Er hinterließ mehrere Tagebücher, in denen er vieles über die von ihm genutzten Ettenheimer Gärten mitteilt.

Außerdem gibt es dazu noch Angaben aus den damaligen Akten. Aus diesen Gründen hielt ich es für sinnvoll, ihm einen besonderen Abschnitt zu widmen.

Vor seiner Versetzung nach Ettenheim amtierte Schilling von Canstatt 14 Jahre, 2 Monate und 17 Tage als Oberforstmeister in Mahlberg, wo er diese lange Zeit in einer erbärmlichen Mietwohnung verbringen musste, wie er selber schreibt.¹

Arm scheint er aber keineswegs gewesen zu sein. Schon in seiner Mahlberger Zeit zeigte Schilling großes Interesse am Gärtnern. Am 17.9.1793 ersteigerte er in Mahlberg einen Gar-



Oberforstmeister Schilling in einer zeitgenössischen Darstellung



ten für 433f.² Ende des Jahres 1793 und zu Beginn des Jahres 1794 ließ er „mehrere Fundamente, die durch den Garten laufen“ bzw. „zerfallene Fundamente herausnehmen“, sodass sich die Frage stellt, was früher auf diesem Platz gestanden hatte.³ Im April und Mai wurde ihm ein neues Gartenhaus erbaut. In den folgenden Monaten kamen noch ein steinernes Bassin und ein Wasserreservoir dazu. Es muss ein großes, schönes Gartenhäuschen gewesen sein, in dem Schilling in den Sommermonaten übernachtete und wohin er Gäste zum Spiel einlud. So hatte er beispielsweise am 25.2.1797 Offiziere in seinen Garten „auf dem Rasen eingeladen, wobei auch die Hautboisten Music machten“⁴. Am 15.8.1803 besichtigten S. Durchlaucht der Herzog von Enghien, der Prinz und die drei Prinzessinnen von Rohan-Rochefort Schillings Mahlberger Garten und Baumschule.

Am 13.11.1803 verkaufte er seinen Mahlberger Garten für 1500f. Im November 1803 ließ er seinen Hausrat mit 20 Wagen und „3 Kerch“ nach Ettenheim überführen. Am 3.12.1803 fuhr er in „2 Chaisen, nebst 2 Wägen“ von Mahlberg nach Ettenheim, um seine neue Wohnung zu beziehen.⁵

Anlässlich seiner späteren Versetzung nach Schuttern (Umzug am 28.12.1807) bat er am 18.12.1807 seine vorgesetzte Dienststelle um Entschädigung für die von ihm für seine Ettenheimer Wohnung aufgewendeten Kosten.⁶ Einige Angaben davon sind von größerem Interesse: Er habe sie selbst mit großen Unkosten einrichten müssen, da zuvor alles versteigert worden war und nichts als kahle Wände vorhanden waren. „In

dem Vorgärthchen am Hauß (Richtung Rathaus bzw. Marktplatz?) habe ich ringsum neue Spalier angebracht, und auf der Seite gegen dem Hof einen grün angestrichenen Gartten Zaun sezen lassen, auch das Gartten Häuschen anstreichen lassen, welches mich sicher 50f gekostet haben mag, ich rechne dafür an 36f. Am Gartten im Hof habe ich eine neue Latten-Einfassung und durchaus neue Spalier angebracht 11f.“

Demnach nutzte Schilling die beiden kleinen, zum Schloss gehörigen Gärtchen, dazu kam noch der Amtsgarten auf den Espen. Das Schloss wurde nach dem Einzug des Oberforstmeisters als Oberforsthaus bezeichnet. Schilling beantragte bei der Regierung, ihm den (großen) Garten und das Dienstgut zuzuweisen, *„weil auf dem Land ein Garten eines der größten Notwendigkeiten ist“*. Am 26.4.1804 bat er nochmals um eine Entscheidung, da *„Garten und Acker bey der dermaligen Frühlingszeit ganz öde daliegen“* und man ihm beides zum Dienst überlassen solle, noch ehe die beste Zeit zum Gartenanbau vorüber sei.⁷ Seine Bitte wurde ihm erfüllt, wie seine Tagebuchaufzeichnungen belegen.

Das „Oberforsthaus“ diente auch als Wohnung des Forstverwalters Haurtault, dem das Erdgeschoss des *„ehemaligen Rohanischen Schlößleins“* zugewiesen wurde. Für Schilling bestimmte der Karlsruher Hofrat die obere Etage zur Unterbringung der Familie und zur Haushaltung.⁸

Amtskeller Stölcker hatte am 24.4.1804 ausführliche Vorschläge über die Einrichtung des „Amtshauses“ zur Unterbringung der Familien Schilling und Haurtault gemacht, auf die hier nicht eingegangen wird mit Ausnahme der Angaben über die Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort.

Stölcker schrieb u. a., Schilling habe auch eine neue Küche für die Prinzessin von Rohan auf seine Kosten machen lassen, *„an welche (Prinzessin) er einen theil des oberen stocks oder in den sogenannten Mansarden wie es heißt mit höherem Vorwissen verlehnt hat“*. (...) Die Frau Prinzessin von Rohan wird *„um so eher bemüßiget werden, ein anderes quartier zu suchen als das Hauß unmöglich für 3 Haußhaltungen Plaz genug fasset“*. (...) *„Die Frau Prinzessin äußert die größte Verlegenheit deswegen umsomehr als sie in der Erwartung einige Jahre verbleiben zu können, sich mit Unkosten eingerichtet hat, auch jetzt nicht gleich ein bequemes quartier zu finden vermag, und dem Oberforstmeister liegt der von ihr empfangene Haußzinsß, welcher wie mann sagt in 20 louis d'or für das Jahr bestehen solle, sehr am Herzen.“*⁹

Schilling von Canstatt schrieb am 28.6.1804: *„Die Prinzeß Rohan besuchte uns Abends. Sie wird zu uns ins Hauß ziehen nebst ihrem Vatter. Sie zahlt jährlich 24 L'd'or Haußzinsß.“* Am 21.7.1804 vermerkte er im Tagebuch, dass der Prinz und die Prinzessin

Rohan-Rochefort samt Kammerjungfer, einem Kutscher samt Frau und zwei Söhnen bei ihm eingezogen seien.¹⁰ Am 20.9.1805 reiste die Prinzessin, nachdem sie „5 Viertel Jahr“ bei Schilling gewohnt hatte, nach Linz ab, „um daselbst zu bleiben, weil man einen französischen Überfall befürchtet“.¹¹ Der Überfall erfolgte tatsächlich am 25.9.1805, als nachts 400 französische Dragoner in die Stadt Ettenheim einrückten. Nach diesen genauen Angaben über die Wohnung der Prinzessin Charlotte stellt sich die Frage, wie lange sie im „*Vennemann'schen Haus*“ am Nepomukbrunnen bei der Familie Sartori wohnte. War es nur in der Zeit nach dem Tod des Kardinals Rohan bis zum Einzug in Schillings Wohnung als Mieterin oder kehrte sie nach ihrem Wegzug im Jahr 1805 nochmals nach Ettenheim zurück?

Das Schloss wurde nach dem Tod des Kardinals Rohan von Hofkammerrat Bernhard und Baudirektor Weinbrenner im Jahr 1804 aufgesucht und wegen geplanter Bauveränderungen begutachtet. Auch in späteren Jahren wurde es den jeweiligen Nutzungen entsprechend mehrfach im Innern umgestaltet, sodass heute aus der sogenannten Rohan-Zeit fast nichts mehr vorhanden ist.

Die Ettenheimer Lustbarkeiten

Unter diesem Titel berichtet Paul-René Zander im Rahmen seines Berichts „Boecklin contra Bourbon“ über gesellige Veranstaltungen in Ettenheim während der Residenzzeit Kardinal Rohans und der Anwesenheit des Duc d'Enghien.¹² Die Familie Schilling nahm ebenso wie die Geschwister von Roggenbach und andere Persönlichkeiten an den Tanzvergnügungen teil.

Schilling schreibt in seinen Tagebüchern darüber Folgendes:¹³

„31. Januar 1803 Abends 6 Uhr fuhr ich mit meiner Frau und der Frau Oberlandrätthin (von Mahlberg) nach Ettenheim zu H. von Ichtratzheim, wo ein Ball veranstaltet worden, H. Herzog von Enghien, Herzog (richtig: Prinz) von Rochefort, die Prinzeß Rochefort und H. Kardinal Rohan waren auch zugegen, es wurde getanzt biß ½4 Uhr, um 4 Uhr waren wir wieder zu Haus.“

12. Februar 1804 Zu Mittag speifste ich bey General Thüinery. Abends war Ball bey uns, wobey H. Herzog von Enghien, des H. Landvogts von Mahlberg und alle hiesige Honoratioren erschienen sind, und dauerte biß 3 Uhr. (...)

26. Februar 1804 Nachmittag bey H. Sartori, Abends waren der H. Herzog und die Prinzeß Roschefortt bey uns auf ein Spiel“.

Auch am 4. und 8.3. traf man sich abends zum Spiel. Mit der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort war Schilling gut bekannt. Sie wohnte wie bereits angegeben zeitweise ebenfalls im Amtshaus. Am 1.7.1804 ging er nachmittags mit ihr auf dem Kahlenberg spazieren. In einem Brief vom 17.2.1804 schreibt der Duc d'Enghien von Ettenheim aus seinem Vater (der Herzog von Bourbon) u. a.:

„Lieber Papa, ich werde gleich damit beginnen mich der Faulheit zu bezichtigen, da ich ihnen während des ganzen Karnevals nicht geschrieben habe, wofür ich um Verzeihung bitte. (...)“

Seit der Ankunft des Oberforstmeisters des Kurfürsten, genannt Baron Schilling, ist Ettenheim viel angenehmer geworden. Er ist in die ehemalige Residenz des Kardinals eingezogen, und hat eine junge und gut aussehende Frau, und was noch viel besser ist, die das Vergnügen liebt. Das hat uns die Annehmlichkeiten einiger Bälle und Picknicks während dieses Karnevals gebracht. So wie uns die Frau zum Tanzen bringt, so bringt uns der Mann zum Jagen. Er ist sehr zuvorkommend, und für alles was nicht seine Pflichten einschränkt, denen er sehr streng nachgeht, ist er so umgänglich und ehrenhaft wie möglich.“¹⁴

Mathias Jäger beschwert sich gegen Oberforstmeister von Schilling wegen Beeinträchtigung an seinem Eigentum

Am 14.5.1805 beschwerte sich Mathias Jäger beim Badischen Kurfürsten, Oberforstmeister von Schilling habe sein Eigentum „durch neue Anlegung eines Rebgeländers in dem herrschaftlichen Garten (beim Amtshaus) an seinem daran stoßenden Scheuer- und Stallungs-Gebäu“ beeinträchtigt. Schilling wies die Klage von Jäger als unbegründet zurück. Dessen Angaben seien vollkommen unwahr und erdichtet. Statt des alten schlechten Geländers habe er auf seine Kosten an die nämliche Stelle ein ordentliches Spalier herstellen und die Bäume und Reben daran binden lassen. Amtskeller Stölcker nahm am 12.5.1806 zum Vorgang ausführlich Stellung, wobei er sich auf die Bittschrift des hiesigen Bürgers (und Bauers) Mathias Jäger „wegen einem an seiner Scheuer und Stallungs-Gebäude befindlichen Rebgeländer in dem zum ehemaligen Schloß, nunmehr Oberforsthaus, gehörigen Herrschaftsgärtlein“ (!) bezieht. Stölcker bestätigte die Angaben von Schillings.

Es ist hier nicht möglich, auf alle Einzelheiten des Streits einzugehen. Letztendlich wies der Karlsruher Hofrat am 10.6.1806 die gegen von Schilling vorgebrachte Klage ab.¹⁵

Das Anwesen von Mathias Jäger grenzte an die hintere Nordseite des Amtshofs, wo sich damals ein „Herrschaftsgärt-

lein“ befand. Jägers Stallgebäude und Scheuer sind heute ebenso wie das Gärtlein verschwunden. Das Wohngebäude an der Thomasstraße mit der Nr. 7 wird schon sehr lange als St. Josephshaus bezeichnet, dessen Geschichte hier nicht aufgezeigt werden muss (s. Festschrift des Fördervereins von 1987). Nach einem großen Umbau befinden sich darin seit 1987 Altenwohnungen und andere Einrichtungen, die gut angenommen werden. Auf die früheren Eigentümer Mathias Jäger und seine Ehefrau weist die Inschrift über dem Eingang (Türsturz) an der Thomasstraße hin: „M·I M·V·V 1803“ (Mathias Jäger, Maria Ursula Ulmer).

Einige Angaben über die Dienstgärten des Oberforstmeisters Schilling von Canstatt in seinen Tagebüchern: Gleich nach seinem Umzug nach Ettenheim beschäftigte Schilling sich mit der Einrichtung des Hausgärtchens (31.12.1803) und erwähnte, dass er nun ein sehr geräumiges und hübsches Herrschaftshaus bewohne und „zwei artige Gärtgen“ dazu erhalten habe. Am 14.1.1804 ließ er am „Gartenhäußgen“ arbeiten und am 10.3.1804 schnitt er Bäume und Reben im Hausgarten. Am 4. und 5.4.1804 schnitt er jeweils ganztags die Bäume im großen Garten (auf den Espen), den er zum Dienst zu erhalten hoffe. Im Mai arbeitete er im Garten und auf dem Acker. Er ließ am 1.5. „Grundbirn“ (Kartoffel) stecken, am 2.5. Welschkon (Mais) und am 5.5.1804 wurden im großen Garten Zwiebeln gesteckt, gelbe Rüben, Schwarzwurzeln, Erbsen, Salat, „Kukumern“ (Gurken) und Lauch gesät.

Am 29.5.1804 erhielt er Garten, Äcker und Matten um jährlich 369 f 25 x von der Herrschaft „in Lehnung“ (Pacht). Vom 18. bis 20.6.1804 beschäftigte er Tagelöhner im Garten (Wassergräben zuwerfen).¹⁶

Schilling schnitt die Bäume anscheinend selbst, worüber er mehrfach berichtet (im kleinen Gärtchen und im großen Garten). Er gibt auch oft an, wann er in den Gärten war, ohne jedoch Näheres mitzuteilen.

Im Jahr 1806 nehmen die Mitteilungen ab. Am 25.12.1806 schrieb er: „das außerordentlich gelinde Wetter hält noch immer an, man findet Blumen aller Art in dem freyen und in dem Garten, der Thermometer steht immer (?) von 10–12 Grad über dem Gefrier Punkt und nieman weiß sich in dieser Zeit einer solchen sonderbaren Witterung zu erinnern, wenn es noch einige Zeit so fort dauert, so muß es sonderbare Würckungen hervorbringen.“¹⁷

1807, im letzten Jahr, in dem Schilling in Ettenheim weilte, berichtete er noch Folgendes (außer dem Baumschneiden):

- 9.4.1807 *„Heute habe ich die erste offenen Aprico Blüthen in meinem kleinen Gärtgen.“*
- 5.5.1807 *„Heute hatte ich schon die ersten Rosenknöpfe in meinem Garten und heute vor 14 Tagen lag noch viel Schnee.“*
- 27.5.1807 *„Heute hatte ich die 1. offenen Roßen in meinem Gärtgen.“*

Der Oberforstmeister Schilling von Canstatt war offensichtlich ein Gartenliebhaber. Seine Tagebücher sind in dieser Hinsicht für uns wertvoll. Mir ist nichts Vergleichbares bezüglich der Ettenheimer Gärten bekannt. Die Gärten wurden aber nicht nur als Nutzgärten verwendet. Die damalige höhere, d. h. in der Regel adelige Gesellschaft, führte auch Gartenfeste durch. Gerade in jener Zeit, als der Kardinal Louis de Rohan und mit ihm viele Adelige hier weilten, haben solche Feste mit Sicherheit stattgefunden. Leider ist darüber nur sehr wenig überliefert.

Über ein Hochzeitsfest berichtet Schilling von Canstatt in seinem letzten Ettenheimer Dienstjahr aber doch: Am 19.5.1807 nahm er an der Hochzeit von Fräulein Henriette von Türckheim in Altdorf teil. Er war beim Mittagessen dabei und kehrte erst nachts um 24 Uhr heim.

Am nächsten Tag, dem 20.5.1807, setzte man das Fest fort. Schilling berichtet:

„Nachmittag fuhr ich um 3 Uhr nach Altdorf, nahm dort die Hochzeitgesellschaft in 1 Wagen und 1 Chaise nach Mahlberg und ebenfalls von der Roggenbachischen Familie und Gästen 2. Chaise voll in den Kayserwald, daselbst hatte ich Musicanten bestellt, und wir divertierten (belustigten) uns bis Abend, als dann fuhr die ganze Gesellschaft mit mir hierher, wo wir ein Garten hatten und ließ bis 12 Uhr (24 Uhr) tanzen.“

Zuletzt noch eine Bemerkung: Neben der damals beschwerlichen Tätigkeit des Oberforstmeisters, worüber Schilling nur Andeutungen macht, wusste man aber auch Feste zu feiern, die lange dauerten. Sie fanden über Neujahr und Fastnacht statt. Die heutige Festfolge über das ganze Jahr war damals undenkbar und wohl auch für das Volk unbezahlbar.

Anmerkungen

- 1 GLA 138/10
- 2 GLA 69/336 (Tagebuch Schilling v. Canstatt v. 15.10.1789–31.12.1793)
- 3 GLA 69/337 (dto. v. 1.1.1794–31.12.1795)
- 4 GLA 69/338 (dto. v. 1.1.1796–31.12.1797)
- 5 GLA 69/340 (dto. v. Januar 1801–6. Juni 1805)
- 6 GLA 229/27018 Schilling schrieb u.a. *„Bey meinem Aufzug vor 4 Jahren in meine damalige Wohnung (in Ettenheim) glaubte ich zeitlebens hier verbleiben zu können, ich suchte mich auch so einzurichten, wie es in einer wohleingerichteten Haushaltung eigentlich geschehen solle. In meiner verlassenen Wohnung zu Mahlberg mußte ich an innerer Einrichtung über 500f Werths verlieren, ich ließ es mir aber gerne gefallen, da ich hier ein bequemeres Logis hatte.“* (...) Landrentmeister Herbst in Mahlberg erläuterte am 27.1.1808 der Großh. General-Forst-Commission den Antrag Schillings ausführlich und begründete seinen Vorschlag, das Amtshaus Schillings Nachfolger, Oberforstmeister von Müllenheim, allein zu überlassen. Daraufhin entschied der Großh. Geheime Rat – Finanz Departement –, den Antrag von Schilling abzulehnen: *„Man finde sich um der Consequenz willen nicht ermächtigt, die befragte Kosten auf die Herrschaftl. Casse zu übernehmen, und müsse dem Petenten überlassen, sich deßhalb mit seinem Nachfolger abzufinden, wornach derselbe beschieden werden könne.“*
- 7 Wie Anm. 1
- 8 GLA 404/44
- 9 Wie Anm. 8
- 10 Wie Anm. 5
- 11 GLA 69/341 (Tagebuch v. 7.6.1805 bis 16.6.1809). Eine Rückkehr der Prinzessin nach Ettenheim erscheint unwahrscheinlich. Sie hatte ihren Bruder Charles als Bevollmächtigten in den Nachlassangelegenheiten des verstorbenen Kardinals Rohan eingesetzt.
- 12 In: Geroldsecker Land, Heft 37 (1995), 19–32. Es werden hier die Streitigkeiten zwischen dem Ruster Baron von Boecklin und dem Duc d’Enghien wegen dessen angeblich jagdordnungswidrigen „Gnadenjagden“ behandelt, wovon auch Schilling betroffen war.
- 13 Wie Anm. 5
- 14 Correspondance du Duc d’Enghien (...) von le Cte. Boulay de la Meurthe, Tome I, Paris 1904, 471–475 (Auszug in deutsche Sprache übertragen).
- 15 GLA 229/27107
- 16 GLA 69/340 (bis hierher aus Tagebuch Schilling) und GLA 229/27122, Akte betr. Gesuch des Oberforstmeisters Schilling wegen Benutzung der herrschaftl. Güter (1805). Der sogen. Amtsgarten enthält: *„a) einen mit einem Fischteich (?) ganz umgebenen Garten, ungefähr 6 Mannshauet oder 3 Sester groß. b) 4 Stück Acker, 13 Mannshauet oder 6 1/2 Sester groß.“*
- 17 GLA 69/341

„Ich habe nur die Musique gemacht, zu einem rechten Text habe keine Zeith gehabt.“

Abt Paulus aus Gengenbach und seine Korrespondenz mit der badischen Markgräfin Sybilla Augusta

Martin Ruch

Der 95. Abt des Benediktinerklosters Gengenbach war Abt Paulus Seeger (geboren zu Gengenbach am 21. November 1691, gestorben am 16. Januar 1743).¹ Er amtierte von 1726 bis 1743. Seine theologischen Studien absolvierte er in St. Blasien, wo bereits seine Begabung als Maler entdeckt und gewürdigt wurde mit der Ausmalung eines Gebäudeflügels der Schwarzwaldabtei. Danach war er als Hofkaplan beim Fürst von Fürstenberg in Donaueschingen tätig. Bald nach seiner Rückkehr ins Mutterkloster Gengenbach wurde er hier am 1. Oktober 1726 zum Abt gewählt.

Das Dokument über seine Wahl schließt mit dem Hinweis: *„Der Gewählte ist dann sogleich unter Läutung aller Glocken prozessionaliter in die Kirche geführt und vor dem Hochaltar mitten zwischen bischöfliche Gnaden zur Rechten und den Abt aus Ettenheimmünster zur Linken gestellt worden. Das Wahlergebnis wurde in der Kirche zu allgemeinem Jubel und Freude in Lateinisch und teutscher Sprach ausgerufen, worüberhin der Lobgesang S. Ambrosii et Augusti Te Deum Laudamus auf das allerlieblichste von allen Musikalischen Instrumenten ist intoniert und gesungen worden.“* Ein feierliches Mittagsmahl schloss sich an „unter vielfältigem Salve und lieblichster Music“ und es wurden „ansehnliche Gesundheiten vollbracht“, also Glückwünsche ausgesprochen, und auf das Wohl des Abtes angestoßen.²

Als Abt bewirkte Paulus viele wichtige künstlerische Gestaltungen im Kloster, etwa die Anschaffung einer großen Chororgel. Viele Bilder stammten von seiner Hand, auch das Gemälde des Hochaltars. Außerhalb Gengenbachs sind weitere Gemälde von ihm erhalten, zum Beispiel ein signiertes Bild des Hl. Matthias am Seitenaltar in der ehemaligen Kapuzinerklosterkirche (freundlicher Hinweis von Werner Scheurer, Offenburg).

Abt Paulus war hochgebildet und auf vielen Gebieten tätig. So förderte er auch die Klosterbibliothek, die während der Säkularisation dann allerdings zerschlagen und verteilt wurde auf mehrere Landes- und Universitätsbibliotheken. Der Katalog der Inkunabeln der Universitätsbibliothek Heidelberg etwa verzeichnet aus der Gengenbacher Klosterbibliothek stammende Bücher, darunter ein „*Formularium instrumentorum*



Abt Paulus Seeger

ad usum Curia Romanae“ (Basel 1480). Es trägt den Besitzvermerk „Monasterii B.V.M. in Gengenbach“ und auf dem Ledereinband ein geprägtes Wappenschild von Abt Paulus Seeger. Ein Reiseschriftsteller des 18. Jahrhunderts, Heinrich Sanders, schrieb 1784 über seinen Besuch im Gengenbacher Kloster: „Man sagte mir noch viel vom verstorbenen Abt Seeger, der ein grosser Mann gewesen seyn soll, und deswegen noch immer sehr bedauert wird. Neben seiner Gelehrsamkeit war er auch ein geschickter Maler, sein Bild habe ich im Speisesaal des Konvents gesehen.“

Er soll auch ein begabter Musiker gewesen sein. Allerdings: „Hierzu fehlen bisher ergänzende Quellennachweise.“³

Eine schöne Entdeckung ist daher die Korrespondenz des Abtes mit der damaligen ba-

dischen Markgräfin Sybilla Augusta. Die Dokumente liegen im Karlsruher Generallandesarchiv⁴ und betreffen die Jahre 1727–1728. Franziska Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg, geb. 1675 in Ratzeburg, gestorben 1733 in Ettlingen, war die Frau des „Türkenlouis“ und nach dessen Tod von 1707 bis 1727 Regentin der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden. Sie ließ u. a. das Schloss Favorite in Rastatt erbauen.

Aus dem Briefwechsel geht hervor, dass Abt Paulus der Markgräfin gelegentlich Kupferstiche und Bücher schickte, seinen Koch zur Weiterbildung in die Residenz nach Rastatt entsandte, Hinweise auf Musiker gab und solche vermittelte – und dass er selbst komponierte und seine Kompositionen der Markgräfin widmete und übersandte. Im Gegenzug erhielt er von der Markgräfin als Dank einmal einen guten Tokayer-Wein zugeschickt, mit dem er „eine gute Figur“ im Kloster machen konnte:

Sybilla Augusta an Abt Paulus:

Für die unterm 7. Aug. mir überschickte Kupferlin (=Kupferstiche) bin dem Herrn Praelaten sehr obligiert, und gestehe gar gern, daß solche die von Augspurg und außerdem mir imedirte weit übertreffen.

13. Aug. 1727, Sybilla

Abt Paulus an Sybilla:

Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Fürstin ... (Er wisse noch nicht, ob er dem Markgrafen seine Aufwartung machen kann „wg. kleiner Ohnpäßlichkeit am Fuß, selbst einiger

febriger alteration, die ihn schon gegen 14 Tag im Zimmer haltet“) haben mir zu verstehen gegeben, daß seine hochfürstl. Eminenz der Cardinal einen Tenoristen verlange, ich will denjenigen senden, welchen ich die Ehre gehabt, hochfürstl. Durchlaucht anzutragen, wenn das leidige Fieber, welches hiesigen orthes sehr grassiert, ihn wird verlassen haben. Ich erwarte Antwort aus Schwaben wegen einem guten Cantoristen.

21. August 1727, Paulus Abbt

Abt Paulus an Sybilla:

Bringer dieses ist der Koch, von dem neulich die Ehr gehabt E. hochfrst. Durchlaucht zu sprechen und zu bitten, daß er einige Zeit in der marggrfl. Kuchel möchte accomodiert werden umb etwa zu lernen.

12.12.1727, Paulus Abbt



Markgräfin Sybilla
Augusta, um 1725

Abt Paulus an Sybilla:

Buch Nr. 1 ist der Passion, und die Lamentationes auf römische Manier gesetzt, wenn es je möglich so bitte E. Durchl. wollen es auf den Palmsonntag wiederum hierher senden, weil wir es sehr nöthig haben, anbey aber es auch für Ihre Eminenz auff beygemerckte art in 3 Stimmen copieren lassen.

Nr. 2 sind die Lamentationes in 3 oder 4 Stimmen auch nach römischer Art gesetzt. Wenn ich je noch Zeit habe so will G. Durchl. selbige noch auf eine andere art, wo nemblich der Alt die Principalstimme ist, welches überaus gut kommt und zur Variation dient, senden.

Nr. 3 seindt die sogenannte impropria, welche am Hl. Charfreytag wehrender adoration des hl. Creutztes gesungen werden. E. Durchl. wollen gnädigst verordnen, daß die Stimmen so viel als immer möglich verdoppelt und wohl besetzt werden, aber ohne Orgel oder einiges instrument. Ich habe das Recept allerorthen beygesetzt und bin versichert, daß E. Durchl. daran ein gnädigstes gefallen und jedermänniglich eine andacht dabey haben werde.

Ich erfreche mich Nr. 4 ein teutschen Gesang zu dem heyl. Grab beyzulegen. Ich habe nur die musique gemacht, zu einem rechten Text habe keine Zeith gehabt. E. Durchl. haben ohnedem eine quantität Poeten in Rastatt.

Per accidens kombt auch ein chinesisches Cartenspihl in die geistliche Compagnie.

Auf die übrigen commissionen habe nicht vergessen und erwarthe bald antwort von Prag wegen einem Bassisten und weilen nix rarers zu bekommen als ein altist, so offeriere ich E. Durchl. meinen allhiesigen hofmeister, welcher mit mir letztens als Camerdiener zu Rastatt gewesen. E. Durchl. werde gewißlich nicht leicht einen bessern bekommen, sonderlich eine Mannsperson, es wäre denn sach, daß man wollte junge Knaben haben, dieselben aber behalten die Stimm nicht über etwelche Jahr. (...) Der tokayer Wein ist hier wohl ankommen, und mache ich damit in diesem land eine ungemeine figur. Ich danke nochmals unterthänigst dafür.

11.3.1728

Sybilla an Abt Paulus:

Ich bin H. Praelaten für die Musicalien sehr obliert (zu Dank verpflichtet) ... 14.3.1728

Anmerkungen

- 1 Der Abt entstammte einem um 1640 aus Nordrach nach Gengenbach zugewanderten Geschlecht. Mitglieder der Familie, zunächst in klösterlichen Diensten, stiegen als Stättmeister, Lohnherren und Schultheißen der Stadt zu einflussreichen Stellungen auf.
- 2 GLA Karlsruhe 202/465
- 3 Lederer, Winfried: Benediktinerabtei und Reichsstadt Gengenbach, Bd. 1, 70
- 4 GLA Karlsruhe 46/3993

Hirschbühl, eine Vorarlberger Kirchenbaumeister-Sippe

Joseph Hirschbühl, Erbauer der Kirche St. Jakobus in Schutterwald, und Bürger von Schutterwald

Eugen Hansmann

Im Juli 2012 erschien ein „Kirchenführer der Pfarrkirche St. Jakobus Schutterwald“. Herausgeber war das Katholische Pfarramt Schutterwald. Die Recherchen und Texte sind von Horst Heitz. In diesem kleinen hervorragend gestalteten Kirchenführer mit Farbfotos des Schutterwälder Fotografen Hubert Braxmeier wird erwähnt, dass der Baumeister der Schutterwälder Kirche die in der Zeit von 1784 bis 1786 erbaut wurde, ein Vorarlberger Architekt namens Joseph Hirspihl¹ war, der auch Bürger von Schutterwald gewesen sein soll, was schon etwas außergewöhnlich ist.

Es ist meines Wissens das erste Mal, dass der Name des Erbauers der hiesigen Kirche St. Jakobus überhaupt erwähnt wird. Bisher war nur bekannt, dass die Kirche von Schutterwald von einem Vorarlberger Baumeister erbaut wurde. In keiner Veröffentlichung über die Schutterwälder Barockkirche ist der Name des Joseph Hirschbühl vorher jemals aufgetaucht.

Das hängt sicher damit zusammen, dass von den Experten und Historikern die Schutterwälder Pfarrkirche als weniger bedeutendes Barockbauwerk bewertet wurde. Sie ist, im Gegensatz zu den benachbarten Barockkirchen von Hofweier und Niederschopfheim in der Gemeinde Hohberg, schmucklos und nüchtern ausgefallen. Lediglich das Deckengewölbe mit den Rocailles und den Gemälden erinnert noch an die Rokokozeit. Erst in jüngster Vergangenheit wird die Kirche St. Jakobus in Schutterwald von Kunstexperten als wichtiges Übergangsglied vom späten Barock zur folgenden klassizistischen Periode erkannt und dementsprechend bewertet.²

Vielleicht glaubte man aus diesem Grund, dass der Name des Baumeisters der Schutterwälder Pfarrkirche ohne Bedeutung ist.

Bei meinen privaten Ahnenforschungen in den digitalisierten Kirchenbüchern von Schutterwald aus den Jahren 1810 bis 1870 ist mir in den vergangenen Jahren immer wieder der Name Hirschbühl in den Heirats-, Geburten- und Sterbebüchern aufgefallen, ohne dass mir dieser Name etwas sagte.

Nachdem ich nun wusste, was es mit dem Namen Hirschbühl auf sich hatte, begann ich die Kirchenbücher unseres





Ortes gezielt zu durchsuchen. Dabei bestätigte es sich, dass dieser Baumeister Joseph Hirschbühl im Jahre 1786, am Ende der Bauzeit der Schutterwälder Kirche, eine Bürgerstochter von Schutterwald geheiratet und sich als Bürger und Baumeister hier niedergelassen hatte. Bei seiner Verheiratung war er vierzig Jahre alt. Dazu im Folgenden mehr.

Um Genaueres zu erfahren, begann ich im Internet zu recherchieren. Ich stieß nun auf verschiedene namhafte und große Kirchen in der südlichen Ortenau, deren Baumeister alle den Namen Hirschbühl trugen. Allerdings mit unterschiedlichen Vornamen und immer mit dem Zusatzvermerk „Vorarlberger Baumeistersippe“. Es stellte sich dabei heraus, dass insgesamt fünf Baumeister aus dieser Sippe sieben große Kirchen in der südlichen Ortenau gebaut hatten.

Der vermutlich Älteste dieser Sippe war *Dominicus Hirschbühl*, seit 1789 in Freiburg wohnhaft. Er hatte zusammen mit einem Mönch aus dem Kloster St. Peter im Jahre 1761 eine große barocke Wallfahrtskirche auf dem Lindenberg erbaut. Lindenberg gehörte zum Kloster St. Peter. Diese prachtvoll gestaltete Kirche musste später wieder per Dekret des österreichischen Kaisers Joseph II. im Zuge der Zwangsaufhebung von Klöstern abgerissen werden. Außerdem hatte *Dominicus Hirschbühl* 1772 die Orangerie in Ettenheim geplant.

Im Jahr 1784 fertigte derselbe Baumeister auch Risse für die Kirche von Durbach.³

Ein anderer Baumeister war *Johann Joseph Hirschbühl*. Dieser erbaute im Jahr 1776 die Pfarrkirche St. Romanus in Schweighausen.⁴

Johann Baptist Hirschbühl wiederum erbaute in den Jahren 1781 bis 1783 die Pfarrkirche St. Nikolaus in Ettenheim/Altdorf. Er verstarb noch vor Fertigstellung der Kirche im Jahr 1783.⁵ *Joseph Hirschbühl* erbaute in den Jahren 1784–1786 die Pfarrkirche St. Jakobus in Schutterwald.⁶ Die Pfarrkirche St. Johann Baptist in Ringsheim wurde in den Jahren 1784–1785 ebenfalls von *Joseph Hirschbühl* erbaut.⁷ Wie aus den Unterlagen in den Kirchenbüchern von Schutterwald zu ersehen ist, war Ringsheim der Geburtsort des Baumeisters. Die Pfarrkirche St. Symphorian in Zell am Harmersbach wurde im Jahr 1792 auch von *Joseph Hirschbühl* aus Schutterwald erbaut.⁸ Ein *Anton Hirschbühl* erbaute in den Jahren 1787–1789 die Pfarrkirche St. Jakobus in Grafenhausen/Ortenaukreis.⁹

Ob und wie die verschiedenen Kirchenbaumeister miteinander verwandt sind, konnte ich bisher nicht feststellen. Ich vermute, dass die meisten von ihnen Söhne des Peter Hirschbühl aus Klingenu in Vorarlberg waren, so wie der Schutterwälder Baumeister Joseph Hirschbühl.

Anfragen im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg hatten keinen Erfolg. Die Kirchengemeinden der südlichen Ortenau und somit auch die Gemeinde Schutterwald gehörten im achtzehnten Jahrhundert zur Diözese Straßburg.

Das Erzbischöfliche Archiv von Freiburg hat aus diesem Grund keine Unterlagen über die oben angeführten Kirchenbauten, und konnte mir keine Auskunft geben. So blieben nur die Kirchenbücher von Schutterwald, um zumindest etwas über den Bürger und Baumeister Joseph Hirschbühl von Schutterwald zu erfahren.

Was uns hier ganz besonders interessiert, sind seine Lebensumstände und seine Herkunft. Im Heiratsbuch der katholischen Kirchengemeinde von Schutterwald fand ich bald die Eheschließung des Kirchenbaumeisters bestätigt. Am 6. Februar 1786 heiratete Josephus Hirschbühl, Architekt und Baumeister, die Schutterwälder Bürgerstochter Theresia Lipps. Die Eltern der Braut waren Antoni Lipps, Zwölfer von Schutterwald, und Rosina geborene Mundenast.

Als Eltern des Bräutigams, der um 1746 geboren wurde, sind der Vater Petrus Hirschbühl aus Klingenu in Vorarlberg und die Mutter Catherina Reidle aus Kenzingen im Breisgau eingetragen. Der Geburtsort des Joseph Hirschbühl war Ringsheim im Breisgau.

Da die Mutter des Baumeisters aus Kenzingen im Breisgau stammte, und der Schutterwälder Kirchenbaumeister in Ringsheim geboren wurde, kann man davon ausgehen, dass der Vater des Joseph Hirschbühl sich im Breisgau niedergelassen hatte, und vermutlich in der Region auch als Baumeister tätig war.

Auszug aus dem Ehebuch von Schutterwald aus dem Jahr 1786.

Hodie die sexto Febr. publica factis tribus proclamationibus futuri matrimonii tum in nostra ecclesia parochiali, tum in altero in Ringsheim in nullo detecto impedimento canonico, vel civili [...] me [...] scripto parochi [...] ? [...] ecclesio conjuncti fuere Josephus defunctorum Petri Hürschbühl civis in Klingenu digtionis Brigantino austriano? et Catharina Reidle conjug. filius artis suo architectus, et civis in civitate Kenzingen in brisgoia, et Theresia filia Antonii Lips 12 vigi Orthenauensis hujatis civis, et Rosina Mundenast conjug.

Testes adfuere infra?scripti. Antoni Lipps
 Wittum [...] par.
 Joseph Hirschbühl
 Theresia Lippsin
 Mathis Herrmann



Die Schrift der Heiratsurkunde ist zum Teil nicht zu entziffern, doch ist ganz gut zu lesen, dass der Architekt Joseph Hirschbühl die Theresia Lipps geheiratet hatte. Der Pfarrer, der sie getraut hatte, war Friedrich Wittum, der auch während der Bauzeit der Schutterwälder Kirche Pfarrer von Schutterwald war.

Nachweisbar ist auch, dass der Baumeister Joseph Hirschbühl sieben Kinder hatte, die in der Zeit von 1788 bis 1806 in Schutterwald auf die Welt kamen. Der älteste Sohn des Baumeisters, nämlich Joseph Ignaz Hirschbühl, heiratete eine Maria Anna Schnebelt aus Langhurst, und lebte als Bauer in Schutterwald. Dieses Ehepaar hatte wiederum sieben Kinder.

Veronica, eine Tochter des Joseph Hirschbühl, heiratete einen Bonaventur Fuchs, Tagelöhner aus Höfen, die beiden hatten ebenfalls mehrere Nachkommen.

Einige Kinder unseres Baumeisters starben schon kurz nach der Geburt oder im Kindesalter, wie das damals leider üblich war. Von den anderen überlebenden Kindern konnte ich nicht viel in Erfahrung bringen, in den Kirchenbüchern von Schutterwald konnten keine erhellenden Eintragungen gefunden werden.

Man kann aber mit Sicherheit davon ausgehen, dass heute noch einige Familien von Schutterwald den Kirchenbaumeister Joseph Hirschbühl als Urahn in ihrer Familie anführen können. Der Geschlechternamen Hirschbühl verschwand dann Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts aus den Kirchenbüchern von Schutterwald. Die Mehrzahl der Kinder waren Töchter und Enkelinnen des Kirchenbaumeisters, die in andere Geschlechter eingeheiratet hatten.

Eines steht jedoch fest, Joseph Hirschbühl, Kirchenbaumeister aus einer Vorarlberger Baumeister-Sippe, lebte mindestens zwanzig Jahre lang als eingetragener Bürger mit seiner Familie in Schutterwald. Doch dann verliert sich seine Spur. Es ist weder von ihm noch von seiner Frau Theresia bei noch so intensivem Suchen ein Sterbeeintrag zu finden. Daraus ist zu vermuten, dass der Baumeister zusammen mit seiner Frau Schutterwald verlassen, und sich an einem anderen Ort niedergelassen hatte. Dafür gibt es auch zwei indirekte Hinweise.

Im Heiratsbuch von Schutterwald ist die Hochzeit der Tochter Veronica unter dem Datum des 14. Januar 1836 vermeldet. Als Vater der Braut wurde der verstorbene Joseph Hirschbühl, Tagelöhner aus Musbach oder Mülbach?, erwähnt. Die Mutter der Braut war nach diesen Unterlagen eine Verena Haas. Doch das stimmt nicht, die Mutter der Veronica Hirschbühl war eindeutig Theresia Lipps von Schutterwald, wie aus dem Geburtenbuch zu ersehen ist.

Dann wurde in den Sterbebüchern von Schutterwald am 19. Juni 1840 der Tod der Verena Haas vermeldet, die fälschlicherweise als Mutter der Veronica Hirschbühl in der Heiratsurkunde der genannten Tochter erwähnt wurde. Diese Verena Haas ist auch hier in Schutterwald begraben worden. Bei ihrem Tod war sie 78 Jahre alt, hatte wieder in Schutterwald gewohnt, und war als Witwe des verstorbenen Joseph Hirschbühl Bürgers und Tagelöhners aus Nußbach eingetragen.

Verena Haas war demnach seine zweite Ehefrau. Sie stammte ganz offensichtlich auch aus Schutterwald, und hat nach dem Tod ihres Ehemannes ihren bisherigen Wohnort Nußbach wieder verlassen und ist in ihren Heimatort Schutterwald zurückgekehrt.

Der Name des Dorfes Nußbach ist nun in dem Sterbeeintrag der zweiten Ehefrau des Joseph Hirschbühl klar und deutlich zu erkennen, im Gegensatz zur ersten Erwähnung des Ortes in der Heiratsurkunde seiner Tochter Veronica.

Es ist daher ziemlich sicher, dass Joseph Hirschbühl in Nußbach verstorben ist und dort beigesetzt wurde. Ausgehend von

seinem Geburtsjahr 1746 dürfte er grob geschätzt in den Jahren 1820 bis 1825 bei seinem Tod ungefähr 75 bis 80 Jahre alt gewesen sein, was für die damalige Zeit ein ansehnliches Alter gewesen wäre.

Über die Lebensumstände des Kirchenbaumeisters hier im Ort konnte ich bisher nichts in Erfahrung bringen. Doch eines ist ganz gewiss: Joseph Hirschbühl hat in der Ortenau drei große und beeindruckende Kirchen gebaut, eine davon ist unsere Pfarrkirche St. Jakobus in Schutterwald. Es ist nicht ganz nachvollziehbar, dass dieser Baumeister, der aus einer namhaften Vorarlberger Baumeisterfamilie stammte, fast ganz in Vergessenheit geraten ist.

Vielleicht war Joseph Hirschbühl ein Außenseiter, der in Schutterwald nie ganz angekommen ist oder nicht angenommen wurde. Ein Mann, der so genial solche beeindruckend klar gegliederte schöne Kirchen bauen konnte, könnte durchaus von den einfachen Dorfbewohnern mit Misstrauen betrachtet und abgelehnt worden sein. Ein Schicksal, das er mit vielen Künstlern teilen musste, wenn es so gewesen wäre.

Es würde unserer Gemeinde gut anstehen, wenn man das Leben und Wirken des Schutterwälder Bürgers und Kirchenbaumeisters Joseph Hirschbühl wieder in Erinnerung bringen würde.

Anmerkungen

- 1 Der Name Hirspihl ist in den Bauakten der Kirche im Original so niedergeschrieben worden.
- 2 Katholisches Pfarramt von Neuried und Schutterwald: Kirchenführer der Pfarrkirche St. Jakobus Schutterwald
- 3 Diözesan Archiv Freiburg im Breisgau. Kern, Franz: Studie zur Geschichte des vorderösterreichischen Benediktinertums
- 4 Pfarrgemeinde St. Romanus Schweighausen
- 5 Stadt Ettenheim
- 6 Schutterwald – Wikipedia
- 7 Gemeinde Ringsheim, Geschichte
- 8 Zell am Harmersbach, Pfarrkirche St. Symphorian
- 9 Gemeinde Kappel-Grafenhausen – Leben in Rheinkultur

Zur Planungsgeschichte der Pfarrkirche St. Johannes d. T. in Ottersweier

Wolfgang Weismann B. A.

Das Problem mit der alten Kirche

In der nördlichen Ortenau liegt zwischen den Städten Achern und Bühl der kleine Ort Ottersweier. Eine schmucke Zweiturmkirche aus dem frühen 20. Jahrhundert ziert den Dorfkern. Sie ist hinter einem großzügigen Platz gelegen und macht neben ihren beiden prachtvollen Türmen mit einer weiteren Besonderheit auf sich aufmerksam: Der rechte Turmunterbau ist aus unregelmäßigem Bruchstein, also irgendwie älter, und lässt in schrägen Furchen ehemalige Giebelanschlüsse erkennen. Doch was hat es mit diesen alten Bauteilen auf sich?

Diese Frage ist eigentlich schnell beantwortet. Im Kircheninnern befinden sich zwei Modelle, die die alte, nicht mehr bestehende Kirche zeigen: Auf dem heutigen Kirchplatz stand das alte Langhaus von St. Johannes. Einzig heute erhalten sind der romanische und der gotische Chor und die Sakristei aus gotischer Zeit. Der aufkeimende Denkmalschutz des Historismus hat die drei Bauteile gerettet, das Langhaus musste weichen, dessen Größe war nicht mehr ausreichend für die Zahl der Kirchenbesucher. Dem Architekten Johannes Schroth gelang ein Geniestreich. Er verschob kurzerhand die ganze Kirchenarchitektur nach Osten, riss das alte, dort stehende Pfarrhaus ab, benutzte den gotischen Chor als Haupteingang und stellte dem romanischen Turm einen zweiten zur Seite. Das Resultat: Eine repräsentative Zweiturfassade, ein ausreichend großer Kirchplatz und ein historisch wertvolles, durch Alter und Monumentalität Respekt einflößendes Vestibül als Eingang. Ab sofort betrat man die Kirche durch das ehemals heiligste Bauteil. Im Inneren das ehemals Äußere der Kirche: zwei Strebepfeiler mit Wasserschlägen!

Die Planung, die zu dieser Disposition führte, war aber keineswegs so zielstrebig, wie es scheinen mag. Im Umgang mit den alten, zu erhaltenden Teilen und den neuen, die den Ansprüchen der Gemeinde genügen sollten, ergaben sich die verschiedensten Lösungsansätze. Verschiedene Schritte auf dem planerischen Weg zur heutigen großzügig gestalteten Basilika und die auf unterschiedlichste Art und Weise projektierte Integration der alten Bauteile sollen in diesem Aufsatz aufgezeigt werden.

In den Archivalien des Erzbischöflichen Archivs findet sich eine Berechnung von Baudirektor Johannes Schroth. Diese nimmt der Architekt 1903 zur Grundlage, die Anzahl der benötigten Sitzplätze für die neue Pfarrkirche in Ottersweier zu er-messen. Darin heißt es:

Für die Berechnung der Sitzplätze in Pfarrkirchen, bestehen von der Kirchenbehörde herausgegebene oder gut geheiene Regeln. So nimmt man an, da¹ in geschlossenen Orten für 7/12 der Seelenzahl Sitzplätze beschafft werden sollen.

Ottersweier hat 2500 Katholiken, ergibt also eine Sitzplatzanzahl von $2500 \times 7/12 = 1291$ oder rund 1300, was wohl dem Plane entsprechen wird. Die Stehplätze sind nur für außerordentliche Fülle berechnet und kommen bei der Bestimmung der Größe für Dorfkirchen nicht in Betracht.²

Dem Andrang dieser Zahl an Gläubigen war die alte, gotische Saalkirche bei Weitem nicht gewachsen. Sie bot „kaum Platz für die Kinder der Schule“, „die Besucher müssten einen Stehplatz vor der Kirche einnehmen“³. Doch nicht nur die mangelnde Größe des Gotteshauses war Stein des Anstoßes, wie Pfarrer Dr. Burkhard (1889–1911) im September 1890 berichtete. Auch der nicht gegliederte Innenraum schien damals zu stören:

Bei Antritt der hiesigen Pfarrei (Mai 1889) fand der neue Pfarrer nicht bloß eine kleine Kirche, sondern auch die größte Unordnung in derselben vor, indem Frauen auf der Epistelseite fast alle Männerstühle einnahmen, dagegen die Männer auf der f.g. Frauen-seite d.h. Evangelienseite 4 Frauenstühle besetzten, die übrigen Männer zum Theil im Gange der Kirche, zum Theil vor der Kirche standen.⁴

Die Bevölkerung von Ottersweier rief vehement nach dem Neubau einer größeren und repräsentativen Kirche. Sie sollte im Ortskern, also auf dem Platz der alten entstehen, darin waren sich alle Stimmen einig. Doch das zuständige Erzbischöfliche Bauamt Karlsruhe, sowie dessen Baumeister Schroth, aber auch das Erzbischöfliche Bauamt Freiburg mit den Architekten Raimund Jeblinger und Max Meckel sahen in dem alten Bau einen regionalgeschichtlichen Schatz, den es zumindest in Teilen zu bewahren galt. Hierzu bemerkte Meckel im Jahre 1901:

Thurm, Chor und Sakristei bilden eine Gruppe von malerischem Reiz (Abb. 2), der durch das ehrwürdige Alter noch gehoben wird.

Aber nicht nur dieses, weit mehr noch die kunsthistorische Bedeutung der Baugruppe besonders des Thurmes spricht ein gewichtiges Wort für die pietätvolle Erhaltung derselben und macht sie fast zur unabweisbaren Pflicht. Es dürften wenige Pfarrtürme, wie derjenige in Ottersweier aus dem XIII Jahrhundert im Lande Baden noch auf uns gekommen sein, vielleicht keiner mehr, und mit jedem, der verschwinden muß, wird ein Stück Kunstgeschichte abgetragen, mit dem Abbruch seines Kirchturmes würde der älteste und ehrwürdigste Zeuge der Vergangenheit von Ottersweier dahingehen. [...]

Die Rettung des sehr schönen spätgotischen Chores und der Sakristei für die Zukunft ist unschwer zu bewerkstelligen, es wird einer geschickten Hand gelingen, sie sorgfältig abzunehmen und in den Neubau der Kirche als Nebenchor und Sakristeianbau einzugliedern und wieder zu errichten.⁵

Der Konflikt um diese Eingliederung schwelte noch bis 1902 zwischen Architekten und der Gemeinde Ottersweier. Die Dorfbewohner hätten am liebsten eine komplett neue Kirche gesehen.⁶ Auch Pfarrer Burkhardt schrieb 1899 im Acher- und Bühler Bote:

Wer kann uns, ohne uns rechtlos zu erklären, zumuten, wegen des Altertums des Turmes und Chores eine Kirche herzustellen, die nicht zur Erbauung ihrer Besucher dient?⁷

Für die Baumeister aus Karlsruhe und Freiburg war jedoch klar: Der gotische Chor sowie der romanische Turm und die anschließende Sakristei sollten unter allen Umständen erhalten bleiben.

Bisherige Forschung

Die Planungsgeschichte der Ottersweierer Kirche Neu-St. Johannes⁸ ist weitgehend unbehandelt. Ulrich Coenen hat in der Zeitschrift „Die Ortenau – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden“⁹ den Artikel „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit – Der Einfluß der spätgotischen Werkmeisterbücher auf den Ausbau von Chorturmkirchen in der Ortenau am Beispiel der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier“ verfasst. Da sich diese Arbeit jedoch mit dem Verhältnis von altem Chor zu altem Langhaus auseinandersetzt, mich jedoch für die Arbeit die Verbindung zum *neuen* interessiert, zielte seine Arbeit in eine andere Richtung.

Wertvoller waren für mich eine Reihe von Zeitungsartikeln aus dem „Acher- und Bühler Bote“¹⁰ von der Wende zum 20.

Jahrhundert. Es existiert, wie von den meisten Pfarrkirchen, ein Kirchenführer¹¹. Er beschreibt auf acht Seiten den Bestand und geht grob auf die Baugeschichte des alten und neuen Kirchengebäudes ein. Er widmet sich auch den Glasfenstern aus dem 20. Jahrhundert und den Altären des Neubaus. Mir lag auch ein in wenigen Punkten veränderter Korrekturabzug vor, aus dem ich zitieren möchte.

Grundlegendes zur Geschichte des Ortes Ottersweier und zu seiner Kirche ist in dem Buch „Ein Gang durch die Jahrhunderte“¹², das zur 1200-Jahr-Feier der Gemeinde erschien, zu finden. Der Verfasser Karl Knüttel erhebt ausdrücklich keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Dennoch ist das mehr als 250 Seiten starke Buch eine wertvolle Hilfe für die Annäherung an die Geschichte der Pfarrei.

Auch im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von Georg Dehio erwähnt Dagmar Zimdars Ottersweier.¹³ Der kurze Überblick über Baugeschichte und heutige Bauform enthält allerdings einige Fehler. So führt Zimdars eine Bauzeit von 1906–1910 an, tatsächlich dauerten die Bautätigkeiten nur bis 1909. Auch schreibt sie von einem 5/8-Schluss des modernen Hauptchores, in Wirklichkeit ist es ein 5/10-Schluss. Es handelt sich beim Neubau nicht um einen von ihr beschriebenen „Rot-sandsteinquaderbau“, sondern um einen Backsteinbau, der lediglich mit Sandsteinplatten verkleidet ist.¹⁴

Viel ergiebiger als die Sekundärliteratur sind die Akten zur Ottersweierer Kirche. Im Pfarrarchiv der Gemeinde Ottersweier lagert unter anderem eine Ausgabe der Zeichnungen, die eine Gruppe der Gewerbe-Lehrer-Abteilung der Großherzoglich Badischen Baugewerke-Schule Karlsruhe erstellt hat. Sie wurden im Wintersemester 1904/1905 gefertigt, also ein Jahr vor der Niederlegung des alten Langhauses, und zeigen in 13 Blättern sowohl Aufrisse, Grundrisse als auch Details in höchster Genauigkeit auf DIN-A3-Papier. Dank ihnen ist die alte Kirche zeichnerisch sehr gut dokumentiert.

Die reichsten schriftlichen Quellen liegen im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg (die überwiegend in gotischer Handschrift niedergelegten Akten sind der literarische Grundstock meines Aufsatzes), die meisten für meine Ausarbeitung relevanten Pläne sind im Erzbischöflichen Bauamt Heidelberg erhalten, weniger andere in Ottersweier im Pfarrarchiv und im Freiburger Archiv. Die wesentlichen, in den Akten Erwähnung gefundenen, Bauzeichnungen sind in Heidelberg erhalten, einige wenige Skizzen, die laut Schreibverkehr bestanden haben, sind wohl verloren; auch in Archiven wie dem Generallandesarchiv in Karlsruhe oder dem Oberösterreichischen Landesar-

chiv in Graz, sowie in allen Freiburger Archiven sind keine weiteren Pläne erhalten.

Die Niederlegung von Alt-St. Johannes

Die Niederlegung des alten Langhauses ist in den Quellen nach meinen Recherchen nicht genau datiert. Jedoch schreibt der „Acher- und Bühler Bote“, im Folgenden „ABB“ genannt, am 6. Februar 1906:

In der folgenden Woche werden die Gemälde unserer seitherigen Kirche, mit dem Verputz, auf dem sie angebracht sind, abgenommen. Deshalb muss die Kirche geräumt werden [...].¹⁵ Gut vier Monate später ist dort zu lesen: Ottersweier hat seit mehr als einem Jahrtausend sein „Fest“ (Johannes der Täufer) in der Pfarrkirche gefeiert. Weil aber von der seitherigen Pfarrkirche nur Chor und Turm steht, [...] so fand das gestrige Fest in Maria Linden¹⁶ statt.¹⁷

Das erste Datum kann als Terminus Post Quem für den Abriss verstanden werden, zur Abnahme der Bilder¹⁸ muss das Langhaus noch gestanden haben, das zweite Datum der Feier, die nicht mehr in der alten Kirche stattfinden konnte, als Terminus Ante Quem, zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Artikels waren die alten Gemäuer schon abgetragen. Zwischen Februar und Juni 1906 muss demnach der Saalbau gefallen sein.

Die vier Pläne mit Langhaus im Westen

Die Lage von Alt-St. Johannes

Die Pfarrkirche befindet sich an einem sehr zentralen Punkt der Ortschaft Ottersweier, am Verkehrsknotenpunkt der Ortsstraße von Achern nach Bühl, der Straße zum ehemaligen Bahnhof und jener nach Lauf.¹⁹ Auch der Dorfbach fließt hier vorbei. Alt-St. Johannes lag nach einem Plan von Max Meckel vom Juli 1896 (**Abb. 1**) geostet auf einem Platz, der im Westen und Norden von je zwei Häusern²⁰ und im Osten vom Pfarrgarten umgeben war. Gerade die enge Situation vor dem Hauptportal im Westen muss den Kirchgängern, vor allem beim Verlassen der Kirche für Prozessionen, zu schaffen gemacht haben.

Der erste Plan. Die Mischung aus Basilika und Halle

Das erste Projekt, das ich hier betrachten will, stammte von Max Meckel aus Freiburg (Abb. 2). Er sah sich mit dem Problem konfrontiert, dass Chor und Turm mitten auf dem für das Projekt vorgesehenen Bauplatz standen. Deshalb wollte er den gotischen Chor abtragen und als Nebenchor weiter nordöstlich wiedererrichten lassen.

Das Resultat wäre die Mischung aus einem basilikalen Aufriss im Süden und einer Hallenkirche im Norden gewesen (Abb. 3). Meckel selbst erklärte seinen ungewöhnlichen Schritt:

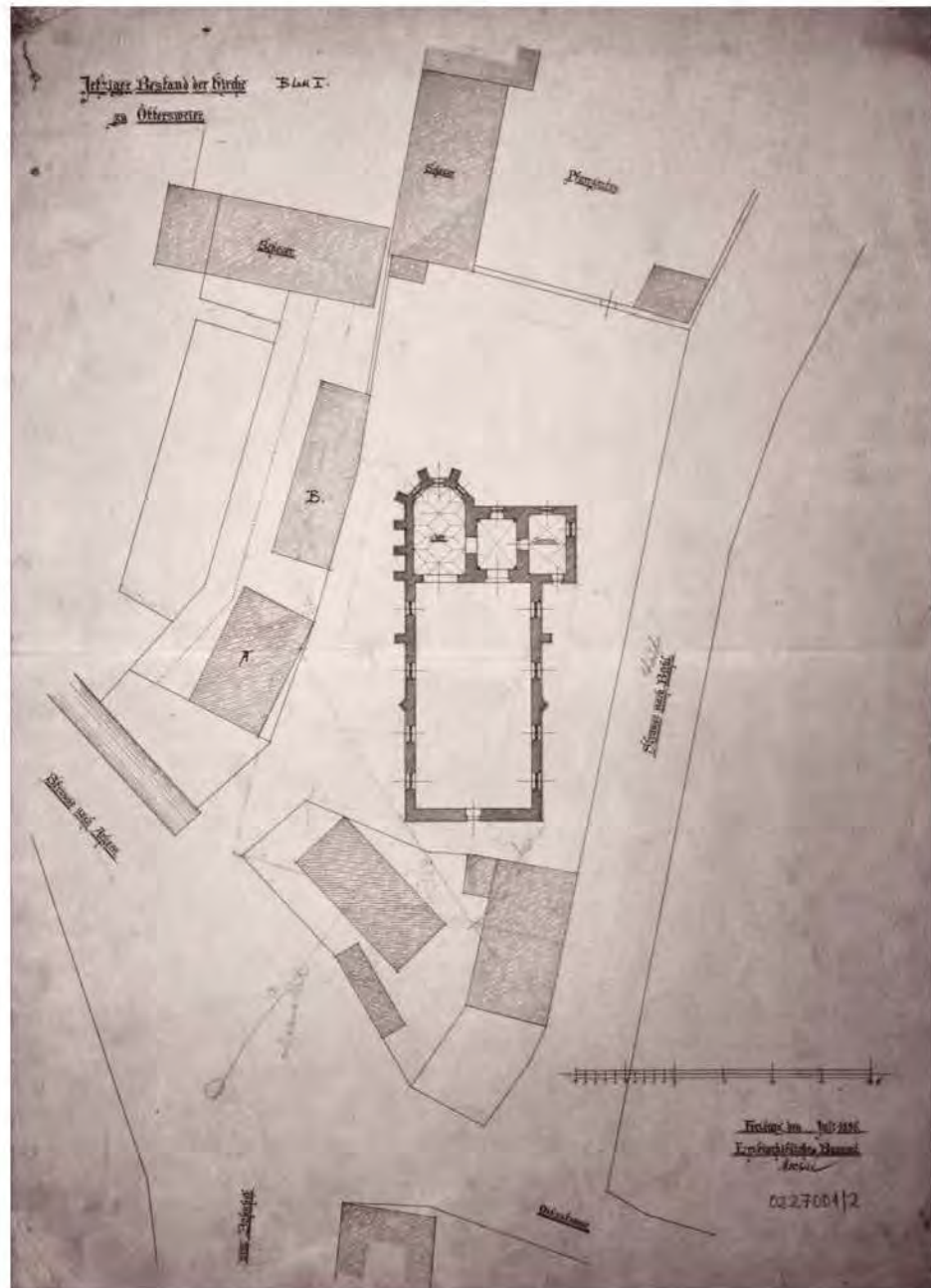


Abb. 1: Lageplan der alten Kirche, Max Meckel, Juli 1896; Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg, 47,5 cm × 63,5 cm

Abb. 3: Meckels
Basilika und Hallen-
kirche, Querschnitt,
Max Meckel, Juli
1896; Erzbischöfliches
Bauamt Heidelberg,
29 cm × 33 cm



Meckel errechnete für diesen Plan 788 Sitzplätze und 833 Stehplätze, sowie 39 Plätze auf der Empore – 1660 im Gesamten. Hätte das nicht ausreichen sollen, konnte sich Meckel auch eine zweite, größere Variante vorstellen:

Doch ist der Kirchenplatz auch vollkommen ausreichend, die Kirche um ein Joch länger auszuführen, wie in der Grundriss-skizze, ebenfalls mit punktierten Linien, auf der Westseite angedeutet ist. Auf der Südseite des Hauptchores könnte eine neue, größere Sacristei, in der Weise wie in der Grundriss-skizze mit punktierten Linien angedeutet ist, errichtet werden, da die jetzige für die größere Kirche zu klein sein wird. Die alte Sacristei wäre alsdann für eine hl. Grabkapelle oder dergl. zu benützen. In diesem Falle würde es an Sitzplätzen 900 + 39, an Stehplätzen 945, zusammen 1884 Plätze ...²¹

Meckels Kollege Schroth aus Karlsruhe hatte im Wesentlichen Kritik übrig für den gezeichneten Vorschlag. Den Chor abzureißen, hielt er für eine schlechte Idee:

1.) *Das Abtragen und Wiederaufrichten des alten gotischen und architektonisch wichtigen Chörchens, welche Ausführung bei der nunmehrigen Platzverbreiterung nicht mehr als Notwendigkeit bezeichnet werden darf, sollte unterbleiben, weil durch das Abtragen und Wiederaufrichten nicht nur erhebliche Mittel erforderlich sind und Beschädigungen der Architektur eintreten werden, sondern auch die alte seit Jahrhunderten bestehende Baugruppe von gotischem Chor und Sakristei und dem romanischen Turm gerissen und daher ohne Zweifel der geschichtlichen Wert des Chörchens wesentlich vermindert wird.*

Auch praktische liturgische Gründe sprachen für ihn dagegen:

2.) *Der Hochaltar ist für eine Dorfkirche von der Sakristei zu weit entfernt und ist es offenbar ein Missstand, wenn der Geistliche so oft er zu demselben gelangen will, einen Weg von etwa 18 m. durch das Volk hindurch nehmen muß, und außerdem jedes Mal die Chortreppe zu ersteigen hat.*

5.) *Durch den alten Turm wird fast der Hälfte der Sitzplätze im südlichen Seitenschiff die Aussicht auf den Hochaltar versperrt [...].*

Zudem hatte er ästhetische Bedenken:

3.) *Der alte interessante Chor wird durch seine Stellung auf der Nordseite durch den neuen Hauptchor für die Hauptlängsansicht, welche die Südseite der Kirche abgeben wird, vollständig verdeckt.*

4.) *Diese Hauptlängsansicht wird offenbar durch Stellung des Turmes – fast in der Mitte dieser Fassade – zerstückelt werden.²²*

So interessant eine Hybridlösung aus Halle und Basilika für Ottersweier gewesen wäre, so überwogen doch die vor allem praktischen Gründe dagegen.

Der dritte Plan. Die vierschiffige Anlage

Johannes Schroth ließ auf seine Kritik einen konstruktiven Vorschlag folgen:

Im Landkapitel Ottersweier in welchem sich eine rege Bauthätigkeit entfaltet, finden sich einschiffige und dreischiffige Kirchen genug und wäre es gewiß zu begrüßen etwas Abwechslung in den Kirchenbildern zu bieten und für den vorliegenden Fall die geplante und gewiß interessante vierschiffige Anlage, bei welcher die alten Bauteile so natürliche und ungekünstelte Verwendung finden können, festzuhalten.²³

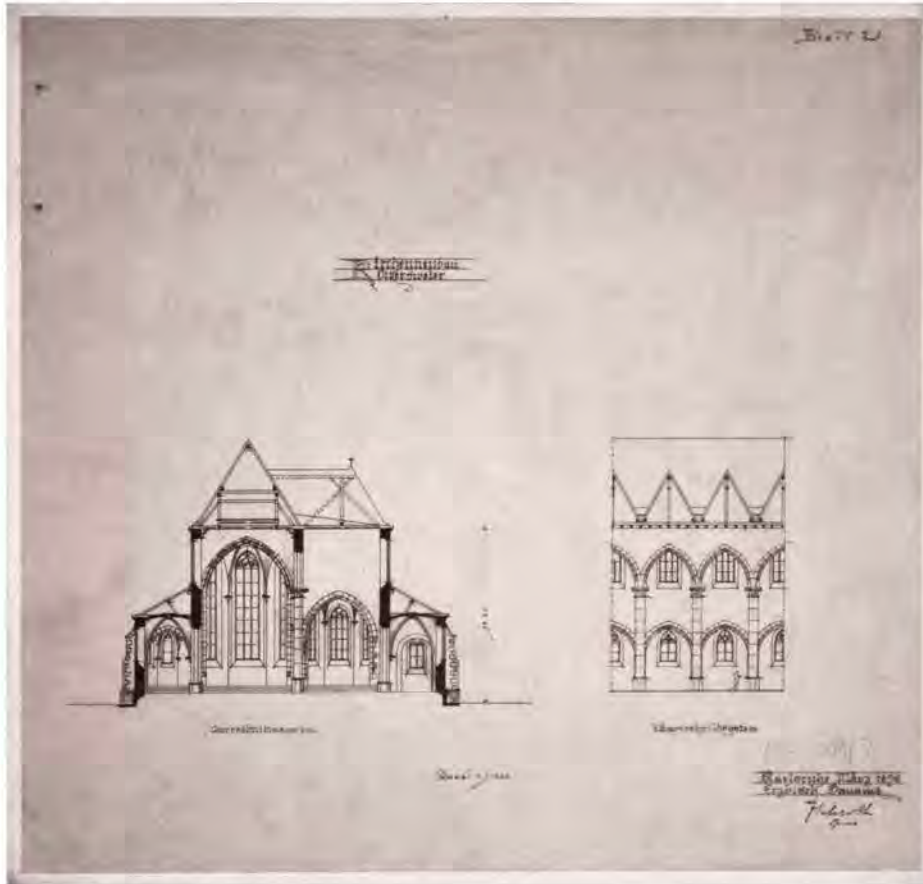


Abb. 5: Die vier-schiffige Anlage, Querschnitt, Aufriss, Johannes Schroth, März 1898; Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg, 35 cm × 35 cm

teile waren zum einen, dass dem älteren, niedrigeren Chor die niedrigere Dachhälfte zugeordnet war und das Gewölbe des höheren (neuen) Hauptchors sich weit in den Stuhl des höheren Daches öffnen konnte. Zum anderen waren beide Dachhälften für eventuelle Reparaturarbeiten oder Lagerzwecke ohne Schwierigkeiten begehbar – bei zwei Satteldächern nebeneinander hätte es keine direkte Verbindung der beiden gegeben. Ein einziges, gemeinsames Dach musste wegen der daraus resultierenden großen Höhe und der unterschiedlichen Höhe der Chöre ausscheiden. Auch konnte so statisch eine Teillast des Daches an die mittlere Säulenreihe weitergegeben werden – diese musste nicht reine Zierform bleiben. Jedenfalls schien es Schroth wesentlich ernster mit seinem Bauvorhaben gewesen zu sein als noch bei seiner ersten Skizze, was schon allein aus der technisch filigranen Ausarbeitung der Pläne abzulesen ist.

Der Acher- und Bühler Bote schrieb im Frühjahr 1900 zustimmend:

An sie [die alten Bauteile; Anm. d. Verf.] schließt sich der Hauptchor und links von diesem ein Seitenchörlein an. Dieser vierfachen Choranlage entsprechen im Langhause vier Schiffe,

durch Säulen getrennt. Die Anordnung des Ganzen ist sehr durchsichtig. Gleich beim Eintritt ins Gotteshaus präsentieren sich dem Besucher die 4 Altäre; der Blick vermag überall den Hauptchor mit dem Hochaltar zu erreichen. Von störenden Winkeln kann keine Rede sein. Wenn verlangt wird, daß Jeder absolut von jedem Platze aus Alles überschauen könne, so gelangen wir glücklich zum Scheuernstil²⁴, den Renchen und Achern aufweisen. Wunderschön weist sich die äußere Ansicht der Kirche mit den 4 Chorkapellen aus; der Turm wird eine Zierde der ganzen Gegend bilden.

Ein generelles Problem sollte aber gerade die Integration des Turmes darstellen. Max Meckel erörterte dazu:

Der Thurm ist zu nieder, um bei der neuen Pfarrkirche als Hauptturm bestehen zu können. Eine entsprechende Erhöhung aber mit Helmaufbau wird er wegen der geringen Mauerstärke nicht vertragen, ebenso wenig eine zur großen Kirche passende Geläut.²⁵

Der Aufbau von zwei weiteren Geschossen und ein mächtiger pyramidaler Turmhelm wären nach Meckel also eine große Belastung für die drei alten Geschosse darunter gewesen. Dass der Unterbau hält, hat sich jedoch ganz praktisch an der realisierten Kirche erwiesen. Dazuzurechnen sind aber die nicht gerade leichten Glocken, die heute immerhin auf zwei Türme verteilt sind.²⁶

Der ABB schrieb angetan von der Schrothschen Planung:

Die Kirche ist vierschiffig entworfen und erhält dadurch etwas Eigenartiges. Es muß nicht alles nach der Schablone sein, wie das Häuslein oder Kirchlein auf dem Bilderbogen oder aus der Spielwarenschachtel. Die Ottersweierer haben an ihrer alten Kirche ganz interessante Eigentümlichkeiten, warum soll nicht auch der Neubau Eigentümlichkeiten haben dürfen.²⁷

So interessant eine vierschiffige Anlage mit einem dichten Chorensemble und nahezu avantgardistischer Dachausformung sein mochte: Den Ortsansässigen hat dieser Plan widerstrebt.

Die vierschiffige Eintheilung der Kirche gefällt aber den Bewohnern von Ottersweier nicht. Auch kämen die Streben der Portalwand zu nahe an den Bach. [...] Man wird deshalb von der Erbauung der Kirche nach diesem Plane absehen müssen.²⁸

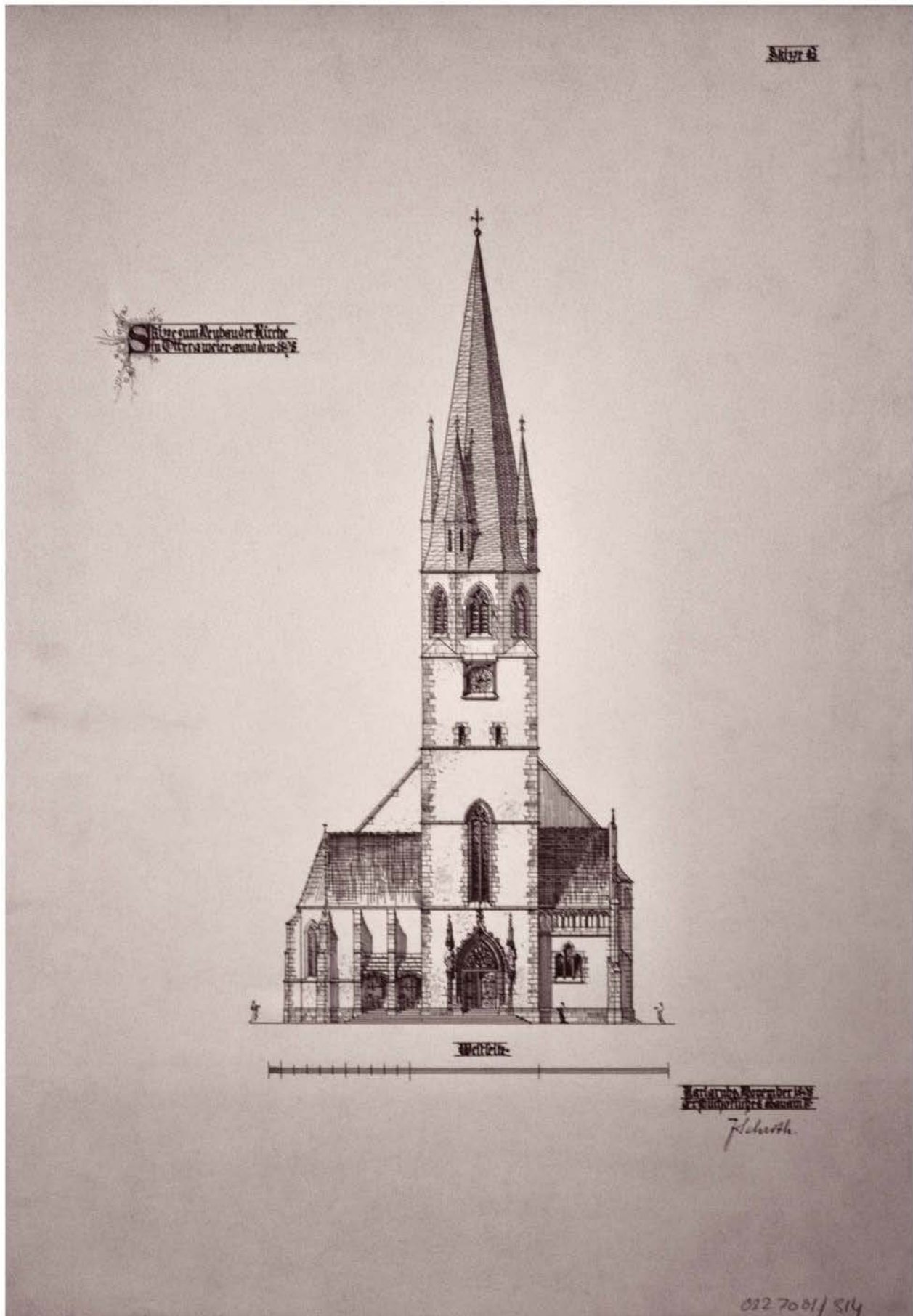


Abb. 7: Die „einschiffige“ Kirche, Westansicht, Johannes Schroth, März 1898, Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg, 36,5 cm × 48 cm

werden müssen, wobei wir allerdings den schönen Chor als Seiten und Taufkapelle an der linken Turmseite wieder aufführen wollen.²⁹

Der alte Chor wäre also an die Frontseite zu stehen gekommen, zur linken Seite eines hohen, fünfgeschossigen Turms (**Abb. 7**). Nach dem Durchschreiten des darin befindlichen Portals öffnete sich ein weiter Saal:

Was die Planskizze selbst betrifft, haben wir, abweichend von den zahlreichen Projekten der neueren Zeit, welche durchweg dreischiffig angelegt waren, hier zur einschiffigen Anlage gegriffen, weil der Stiftungsrat Wert darauf legt, freien Ausblick auf Hochaltar und Kanzel zu haben.

Es sind somit sämtliche Sitzplätze im Hauptschiff angeordnet, und verspricht der durch ein Netzgewölbe von 14m Spannweite überdeckte Schiffräum eine mächtige und überwältigende Wirkung, während der Chor ein natürlicher Weise bis zu etwa 17,0m in die Höhe strebt.³⁰

Es handelte sich bei diesem Projekt nicht wirklich um eine Saalkirche, je 6,50m breitem Joch des Netzgewölbes war, etwa 1,50m von der Wand, eine Säule eingestellt, die außenseitig ein ganz schmales Kreuzrippengewölbe trug. Diese Säule sollte wohl helfen, den Schub des gewaltigen Dachstuhles abzufangen, ohne ein aufwendiges Strebewerk außerhalb der Kirche notwendig zu machen. Über einer vier Meter hohen Sockelzone beleuchteten große, vierbahnige Fenster den Innenraum. Das Mittelschiff besaß keinen eigenen Obergaden. Die Kirche wäre also im Grunde eine Staffelhalle gewesen.

Das Motiv der drei Räume im Osten wurde hier, trotz Abriss selbiger, beibehalten: Im Süden die quadratische Sakristei mit Zugang zum zentralen, breit gehaltenen Hauptchor und im Norden anschließend ein kleiner, zurückgenommener Nebenchor. Die Ostansicht wäre im Vergleich zu jener der vierschiffigen Anlage bescheidener geworden, auch weil der dominante Chorturm fehlte – die (Haupt-)Ansicht von Westen her jedoch, durch den verlegten Altbau und den großen Turm umso monumentaler.

Im Zusammenhang mit dieser Skizze wurde übrigens die Frage nach dem Baustil angesprochen – ein in der Zeit des Historismus nicht unwesentlicher Aspekt. Es war stets die Frage, in welchem Neo-Stil man bauen sollte. So berichtete ein nicht näher zu bestimmender F. Feit in den Freiburger Akten:

Die örtlichen Stellen entschieden sich nämlich bei unserer Anwesenheit [...] ausdrücklich für den gotischen Stil.³¹

In Anbetracht der mangelhaften Quellenlage lässt sich diese Frage bezüglich Ottersweier allerdings nicht weiter vertiefen.

Die zwei Nord-Süd-Pläne

Um den Konflikt mit der Dorfstraße zu umgehen und dennoch, trotz erheblicher Vergrößerung der Kirche, die alten Bauteile an Ort und Stelle belassen zu können, kamen zwei Nord-Süd-gerichtete Pläne in die Diskussion – der Richtungsbau von Johannes Schroth und der Zentralbau mit dem Chor im Süden von Raimund Jeblinger.

Der Richtungsbau

Ob der Plan des Richtungsbaus der Grundriss einer Basilika oder einer Halle war, lässt sich nicht abschließend klären, es fehlen die entsprechenden Aufrisse (**Abb. 8**). Jedenfalls waren die drei alten Teile unverändert in das Seitenschiff des dreischiffigen Baus integriert, was aus den Denkmalschutzgründen für diese Ausführung spricht. Ebenfalls positiv zu vermerken ist, dass der Weg von der alten Sakristei zum neuen Chor kurz war³², weshalb diese ihren alten Nutzen beibehalten konnte und, bei mangelnder Größe, der romanische Chor zu ihr hinzugezogen werden konnte.

Doch die Argumente gegen diese Planung überwogen: So konnten die Besucher, die auf den vorderen Plätzen im östlichen Seitenschiff saßen, nicht (vollständig) den Altar im Hauptchor einsehen; die Nordwand des alten Chors versperrte den Blick. Der Dorfbach und wahrscheinlich auch die Straße hätten verlegt werden müssen – ein ausreichend großer Kirchplatz wäre aber wohl dennoch nicht in Aussicht gestanden. Zwar wären die Anwesen westlich des alten Baus verschont geblieben, man hätte jedoch die Brauerei, oder zumindest Teile von ihr, abreißen müssen.

An der Grundrisskizze ist zu beobachten, dass das letzte Joch des Langhauses vor dem Hauptchor breiter und damit den Maßen des gotischen Chors angepasst war. Die Jochweite betrug hier 5,40m. Der alte Chor wirkte somit fast wie ein Querhaus, das Mittelschiffjoch wie eine Vierung. Die übrigen, regelmäßigen Interkolumnien³³ waren der Breite des romanischen Chors entnommen, auch mathematisch war somit das Alte in das Neue integriert.

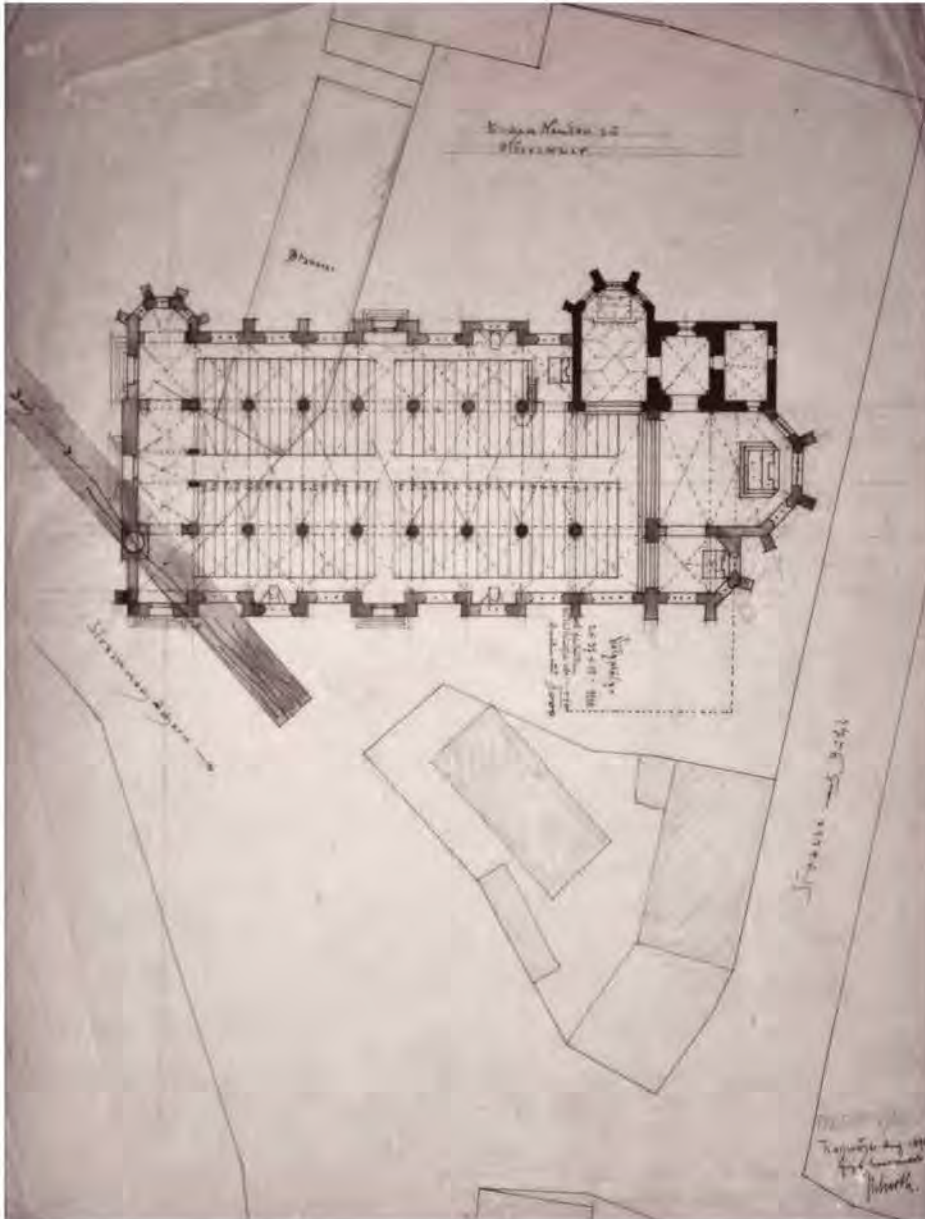


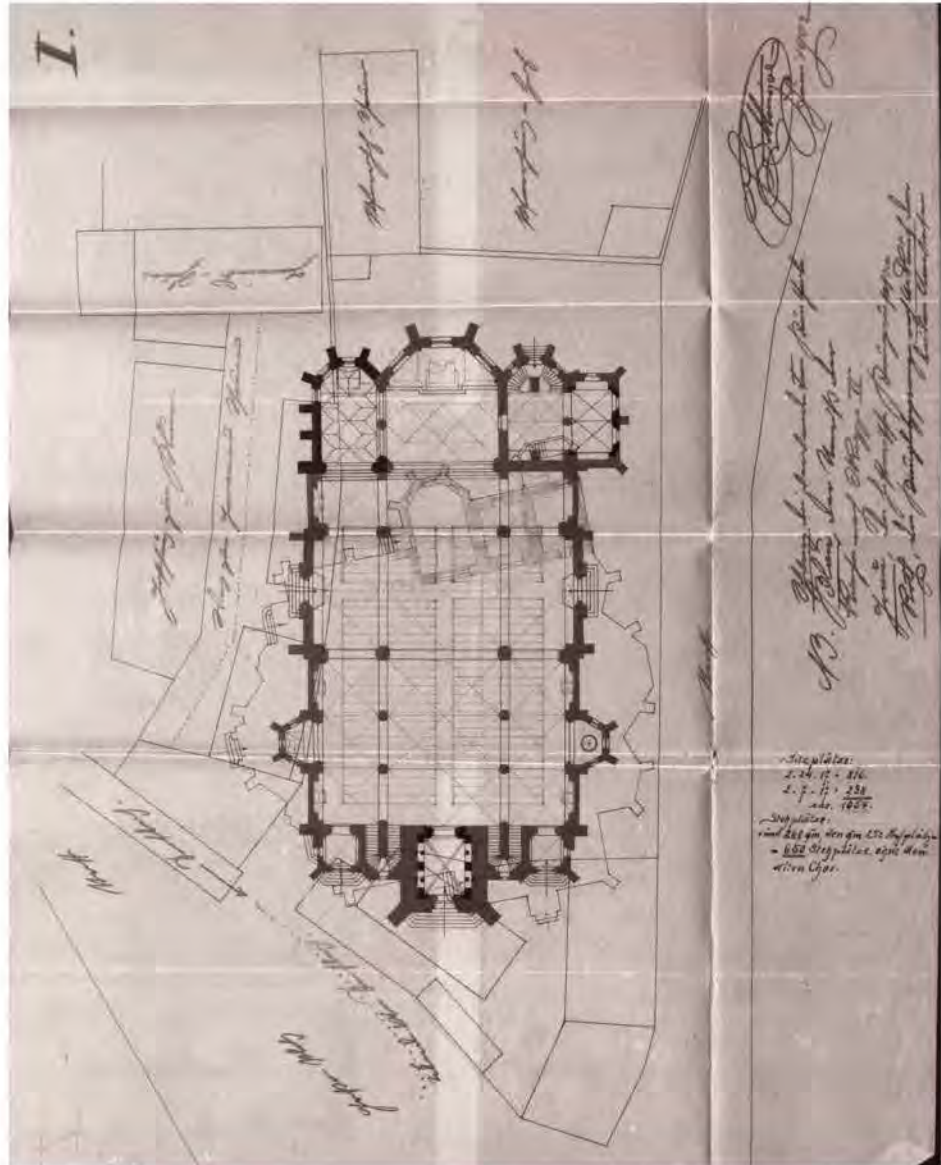
Abb. 8: Der Nord-Süd-Richtungsbau, Johannes Schroth, August 1899; Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg, 51 cm × 38,5 cm

An den Langhauswänden waren, außer an zwei Stellen im Osten, die Strebepfeiler kaschiert, indem die Zwischenräume zu Nischen in Mauerstärke für Eingänge beziehungsweise Beichtstühle umgeformt wurden. Sie erfüllten den gleichen stabilisierenden Zweck, gaben jedoch dem Bau ein geschlosseneres Erscheinungsbild und hatten, als Beichtstuhlnischen, gleichsam einen praktischen Nutzen. Das Chörchen direkt nördlich des Narthexes³⁴ sollte wohl als Taufkapelle dienen.

Der Zentralbau

„Plan I“ von Raimund Jeblinger zeigt vordergründig in Rot einen Bau, der der Saalskizze von Schroth stark ähnelt (Abb. 9). Die alten Teile sollten zerpfückt und wiedererrichtet werden, sie

Abb. 9: Der Zentralbau, Raimund Jeblinger, März 1898; Erzbischöfliches Archiv Freiburg, 55,6 cm x 44 cm



sind in Schwarz wiedergegeben, der alte Turmunterbau wurde in den Fassadenturm integriert. Ich möchte allerdings nicht weiter auf diesen Teil des Planes eingehen. Mich interessiert vielmehr die in Blau gehaltene Silhouette des Zentralbaus darunter.

Hier waren Chor, Turm und Sakristei wiederum an ihrer Stelle belassen und die Kirche sowohl nach Westen als auch nach Norden ausgedehnt. Damit geriet sie nicht mit Bach und Straße in Konflikt. Jeblinger benennt Eigenschaften eines Zentralbaus:

Nachdem die 4 Hauptseiten der Kirche fast gleich lang sind (auch bei der Peterskirche in Rom) so bleibt es sich wohl gleich, welche Seite auf der Westseite liegt, hier ist es zufällig die mindere.³⁵

Auch kam der Hauptchor nicht im Osten (dort standen ja bereits die alten Teile), sondern im Süden zu stehen:

Der Chor kann, wie es auch beispielsweise bei der Peterskirche in Rom und der größten Kirche in Oesterreich, dem im Bau begriffenen Dom zu Linz a/D. der Fall ist, nicht „geostet“ werden. An beiden Orten werden lokale Verhältnisse, so wie hier in Ottersweier für die desorientierung der Kirchenlage bestimmend gewesen sein.³⁶

Bemerkenswert war die Stellung der Strebepfeiler auf der Südseite: sie schienen, fast schon wahllos verteilt, in alle Richtungen abzustehen. Von Norden her wäre der Bau begehbar gewesen: durch zwei kleinere Eingänge an West- und Ostseite (wobei der östliche direkt in den konservierten Chor führte), durch drei Hauptportale an der Nordfront. Letzteren bescheinigte Jeblinger einen seiner Auffassung nach genügenden Raum:

Das eine Hauptportal der Kirche im Rücken des Chores kommt nicht unmittelbar neben dem Eingang des Gasthauses zu Blume zu liegen, sondern in einer hinreichenden Entfernung v. 10,00m, während der linksseitige Nebeneingang in dieser Front 11½mt und der rechtsseitige Nebeneingang ebendasselbst 21,00mt entfernt angelegt würde. [...] Würde der Dorfbach, welcher zwischen dem Kirchenplatz und dem Hauptplatz³⁷ des Ortes Ottersweier läuft, so überdeckt, wie dies schon seit geraumer Zeit streckenweise in Eisenconstruction billig und bewährt geschehen ist, so bekommt man zu einem Prozessionssammelplatz mehr als nothwendig ist, indem dadurch beide Plätze zu einem, u. sogar ausnehmend großen, vereint würden.³⁸

Die Kirche selbst war nicht nur groß genug, sondern entsprach auch den Denkmalaspekten:

Eine 3 schiffige Hallen- u. Kreuzkirche, die sehr bequem 1100 Sitzplätze, nebst vielen Stehplätzen zu fassen vermag, ist mit der historischen Baugruppe so gelöst, daß zwar unter beiden ein inniger Zusammenhang besteht, aber der historische Bauteil dieser Anlage doch möglichst unangetastet bleibt und uneingeengt in seinen schönen Formen sich zeigen kann.³⁹

Der Chor als Eingang

Der Wendepunkt. Die Narthexlösung

Die Schlüsselstelle in der Diskussion um die Planung von Neu-St. Johannes in Ottersweier war die projektierte Verlegung des Baus in den – wie erläutert umstrittenen – Pfarrgarten. Jetzt

sollte die Kirche östlich der zu erhaltenden Teile errichtet werden⁴⁰ (Abb. 10). Die drei historischen Bauelemente bildeten dabei die Front zum Kirchenplatz hin. Den Eingang bildete der in der Achse der künftigen Kirche liegende romanische Chor, dem eine Freitreppe vorgebaut war. Um in die Kirche zu gelangen, musste der Besucher durch ihn und eine narthexähnliche zweijochige Vorhalle gehen. Erst nach dem Passieren eines zweiten Eingangs betrat er das Langhaus, das sich dann, nach

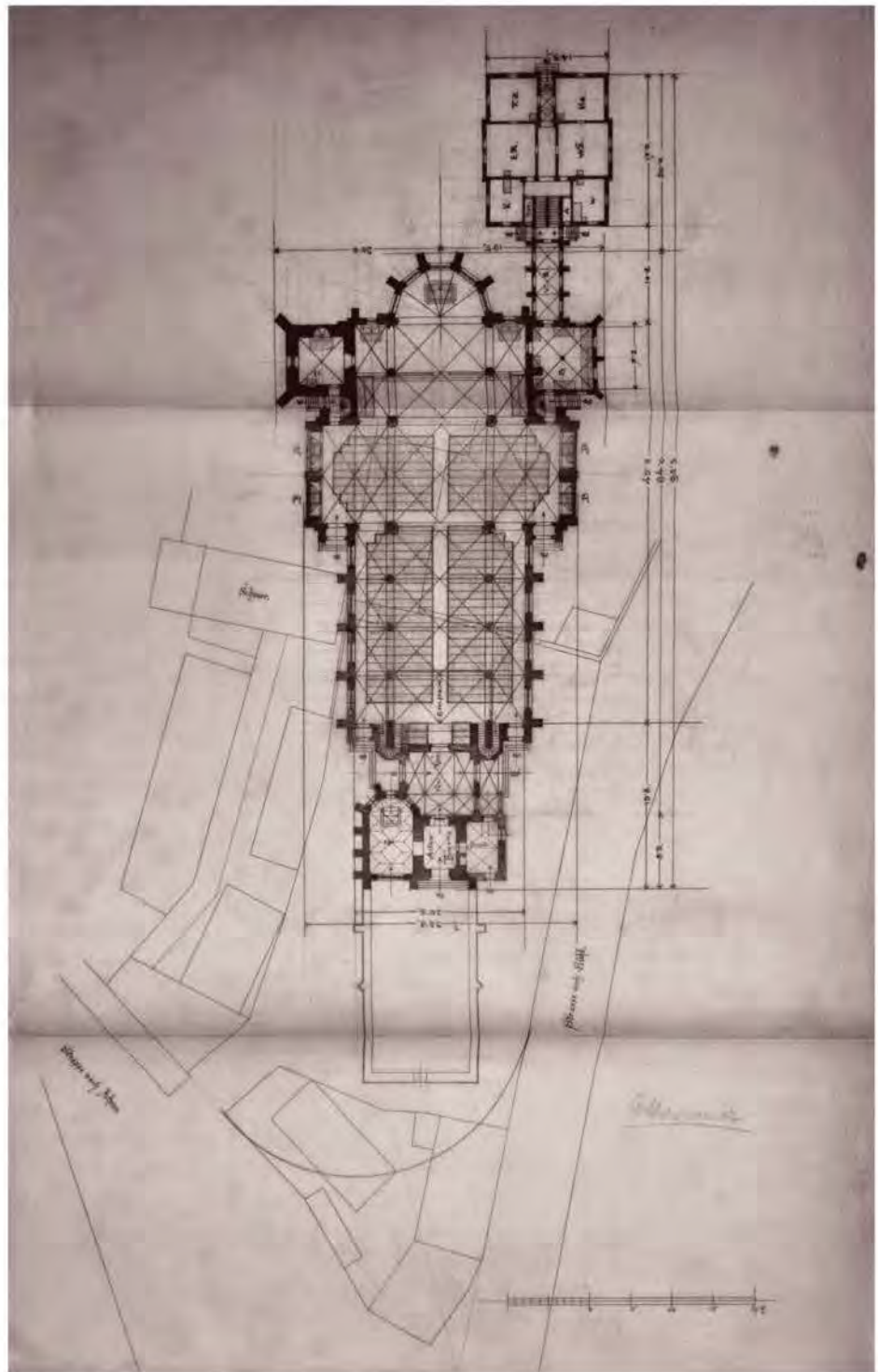


Abb. 10: Kirche östlich
mit Vorhalle,
Raimund Jeblinger?;
Erzbischöfliches
Bauamt Heidelberg,
86,5 cm × 52 cm

der Enge der Eingangssituation, dem Besucher geräumig und großzügig öffnete. Es war bis zur Vierung mit ihrem breiten Querhaus vierjochig, dem Chorschluss waren zwei weitere Joche vorgelagert.

Eine nicht signierte Kostenberechnung aus Karlsruhe aus dem Jahre 1903 bestätigt den Willen zu dieser Variante. Ihr Autor hätte jedoch die Chöre gerne in ihrer ursprünglichen Benutzung gesehen:

Unterfertigte Stelle ist damals dieser Stellung der Kirche entgegengetreten, weil man die Hoffnung nicht aufgab, es würde doch noch die vierschiffige Kirche westlich der alten Bauteile angenommen werden können, wobei nicht nur, die beiden alten Chöre in welchen seit vielen Jahrhunderten das hl. Messopfer dargebracht worden ist, auch der Zukunft in gleicher Benützung erhalten, sondern auch hauptsächlich eine enorme Summe an Baukosten erspart worden wären.⁴¹

Johannes Schroth, der letztendlich den Bau ausführen sollte, stand zunächst dem Projekt noch kritischer als der eben Zitierte gegenüber. Für ihn war es so nicht umsetzbar:

Die Idee geht darauf hinaus, die alten Bauteile an der Westseite der neuen Kirche stehen zu lassen u. eine dreischiffige Anlage daran u. in das Pfarranwesen hineinzuschieben, ein Gedanke der nicht nur ein vollständig neues Pfarrhaus kosten würde, sondern auch von künstlerischem Standpunkte aus total verfehlt wäre. Es wäre schade um die Zeit, diesen so unklaren wie unglücklichen Gedanken aufzuzeichnen da er ja doch niemals ausgeführt werden könnte.⁴²

Diese nicht signierte Skizze scheint, angesichts der Ablehnung also nicht aus der Feder von Johannes Schroth zu stammen. Da Max Meckel bei dem Bauprojekt wohl nur in der Anfangsphase beteiligt war⁴³, ist wahrscheinlich, dass Raimund Jeblinger diesen wichtigen Schritt in der Planung gegangen ist. Nach dem Typus der in die Skizze eingetragenen Schriften ist der Urheber der Skizze nicht weiter bestimmbar, die Fraktur der Straßennamen (welche übrigens wiederholt falsch angebracht sind, siehe Fußnote 28) taucht vorher und nachher nirgendwo mehr auf. Schroth erwähnte die „Grundrisskizze I des Erzb. Bauamtes Freiburg“⁴⁴, für das Raimund Jeblinger tätig war.

Zwei Jahre später detaillierte der Baumeister Schroth seine Kritik und bewies mit ihr seine seit der ersten Skizze gewonnene Erfahrung und Expertise. Er beanstandete die Trennung

der Bauteile und dass die Fassade nach Westen hin nicht einheitlich und der Chor als Eingang zu klein war:

Wir sind von jener darauf hinausgegangen, die alten Bauteile in intimer Weiser mit dem Neubau zu verbinden, was wir in Skizze I nicht fanden. Dort sind die alten Teile gleichsam isoliert an der Westseite stehen gelassen und durch eine Vorhalle getrennt, und ist geplant die neue und selbständig erfaßte Kirche mit einem ganz aus den Verhältnissen des Alten herauszutretenden Turme dahinter aufzuführen, so daß auf den ersten Blick schon die Zusammenhangslosigkeit auffällt.

Diese Trennung von alt und neu, wird für den speziellen Fall in künstlerischer und praktischer Hinsicht geradezu verhängnisvoll, denn nachdem, nun die Kirche nach der schon vor Jahren vom Stiftungsrat angeregten Art in das Pfarranwesen zurückgeschoben werden soll, entsteht vor derselben ein großer freier Platz, an welchem drei Straßenzüge vorbeiziehen.

Die ganze Örtlichkeit zwingt dazu festzustellen, daß diejenige Fassade, die gegen diesen freien Platz gekehrt ist, also die Westfassade, das Hauptschaubild der Kirche sein und werden muß. Es ist daher dieser Fassadenausbildung besondere Sorgfalt zu schenken und danach zu streben, sie breit, geschlossen und nach architektonischen Grundsätzen ausgebildet zu erhalten, damit sie im Stande ist, gegen den großen Vorplatz aufzutreten, und die dahinter liegende und sonst weniger gesehenen Kirche würdig und monumental zu repräsentieren. Selbstredend ist auch möglich zu machen, daß die Hauptentleerung der Kirche nach diesem Platze zu erfolgen kann.

Bein Durchführung der Skizze I kann keines von beiden erreicht werden, da die alten Bauteile unzusammenhangslos vor der neuen Westfassade stehen, und die teilweise verdecken, bzw. gar nicht zur richtigen Entwicklung gelangen lassen, und der jetzige Durchgangsbogen des Turmes, der als Mittelzugang zur Kirche dienen sollte, nur eine Höhe bis zum Bogenanfang von 1,40 m hat.⁴⁵

Die Doppelturmfassade mit gotischem Chor als Eingang

Im Januar 1903 kam dann ein weiterer konzeptioneller Durchbruch: die alten Teile sollten ohne vermittelnde Vorhalle voll in den Neubau integriert werden und dem als Eingang dienenden gotischen Chor ein zweiter Turm zur Seite gestellt werden. Nach dem Ottersweierer Kirchenführer stammte die ausschlaggebende Idee von Raimund Jeblinger aus Freiburg.⁴⁶ Den Plänen und Akten nach kann ich diesen Vorschlag jedoch weder

bestätigen noch nachvollziehen. Hat doch wahrscheinlich gerade Jeblinger die vorhergehende Narthexlösung lanciert, die Schroth so harsch kritisiert und mit der Zweiturmfassade gekontert hat.

Diese Zweiturmfassade ist in der näheren Umgebung eher selten anzutreffen:

Auf diese Weise wird nicht nur der Örtlichkeit genügend Rechnung getragen, sondern auch erreicht, daß die Ortsbilder längs der Landstraße und der Bahn im allgemeinen mehr Abwechslung erhalten, indem zwischen den zahlreichen eintürmigen Kirchen, auch einmal durch zweitürmige Motiv auftritt[...].⁴⁷

Aber nicht nur das äußere Erscheinungsbild soll von dem neuen Entwurf profitieren. Johannes Schroth, der den wahrscheinlich ersten Plan zu dieser Variante liefert, ist sich sicher, es ist

eine Anlage die dieser Haupt- und Westseite eine große Wirkung sichert, und Altes und Neues harmonisch mit einander verbindet, ohne daß am Alten, wenigstens was Architektur angeht, irgendeine Änderung nötig wird. Die ganze Veränderung am Alten, besteht darin, daß die geraden Mauern zwischen dem Strebepfeilern am Chorschluß behufs Herstellung dreier Durchgänge herausgenommen werden. Selbst die beiden alten und schönen Chorbögen bleiben sichtbar und waren nur zwischen den Profilen vermauert.⁴⁸

Des Weiteren eingemauert und heute nicht mehr sichtbar sind die beiden nördlichen Strebepfeiler des gotischen Chors: Sie sind von den dicken Mauern des Nordturmes eingeschlossen. Hier wurde mit einem starken Unterbau von Anfang an Sorge dafür getragen, dass der Turm die schwere Last von fünf Glocken der insgesamt sieben tragen und eine Höhe von 64 Metern erreichen konnte.

Neben der Abwechslung der erwähnten Ortsbilder längs der Landstraße brachte Schroth ein weiteres Argument in die Waagschale, nämlich das der Ökonomie:

Die Verbilligung [bei einer Zweiturmfassade] wird durch den Umstand eintreten, dass der neue Turm, der nun als Zwillingsturm mit dem alten auftritt kleiner und niedriger gehalten werden kann, als wenn er als selbständiger Hauptturm aufgefasst wird.⁴⁹

Dass dieses Argument wahrscheinlich jedoch nur ein polemischer Schachzug war, macht die tatsächliche Ausführung mit zwei ganz und gar nicht kleinen und niedrigen Türmen deutlich. Sie waren mit Sicherheit nicht günstiger als ein einzelner Turm, selbst wenn dieser größer ausgefallen wäre.

Der bestehende Bau

Die Grundsteinlegung

Johannes Schroth war sich wohl bewusst, wann der Zeitpunkt für die schlussendliche Planung gekommen war. Er schrieb im April 1904:

Bei Aufstellung dieses entgeltigen Entwurfs haben wir uns zunächst von dem Gedanken leiten lassen, die Kirche so durchzubilden, wie es in künstlerischer und praktischer Hinsicht wünschenswert ist. Derartige Bauwerke sollen auf Jahrhunderte hinaus erstellt werden, welcher Umstand dazu mahnt, mit der weitmöglichsten Vorsicht vorzugehen [...].⁵⁰

Am 16. September 1906 legte der Dekan des Landkapitels Ottersweier Prälat Dr. Franz Xaver Lender aus Sasbach den Grundstein für die Kirche. Damit war auch die hier behandelte Planungsphase endgültig abgeschlossen, es wurden keine wesentlichen Veränderungen mehr vorgenommen. Im Januar 1908 nach nur 16 Monaten Bauzeit (der Ottersweierer Maurermeister Ignaz Ziegler und seine Werkstatt waren für die Ausführung verantwortlich) war die Kirche unter Dach.⁵¹ Am 13. Juni 1909 wurde der fertige Bau von Dr. Lender benifiziert. Geweiht hat sie Erzbischof Dr. Thomas Nörber am 18. Mai 1912.⁵²

Im folgenden Kapitel sollen die wesentlichen Veränderungen von der Planungsphase aus Kapitel 6.3 zum heutigen Bau dargelegt und dieser beschrieben werden.

Letzte Veränderungen

Die größte letzte Veränderung ist die Ausgestaltung der Giebelzone, die, zuerst hinter die Turmfluchten zurückgenommen wurde, jetzt aber bündig mit der Turmfassade schließt. Auch aus statischen Gründen wurde so gebaut, was einer Notiz von Pfarrer Dr. Burkhart entnehmbar ist, der noch im Mai 1906 schrieb:

Nachdem sich an der alten Chorwand Bewegungsspuren gezeigt haben, soll die Wand unberührt in ihrer jetzigen Form erhalten

*bleiben, und ein neuer sich der ganzen Kirchenanlage harmonisch anfügender Giebel vorgesetzt werden, was wohl allgemein mit Freuden begrüßt werden dürfte.*⁵³

Auch Schroth legte einen bündigen Giebel nahe. Für ihn hatte das neben den ästhetischen und statischen auch praktische Gründe, schließlich musste auch die Orgel in der Kirche untergebracht werden:

*Um das unschöne Zerschneiden der Westfassade zu verhüten und das alte prächtige Chorgewölbe (künftig Vorhalle) mehr zu sichern, haben wir den Giebel bündig mit den Türmen vorgezogen und den Raum für Aufstellung der Orgel darüber angeordnet. Dadurch bekommt die Westfassade ein breites volles Aussehen, und der große Missstand im Innern der Kirche, daß nämlich die Empore sehr tief wird und das Hauptschiff unangenehm drückt und zerschneidet, fällt weg.*⁵⁴

Zwischen dem vierten, dem Uhren-Geschoss kommt ein Kupfer gedeckter Kreuzfirst zu liegen, der beide Türme verbindet und die Anbringung eines Ziffernblattes dort unmöglich macht. Der Mittelbau mit dem Langhausgiebel ist – im Gegensatz zu den flankierenden Türmen – nur zweigeschossig. Das obere Geschoss ist mit einem dreibahnigen Spitzbogen durchfenstert und schließt in einer Ebene bündig mit beiden und sogar im Mauerverband mit dem neuen Turm. Das untere Geschoss tritt aus der Kirchenfront hinaus. Dies ist der Ummauerung und damit der Stabilisation des alten Chors geschuldet. Dieser Vorsprung (er ist kein Risalit⁵⁵, da nicht über alle Geschosse) macht es möglich, die Vermauerung des ehemaligen, jetzt zum Platz hin zu liegen kommenden, Chorbogens von außen unsichtbar zu machen. Nur von innerhalb des Eingangschors ist die Verschiebung des Portals an den nördlichen Rand des ursprünglichen Durchganges zu sehen (**Abb. 11**). Der Vermittlung zwischen Eingangsvorbau und dem bündigen Obergeschoss dient ein Blendstabwerk, das in seiner Filigranität etwas an das sogenannte Harfenmaßwerk vom unweit gelegenen Straßburger Münster erinnern mag.

Johannes Schroth bewies im neuen Turm künstlerisches Feingefühl: die Durchfensterungen des zweiten und dritten Geschosses zum Platz hin sind – im Gegensatz zur vorherigen Planung – als Schießscharten und romanische Zwillingenster ausgeführt. Die Homogenität im neogotischen Stil hat er zugunsten der besseren Integration der romanischen Teile geopfert. Eine letzte kleine, aber wichtige Veränderung sei bemerkt:

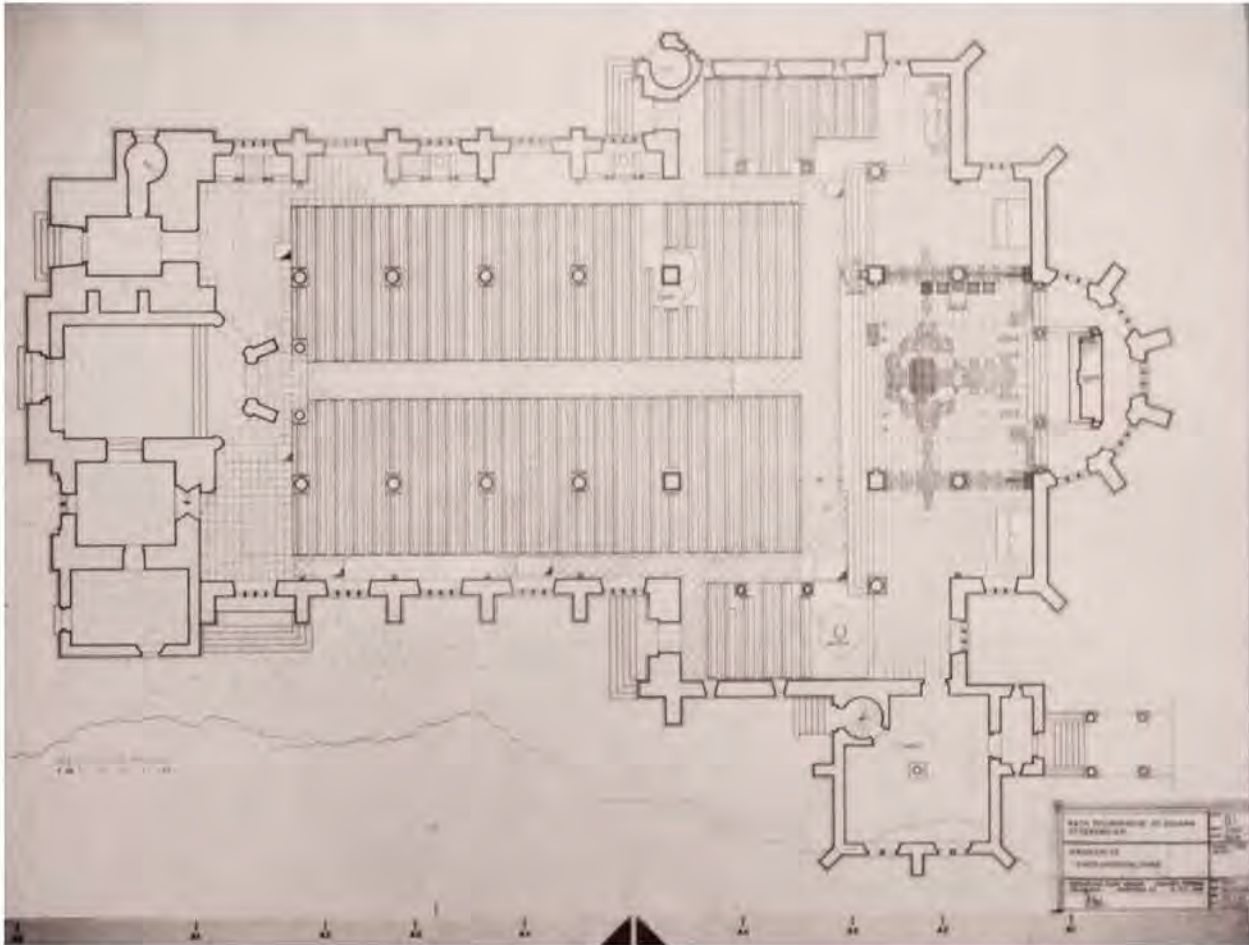


Abb. 11: Der heutige Grundriss

Statt der bisher geplanten drei sollten vom gotischen Chor nur noch zwei Strebepfeiler dem Betrachter erhalten bleiben. Wohl aus Symmetriegründen wurde der nördliche freie Pfeiler weggenommen und wegen der Statik die Turmuntermauerung etwas weiter am Chor nach Osten vorgezogen.

Der Neubau

Die letztlich gebaute Kirche ist eine sehr helle, geräumige, vierteilig kreuzrippen-gewölbte Basilika mit fünf Jochen im Langhaus (Abb. 11). Die beiden Seitenschiffe sind ebenfalls mit Kreuzrippen gewölbt. Die nicht ausgeschiedene Vierung ist von einem monumentalen Sterngewölbe überspannt. Die mittelschiffbreiten zweijochigen Querhäuser tragen im äußeren Joch je eine Empore. Das Presbyterium ist im Grundriss nach Osten hin zweifach gestaffelt, die Raumwirkung jedoch entspricht wieder den aufgegriffenen Seitenschiffen, da das Gewölbe auf der Höhe der westlich gelegenen Seitenschiffe gezogen ist. Schließlich endet der Bau in einem 5/10 Chorschluss.

Die Rippen der spitzbogigen Scheidarkaden wachsen sehr harmonisch aus den zuerst runden, über dem Kämpferpunkt

aber – vermittelt durch kleine, Maßwerk durchbrochene Konsolen – achteckigen Säulen. Auf der Höhe der herauswachsenden Rippen kragen gleichsam die Tragsteine für Dienste hervor, die die Rippen des Mittelschiffgewölbes vorbereiten, unterbrochen jedoch, und das ist das Besondere, durch von Baldachinen bekrönten Heiligenfiguren. Die Figuren stehen somit als, wenn auch nicht physische, so zumindest semantische Träger des Kirchen- und damit verbunden des Himmelsgewölbes.

Während auf der Südseite die Strebepfeiler des Langhauses in voller Breite nach außen gezogen sind, um den Platz im Innern voll ausschöpfen zu können, sind jene auf der Nordseite im Wesentlichen nach Innen gebaut. Das hat die Vorteile, in den so entstehenden Nischen die Beichtstühle unterbringen zu können und nach außen hin ein einheitlicheres Bild der Kirche herzustellen. Die neugotischen Maßwerkfenster sind nahezu alle verschieden ausgebildet. Auch hier machen sich die Detailverliebtheit des Architekten Schroths und die Durchdachtheit des Konzepts der Ottersweierer Pfarrkirche bemerkbar. Insgesamt ist der Kircheninnenraum sehr großzügig und detailliert zugleich gestaltet; trotz der doch recht kleinen Obergadendurchfensterung wirkt er Licht durchflutet und offen.

Schon in Achern wurde der Chor als Eingang benutzt

Ein Blick in die Sakraltopografie der näheren Umgebung führt nach Achern, die erste größere Ortschaft fünf Kilometer südlich von Ottersweier. Hier regte sich schon zum Ende des 18. Jahrhunderts der Wunsch nach einer neuen, größeren Kirche.⁵⁶ Kreisbaumeister Vierordt fertigt 1811 die Pläne: Der Chor der alten Kirche mitsamt dem sich darüber erhebenden Turm sollten erhalten bleiben, das neue Langhaus der Pfarrkirche um 90 Grad nach Norden gedreht,⁵⁷ und das ehemalige Sanktuarium als Eingang verwendet werden. Nun mag diese Synchronität der Verwendung der alten Chöre als Eingang in Achern wie in Ottersweier als großer Zufall erscheinen, lagen doch zwischen dem einen Bau in Achern und dem anderen in Ottersweier knapp hundert Jahre – die Acherner Kirche wurde am 15. Juni 1824 begonnen und nach anderthalb Jahren beendet.

Wäre da nicht die von Reinhard Weidl angeführte Tatsache, dass 1904 bis 1907 der Erzbischöfliche Bauinspektor und Baumeister der Ottersweierer Kirche Johannes Schroth die Renovierung an der Acherner Kirche leitete. Zwar stand die

Verwendung der alten Teile als Eingang in Ottersweier im Jahre 1903 schon fest, jedoch kann man davon ausgehen, dass Schroth die Acherner Kirche schon vor seiner Tätigkeit als Baumeister von Ottersweier kannte. Für mich drängt sich hier die noch nirgends formulierte Vermutung auf, dass er die Idee des Eingangschors schlicht von Achern nach Ottersweier mitbrachte. Schroth muss vor der Umänderung des Planes von Ottersweier, nach der der alte Chor nicht mehr als Seiten- oder Nebenchor verwendet wurde, das Phänomen Choreingang in Achern gesehen haben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es keinen Zusammenhang gibt. Was mit dieser Hypothese nicht in Einklang zu bringen ist, ist, dass die erste Planskizze mit dem Chor als Eingang, wie erläutert, gar nicht von Schroth selbst stammt und von diesem sogar abgelehnt wurde. Wie diese Diskrepanz zusammenpasst, kann ich nicht erklären.

Auch wenn die Idee des Choreingangs nicht dem Genie der Beteiligten in Ottersweier entsprungen sein sollte, auch wenn das Konzept dieser Synthese aus der Nachbarstadt stammt: Die Umsetzung in Ottersweier ist schon insofern einzigartig, als dass das Ringen um die bestmögliche Lösung über Jahre ging, ganze Akten füllte und auch stilistisch – hier wurde ja Gotik mit Neogotik vereint – auch in Achern nicht diese Ausgefeiltheit der Synthese aller Bauteile erreichte.

Fazit

Die Ottersweierer sind überaus stolz auf ihr Gotteshaus. Am 23. und 24. Juni 2012 fand ein Fest zur hundertjährigen Weihe der Kirche St. Johannes d. T. statt, begleitet von einem eigens geschriebenen Theaterstück über die Bauzeit, das mit großem Interesse von der Bevölkerung verfolgt wurde. Welcher Teil zu größerem Stolz für die hiesige Gemeinde berechtigt – der erhaltene Turmunterbau mit dem romanischen Chor und den hochgotischen Teilen der Sakristei und der jetzt zum Eingang umfunktionierte Chor selbst als altehrwürdige und zu konservierende, kunsthistorisch wertvolle Bauteile oder die einzigartige Art und Weise wie ebendiese Teile in den Neubau integriert sind –, lässt sich schlussendlich und objektiv nicht beurteilen.

Klar ist jedoch, dass Ottersweier im letzteren Punkt eine absolute Rarität besitzt. In Ottersweier unterlag der Kirchenbau von Neu-St. Johannes einem doppelten Problem: Zum einen sollten aus denkmalpflegerischen Gründen Teile des mittelalterlichen Vorgängerbaus erhalten bleiben, zum ande-

ren war der Platz vor diesen nicht groß genug für eine der Gemeinde entsprechenden Kirche. Diese Zwickmühle ließ die Planer die besprochenen vielfältigen Variationen ersinnen. Der schließlich umgesetzte und harmonischste Plan der gänzlichen Einfügung des Alten als Eingang für das Neue ist gleichzeitig der paradoxeste: Das heiligste Bauteil der Predigt und der nächsten Nähe zu Gott, das Presbyterium, wird zum schlichten Eingang fürs Volk. Die ursprünglich im Kirchenschiff liegenden Chorbögen werden zur prominenten Schau-seite. Der für die Umgebung *einzigartige* Chorflankenturm wird schlicht und einfach kopiert und bekommt einen Zwilling. Die Wasserschläge der Strebepfeiler des Chors werden trockengelegt und wechseln ihre Funktion: vom Schutz des Steines vor der Witterung hin zu einer ästhetischen im Inneren des Kirchenbaus. Die Dinge werden ihrer eigentlichen Funktion entrissen, werden anders zur Schau gestellt, gedoppelt, verdreht, werden dekontextualisiert, aus Alt wird Neu und das Neue wird im alten Stil. Nichts wirkt wie zuvor und doch ist das Alte konserviert. Das zeichnet St. Johannes der Täufer in Ottersweier aus.

Diese Planungsgeschichte der Konservierung des Alten ließe sich in einer weiteren Arbeit auch öffnen zu einer stärker komparativen Betrachtung. In meinem Aufsatz sind lediglich Achern und Cattaro als Vergleichsbeispiele herangezogen. Vielleicht gibt es noch weitere Bauwerke, bei denen die Eingangslösung aus alten Teilen besteht. Dazu wäre eine großräumige Suche von Nöten, die über meine eigene, schon recht ausführliche Recherche hinausgeht. Von Johannes Schroth jedenfalls wurde eine solche Bauweise nicht noch ein zweites Mal zur Ausführung gebracht.

Auch eignet sich das Ottersweierer Thema zur Betrachtung von Denkmalschutzaspekten. Gerade um die Jahrhundertwende kam im Zusammenhang mit dem sogenannten „Schlossstreit“ in Heidelberg die Diskussion um den Denkmalschutz in Deutschland in Gange. Georg Dehio war einer der Vorstreiter in Sachen Konservierung von alten Bauteilen.⁵⁸ Dehio selbst hat sich jedoch in den Ottersweierer Streit nicht mit eingebracht. Es ist also die Frage, wie die Verbindung Heidelberg – Ottersweier hergestellt werden könnte.

Meine Schrift zur Planung der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier könnte also auch Basis und Anregung sein für weitere Untersuchungen. Das Ziel des Aufsatzes ist erreicht, wenn ich mit ihm einen Beitrag zur heimatgeschichtlichen Forschung leisten kann.

Bibliografie

- ABB 1898 – 1912: Acher- und Bühler Bote
 Binding, Günther: Architektonische Formenlehre, 5. Auflage. Darmstadt 2009
 Coenen, Ulrich: Von des Chores Maß und Gerechtigkeit – Der Einfluß der spätgotischen Werkmeisterbücher auf den Ausbau von Chorturmkirchen in der Ortenau am Beispiel der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier. In: Die Ortenau – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden 79, o. O., 1999, 372–411
 Dehio, Georg/Riegl, Alois: Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900, Braunschweig 1988
 EA = Erzbischöfliches Archiv Freiburg; Akten: B 4/9447, B 22/21417, B 22/21418, B 32/472, B 32/474, B 32/488
 Flum, Thomas: Der spätgotische Chor des Freiburger Münsters. In: Freiburger Münsterbauverein (Hrsg.): Das Freiburger Münster, Freiburg 2011, 71–77
 Knüttel, Karl: Ottersweier. Ein Gang durch die Jahrhunderte, Ottersweier 1975
 Pfarramt St. Johannes d.T. (Hrsg.): Kirchenführer der Pfarrkirche St. Johannes d.T., 3. Korrektur. Ottersweier o.J.
 Weidl, Reinhard: Kirchen der Stadt Achern. Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau, St. Peter 1999
 Wolf-Holzäpfel, Werner: Der Bau der Mannheimer Liebfrauenkirche 1901–1905. In: Pfarramt Liebfrauen (Hrsg.): 100 Jahre Liebfrauenkirche Mannheim. 1903–2003, Mannheim 2003, 15–22
 Zimdars, Dagmar: Georg Dehio. Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg I, München 1993

Abbildungsnachweis

Alle Abbildungen fotografiert von Wolfgang Weismann im Archiv des Erzbischöflichen Bauamtes Heidelberg.

Anmerkungen

- 1 Die aus den Quellen zitierten Stellen sind lediglich transkribiert, nach den heutigen Regeln bestehende Rechtschreibfehler sind übernommen und nicht korrigiert.
- 2 EA B22/21418, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 13. Nov. 1903, J. Schroth
- 3 Knüttel 1975, 106
- 4 EA B32/472, Katholischer Oberstiftungsrath, Karlsruhe, 2. Okt. 1890, Dr. Burkhard Pfarrer, F. Metzger Bürgermeister
- 5 EA B22/21417, Katholischer Stiftungsrat Ottersweier, Freiburg, 16. Juli 1901, M. Jeckel
- 6 Am 25. August 1901 schrieb der Acher- und Bühler Bote (ABB) recht polemisch und durchaus parteiisch: „Wird der Turm und Chor beibehalten und eben deßhalb die neue Kirche and die Straße gebaut, dann baut man eben des Baues, aber nicht der Kirche und der Kirchgänger wegen, deshalb sage ich: Ihr Ottersweierer stehet fest; Niemand kann euch zwingen, so zu bauen, Niemand.“
- 7 ABB, 20. Mai 1899
- 8 Die Bezeichnungen Neu- und Alt-St. Johannes habe ich selbst eingeführt, sind in der bisherigen Literatur nicht zu finden.
- 9 Coenen 1999, 372–411
- 10 ABB, 1898–1912
- 11 St. Johannes d.T., Ottersweier
- 12 Knüttel 1974
- 13 Zimdars 1993, 617

- 14 Nach der Sprecherin des Pfarrgemeindeteams Renate Höß wurden 2006 bei einer Renovierung Teile des Innenputzes abgeschlagen, wodurch das Backsteinmauerwerk zur Sicht kam.
- 15 ABB, 15. Februar 1906
- 16 Die zweite, die Wallfahrtskirche, in Ottersweier. Bauzeit Langhaus 1723–1724.
- 17 ABB, 25. Juni 1906
- 18 Hans Hein, der Leiter der historischen Bibliothek Rastatt, forscht derzeit über die Jesuiten der Markgrafschaft Baden, in deren Zeit auch die Entstehung der Wandgemälde fällt. Er interessiert sich auch für die Fresken.
- 19 Auf dem Plan Abb. 1 ist die Straße nach Norden (Bühl) fälschlicherweise als nach Achern gekennzeichnet, die „Straße nach Bühl“ führt in Wirklichkeit nach Lauf, was mit Bleistift in dem Plan korrigiert wurde.
- 20 Die genannten Häuser sollten für den späteren Bau allesamt abgerissen werden.
- 21 EA B22/21417, Freiburg, 21. Sept. 1896, M. Meckel
- 22 EA B22/21417, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 30. März 1898, J. Schroth
- 23 EA B4/9447, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 25. Feb. 1899, J. Schroth
- 24 Der Autor beschreibt so abfällig eine Saalkirche.
- 25 EA B4/9447, Freiburg, 16. Juli 1901, M. Meckel
- 26 Im Nordturm sind es die vier größten Glocken und als fünfte das Johannesglöckchen, im Südturm mit dem romanischen Unterbau nur die Josef- und Michael-Glocken, die „Kleinen“.
- 27 ABB, 1. Feb. 1900
- 28 EA B22/21417, Erzbischöfliches Kapitels-Vikariat, Freiburg, 21. Juli 1898, Rudolf, Domkapitular
- 29 EA B22/21417, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 2. Dezember 1898, J. Schroth
- 30 ebd.
- 31 EA B32/488, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 2. Dezember 1898, F. Feit
- 32 Der „Geistliche“ muss hier keinen langen Weg „durch das Volk hindurch nehmen“, wie es beim zweiten Plan aus Kapitel 4.3 der Fall ist.
- 33 Lichter Säulenabstand (Binding 2009, 178)
- 34 Vorkirche (Binding 2009, 176, Stichwort Galilaea)
- 35 EA B32/488, Erzbischöfliches Bauamt, Freiburg, 29. Nov. 1902, R. Jeblinger
- 36 ebd.
- 37 Nach Jeblings Zeichnung (Abb. 9) kommt der „Hauptplatz“ auf der Straßenkreuzung Bühl-Achern-Bahnhof-Lauf zu liegen. Es mag an der geringen Frequentierung und der geringen Geschwindigkeit der Fahrzeuge zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelegen haben, dass eine Straße gleichzeitig als Platz benutzt wurde.
- 38 ebd.
- 39 EA B22/21418, Erzbischöfliches Bauamt, Freiburg, 29. Nov. 1902, R. Jeblinger
- 40 Zu diesem Zweck musste das alte Pfarrhaus abgerissen werden. Der Baugrund erwies sich für die Kirche als geeignet.
- 41 EA B22/21418, Karlsruhe, 15. Jan. 1903, keine Unterschrift
- 42 EA B32/488, Karlsruhe, 18. Jan. 1901, J. Schroth
- 43 Nach den Akten ist Meckel 1902 von seinen Pflichten enthoben.
- 44 EA B32/21418, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 15. Jan. 1903, J. Schroth
- 45 ebd.
- 46 Pfarramt St. Johannes d. T., 3
- 47 EA B32/21418, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 15. Jan. 1903, J. Schroth
- 48 ebd., mit den „beiden Chorbögen“ sind jene gemeint, die ursprünglich die alten Sanktuarien von dem gotischen Langhaus trennten, wobei der Chorbogen des Hauptportals nur teilweise, auf einer Seite vermauert werden sollte, der südliche hingegen in Höhe der Sockelzone des Neubaus auf ganzer Breite. Er konnte somit nicht mehr als Eingang benutzt werden, über der Sockelzone war in den Bogen ein modernes Maßwerkfenster eingelassen.
Hier unterscheiden sich die Frontalansicht vom Januar 1903 und der Grundriss vom Juni 1904: Bei ersterem war das Portal an die nördliche Seite des ehemaligen Chorbogen gerückt und der südliche Streifen vermauert, beim Grundriss war im südlichen Zweidrittel ein kleines Vestibül und damit der Eingang eingestellt.

- 49 EA B32/488, Erzschöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 15. Jan. 1903, J. Schroth
- 50 EA B22/21418, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 25. April 1904, J. Schroth
- 51 Pfarramt St. Johannes d. T., 4
- 52 Knüttel 1974, 106f.
- 53 EA B32/474, Ottersweier, 14. Mai 1906, Dr. Burkhart, Pfarrer. Diese Notiz zeigt auch, dass mindestens bis vier Monate vor der Grundsteinlegung und dem Baubeginn noch planerisch umdisponiert wurde.
- 54 EA B22/21418, Erzbischöfliches Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe, 25. April 1904, J. Schroth
- 55 Ein in voller Höhe des Baues vor dessen Flucht tretender Bauteil (Binding 2009, S. 185)
- 56 Weidl 1999
- 57 Die alte Kirche war vorher geostet, leider konnte ich dazu keine Abbildungen finden
- 58 siehe auch Dehio, Riegl 1988

Notizen zum historischen Bad Kirnhalden

Ulf Wielandt

Verlässt man auf der Karte den Oberrheingraben zwischen Freiburg und Offenburg nach Osten in Richtung des Mittleren Schwarzwaldes, so findet man auf der Höhe von Kenzingen in einem Seitental den kleinen Ort Kirnhalden, der um 1900 folgendermaßen beschrieben wird: *„Kirnhalden gehört zu den angenehmsten, kleineren Kurorten des badischen Schwarzwaldes. Inmitten üppiger Buchen- und Tannenwäldungen empfiehlt es sich durch seine reine, kräftigende Bergluft, ländliche Ruhe, reizende und gegen Winde vollkommen geschützte Lage in einem kleinen romantischen Seitenthale des Bleichthales insbesondere als Sommerfrische und Waldkurort. 8 km von der Bahnstation Kenzingen entfernt.“*¹

Ähnlich äußert sich auch der Bäder-Almanach: *„Kirnhalden im Bad. Schwarzwald, Bad und Luftkurort, 300 m ü. d. M., inmitten üppiger Buchen- und Tannenwäldungen gelegen, daher völlig staubfreie Luft. Völlig geschützt gegen raue Winde und schroffen Temperaturwechsel.“*²

Was die Geschichte dieses Ortes anbelangt, so berichtet Oeffinger: *„Breisgau, Herrschaft Uesenberg; Schloss Kirnhalden war Sitz eines eig. Adels, der im 12. Jh., wahrscheinlich mit dem Minnesänger v. Kürenberg erlosch. Nach ihnen bewohnten die Burg als Sesslehen die Herren von Kürenberg. Wo heute das Bad steht, befand sich ehem. ein kleines Paulinenkloster zum hl. Kreuz, das durch den Bauernkrieg, Brand und anderes Unglück so verarmte, dass es 1582 schon ein ‚alt verfallenes Klösterlein‘ genannt wird. Die Gebäude wurden 1585 an Kloster Wonnenthal verkauft, das 1669 die Wallfahrtskirche und 1717 das Badhaus errichtete. Nach Aufhebung von Wonnenthal kam die Kürnhalde an d. v. Kageneck.“*³

Noch heute erinnert eine Bundsandsteinplatte an der Straßenseite des heutigen Pfllegeheims an das ehemalige Paulinenkloster.

Ergänzend zu Kirnhalden informiert die Internetzusammenstellung: *„Das Kloster ‚vom Hl. Kreuz zu Kurenbuch‘ wird erstmals 1360 erwähnt, gegründet wohl von den Markgrafen von Hachberg. Ab 1369 war es Teil des österreichischen Breisgaus. Wohl immer klein und arm bestand sein Besitz aus Feldern, Wald-*



Postkarte von 1896



Postkarte von 1915

und Rebpazellen der Umgebung und Zehnten in Otto-
schwanden, dessen Pfarrkirche es seit 1424 versah.
Bereits um 1485 durch ein Unwetter schwer betroffen,
erlitt das Kloster 1525 im Bauernkrieg durch Brand
und Plünderung große Schäden. Der letzte Mönch
starb 1554 als Pfarrer von Heimbach. 1579 gelangte
das ‚Pauliner Clösterlein Kirnhalden‘ mit seinem Be-
sitz an das Schul-Collegium Ensisheim, das es 1585 an
das Zisterzienserinnenkloster Wonnental verkaufte.
Wonnental betrieb dort in der Folge ein Bad.“⁴
A. Schmid⁵ zitiert S. 330 A. Staedele: „Schon immer“
gab es in Kirnhalden beim Kloster einen Gesund-
brunnen, der „seinen miraculösen Effekt gehabt, und
waren durch dessen /331/ Kraft unterschiedliche incu-
rable Krankheiten, alte Gebrechen und Schäden, inner-
liche und äußerliche, wunderbar curiert und deswegen
auch viele Wallfahrten zu dem Brunnen und Kirchlein
gemacht worden.“⁶ Schmid fährt fort: „1719 ließ die

Äbtissin Maria Beatrix ein neues Badhaus und ein großes Wirtshaus
erbauen.“

Nur andeutungsweise sind nun für die folgenden Jahr-
zehnte Informationen⁷ zum weiteren Fortbestehen des Bades
Kirnhalden zu erhalten. Mit der Säkularisierung zu Beginn des
19. Jhs., 1806, kam Kirnhalden mit der vorderösterreichischen
Landgrafschaft Breisgau an Baden. Die bereits oben erwähnten
Grafen von Kageneck betrieben das Besitztum Kirnhalden wei-
ter und wandelten es in ein Wirtschaftsgebäude um. A. Schmid

Bad und Luftkurort Kirnhalden im bad. Schwarzwald,

900 Fuss über dem Meere. — Eisenbahnstation Kenzingen.
Reizende, geschützte Lage, inmitten üppiger Buchen- und
Tannenwäldungen. Kräftige Bergluft, angenehme Ausflüge,
schöne Gartenanlagen. Das Anwesen ist durch Neubau be-
deutend vergrößert und allen Anforderungen genügend. Bade-
Einrichtung entsprechend den jetzigen Heilverfahren. Mineral-,
Fichtennadel-, Sool-, Salz- und Kohlensäurebäder, elektrische
und Dampfbäder, Douchen. Milch- und Molkenkuren.

Kur- und Speisesaal, Billard-, Musik- und Lesezimmer.
Kegelbahn. Jagd und Fischerei. Pension Mk. 3.— bis Mk. 6.— incl. Zimmer.
Familien-Wohnungen billigst. Saisondauer Mai bis Oktober. Im Mai, Juni und
September ermässigte Pensionspreise. Arzt, Post und Telegraph im Hause. Tele-
phonverbindung mit Kenzingen. Auf Bestellung Wagen an der Bahn. Prospekt
und nähere Auskunft erteilt der Besitzer

J. Ganss.

erwähnt: „1821 konnte schließlich Jakob Pfaff, der frühere Lehensmann auf dem Meierhof, Eigentümer von Kirnhalden werden und im Verlauf des 19. Jhs. konnte das alte Heilbad wieder anknüpfen an seine Geschichte: ‚Das Kurhaus hat Raum für 60 Badegäste, zählt 20 Badewannen und besitzt einige Einrichtungen zu Douchen und Dampfbädern.‘“^{8,9} Einige Besitzerwechsel folgten. Doch erst gegen Ende des 19. Jhs. gibt es nähere Angaben über einen Badebetrieb bzw. Besitzer des Bades.

So betrieb J. Ganss, gleichzeitig Besitzer der Pension Ganss in der Günterthalstraße 57 in Freiburg i. B., gegen Ende des 19. Jhs. das Bad.¹⁰

Wie sich der Badebetrieb damals gestaltete, lässt sich ebenfalls der Darstellung Oeffingers entnehmen: „Die Quelle zählt zu jenen chemisch-indifferenten, welche ihrer erprobten Heilwirkungen wegen auch als Mineralquellen bezeichnet werden. Von jeher wurde das Bad mit Erfolg angewendet bei rheumatisch-arthritischen Leiden, paralytischen Zuständen, chronischen Hautkrankheiten, Hypochondrie, Hysterie und Neurasthenie (Dr. Heyfelder); bei Nervenschmerzen; Blutarmut, Brust- und Lungenleiden. Insbesondere waren es Rekonvaleszenten oder geistig und körperlich ‚angegriffene‘ und geschwächte Personen, welche hier Ruhe, Erholung und Heilung fanden. 1896 wurde Kirnhalden von 400 Kurgästen besucht und 1400 Bäder abgegeben; 1897 450 Kurgäste und 1500 Bäder. An Stelle des früheren Badhauses erhebt sich ein stattlicher, behaglich eingerichteter Neubau mit 70 Zimmern und Salons, sowie schönen Sälen. Die neuerstellten Bäder genügen allen Anforderungen des jetzigen Heilverfahrens; ausgestattet für elektrische Behandlung, Massage, Inhalation, Mineral-, Fichtennadel-, Sol-, Salz- und Kohlesäurebäder, elektrische und Heißluftbäder, Douchen etc – Milch-, Molken- und Kefyrkuren.“¹¹

Auch zur Freizeitgestaltung und den Preisen gibt Oeffinger an dieser Stelle Hinweise: „Unmittelbare Nähe des Waldes, schattige Anlagen, angenehme Ausflüge mit nahegelegener Fernsicht in Rheintal und Schwarzwaldgebirge, Gelegenheit zu Jagd und Fischerei, gesunde Wohnung, beste Verpflegung, aufmerksame Bedienung und mäßige Preise dürften jedem Kurgast den angenehmsten Aufenthalt sichern. Pension 3–6 Mk. Familienwohnungen billigst.“

Noch vor dem 1. Weltkrieg – vermutlich schon ab 1903 – ist, wie eine alte Postkarte ausweist, F. Huse¹² Besitzer des Bades, er hat auch die Posthilfsstelle Kirnhalden inne. Ausführlich be-



Bundessandsteinplatte aus dem ehem. Paulinenkloster zum Hl. Kreuz





richtet A. Schmid¹³ über das bewegte Leben Ferdinand Huses (geb. 16.3.1870 in Hedeper im alten Herzogtum Braunschweig, gest. in Bühl am 1.10.1954), der nach seiner Rückkehr aus Ägypten das Bad Kirnhalden nach dem 1. Weltkrieg aufgab: *„Huse trennte sich nach Kriegsende von Kirnhalden.“*¹⁴

Genauere Angaben über die Zeit nach dem 1. Weltkrieg waren aus dem Archiv der BASF in Ludwigshafen¹⁵ durch zwei Artikel aus der Werkzeitung zu erhalten. So berichtet ein Beitrag von dem im Herbst 1920 gefassten Beschluss der Beamten-Pensionskasse der Badischen Anilin- und Sodafabrik (BASF), Bad Kirnhalden *„käuflich zu erwerben und als Beamten-Erholungsheim auszubauen“*¹⁶. Als Geschäftsführer wird Herr Hanser genannt, von dem es in einem weiteren Artikel heißt: *„Jahrelang wurde das Heim durch den jetzigen Verwalter, Herrn Hanser, als Privatpension betrieben, bis es später in den Besitz der Pensionskasse unseres Werkes unter Leitung der Fabrik übergang und manche Verbesserungen getroffen wurden.“*¹⁷ Weiter heißt es aus dem BASF-Archiv über das Heim: *„Laut unseren Unterlagen wurde es 1949 an die Kreisverwaltung Emmendingen verkauft, nachdem es offenbar schon seit Beginn des 2. Weltkrieges nicht mehr als Erholungsheim genutzt werden konnte.“*¹⁸

Heute dient das äußerlich wenig veränderte Gebäude als sozialpsychiatrisches Pflegeheim (Bruderhaus Diakonie), nachdem das „Heim Kirnhalden“, eine Pockenstation mit 100 Plätzen, 1967 zunächst pachtweise von dem Bruderhaus Diakonie¹⁹ übernommen worden war.

Anmerkungen

- 1 H. Oeffinger: Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden. Baden-Baden, 7. Aufl. 1900. 132 ff.
- 2 Berlin 1932 (Jubiläumsausgabe), 196
- 3 Oeffinger, a. a. O., 132
- 4 Text von Elmar L. Kuhn; vgl. dazu auch H. Schmid: Das ruinierte Paulinen-Kloster Kirnhalden, die Ensisheimer Scholaren und die Zisterzienserinnen zu Wonnenthal im 16. Jh., in: Zeitschrift zur Geschichte des Oberrheins (ZGO) 139 (1991), 143–155
- 5 A. Schmid: Ferdinand Huse. Ein Leben zwischen Schwarzwald und Ägypten, in: Die Ortenau 1987 (67. Jahresband) 328–343
- 6 A. Staedele, Kirnhalden, in: Neue Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Kenzingen. Kenzingen 1955
- 7 Vgl. zur Kirnburg bzw. zu Bleichheim den Band „Barocke Landschaft“ des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. Ettenheim 1981. 111 ff.
- 8 A. Schmid, a. a. O., 331
- 9 Hier verweist A. Schmid auf E. Huhn, Universal-Lexikon vom Herzogtum Baden. Karlsruhe 1844, 660
- 10 H. Oeffinger, a. a. O., 132 ff.
- 11 H. Oeffinger, a. a. O., 132
- 12 A. Schmid, Ferdinand Huse. Ein Leben zwischen Schwarzwald und Ägypten, a. a. O., 330: „1903 hatte Huse das Kurbad Kirnhalden, östlich von Herbolzheim, erworben“. Und im Folgenden: „1903 gelang es schließlich Ferdinand Huse, die Leitung dieses gut florierenden Badbesitzes zu übernehmen.“
- 13 A. Schmid, Anm. 5
- 14 A. Schmid, a. a. O., 333
- 15 Für diese Informationen danke ich Frau J. Kissener vom Archiv der BASF.
- 16 Werkzeitung der BASF, 10. Jg. Nr. 1 vom Januar 1922, 1–3
- 17 Werkzeitung der BASF, 17. Jg. Nr. 4 vom April 1929, 53/54
- 18 Schreiben des BASF-Archivs, Frau Kissener, vom 6.7.2012
- 19 Adresse: 79336 Herbolzheim-Kenzingen, Austraße 1

Markgrafschaft und Großherzogtum Baden 1780–1820

Staat, Politik und Freimaurerei

*Ralf Bernd Herden*¹

Meist völlig unbekannt, in manchen Fällen durchaus auch mit kritischem Fragezeichen zu versehen, sind die Wechselbeziehungen zwischen Staat, Politik und Freimaurerei in Baden. Markgraf Karl Friedrich von Baden (1782–1811), der später (1806) erste Großherzog von Baden,² wurde während seines Besuches in London im Jahre 1746 in den Bruderbund der Freimaurer aufgenommen.³ Er, der zugleich Ehrenmitglied der Loge „Karl zur Eintracht“ in Mannheim war,⁴ anerkannte die Freimaurerei zwar nie offiziell – wie dies z. B. Friedrich der Große in Preußen getan hatte –, war als Herrscher jedoch ein sehr aufgeklärter Absolutist. Während seiner Regierungszeit von 73 Jahren war er ein sehr fortschrittlicher Landesvater, der sowohl die Folter (1767)⁵ als auch die Leibeigenschaft (1783) abschaffte.⁶ Unter seiner Herrschaft wurde das neue, badische Landrecht, entworfen und entwickelt durch Johann Nikolaus Friedrich Brauer⁷ und den Grundzügen des Code Napoleon folgend, geschaffen und in Kraft gesetzt.⁸

Einer der bekanntesten und bedeutendsten Verwaltungsfachleute seiner Zeit war Johann Georg Schlosser (1739–1799).⁹ Markgraf Karl Friedrich ernannte den Freimaurer¹⁰ zum Oberamtmannt der Grafschaft Hochberg (Amtssitz Emmendingen). Markgraf und Oberamtmannt waren jedoch nicht immer gleichen Sinnes, vor allem im Hinblick auf Reformen im sozialen und landwirtschaftlichen Bereich. Aber viele Freimaurer waren in hohen militärischen, administrativen und kirchlichen Ämtern tätig. Selbst der von badischer Seite als erster Erzbischof von Freiburg gewünschte Ignatz Heinrich von Wessenberg (1774–1860, Generalvikar des 1821 aufgelösten Bistums Konstanz) soll Freimaurer gewesen sein.¹¹ Definitiv nachweisbar ist hingegen, dass Johann Evangelist Engesser (1778–1867, Priesterweihe 1801, Freimaurer 1809, Direktor der katholischen Kirchensektion im Ministerium des Inneren) Mitglied der Freiburger Loge „Zur Edlen Aussicht“ war.¹²

Im Jahre 1803 wurde Baden durch die 13 Organisationsedikte verwaltungsmäßig völlig neu organisiert.¹³ Durch die Organisationsedikte bekamen beispielsweise alle christlichen Konfessionen die rechtlich gleiche Stellung¹⁴ eingeräumt. Autor der Organisationsedikte war Johann Nikolaus Friedrich Brauer.

Von den Organisationsedikten 1803 zu unterscheiden sind die Konstitutionsedikte. Im ersten Konstitutionsedikt¹⁵ wurde festgehalten: „Jeder Mensch, wes Glaubens er sei, kann Staatsbürgerrechte genießen.“ Im Juli 1808 versprach Großherzog Karl dem badischen Volk die Gewährung einer Verfassung und die Schaffung einer Volksvertretung.¹⁶ Im Januar 1809 erhielten auch die Juden in Baden eine, zumindest teilweise, kirchenrechtliche Gleichstellung. „Die Judenschaft in Baden bildet einen eigenen konstitutionsmäßig aufgenommenen Religions- teil unserer Lande, der gleich den übrigen unter seinem eigenen, angemessenen Kirchenregiment steht, [...]“¹⁷ Zur eigent- lichen bürgerlichen Gleichstellung kam es jedoch erst 1862.¹⁸ In den Jahren 1808/09 und 1816 folgten zwei Verfassungsent- würfe. Die Verfassung von 1818¹⁹ (entworfen und entwickelt von Karl Friedrich Nebenius (1784–1857), zum Freimaurer auf- genommen 1809 in Besançon) garantierte individuelle Frei- heitsrechte und Gleichheit vor dem Gesetz. Sie war Deutsch- lands liberalste Verfassung überhaupt.

Zur gleichen Zeit wurden in Baden die beiden christlichen Kirchen auf organisatorisch neue Grundlagen gestellt: Aus der lutherischen und der reformierten Kirche wurde die „Vereinigte evangelisch-protestantische Landeskirche in Baden“²⁰ geschaffen, eine einzigartige Konsensunion beider protestanti- scher Konfessionen. Durch päpstliche Bulle erhielt die rö- misch-katholische Kirche in der Form des Erzbistums Freiburg 1821 ihre heutige Gestalt.²¹

Baden war, schon lange vor seiner Erhebung zum Großher- zogtum von Napoleons Gnaden und bis zur Schaffung des Deutschen Reiches 1871,²² ein Pufferstaat, der vor allem franzö- sischen Interessen zu dienen hatte.^{23,24} Seit der Französischen Revolution und durch das Zeitalter Napoleons hindurch wurde dies durch zahllose Souveränitätsverletzungen dokumentiert: Den Rastatter Gesandtenmord 1799²⁵ (französische Diploma- ten als Opfer „befehlsüberschreitender“ österreichischer Solda- ten des 11. Szekler Husarenregiments), 1804 die militärische Entführung französischer Emigranten aus Offenburg²⁶ und im gleichen Jahr die Entführung des Prinzen Louis Antoine Henri de Bourbon-Condé Duc d’Enghien durch ein militärisches Kommandounternehmen aus Ettenheim,²⁷ sowie im Jahre 1807 die gewaltsam erzwungene Auslieferung des Barons Auer- weck²⁸ an Frankreich. Unter Napoleon, dem Schwiegervater des Großherzogs Karl Friedrich Ludwig (1786–1818, Großherzog ab 1811; er hatte 1806 die Adoptivtochter Napoleons, Stéphanie de Beauharnais,²⁹ kaiserliche Hoheit, geheiratet) war Baden ein französischer Satellitenstaat. Erst nach der Völkerschlacht von

Leipzig wandte man sich vom Schwiegervater ab, als dieser ohnehin auf verlorenem Posten stand.

Im Großherzogtum Baden existierten zwei freimaurerische Großlogen: der „Badische Landeslogenverein“ (seit 1809 in Freiburg) und der „Großorient von Baden“ (seit 1807 in Mannheim).³⁰ Die Freiburger Loge „Zur Edlen Aussicht“ hatte ihr Gründungspatent im Jahre 1784 durch die Großloge von Österreich erhalten, gehörte der Breisgau bekanntlich doch bis 1805 (Friede von Pressburg) zu Österreich und wurde erst danach badisch. Die Mitglieder der Freiburger Loge waren deutlich „Pro-Habsburg“ orientiert. Man wünschte sich die Heimkehr des Breisgaus zu Vorderösterreich.

Andererseits war der „Großorient von Baden“, wie schon sein Name nahelegt, eng mit dem „Großorient von Frankreich“ („Grand-Orient de France“) verbunden. Diese Beziehungen waren sicher nicht nur freimaurerischer, sondern auch politischer Natur. Zum „Großorient von Baden“ gehörte auch die einzige badische Feldloge jener Zeit, von der vermutet werden darf, dass sie – französischen Traditionen folgend – wohl mit dem Regiment von Hochberg verbunden war.

Konfessionell war es übrigens so, dass gemäß der regionalen Verteilung der „Landeslogenverein“ wohl mehr katholische, der „Großorient“ wohl mehr protestantische Mitglieder aufwies.

Das Ergebnis all dieser Entwicklungen war, dass Großherzog Karl Friedrich Ludwig im Jahre 1813 ein landesweites Verbot aller geheimen Verbindungen, gerade auch der Freimaurerei, erließ.³¹ Die Völkerschlacht von Leipzig und der „Frankfurter Akzessionsvertrag“³² hatten ihre Spuren hinterlassen.

Politisch ist es nicht vermessen, sehr plakativ zu sagen: Frankreich (Kaiser Napoleon I., der Großherzogs Schwiegervater) schuf Baden in seiner heutigen Gestalt in den Jahren 1805/06,³³ und Rußland (Zar Alexander I., des Großherzogs Schwager) rettete Baden auf dem Wiener Kongress.³⁴ Aber dort hatte ja bekanntlich selbst Metternich ein Interesse daran, Frankreich nicht zu sehr zu schwächen – damit Preußen nicht zu sehr erstarren möge, und auch Rußland nicht zu sehr seinen Einfluss nach Westen ausbauen könnte.

Jedenfalls haben Badens Freimaurer, egal welcher der beiden Richtungen sie angehörten, einen weitaus größeren Einfluss auf die badische Politik jener Zeit ausgeübt als allgemein bekannt ist oder angenommen wird.

Anmerkungen

- 1 Der nachfolgende Text ist eine überarbeitete, deutsche Version der ursprünglich englischsprachigen Short Summary zur Präsentation, welche der Autor bei der World Conference on Fraternalism, Freemasonry, and History: Research in Ritual, Secrecy, and Civil Society, veranstaltet von der Policy Studies Organization, Washington, DC (USA) in der Bibliothèque Nationale, Paris, France, im Mai 2015 hielt.
- 2 14. August 1806, Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 1806 Nr. 18, 55. Karlsruhe 1806
- 3 Schreiber, Alois Wilhelm: Lebensbeschreibung Karl Friedrichs, Großherzogs von Baden; Heidelberg, Verlag Joseph Engelmann 1811, 12; sowie: Lennhoff, Eugen/Posener, Oskar/Binder, Dieter A.: Internationales Freimaurerlexikon; München, F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung 2000, 100; Baden, Karl Friedrich
- 4 Freimaurer in Mannheim, 24. Festschrift zum Großlogentag A. F. u. A. M. v. D. 1991, herausgegeben von der gastgebenden Loge „Kurfürst“ in Mannheim; Mannheim, Eigenverlag der Loge 1991
- 5 Schreiber, Alois Wilhelm: Lebensbeschreibung Karl Friedrichs, Großherzogs von Baden; Heidelberg, Verlag Joseph Engelmann 1811, 27
- 6 Hug, Wolfgang: Geschichte Badens; Stuttgart, Konrad Theiss Verlag 1992, 178
- 7 Es scheint wohl so zu sein, dass Brauer selbst kein Freimaurer war, aber in engem Kontakt und Austausch mit Freimaurern stand. Johann Nikolaus Friedrich Brauer (1754–1813) wird of als „Der Gesetzgeber Badens“ bezeichnet bzw. angesehen. Er schrieb auch Kirchenlieder und war darüber hinaus der Autor eines Buches über die evangelische Kirchenunion der Lutheraner und Reformierten: Johann Nikolaus Friedrich Brauer: Gedanken über einen Kirchenverein beider protestantischer Religionsparteien. Karlsruhe, Verlag Macklot 1803
- 8 25. Februar 1809, Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 7. Jahrgang 1809 Nr. IX, 77. In Kraft bis zum 01. Januar 1900, dem Tag, an dem das „Bürgerliche Gesetzbuch“ für das Deutsche Reich in Kraft trat. Das BGB gilt noch heute (mit Modifikationen), das Badische Landrecht in besonderen Fällen mit Verweis auf das Recht vor dem BGB ebenfalls.
- 9 Schlosser war Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) Schwager. Goethe war ebenfalls Freimaurer.
- 10 Schlosser war der erste „Meister vom Stuhl“ der Loge „Edle Aussicht“ in Freiburg im Breisgau (1784–1786) und später „Meister vom Stuhl“ der Loge „Leopold zur Treue“ in Karlsruhe. Hierzu: Festschrift „200 Jahre Freimaurer in Freiburg“; Herausgegeben von der Freimaurerloge „Humanitas zur freien Burg“ (dies war und ist heute wieder die „Edle Aussicht“); Freiburg, Eigenverlag der Loge 1984./Festschrift „200 Jahre Freimaurer in Karlsruhe“; Herausgegeben von der Freimaurerloge „Leopold zur Treue“; Karlsruhe, Eigenverlag der Loge 1985
- 11 Letztendlich bewiesen ist dies bis heute nicht. Jedoch soll das nachfolgende berühmte freimaurerische Bekenntnis aus seiner Feder stammen:

Freimaurerisches Bekenntnis

Ich glaube, dass die schöne Welt regiere ein hoher, weiser, nie begriffener Geist.
 Ich glaube, dass Anbetung ihm gebüre; doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preisst.
 Nicht glaub' ich dass der Dogmen blinder Glaube dem Hohen würdige Verehrung sei;
 Er bildet uns ja, das Geschöpf vom Staube, von Irrtum nicht und nicht von Fehlern frei.
 Drum glaub' ich nicht, dass vor dem Geist der Welten des Talmud und des Alkoran
 Bekenner weniger als Christen gelten, verschieden zwar, doch alle beten an.
 Ich glaube nicht, wenn wir von Kanzeln hören, der Christenglaube mache nur allein,
 uns selig; wenn die Unduldsamen lehren „Verdammt muss jeder Andersdenker sein“.
 Das hat der Meister, der einst seine Lehre mit seinem Blut besiegelt nie gelehrt;
 Das hat fürwahr – dem Herrlichen sei Ehre – kein Jünger je aus seinem Mund gehört!
 Er lehrte Schonung, lehrte Duldung üben, Verfolgung war der hohen Lehre fern;
 Er lehrt' ohn' Unterschied die Menschen lieben, verzieh dem Schwachen, jedem Feinde gern.
 Ich glaube an des Geistes Auferstehen, dass, wenn im Tod das matte Auge bricht, geläuterter wir
 dort uns wiedersehen.

Ich glaub' und hoff' es – doch ich weiß es nicht.

Dort, glaub' ich, werde sich die Sehnsucht stillen, die hier das Herz oft foltert und verzehrt,
die Wahrheit, glaub' ich, wird sich klar enthüllen, dem blicke dort, dem hier ein Schleier wehrt.
Ich glaube, dass für dieses Erdenleben, glaub's zuversichtlich, trotz der Deutlerzunft,
zwei schöne Güter mit der Herr gegeben: Das eine Herz, das andere heißt Vernunft.
Das letz'te lehrt mich prüfen und entscheiden, was ich für Pflicht, für Recht erkennen soll.
Laut schlägt das Erste bei des Bruders Freuden, nicht minder, wenn er leidet, warm und voll.
So will ich denn mit regem Eifer üben, was ich als Recht, was ich als Pflicht erkannt.
Will brüderlich die Menschen alle lieben, am Belt, am Hudson und am Gangesstrand.
Ihr Leid zu mildern und ihr Wohl zu mehren, sei stets mein heiligster Beruf.
Durch Taten glaub ich würdig zu verehren den Geist, der mich wie sie erschuf.
Und tret' ich einst dann aus des Grabes Tiefen hin vor des Weltenrichters Angesicht
So wird er meine Taten strenge prüfen, doch meinen Glauben – nein, das glaub ich nicht!

- 12 Hierzu: Braun, Rainer: Freimaurer im Parlament des Bundeslandes Baden-Württemberg und seiner Vorläufer seit 1818. Jahrbuch für Freimaurerforschung (Bayreuth/Würzburg) Vol. 45/2008, 167–226
- 13 Kurfürstlich-Badische Landesorganisation in 13 Edicten nebst Beilagen und Anhang; Karlsruhe, Macklots Hofbuchhandlung, 1803
- 14 Kurfürstlich-Badische Landesorganisation in 13 Edicten nebst Beilagen und Anhang; Karlsruhe, Macklots Hofbuchhandlung, 1803, 4
- 15 Erstes Konstitutionsedict, die kirchliche Staatsverfassung des Großherzogtums Baden betreffend, vom 14. Mai 1807, zitiert nach Jacob Heinrich Rieger: Sammlung von Gesetzen und Verordnungen ... Braunsche Buchhandlung, Offenburg 183, 2
- 16 Landesherrliche Verordnung der obersten Staatsbehörden, 5. Juli 1808; Regierungsblatt für das Großherzogtum Baden, 1808 Nr. XXI, vom 08. Juli 1808, 185/186; Karlsruhe 1808
- 17 Landesherrliche Verordnung, 13. Januar 1809; Regierungsblatt für das Großherzogtum Baden, 1809 Nr. VI, veröffentlicht 11. Februar 1808, 29 ff.; Karlsruhe 1809
- 18 Gesetz, die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten betreffend vom 04. Oktober 1862; Großherzoglich Badisches Regierungsblatt Nr. XLVIII veröffentlicht 07. Oktober 1862, 450; Karlsruhe 1862
- 19 Verfassungsurkunde für das Großherzogtum Baden vom 22. August 1818; Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungsblatt 1818, Nr. XVIII, veröffentlicht 29. August 1818, 101 ff.; Karlsruhe 1818
- 20 §9 der Badischen Verfassung vom 22. August 1818, Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungsblatt 1818, Nr. XVIII, 101 ff., veröffentlicht 29. August 1818; Karlsruhe 1818
- 21 Landesherrliche Verordnung, die Vereinigung der beiden evangelischen Landeskirchen betreffend, datierend vom 25. Juli 1821, Großherzoglich Badisches Staats- und Regierungsblatt 1821, Nr. XVI, 119 ff. veröffentlicht 21. September 1821; Karlsruhe 1821. Hierzu auch: Herden, Ralf Bernd: Bad Rippoldsau und die badische Konsensunion; Die Ortenau – Jahrbuch des historischen Vereins für Mittelbaden; Vol. 85 (2005), 135–142; Offenburg, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, 2005
- 22 Papst Pius, Päpstliche Bulle „Provida solersque“ vom 16. August 1821
- 23 Proklamation am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal zu Versailles. Der badische Großherzog Friedrich I. durfte das erste „Hurra“ auf seinen Schwiegervater, Kaiser Wilhelm I. ausbringen; Verfassung des Deutschen Reiches: Deutsches Reichsgesetzblatt Band 1871, Nr. 16, Seite 63–85, in der Fassung vom 16. April 1871, veröffentlicht am 20. April 1871, Berlin 1871
- 24 Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918; Karlsruhe, G. Braun Buchverlag 2005, 19
- 25 Vergleiche hierzu: Mendelsohn-Bartholdy, Carl: Der Rastatter Gesandtenmord; Heidelberg, Verlag Fr. Bassermann 1869. Auch: Zandt, J.F.Th.: Der Rastatter Gesandtenmord; Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchhandlung 1869. Oder: Freiherr von Reichlin-Medlegg, Joseph: Der Rastatter Gesandtenmord; Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1869

- 26 Obser, Karl: Ein Bericht über die Vorgänge in Offenburg vom 11. bis 15. März 1804; Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission, Karlsruhe, Verlag Braun 1899, S. m57–m66. Auch: Häusser, Ludwig: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes; Zweiter Teil: Bis zu den Schlachten von Jenau und Auerstädt (14. Oktober 1806); Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1855, 515 ff.
- 27 Batzer, Ernst: Ein Bericht über die Gefangennahme des Herzogs von Enghien in Ettenheim; Die Ortenau – Jahrbuch des historischen Vereins für Mittelbaden; Vol. 18 (1931); 177–182. Offenburg, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, 1931
- 28 Auerweck von Steilenfels (1766–1830); siehe hierzu Lothar Wichua: Die Ortenau, Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelbaden; Vol. 61 (1981), 178 ff.; Offenburg, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden 1981
- 29 Stephanie war ganz einfach die Tochter eines Vettern des ersten Ehemannes der ersten Kaiserin Josephine, die später aus politischen Gründen der Ehe Napoleons mit der österreichischen Erzherzogin Marie-Loiuse weichen musste.
- 30 Herden, Ralf Bernd: Großorient von Baden und Badischer Landeslogenverein von der Gründung 1806 zum Freimaurerverbot 1813. TAU I/2013, Zeitschrift der Forschungsloge Quatuor Coronati in Bayreuth; Bayreuth, Verlag der Forschungsloge Quatuor Coronati 2013
- 31 1813 February 16: Großherzoglich Badisches Regierungsblatt 11. Jahrgang 1813 Nr. 5, 25. (veröffentlicht am 25. Februar 1813)
- 32 Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918. Karlsruhe, G. Braun Buchverlag 2005, 29
- 33 Sauer, Paul: Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern; Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer 1987
- 34 Zollner, Hans Leopold: Greif und Zarenadler – Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen; Karlsruhe, Badenia-Verlag 1981

Erinnerungen an Familie Bodenheimer aus Durbach

Josef Werner

Am 22. Oktober 1940 wurden die Badischen Juden ins Lager Gurs nach Südfrankreich deportiert. Unter den Deportierten befanden sich auch der Durbacher Bäcker Moritz Bodenheimer mit seiner Frau Rosa geb. Bloch, die Tochter Elsa Strauß geb. Bodenheimer und deren Tochter Bela. Während Elsa und Bela die unmenschlichen Bedingungen im Lager überstanden, verstarben Moritz und Rosa Bodenheimer am 6. März 1944 bzw. 4. Juni 1943 in Montauclix, Commune de Montrem (Dordogne) an den Strapazen des Lagerlebens.

Am 19. September 2014 schreibt Frau Marthy Smith aus England an das Wein- und Heimatmuseum in Durbach folgende Mail (Übersetzung von Anne Nill):

„Bitte verzeihen Sie mir, dass ich in Englisch schreibe. Mein Deutsch ist nur sehr schwach.

Als ich in den 1950ern in Reading Pennsylvania, USA, aufgewachsen bin, war mein direkter Nachbar Hermann Bodenheimer.

Um 1980 starb er, aber meine Mutter war noch immer in Kontakt mit seiner Witwe Hilda. Ich lebte zu der Zeit schon in Britannien und habe dort etwas Deutsch gelernt. Mein Mann und ich gingen zu der Zeit oft im Schwarzwald wandern, was wir noch immer tun (hauptsächlich im Glottertal). Ich bat meine Mutter, Hilda zu fragen, woher Hermann stammte und sie sagte meiner Mutter, dass er aus Durbach gekommen sei.

Heute Morgen erhielt ich den Brief meiner Mutter, in dem sie von Durbach schrieb, und suchte daraufhin Hermann Bodenheimer + Durbach in meiner Suchmaschine. Ich fand all die wunderbaren Informationen über jüdische Familien, inbegriffen der Bodenheimers, auf Ihrer Website. Ich versuchte es, mit meinem deutschen Wörterbuch zur Hand, zu lesen, aber ich war so bewegt davon, was ich las und sah. Besonders berührte mich das Bild von Hermann und seiner Familie 1925 in Durbach.

Ich weiß nicht, ob Sie mehr Informationen über ihn möchten und ich weiß auch nicht allzu viel über ihn, da ich ja noch ein kleines Kind war, als ich ihn kannte.



*Familie Bodenheimer
um 1925: v.l. Julius,
Elsa, Hermann, Hilda,
Sophie, Karl; vorn
sitzend die Eltern Rosa
und Moritz*

ich glaube, der Rest ihrer Familie kam ums Leben. Sie hatten einen Sohn, James, der um die 70 Jahre alt sein muss.

Ich mochte Hermann wirklich. Er und Hilda waren wie zweite Eltern für mich. Ich rannte immer zu ihrem Haus und ich glaube, dass ich in irgendeiner Art und Weise auch für sie wie die Tochter war, die sie niemals hatten. Hermann mochte Kinder sehr. Ich war immer gefesselt von ihrer Geschichte.

Als wir, als ich 7 war, nach Harrisburg, auch in Pennsylvania, zogen, waren dort noch viele weitere Juden – hauptsächlich aus Tschechien, der Slowakai, Polen und der Ukraine.

Ich arbeite nun mit Studenten, die es kaum fassen können, wenn ich davon erzähle, dass die Mütter von Klassenkameraden tätowierte Nummern von den Konzentrationslagern auf ihren Armen hatten.

David (mein Ehemann) und ich reisen regelmäßig in den Schwarzwald und ich hoffe, dass wir Durbach bei unserer nächsten Reise besuchen können. Für mich ist das eine schöne Art, Hermann nicht zu vergessen.

Mit freundlichen Grüßen
Marthy Smith

Die ausführliche Geschichte der Durbacher Juden und viele weitere Beiträge zur Ortsgeschichte findet man auf der Webseite des Wein- und Heimatmuseums unter www.museum-durbach.de.

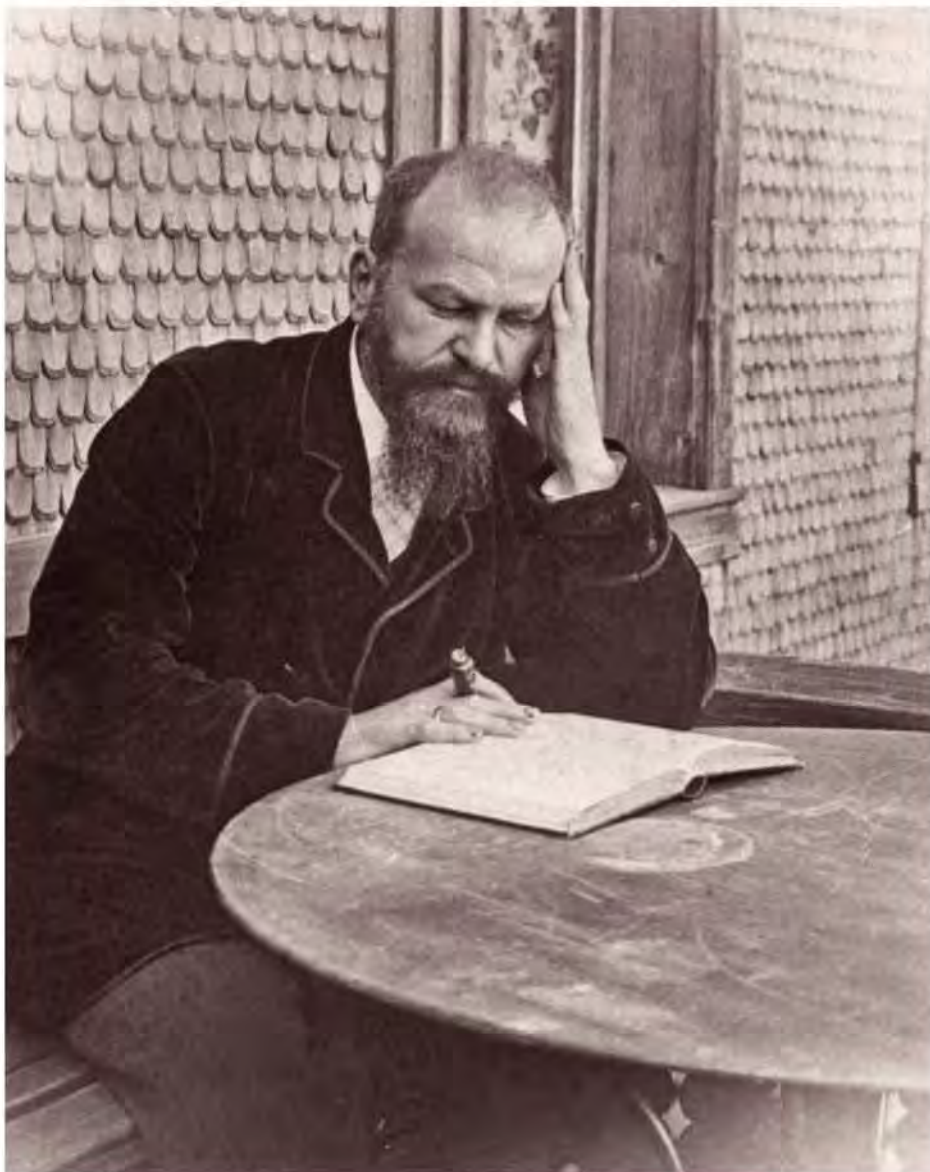
Ich erinnere mich, dass er von Deutschland aus zu einem Onkel nach Baltimore kam, von dem er den Werkzeughandel erlernte. Er ließ sich daraufhin in Reading mit einem Werkzeuggeschäft nieder, mit dem er sehr erfolgreich war.

Hilda kam aus München und erinnerte sich an die Reichskristallnacht. Glücklicherweise konnte sie zu Verwandten in die Vereinigten Staaten fliehen, aber

Dr. Otto Walther – Begründer des Rehabilitationswesens in Nordrach¹

Anna Niederberger

Dr. Walther, für dessen Verdienste im Nordrachtal 2013 eine Straße benannt wurde, wurde geboren am 01.08.1855 als Sohn eines Apothekers in Limbach im Erzgebirge. Während seines Medizinstudiums in Leipzig lernte er Hope Adams kennen und reiste ihr nach England nach.² Hope war in einem geistig anregenden Elternhaus aufgewachsen. Schon 1830 gab es in England die „early radical feminists“. Deren Ideen beeinflussten auch die Erziehung von Hope.



Der Vater William war Erfinder, Techniker und Mann der Eisenbahn mit vielerlei Interessen, aber wenig Geschäftssinn.³ Die erste Frau des Vaters stirbt bei der Geburt des zweiten Kindes, Sarah, die zweiten Frau, stirbt an Tuberkulose. Ca. 1850 heiratet der Vater ein drittes Mal.

1853 wird der Bruder von Hope, Walther, geboren, 1855 Hope. Der Vater stirbt, als Hope 16 Jahre alt ist. Der Tod des Vaters bringt Hope in finanzielle Abhängigkeit vom Halbbruder, deshalb „flieht“ sie mit der Mutter nach Dresden und schreibt sich 1876/77 in Leipzig als Gasthörerin für Medizin ein.⁴ Die Ablegung des Staatsexamens wird dort wegen des fehlenden Abiturs abgelehnt. 1880 legt Hope sämtliche Prüfungen ohne offizielle Erlaubnis ab.⁵

Es gab damals zahlreiche erbitterte Gegner gegen das Frauenstudium, u. a. Prof. Orth, Pathologe in Berlin mit folgenden Ausführungen: *„Man denke sich nur die junge Dame im Seziersaal mit Messer und Pinzette vor der gänzlich entblößten männlichen Leiche sitzen und ... präparieren, man denke sie sich die Leichenöffnung eines Mannes oder einer Frau machen und zur notwendigen Aufklärung der Krankheitserscheinungen die Beckenorgane mit allem was dazu gehört zu untersuchen ... man berücksichtige, dass das alles in Gegenwart der männlichen Studenten vor sich geht, dass die männlichen wie die weiblichen in der ersten Zeit der Mannbarkeit stehen, wo die Erregung der Sinnlichkeit ganz besonders leicht und gefahrvoll ist, – man stelle sich das einmal so recht lebhaft vor und dann sage man, ob man junge weibliche Angehörige der eigenen Familie in solchen Verhältnissen sehen möchte! Ich sage nein und abermals nein!“*⁶

1899 heißt es in einem Ärzteblatt: *„Es wird kaum geleugnet werden können, dass von dem heutigen Geschlechte junger Mädchen aller Stände nur eine verschwindende Mindestzahl den Anstrengungen – nicht einmal des ernstesten Studiums, keineswegs den Strapazen ärztlicher Praxis – gewachsen sein wird.“* Diesen Zeitgeist spiegelt auch ein Schreiben einer Freundin von Hope wieder: *„Der Hofrat (= Klinikchef) erschien auch mitten in der Nacht in sorgfältig ausgewähltem Anzug, Zylinder und Handschuhen in der Klinik ...“*

Ungeachtet aller Schwierigkeiten geht Dr. Adams ihren Weg weiter – 1903 wird die Approbation in Deutschland anerkannt.⁷

Hope Adams wehrt sich gegenüber der allgemeinen Einschätzung der Frau u. a. mit folgenden Ausführungen: *„Warum weist ihr uns immer auf die Natur und habt doch selbst so wenig Vertrauen zu ihr? Ihr dürft ohne Sorge sein: Wir werden nicht aufhören, euch zu lieben, wir werden nicht aufhören, Kinder zu gebären, Kinder zu säugen, Kinder zu erziehen. Wir werden auch nicht aufhören, mit Mann und Kind ein Heim zu begehren ... Der Kleinbürger, in seiner ganz richtigen Einschätzung dieses Urgesetzes, in seiner*

*Unfähigkeit, sich einen besser organisierten Betrieb als den Heutigen vorzustellen, in seinem mangelhaften Verständnis des weiblichen Geistes, und in dem eng umgrenzten Egoismus, der ihm verbietet, im Weib etwas anderes als eine Dienerin zu sehen, kommt unvermeidlich zu dem Schluss, dass die Frau von der Natur auf Haus- und Kinderpflege in alle Ewigkeit angetreten ist. Mit einem Körnchen mehr Intelligenz würde er ... begreifen, dass die reife Frau nicht anders denkt und handelt als der reife Mann, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern Erziehungs-Unterschiede sind; dass der Frau derselbe Drang innewohnt, wie dem Mann, nach Tätigkeit, nach Freiheit, nach neuen Bahnen, nach Ausleben des eigenen Wesens, nach Mitarbeit an der Lösung der Welträtsel.*⁸

Nach dem Examen 1880 wollte Dr. Adams in England arbeiten, Dr. Walther reist ihr aber nach und sagt, wenn sie ihn nicht erhöre, werde er sich in die Themse stürzen.⁹

1881 macht Hope ihr Examen am „Kings and Queens College of Physicians“ in Irland, und geht dann mit Dr. Walther nach Frankfurt/Main. 1882 heiraten Hope Adams und Dr. Walther. Sie haben eine Gemeinschaftspraxis, auf dem Praxischild steht „Dr. Adams Walther“ – dies zeigt das Selbstbewusstsein von Hope Adams, denn die Beibehaltung des Mädchennamens war damals noch nicht erlaubt. Rezepte, Impf- und Totenscheine mussten von ihrem Ehemann unterschrieben werden.¹⁰ 1884 wird dem Ehepaar der Sohn Heinz geboren, 1886 Tochter Mara. Danach wird Hope Adams schwer krank, sie hat Tuberkulose.

Dr. Walther und seine Frau Hope waren beide mit Leib und Seele Sozialdemokraten. Zu ihrem Freundeskreis gehörten u. a. Clara Zetkin, Wilhelm Liebknecht und August Bebel. Dr. Walther kandidiert als Sozialdemokrat 1884 und 1886 für den Stadtrat in Frankfurt, im Rahmen des Sozialistengesetzes wird er durch die Polizei beobachtet, es erfolgt eine Hausdurchsuchung. Hope Adams gründet einen Lesezirkel für die sozialistische Bildung von Frauen (Lektüre zur Frauenfrage und Volkswirtschaft.) Dieser Lesezirkel wird von der Polizei ausgehoben.¹¹

Die Sozialdemokratie

Im Mai 1863 wird von Ferdinand Lassalle der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein gegründet, 1869 in Eisenach die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschland SAPD. Im Mai 1875



erfolgt in Gotha der Zusammenschluss von ADAV und SAPD, 1890 schließlich wird die SPD gegründet. Das Ziel war die Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterklasse.

Die SAPD vertrat in ihrem Eisenacher Programm eine am Marxismus ausgerichtete politische Linie. Der Kampf für die Befreiung der arbeitenden Klassen sei nicht als Kampf für Klassenprivilegien und Vorrechte zu verstehen, sondern für gleiche Rechte und Pflichten und für die Abschaffung der Klassenherrschaft. Außerdem forderte das Eisenacher Programm u. a. die Einschränkung der Frauenarbeit sowie Verbot der Kinderarbeit, des Weiteren die staatliche Förderung des Genossenschaftswesens.¹² Kinderarbeit gab es damals noch in breitem Umfang, erst im März 1839 wurde durch das „Preußische Regulativ“ die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken eingeschränkt:

„§. 1. Vor zurückgelegtem neunten Lebensjahr darf niemand in einer Fabrik oder bei Berg-Hütten- und Pochwerken (Maschine zum Zerkleinern von Erzen) zu einer regelmäßigen Beschäftigung angenommen werden.“¹³

Leider ist Kinderarbeit bis hin zur Kinderprostitution auch noch heute in vielen sogenannten „Entwicklungsländern“ unter erbärmlichen Bedingungen die Regel.

Das Sozialistengesetz

Bismarck – monarchistisch eingestellt – betrachtete die SAPD als „Reichsfeind“ und benutzte ein Attentat auf Kaiser Wilhelm I. im Jahr 1878 als Vorwand, um mit einem rigorosen Gesetzentwurf, dem sog. Sozialistengesetz, gegen die Sozialdemokraten vorgehen zu können. Der Entwurf wurde abgelehnt, Eugen Richter hielt am 23.05.1878 folgende Rede vor dem Reichstag:

Der Entwurf wurde abgelehnt, Eugen Richter hielt am 23.05.1878 folgende Rede vor dem Reichstag:

„Der Herr Minister mag sagen: ja, die Mittel reichen nicht, es muß außerdem noch etwas geschehen zur Bekämpfung der Agitation; aber, meine Herren, in dem Augenblick, wo Sie die eine Partei mundtot machen, da machen Sie es doch ganz unmöglich, diese Partei zu bekämpfen, wenigstens wirksam zu bekämpfen in ihrer Agitation. Es wird ja diese ganze Kraft gelähmt, und doch müssen wir der Meinung sein, daß schließlich allein auf diesem Weg der Ueberzeugung diese Bewegung eingeschränkt werden kann. Es hilft nun einmal nichts, diese



*Bewegung muß auf demselben Wege wieder hinaus aus dem deutschen Volke, wo sie hineingekommen ist; ein anderer Weg führt nicht zum Ziel.*¹⁴

Ein zweites Attentat auf den Kaiser wurde von Bismarck den Sozialisten in die Schuhe geschoben, um schließlich das Gesetz durchzubringen – es wurde am 19.10.1878 im Reichstag des Kaiserreichs verabschiedet und trat am 22.10.1878 in Kraft.

Dieses Sozialistengesetz verbot Zusammenkünfte und politische Betätigung jeglicher Art außerhalb der Reichs- und Landtage, ebenso die Verbreitung politischer Schriften. An Strafen gab es Geld- oder Haftstrafen oder die Ausweisung unerwünschter Personen. Es wurden ca. 1500 Personen zu Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verurteilt.

Nach § 28 des Sozialistengesetzes wurden 797 Sozialdemokraten als „Agitatoren“ aus Orten ausgewiesen, in denen der „kleine Belagerungszustand“ verhängt wurde, darunter als Hochburgen der Sozialisten Berlin, Leipzig, Hamburg und Frankfurt am Main.¹⁵

Dr. Walther aus Frankfurt erfuhr, dass ihm die Ausweisung drohte und kam dem zuvor. Durch Vermittlung eines Offenburger Freundes fand das Ehepaar Walther 1886 Zuflucht auf dem badischen Brandeck-Lindle bei Ohlsbach im Kinzigtal. Dr. Walther ist also polizeilich gesucht, seine Frau Hope hat Tuberkulose. Brandeck-Lindle wird zum „Konspirativen Sozialistentreffpunkt“. Im September 1888 erfolgt eine Polizeiliche Durchsuchung von Brandeck, Dr. Walther wird verhaftet, es erfolgt Anklage wegen Drucks bzw. Schmuggel der verbotenen Zeitschrift „Der Sozialdemokrat“. Dr. Walther kommt sechs Wochen in Untersuchungshaft in Offenburg und muss Tüten kleben. Die Villa Brandeck wird so zur „Wiege der Offenburger Sozialdemokratie“. 1977 besucht Willi Brandt die Brandeck.¹⁶

Von Brandeck aus machte sich Dr. Walther auf die Suche nach einem Standort für ein Sanatorium und fand schließlich das Gebäude der leerstehenden Kobalt- und Glasfabrik in Nordrach. 1887 wurde der Kaufvertrag mit dem Ankerwirt abgeschlossen, es folgten ausgedehnte Um- und Neubauten: Herrenhaus, Doktorhaus, Bergfried, Sonnenhaus und Rosenhaus. Schließlich waren es 40 Gebäude mit einem Neubauwert von 266 860 Mark. Bei der Finanzierung half wohl ein englischer Verleger.¹⁷





Man stelle sich vor: ein polizeilich gesuchter Arzt, Sozialdemokrat, mit Ehefrau, die an Lungentuberkulose leidet, will in dem damals noch sehr abgelegenen Nordrachtal eine Tuberkuloseklinik eröffnen! Was das für die Bevölkerung bedeutete, wie weit sie sich dem Vorhaben und der Ausführung gegenüber ablehnend oder zustimmend verhielt, ist heute nur noch schwer einzuschätzen. Immerhin gab es bald Arbeitsplätze, d. h. die Möglichkeit, Geld zu verdienen und damit zu bescheidenem Wohlstand zu kommen.

Die Einrichtung einer Tb-Heilstätte bedurfte auch der Genehmigung des Großherzoglichen Bezirksamtes Offenburg, wie aus einem Schreiben von dort vom 12.09.1889 an das Nordrachener Rathaus ersichtlich ist. Das Schreiben wurde mit dem Stempel „erledigt“ versehen. Im März 1890 wurde eine elektrische Telefon- und Beleuchtungsanlage genehmigt, am 11.07.1890 die Anlage einer Wasserleitung.¹⁸

1890/91 wurde in Nordrach-Kolonie das erste Lungensanatorium mit 60 Betten eröffnet. Das Therapiekonzept von Dr. Walther war für die damalige Zeit bahnbrechend: Er war ein strikter Gegner der Liegekuren, das Liegen sei schädlich für Herz und Kreislauf, und die Patienten klagten sich beim Liegen nur ihre Leiden. Vielmehr sollten die Patienten spazieren gehen, dafür wurden Spazierwege mit unterschiedlicher Steigung angelegt, die Patienten erhielten eine Wanderkarte. Hy-



giene bekam einen besonderen Stellenwert. Fast jedes Zimmer hatte eine „Nasszelle“. Hochkalorische Ernährung hielt er für wichtig (bis in die 1970er-Jahre gab es eine „Butterzulage“ für Tbc-Patienten!), und es herrschte absolutes Alkoholverbot.¹⁹

Die außerordentlich guten Erfolge von Dr. Walthers Behandlungsmethode zogen interessierte Ärzte an: *„Aus aller Herren Länder kamen Ärzte nach Nordrach, um zu lernen. In England wurden 23 Sanatorien mit ‚Nordrach Treatment‘ errichtet. 3 davon nannten sich (jedenfalls bis 1914) zur Ehrung Dr. Walthers ‚Nordrach‘, da die meisten Ärzte dort Patienten von ihm gewesen waren. Und zuletzt in 1921 – zwei Jahre nach dem Tod meines Mannes – schickte mir der berühmte englische Tuberculosespecialist Sir James Kingston Fowler sein Werk ‚Pulmonary Tuberculosis‘. Darin widmet er ein ganzes Kapitel (XXIII) Dr. Walther ‚A Pioneer in the Sanatorium Treatment of Pulmonary Tuberculosis‘ ... Nordrach Colonie, seine Lage, seine Natur wird auch darin beschrieben ... Nur ist es wahr, wenn er sagt, ‚he lives in the memory of those, who he saved!‘“²⁰*

Die Tuberkulose

Die Tuberkulose, umgangssprachlich auch als „Schwindsucht“ oder „die Motten“ bezeichnet, war damals vor allem in dicht besiedelten Regionen, d.h. in Städten, in Industriegebieten,

eine meist tödlich verlaufende Krankheit. Die Ursache kannte man bis zur Entdeckung des Erregers durch Dr. Robert Koch im Jahr 1882 nicht. Die Krankheit wurde oft totgeschwiegen. Noch bis Mitte der 1950er-Jahre durfte über die Tbc-Erkrankung eines Familienmitglieds nicht geredet werden! Es soll Bewohner aus Zell am Harmersbach gegeben haben, die damals wegen der „Motten“ nicht nach Nordrach kamen. Die Nordrachler zeigten allerdings gegenüber den Patienten keine Ängste. Es gab jedoch in den Schulen seitens des Lehrers Anweisungen, dass die Kinder sich von ihnen fernhalten sollten. An Behandlung gab es damals fast nur die mehrmals tägliche Liegekur und reichliches Essen. Die Patienten waren Monate, manchmal Jahre von der Familie getrennt. Was das für die Familien bedeutete, lässt sich unschwer vorstellen. Für manche Patienten war allerdings die tägliche, komplette Versorgung, die Stetigkeit im Alltag so angenehm, dass sie gar nicht mehr nach Hause wollten.

Das Sanatorium und Dr. Walther als Persönlichkeit

Die Klinik war durchgängig geprägt von Dr. Walthers Persönlichkeit, die seine Tochter Gerda Walther wie folgt beschreibt:



„Ein großer, stattlicher Mann, Mähne von rötlich-blondem Haar und ebensolchem Bart mit strahlend blauen Augen, richtiger Germane. Er war eine sehr suggestive, starke Persönlichkeit. Eine strahlende Lebenskraft und Zuversicht gingen von ihm aus. Als Sozialdemokrat behandelte er viele Patienten umsonst. In seiner Heilanstalt war er absolutester Herrscher, schaffte Ordnung wie ein brüllender Löwe. Gleichzeitig war er Idealist mit viel Humor, war heftig-liebevoll-zärtlich.“²¹ Seine Tochter Gerda berichtet auch: „Um alles kümmert er sich, sogar um den Küchenzettel – erstellt durch Selbstversorgung mit landwirtschaftlichen Produkten. Die Kranken sollten zu Kräften kommen, sollten zu den Mahlzeiten Milch trinken. Er teilte jedem aus, was er essen ‚musste‘, allerdings verschwindet manches in Säckchen unter dem Tisch, damit wurden die Forellen gefüttert. Seine Kleidung war sehr leger: Kniehosen und Samtjoppe, Ledergamaschen, rohseidenes Hemd und bunte Schärpe.“²²



So erfolgreich Dr. Walther beruflich war, so schwierig war und wurde seine persönliche Situation. Seine Frau Hope Adams verliebte sich in den Verwalter des Sanatoriums, Herrn Carl Lehmann. Nur sehr schweren Herzens stimmte Dr. Walther 1893 schließlich einer Scheidung zu.²³ Die beiden heirateten 1896. Ragnhild Bajer, die Tochter eines dänischen Politikers und späteren Nobelpreisträgers, war Patientin in Nordrach. Dr. Walther lernte sie lieben und heiratete sie 1895. Ragnhild war damals 19 Jahre alt. Im März 1897 wurde die Tochter Gerda unter dramatischen Umständen geboren. 1903 starb Ragnhild an einem Leberleiden, 1904 heiratete Dr. Walther die Schwester Sigrun der verstorbenen Ehefrau. Diese Ehe führte zu einem lebenslangen heftigen Zwist mit der Tochter Gerda.²⁴ Ein Bild von Gerda wurde von Ragnhild Walther gemalt und zeigt Gerda im Alter von drei Jahren. Unten links ist es signiert mit „RW 1900“. Das Bild wurde 1979 der Gemeinde Nordrach aus dem Nachlass von Dr. Gerda Walther übergeben und hängt seither im Lesesaal in der Hansjakob-Halle in Nordrach.

Der weitere Weg von Dr. Hope Adams Lehmann

Dr. Adams Lehmann zieht 1896 mit ihrem Mann Carl Lehmann nach München und gründet dort mit ihm eine Praxis.



Sie kümmert sich speziell um Bildung von Frauen, Hygiene, Kindergärten und will eine große Klinik nur für Frauen gründen. Dies scheitert allerdings an der Frage der Finanzierung. Entgegen ihrer eigenen Lebensgeschichte wird erst 1899 das Frauenstudium erlaubt. Dr. Adams-Lehmann stirbt am 10.10.1916 in München. Ihre Tochter Mara hat einen lebenslangen Konflikt mit der Mutter, heiratet nach Uruguay, hat acht Kinder und verbrennt vor dem Tod alle Korrespondenz mit der Mutter.

Fortgang der Tuberkulose-Behandlung in Nordrach

Wegen der guten Behandlungsergebnisse von Dr. Walther und u. a. der nebelfreien Lage von Nordrach finden sich bald auch gut zahlende Gäste ein. Wegen des großen Andrangs von Patienten, die im ursprünglichen Sanatorium nicht mehr aufgenommen/untergebracht werden können, wird 1893 eine Dependance für Patienten im Gasthaus Linde eröffnet, ebenso in der „Stube“, hier erfolgt allerdings Anfang der 1920er-Jahre die Umstellung auf Gaststättenbetrieb. Patienten werden z. T. sogar in Bauernhäusern untergebracht. Wegen der Unterbringung von Tb-Patienten in Privathäusern gibt es eine Anfrage von Offenburg, ob dies nicht bedenklich sei. Es wird geantwortet,



es werden nur „Leichtkranke“ aufgenommen.²⁵ Bei weiterhin großem Andrang der Gäste wird ca. 1925 das sog. Kurhaus im Dorf erweitert. 1914–15 wird etwas abseits vom Dorf das Sanatorium Nordrach gebaut, 1915 werden dort die ersten Tuberkulose-Patienten aufgenommen.

1896 errichtet Dr. Hettinger ein Privatsanatorium für Tuberkulose-Patienten, hat sich dabei aber wohl finanziell übernommen. So wird die Klinik 1905 an die Rothschild-Stiftung verkauft und wird zur Lungenheilstätte für jüdische Frauen. Da nicht alle verstorbenen Patienten in die Heimat verbracht werden können, wird ein Friedhof für die Verstorbenen eingerichtet, der noch heute besteht. Der erste Grabstein dort datiert von 1907. Im August und September 1942 werden die letzten Patientinnen und die jüdischen Mitarbeiter aus der Klinik deportiert, es hat keine überlebt. 1952 verkauft der Sohn der Baronin von Rothschild das Haus an Tadeus Zajac, von 1953 bis 1969 ist es wieder Lungenheilstätte, ab 1970 als St.-Georgs-Klinik dient es psychiatrischen Langzeit-Patienten. Mit Um- und Anbauten entsteht daneben eine Akutklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, die Franz-Alexander-Klinik.²⁶

Das weitere Schicksal von Dr. Walthers Sanatorium

Dr. Walther behandelte viele Patienten umsonst, so stellten sich im Lauf der Jahre daher z. T. finanzielle Sorgen ein. Zusätzlich hatte er wohl mit Aufbau und Leitung der Klinik seine Kräfte verausgabt. So musste er die Klinik verkaufen und machte 1906 ein Angebot an Offenburg, die Klinik mit allen Gebäuden für 200000 Mark – weit unter Wert – zu verkaufen, das Angebot wurde jedoch abgelehnt. Bei der LVA gab es seinerzeit lange Wartelisten für die Behandlung von Tuberkulose-Patienten. Um diese Wartelisten/Wartezeit abzukürzen, wurde Dr. Walthers Sanatorium am 12.09.1908 an die LVA für 300000 Mark verkauft.

Aus den Erläuterungen für die Ausschuss-Sitzung zum Verkauf an die LVA: *„Die Kolonie ist auch fern von Wirtschaften und fern von Gelegenheiten, gegen die Kurvorschriften zu handeln. Krankenschwestern oder Wärter sind bis jetzt keine vorhanden. Man hofft, diese vom Roten Kreuz bzw. Bad. Frauenverein zu gewinnen.“* Durch die LVA werden zahlreiche Umbauten getätigt, der Bau zunächst dreistöckiger Liegehallen, eine Kläranlage für Abwasserleitung und ein neues Trinkwasser-Reservoir.²⁷

Im Rahmen der Tb-Behandlung gab es außerhalb der Liegekuren kaum Beschäftigung, Alkohol spielte eine nicht unerhebliche Rolle. Als im Kurhaus aus disziplinarischen Gründen



der wöchentliche Filmabend gestrichen werden sollte, gab es einen „Aufstand“ unter den Patienten, und das Verbot musste zurückgenommen werden.²⁸ Selbst Anfang der 1970er-Jahre gab es für die Patienten in einem Tb-Sanatorium Beschäftigung nur in minimalem Umfang.

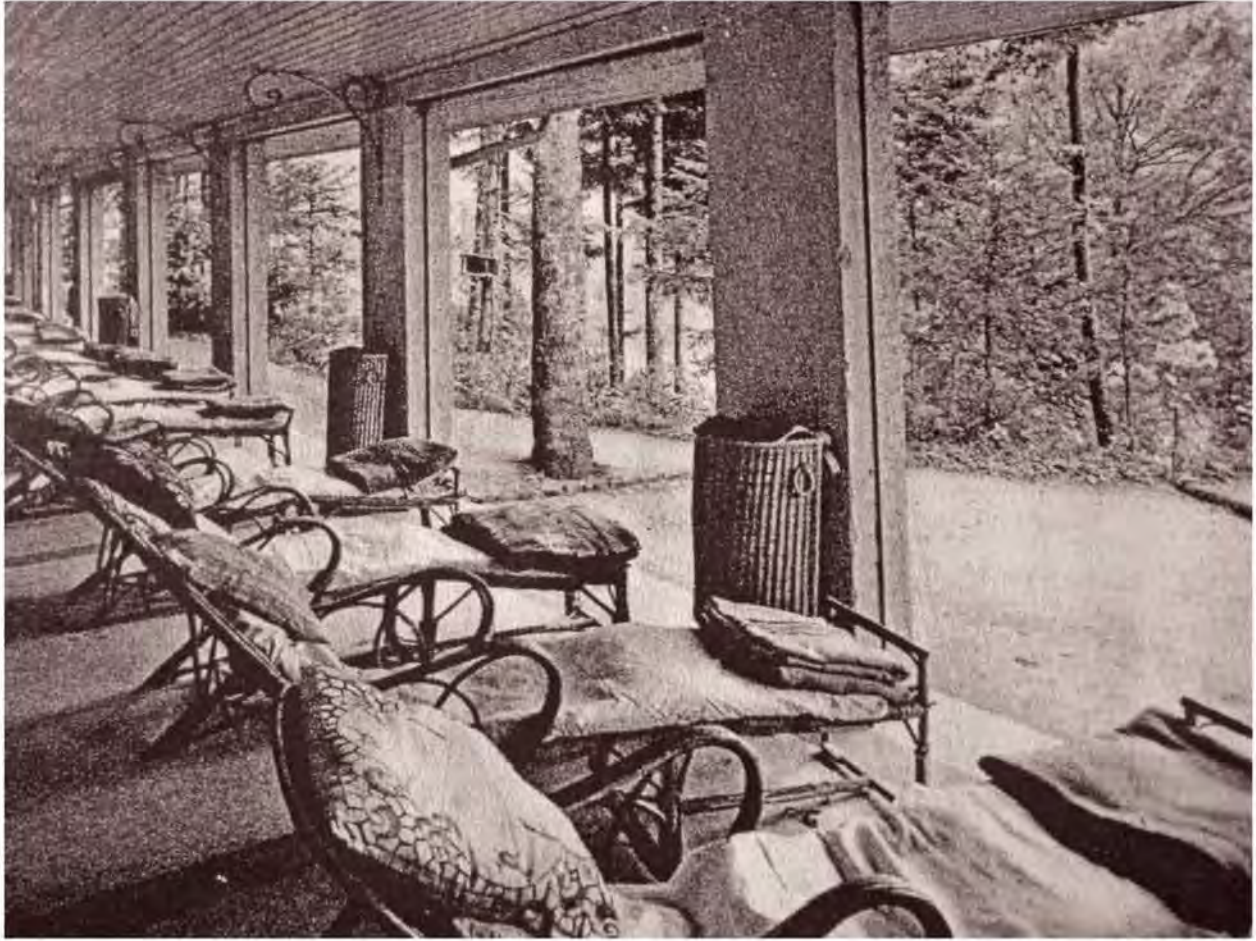
Das Ende von Dr. Walther

Nach dem Verkauf seines Lebenswerks verlässt Dr. Walther Nordrach und zieht zunächst an den Starnberger See. 1917 verkauft er die dortige Villa und siedelt wegen eines Nierenleidens nach Baden-Baden über. Es wurde die Diagnose eines bösartigen Nierentumors gestellt, Dr. Walther wird mit Röntgenstrahlen behandelt. Am 6. April 1919 stirbt er.

Weitere Entwicklung der Tb-Sanatorien im Nordrachtal

Kurhaus Nordrach

Durch bessere Hygiene, besseren Ernährungszustand und die Entwicklung hochwirksamer Tb-Medikamente geht glücklicherweise die Zahl der Tuberkulosekranken deutlich zurück, die Behandlung kann größtenteils ambulant durchgeführt wer-



den. Das bedeutet: Die Betten der Tuberkulosekliniken werden nicht mehr benötigt. Das Kurhaus stellt deshalb ab 1965 die Behandlung von Tb-Patienten auf Rehabilitation von Krebspatienten um. Ab 1983 ändert sich der Name, das Kurhaus heißt jetzt „Rehaklinik Nordrach“. 1998 wird die Klinik im Rahmen der Gesundheitsreform mit Kürzung der Reha-Maßnahmen geschlossen, sie wird zum Hotel umgerüstet und heißt jetzt „Morada-Hotel“.²⁹

Kurklinik Nordrach

Das Sanatorium, gebaut 1914 mit zunächst 20 Zimmern als „Sanatorium für Leichtlungenkranke“, wie es in einem alten Prospekt heißt, wird wegen immer wiederkehrender Verwechslungen mit dem Kurhaus (Verwechslungen von Briefen, die an die falsche Klinik kommen, bis hin zu Patienten, die in der „falschen“ Klinik landen), erst umbenannt in „Sanatorium Nordrach“ und schließlich in „Winkelwaldklinik“. Auch hier können die Betten durch den Rückgang der Tuberkulose nicht mehr belegt werden. So wird nach einem kompletten Umbau des ursprünglichen Hauses, dem Anbau eines Hallenbades und



einer Physiotherapie-Abteilung die Indikation auf Rehabilitation von Krebspatienten geändert. Hauptbeleger ist wie für das Kurhaus die sog. „Arbeitsgemeinschaft für Krebsbekämpfung im Lande Nordrhein-Westfalen“. Um junge Patienten, die an Krebs erkrankt sind, mit Kindern aufnehmen zu können, wird die ehemalige Liegehalle umgebaut zu einem Kindergarten, in dem die Kinder tagsüber von Fachkräften versorgt werden, damit Vater und/oder Mutter in Ruhe ihre Behandlungen durchführen können. Schließlich wird im Jahr 2000 ein Teil der Betten – wiederum durch kompletten Umbau der Zimmer – umgewandelt in eine Abteilung für Kurz- und Langzeitpflege. 2004 wird die Abteilung „Geriatrische Rehabilitation“ eröffnet.

Sanatorium Dr. Walther

1964 wurde die große Liegehalle abgerissen, ein neuer vierstöckiger Patiententrakt wurde gebaut, der 1967 bezogen wurde. Acht Jahre später, im Dezember 1975 wurden die letzten Tb-Patienten der LVA-Lungenheilstätte verlegt, ab 15.06.1976 heißt sie „Fachklinik Klausenbach für innere Krankheiten, Frühheilverfahren und Frühgeriatrie“. Ab 1. Dezember 1987 wird sie zur



„Rehabilitationsklinik Klausenbach“ als Schwerpunkt­klinik für Hirnfunktionsstörungen und Innere Erkrankungen, ab 1990 erhält sie die Zusatzbezeichnung „Memory-Klinik“.³⁰

Krebs und Tuberkulose

Nach der Umstellung von der Tuberkulose-Behandlung in den Kliniken auf die Rehabilitation von Krebspatienten können eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten beider Krankheiten

festgehalten werden: Befall vieler Organe, beim Krebs durch Wanderung von Krebszellen, bei der Tuberkulose durch Wanderung von Tb-Bakterien – beim Krebs Metastasen genannt, bei der Tuberkulose Befall der Lungen, Haut, Knochen, Nieren, des Bauchfells und der Unterleibsorgane. Nach Jahren der Genesung kann es bei beiden Krankheiten zu einem Rückfall kommen. Auch Krebs war lange und ist z.T. noch ein Tabu-Thema, das z.T. mit persönlicher Schuld und schlechtem Lebenswandel verknüpft wurde. Auch bei Krebs fürchtete man Ansteckung! Beide Krankheiten bedeuten eine extreme Belastung für die Familie.

Das Therapiekonzept bei der Rehabilitation von Patienten mit einem Tumorleiden hieß auch bis in die 1980er-Jahre: Nach Operation, Bestrahlung und/oder Chemotherapie sollten die Patienten sich schonen (vgl. Liegekuren!), Physiotherapie, psychologische Beratung, Augenmerk auf die Ernährung gab es eher am Rande. Sozialberatung erfolgte damals vorwiegend zum Schwerbehinderten-Ausweis. Seit Jahren wird jetzt die Bedeutung von regelmäßigem, situationsadaptiertem Sport betont, zum einen als Vorbeugung gegen Krebs, zum anderen zur Verbesserung der Überlebenschancen. Dazu kommen intensive Physiotherapie, Ergotherapie, psychotherapeutische Einzel- und Gruppengespräche und ganz wichtig die Einbeziehung der Familie. Kunsttherapie gewinnt an Bedeutung, betont wird die Mitarbeit des Patienten an seiner Gesundheit. Die berufliche Wiedereingliederung mit differenzierter Beurteilung der Arbeitsfähigkeit gewinnt zunehmend an Bedeutung. Und die Heilungschancen sind für beide Krankheiten erheblich gestiegen.

Ausblick

Dr. Walther hat mit der Eröffnung seines Sanatoriums im Nordrachtal eine für damalige Zeit revolutionäre, europaweit bekannte und anerkannte Behandlungsmethode für Tuberkulose eingeführt. Durch die internationalen Gäste des Sanatoriums kam ein ganzes Stück Weltoffenheit ins Tal neben selbstverständlicher Akzeptanz der Patienten und der Erkrankung. Das Tabu, das damals noch über der Krankheit lag, wurde weitgehend aufgebrochen. Dr. Walthers Klinik und die nachfolgenden Kliniken schufen Arbeitsplätze, ein bis heute wichtiger Faktor für die Mitarbeiter und die Gemeinde. Tausende von Patienten wurden in den Kliniken im Nordrachtal behandelt, viele der ehemaligen Patienten kamen und kommen selbst oder mit ihren Familien, mit Kindern und Enkeln als Gäste

wieder nach Nordrach. So wurde der Ort Nordrach weiter bekannt und genießt bei allen Patienten der Kliniken, ihren Ärzten zu Hause und den Versicherungsträgern einen exzellenten Ruf.

Als kleiner Dank an Dr. Walther für seine Pionierarbeit und die Bedeutung, die er dem Nordrachtal gegeben hat, heißt nun eine Straße nach ihm und wird sein Wirken weiter lebendig erhalten.

Anmerkungen

- 1 Vortrag der Autorin am 6. April 2013 in Nordrach
- 2 Schülj, Joseph: Dr. Otto Walther, der Gründer des Sanatoriums Nordrach-Kolonie: 1.8.1855–6.4.1919. In: Die Ortenau: Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden. 49. Jahresband. Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, Offenburg 1969, 191–194
- 3 Krauss, Marita: „Hope“ – Dr. Hope Bridges Adams-Lehmann. München 2009, 20–31
- 4 Krauss, 33
- 5 Krauss, 46 ff.
- 6 Krauss, 35–37
- 7 Krauss, 47
- 8 Krauss, 37
- 9 Krauss, 52
- 10 Krauss, 51 ff.
- 11 Krauss, 54
- 12 Abruf Wikipedia/Internet: Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschland
- 13 Abruf Wikipedia: Preußisches Regulativ
- 14 Abruf Internet-Bibliothek der Friedrich Ebert-Stiftung: Attentat und Sozialistengesetz
- 15 Abruf Wikipedia: Sozialistengesetz
- 16 Krauss, 54 ff.
- 17 Krauss, 57
- 18 Kluckert, Hans Georg: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort. In: Die Ortenau, 1992, 250–270, hier 251
- 19 Walther, Gerda: Zum anderen Ufer. Vom Marxismus und Atheismus zum Christentum. Otto Reichl Verlag, 1960, 15 ff.
- 20 Kopie eines Briefs von Sigrun Walther, Baden-Baden, 26.05.1927. Landesversicherungsanstalt Baden, DRV Baden-Württemberg, Signatur N 511–535
- 21 Krauss, 59 ff.
- 22 Walther, 16 ff.
- 23 Krauss, 62 ff.
- 24 Walther, 52 ff.
- 25 Krauss, 63
- 26 Kluckert, 254
- 27 Kluckert, 254–267
- 28 Kluckert, 257–259
- 29 Mündliche Mitteilung von Frau Gaby Spitzmüller, Nordrach
- 30 Sandra Rombach-Buchholz: Die Geschichte der Rehabilitationsklinik Klausenbach. Die Jahre 1890 bis heute, 1–11

Innenansicht einer Klosterschule – Hermine Villinger in Offenburg

Johannes Werner

*Und doch sag' ich: wie glücklicher seid ihr jetzigen Kinder,
die ihr aufgerichtet erzogen werdet ...*

Jean Paul, Selberlebensbeschreibung

Nachdem Markgraf August Georg, der letzte seines Stammes, im Jahre 1771 in Rastatt gestorben war, wurde sein katholisches Ländchen mit dem der evangelischen Vettern in Karlsruhe vereinigt – was freilich nicht allen gefiel. Vor allem die Witwe des Verstorbenen, Markgräfin Maria Viktoria, versuchte das konfessionelle Erbe zu wahren und zu mehren; und so kaufte sie die ehemalige Residenz der Jesuiten in Ottersweier und richtete in ihr eine Mädchenschule ein. Zu ihrer Leitung berief sie die „Regulierten Chorfrauen des Heiligen Augustinus von der Kongregation Unserer Lieben Frau“, die 1597 in Lothringen gegründet worden waren und sich 1731 in Altbreisach niedergelassen hatten. Am 21. Oktober 1783 wurde das Institut feierlich eröffnet.

Es folgten gute, dann aber immer schwierigere Jahre, sodass man schließlich beschloss, die Schule nach Offenburg zu verlegen, wo sie im Jahre 1823 das ehemalige Franziskanerkloster bezog. Hier blühte sie nun förmlich auf, zusammen mit dem ihr angeschlossenen, „von den Töchtern des badischen Landes mit Vorliebe besuchten Pensionat“¹.

Zu ihnen gehörte auch Hermine Villinger, die 1849 in Freiburg geboren wurde, in Karlsruhe aufwuchs und als „typische, liebenswerte, badische Heimat-Erzählerin“² bekannt wurde (es aber, zu Recht, längst nicht mehr ist). Im Jahre 1862 kam sie in das besagte Pensionat, blieb drei Jahre lang und hielt, was sie erlebte, getreulich fest: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar. Mein Klostertagebuch“ ist 1905 erschienen.³

Eine pädagogische Provinz

Gestern habe ich meine erste heilige Kommunion gemacht. O Tag der Gnade und des Glücks! Nie werde ich dich vergessen. Nach

einer Vorbereitung von sechs Monaten durften wir uns endlich dem heiligen Tische nähern. Unserer lieben réverende mère, die in der letzten Zeit immer mit uns war, habe ich ganz gewiß das Glück zu verdanken, eine gute erste heilige Kommunion gemacht zu haben, das Wichtigste in diesem Leben. Nie vergesse ich den Vorabend des großen Tages, als ich aus der Generalbeichte kam und nichts, nicht das allergeringste mehr auf dem Gewissen hatte. – Wie feierlich war mir beim Erwachen. Weiß gekleidet, mit weißen Schleiern und Kränzen, so erschienen wir im großen Saale.



Die révérende mère und alle mères waren schon da; wir knieten nieder und empfangen ihren Segen. Was kann uns im Leben noch Böses widerfahren nach einem so heiligen Augenblick! (1)

So lautet der erste Eintrag in diesem Tagebuch, und er schlägt schon den hochgespannten, ja überspannten Ton an, der das Ganze durchzieht. Die kleine Klosterschülerin glaubt genau zu wissen, was *das Wichtigste in diesem Leben* ist; sie glaubt es unbesehen, weil die mères es ihr so gesagt haben.

Die „mères“: das sind die révérende mère, die mère assistante, die mère préfète und wie sie alle heißen. Diese Bezeichnungen passen ins Bild, *denn nach einem halben Jahr darf niemand mehr ein deutsches Wort sprechen. Es geht jetzt ganz französisch zu von morgens bis abends und in allen Stunden.* (8) Um so weit zu kommen, müssen sich die Schülerinnen einige Mühe geben. *Man überhäkelt einen großen Kieselstein mit Garn, daran kommt ein ziemlich langes, gehäkelttes Schwänzlein; sodann nimmt man den Kieselstein in den Mund beim französischen Lesen, damit man eine leichte Aussprache bekommt. Manchmal gibt's ein kleines Wurgsen, aber das macht nichts, denn man hält ja das Schwänzlein des Kieselsteins in der Hand.* (18)

Ansonsten sind es nicht viele, aber umso sorgfältiger ausgewählte Fächer, mit denen man die „höheren Töchter“ beheligt: Musik, Kunst, Handarbeit, auch etwas Geographie, Geschichte und Literatur. *Lessing und Goethe sind die ärgsten Freigeister, vor denen man sich nicht genug hüten kann. Von Schiller darf man einiges lesen, der ist besser.* (84) Religion wird auch gelehrt, ist aber ohnehin allgegenwärtig: nicht nur in den anderen Fächern, sondern auch in den Gottesdiensten und den Gebeten, die regelmäßig zu verrichten sind.

Unter Religion ist allerdings nur die alleinseligmachende katholische zu verstehen. Manche Mädchen vergießen bittere Tränen darüber, dass ihr Vater oder ihre Mutter protestantisch ist. *Natürlich kann ein Protestant nicht direkt in den Himmel kommen [...]. Er muß also in das Fegefeuer kommen und geläutert werden, bis die Reue ihn tief ergriffen hat.* (104) Und einer der mères macht es oft großen Kummer, dass Hermine nach Karlsruhe zurückkehren wird, wo sie *notgedrungen mit so vielen Protestanten verkehren* muss. (70)

Da scheint es doch besser, im Schutz der Klostermauern zu bleiben, den die Mädchen ja in all den Jahren kaum verlassen haben. Einige von ihnen treten ins Noviziat der Klosterfrauen ein, und auch Hermine ist fest entschlossen, diesen Schritt zu tun, obwohl kaum jemand an ihre Berufung glaubt und sie selber auch nicht recht.⁴ *Immer wieder mußte ich denken: will*

mich vielleicht der liebe Gott hier haben? Und es lief mir wie ein Schauer den Rücken hinunter. (95) Schließlich wird sie doch, und für immer, in die böse Welt hinausgestoßen. (141)

Topografie

Die Außenwelt kommt in diesem Bericht kaum vor; allenfalls als Erinnerung an Kindertage in Karlsruhe und Kenzingen, und als Gegenstand der Sehnsucht, wenn Hermine auf einen Baum steigt, um *wieder einmal in die Welt hinaus zu schauen*, oder wenn sie am Speicherfenster den Sonnenaufgang erlebt. (18) Überaus ausführlich beschreibt sie auch einen Ausflug des gesamten Pensionats nach Karlsruhe,⁵ ihren ersten *nach einer beinahe dreijährigen Gefangenschaft. (Natürlich nach einer Gefangenschaft, die eine sehr glückliche war.)* (134) Dabei trifft sie auch mit der Familie und mit Freundinnen zusammen, die aber nicht verstehen können, was aus Hermine geworden ist. *O mein Gott, wie traurig ist es, mit Weltkindern verkehren zu müssen, die über das Heiligste spotten! Welch eine Angst habe ich vor der Zukunft!* (137) Umso lieber kehrt sie wieder nach Offenburg zurück. *Ich glaube nicht, daß es jemals in der Welt etwas Schöneres gibt, als diese Rückfahrt ins Kloster.* (139)

Ja, dieses Kloster, von dem Hermine nur zu wissen glaubt, *dass es einmal ein Mönchskloster vor urdenklicher Zeit gewesen ist. (88) Einhundert und fünf Kinder sind da. Das Refektoire ist parterre, im ersten Stock sind die drei Klassen, im zweiten die Dortoirs. Im Anbau ist das Parloir mit dem kleinen Garten für die Fremden, darüber der Rekreationssaal, acht Musikzimmer und l'infirmerie. Da ist's wundernetz, man möchte gern einmal krank sein. Aber am liebsten habe ich den großen Garten, da ist Platz, soviel man braucht; durch eine Lindenallee geht's in den Klosterfrauengarten und von da zu den Ökonomiegebäuden; dahinter liegt der kleine Kirchhof der Klosterfrauen. Alle freuen sich, einmal da zu liegen, wenn sie tot sind. (20)* Eigentlich ist alles vorhanden. In der Nähe der Ökonomiegebäude, die *natürlich nicht außerhalb der Klostermauern* liegen, fühlt man sich wie *auf dem Lande, denn nicht weit von uns waren die Klosterkühe, die Hühner und Enten, und man hörte ihr Gackern. (123)* Ein *Klosterhund* darf auch nicht fehlen. (69)

Leerstellen

In diesem Bericht ist von vielem die Rede, von manchem aber auch nicht. So liegt über allem, was mit dem Körper und seinen Funktionen zusammenhängt, ein großes Tabu. Die Schülerinnen tragen lange dunkelblaue (bei besonderen Anlässen: rosa)

Kleider. Wenn sie baden, liegt über der Wanne *ein Brett bis an den Hals und Bademäntel muß man auch anziehen. Da sitzt man nun im Wasser, kann sich nicht rühren und konjugiert Verbes.* (66) Wie sie aussehen, wissen sie nicht, *da es keinen Spiegel im Kloster gibt.* (31) Einmal, als Hermine das Jesuskind zeichnen soll, wird ihr gesagt, sie müsse *das Hemdchen höher über die Schulter machen*, worauf sie sich die Bemerkung erlaubt, dass die *mère wohl schon im Schleier auf die Welt gekommen sei.* (72) Am Neujahrstag dürfen sich *alle einen Kuß geben, sonst nie.* (53) Sie lieben und sie hassen einander; sie schwärmen füreinander, auch für die eine oder andere *mère*, besonders für die *mère préfète mit ihrer sanften Stimme*, die aber dann stirbt. (108) Das andere Geschlecht scheint es – außer in Gestalt eines fernen Vaters oder Bruders, oder eines Geistlichen – nicht zu geben.

Eine totale Institution

Die Klosterschule, die Hermine Villinger beschreibt, weist nahezu alle Merkmale einer „totalen Institution“ auf.⁶ Zu ihnen gehört unter anderen, dass das Leben der Mitglieder an einem einzigen, von der Außenwelt abgeschlossenen Ort stattfindet und einer einzigen Autorität unterworfen ist; dass alle Tätigkeiten dieser Mitglieder gemeinschaftlich ausgeführt und dass sie genau geplant, geregelt und überwacht werden. Auch tragen die Mitglieder eine einheitliche Tracht, die ihre Individualität unterdrückt. Hier zeigt sich, dass die Klosterschule vieles aus dem Kloster selber übernommen hat (in das man freilich freiwillig eintritt).

Wer im Sinne der Institution funktioniert, wird belohnt, wer nicht, bestraft. *Wenn man in den Stunden, wo man still sein soll, spricht, bekommt man eine häßliche Zunge von Stoff an einem Band über den Rücken gehängt. Sonntag morgens nach der Kirche kommt die révérènde mère in die große Klasse, alle Kinder sind da und die, welche die Zunge während der Woche hatten, werden in das große Buch mit einer schlechten Note eingetragen.* (22) Und irgendwann ist er dann da, *der feierlichste Tag des Jahres – la grande séance. Man ist im großen Saal, die ganze communauté*

Kloster Unserer Lieben
Frau, Offenburg.
Postkarte, um 1900.
Stadtarchiv Offenburg



ist anwesend und sitzt im Hintergrund. Die Kinder haben ihre blauen Uniformkleider an und stehen zu beiden Seiten des Saales. – Die révérende mère hat die Liste in der Hand und verteilt die Preise oder proklamiert die schlechten Noten. Diejenigen, welche Preise bekommen, treten vor, verneigen sich tief vor der révérende mère und erhalten ihren Preis mit einigen guten Worten. Die mit den schlechten Noten müssen zur Strafe mitten in den Saal stehen. (94) Es ist, wie weitere Beispiele belegen würden, ein ausgeklügeltes, oft willkürlich gehandhabtes System, gegen das keinerlei Einspruch erhoben werden kann; auch dann nicht, wenn nicht eine Klosterfrau, sondern eine ältere Schülerin, eine sogenannte „ancienne“, die Aufsicht führt.

Im Vergleich

Einen literarischen Wert hat dieses Büchlein sicherlich nicht, wohl aber einen dokumentarischen; denn aus der Offenburger Klosterschule drang in jener Zeit sonst nichts nach draußen, und aus vergleichbaren klösterlichen, der weiblichen Erziehung gewidmeten Institutionen auch nicht viel.⁷ Später erst beschrieb Annette Kolb⁸ das Internat der Salesianerinnen in Thurnfeld in Tirol; Mechthilde Lichnowsky⁹ das der Damen von Sacré-Cœur in Schloss Riedenburg bei Bregenz; Mary McCarthy¹⁰ das desselben Ordens in Seattle. Bei aller Verschiedenheit des Ortes und der Zeit unterscheiden sich ihre Berichte in der Sache weder voneinander noch von dem, den Hermine Villinger gegeben hat – von ihm jedoch, und zwar sehr deutlich, in ihrer Haltung, die eine durchaus distanzierte, kritische, ja oft negative ist. Es ging den anderen „wie so vielen. Daß Kinder einem Glauben, in den sie auf solche Weise eingeweiht wurden, eines Tages den Rücken kehren, ist das Naheliegendste, was es gibt, und erfordert spottwenig Geist.“¹¹

Anders als die anderen scheint Hermine Villinger noch immer ganz identisch mit der kleinen Klosterschülerin, die sie einmal war, noch „ganz von der frommen Luft benommen“¹². Dagegen hat sich Barbara Frischmuth¹³, die das Internat der Kreuzschwestern in Gmunden besuchte, künstlich in jene Jahre zurückversetzt und mit verstellter Stimme die Phrasen nachgesprochen, die man ihr immer wieder vorgesprochen hat. „Wir sind zu Dank verpflichtet, sowohl für die Güte als auch für die Strenge, denn was an uns geschieht, ist an zahllosen Generationen geschehen, und allen ist es schließlich zugute gekommen. Niemand hat Schaden genommen, die meisten konnten es zu etwas bringen. Die Methode bewährt sich, das werden auch wir noch einsehen. (...) Hinter uns wird unsere Mutter, die Kirche,

und über uns der allmächtige Vater, Gott, stehen, und es gibt nichts, was wir mit solcher Hilfe nicht zu meistern imstande wären. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten.“¹⁴ Das Zitat ist bereits die Kritik; und die Kritik an der Sprache ist bereits die Kritik an denen, die so sprechen.

Fortsetzung folgt

„Simplicitas. Eine Jugendgeschichte“¹⁵ heißt ein weiteres Werk, das Hermine Villinger alsbald auf ihr Klostertagebuch folgen ließ und das da beginnt, wo dieses aufgehört hat: „Liebe Lisbeth! Ach Lisbeth, gestern [...] habe ich mein geliebtes Kloster verlassen. Ich möchte nie wieder einen solchen Abschied durchmachen müssen. 's war schrecklich! So drei Jahre, das ist halt ein Wort. Alle mères waren um mich versammelt im Sprechzimmer. [...] Jemand nahm mich bei der Hand und führte mich zur Türe, wobei ich immerfort zurückschaute nach den schwarzen Schleieren mit den lieben Gesichtern. Sœur Marianne öffnete die Klosterpforte, und dann fiel sie hinter mir ins Schloß.“¹⁶

In der Karlsruher „Welt“ findet sich Hermine zunächst so wenig zurecht, fühlt sie sich so wenig wohl, dass sie unbedingt wieder zu ihren Klosterfrauen zurückkehren will, um eine von ihnen zu werden. Aber allmählich findet sie immer mehr Gefallen am Tanzen, Schwimmen und Reiten, am Reisen und vor allem am Theater, das sich unter seinem Intendanten Eduard Devrient gerade großen Ruhm erwirbt.¹⁷ Auch kann sie erste literarische Erfolge verbuchen. Ihren ehemaligen „mères“, denen Hermine oft Bericht erstattet und die sie zuweilen auch besucht, will diese Entwicklung freilich nicht gefallen; gleichwohl ist sie nicht aufzuhalten. Jetzt erst stellen sich, wenn auch nur am Rande, Einsichten ein, die das Klostertagebuch noch völlig vermissen ließ: „Wir sind so entsetzlich prüd erzogen worden. Da komm' ich nicht drüber weg.“¹⁸

Anmerkungen

- 1 Burger, Wilhelm (Hrsg.): Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart: Ein kirchliches Heimatbuch. Freiburg 1927, 140. – Vgl. insges. Heimbucher, Max: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 2. Aufl. Paderborn 1907, 85–88; Heizmann, Ludwig: Die Klöster und Kongregationen der Erzdiözese Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. München-Kolbermoor 1930, 144–145; Sinnigen, Ansgar: Katholische Frauengemeinschaften Deutschlands. 2. Aufl. Düsseldorf 1933, 20–21; Wienand, Adam (Hrsg.): Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Bd. 2. Köln 1964, 192–196; Kähni, Otto: Das Kloster Unserer Lieben Frau und dessen Lehr- und Erziehungsinstitut in Offenburg. In: Die Ortenau 46, 1966, 84–121; Müller, Wolfgang: Das Kloster Unserer Lieben Frau in Ottersweier bzw. Offenburg. In: W.M.

- (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau. Offenburg o.J., 572–578; Kloster Unserer Lieben Frau Offenburg. 1823–1973 (=Festschrift). Offenburg 1973; Hogg, Theodor/Kremer, Bernd Mathias (Hrsg.): Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart. Lindenberg 2002, 181–183
- 2 Oeftering, Wilh. E.: Geschichte der Literatur in Baden. III. Teil (= Bis zur Gegenwart). Karlsruhe 1939, 12; vgl. insges. 11–13
 - 3 Im Verlag von Gustav Weise in Stuttgart, „mit vier Vollbildern von Curt Liebich“; gewidmet „meiner lieben Freundin Lisbeth Franz zum Andenken an die gemeinsame Klosterzeit“. Der Titel greift die Anfangszeilen des populären, von Friedrich Rückert 1831 erstmals veröffentlichten „Schwalbenlieds“ auf. – Die folgenden Zitate sind dieser Ausgabe entnommen und mit Seitenzahl (anschließend in Klammern) nachgewiesen.
 - 4 Nicht von ungefähr gehörten im Jahre 1927 dem Konvent über 80 Nonnen an (vgl. Burger, a. a. O.) und immer noch 57 im Jahre 1964 (Kähni, a. a. O., 114) und 50 im Jahre 1973, von denen freilich nur 13 auch unterrichteten (Festschrift, a. a. O., 94 u. 101).
 - 5 Dort soll sich, und zwar in der *Waldhornstraße* (136), eine *Filiale unseres Klosters* (132) befunden haben, in der die Ausflügler einkehrten; von ihr und von der *Vinzentiuskirche* (136) ist aber nichts bekannt; es sei denn, mit der letzteren wäre die Kapelle des alten, 1861 erbauten ‚Vinzentius-Krankenhauses‘ gemeint.
 - 6 Vgl. Goffman, Erving: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt a.M. 1972; Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M. 1976
 - 7 Vgl. Werner, Johannes: *Die Klosterschule. Ein Literaturbericht*. In: *Internationale Katholische Zeitschrift* 4/1994, 372–379; bes. 375–378. – Die *Offenburger Festschrift* (a. a. O., 25–58) enthält noch einige Erinnerungen aus späteren Zeiten, aus denen hervorgeht, dass und wie sehr sich das Leben in der Schule seither geändert hat.
 - 8 *Klosterleben*. In: A.K., *Blätter in den Wind*. Frankfurt a.M. 1954, 7–16
 - 9 *Kindheit*. Berlin 1934
 - 10 *Memories of a Catholic Girlhood*. New York 1957
 - 11 Kolb, a. a. O., 12
 - 12 Oeftering, a. a. O., 12. – Die „Schlichtheit des Erzählens“ (ebd. 11), die der Autorin allgemein angekreidet wurde und die schon in dem hier Zitierten nicht zu übersehen ist, wäre somit gerechtfertigt; wenigstens in diesem Fall; gewiss war sie „im Stil oft sorglos“ (ebd. 13), aber hier durfte, ja musste sie es sein. Das Dilemma jedweder Autobiografie liegt sonst ja darin, dass der Beschriebene mit dem Beschreibenden nicht mehr ganz identisch ist; vgl. Werner, Johannes: „Wenigstens etwas Zeitbildliches“. *Autobiografien aus der Ortenau*. In: *Die Ortenau* 94, 2014, 413–424; hier 421 f.
 - 13 *Die Klosterschule*. Salzburg/Wien 1978
 - 14 Ebd. S. 59 f.
 - 15 Stuttgart 1907
 - 16 Ebd. 1 f. – Bei den Augustinerinnen wie auch bei anderen Orden unterschied man zwischen den Chor- und Lehrfrauen, den „*mères*“, und den „*sœurs*“, die die niederen Arbeiten verrichteten.
 - 17 Vgl. dazu neuerdings wieder: Höcker, Paul Oskar: *Kinderzeit. Erinnerungen aus Karlsruhe*. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Johannes Werner. Karlsruhe 2014. – Die Briefe, aus denen „*Simplicitas*“ besteht, erstrecken sich über mehrere, nicht näher bezeichnete Jahre, unter anderem über die des Krieges von 1870/71; sie richten sich an die Freundin Lisbeth Franz, die eigentlich Karmeliterin werden wollte, stattdessen aber geheiratet und Kinder bekommen hat. (Und die Autorin macht sich hier erneut die Tatsache zunutze, dass sich auch der Brief, als quasi natürliche Äußerung, an keine stilistische Regel zu halten braucht; so wenig wie das Tagebuch.)
 - 18 *Simplicitas* 88. – Zu Hermine Villinger vgl. vor allem: Spaude, Edelgard: *Eigenwillige Frauen in Baden*. Freiburg 1999, 57–86; zu den zitierten Werken: Köhler, Oskar: *Witterungen der Seele*. Von Alban Stolz zu Reinhold Schneider. In: *Das Erzbistum Freiburg. 1827–1977*. Hrsg. vom Erzbischöflichen Ordinariat. 2. Aufl. Freiburg 1977, 237–247; hier 237–238

Kind und Spiegel seiner Zeit

Ein altes Lesebuch – heute wieder durchgeblättert

Karl Volk

1925 ließ Dr.-Ing. Emil Gutmann im Verlag der Konkordia A. G. Bühl ein „Deutsches Lesebuch für Gewerbeschulen“ erscheinen, eine „Probe-Ausgabe“, so das Titelblatt, ein Buch von 322 Seiten, mithin einen stattlichen Band. Der Herausgeber betrat Neuland und nahm damit ein Wagnis auf sich. Gutmann war sich mit seinen beiden von ihm genannten Mitarbeitern, August und Karl Zimmermann, der Schwierigkeiten wohl bewusst. Denn an badischen Gewerbeschulen gab es bisher keinen systematischen Deutschunterricht. Sorgfältig auszuwählen waren die Themen, die einen Lehrling angehen konnten, erst recht die Auswahl einschlägiger Lesestücke. Man konnte ja nicht ohne Weiteres voraussetzen, dass technisch interessierte und technikbegeisterte junge Menschen an Literatur ein sonderliches Gefallen hätten. Es dürfte auch nie vorgekommen sein, dass ein Lehrling die Gesellenprüfung wegen mangelnder literarischer Kenntnisse nicht bestand.

Um es gleich zu sagen: die Politik, vollends die Tagespolitik, fand in diesem Buche keinen Platz. Unerwähnt blieb deshalb der düstere Anfang der Weimarer Republik. Lehren aus der jüngsten Geschichte fehlen. Große historische Zusammenhänge sind nicht dargestellt. Das Lesebuch beschränkt sich auf Kulturgeschichte, Technik, Kunst, Brauchtum, Volkstum.

Ein Lesebuch, 1925 erschienen, also sehr bald nach dem Ende des Ersten Weltkriegs konzipiert, musste ein Spiegelbild der Gesellschaft dieser Jahre sein, auch und gerade dort, wo es idealisierte. Denn das zeigte sich Kapitel für Kapitel. Dass Religion und Kirche diese Generation prägten oder doch prägen sollten, beweist schon ein Text mit der Überschrift „Gebet“ von Emanuel Geibel auf Seite 1. Das Buch verharrte inhaltlich zunächst in der engeren Heimat, genauer im Familienkreis, unter den Verfassern der Beiträge waren auffällig viele Geistliche: Heinrich Hansjakob, Adolf Kolping, Alban Stolz, durchaus aber auch bekannte Schriftsteller wie Wilhelm von Kügelgen, Ludwig Richter, Gottfried Keller, Peter Rosegger und Franz Herwig.

Dass das Familienbild das traditionelle war, die Autorität der Eltern unangetastet blieb, überrascht nicht. „Der Jugend Zauber“ (Theodor Storm) war jedenfalls damals nur in der Familie

vorstellbar. (Nicht in den Blick genommen wurde, dass das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern auch zerrüttet sein konnte). Doch mit Familie und Heimat allein durfte man Lehrlingen, deren Bindung an das Elternhaus sich – notgedrungen – mindestens lockerte, nicht kommen. Natürlich forderte die Arbeitswelt ihr Recht. Ratschläge, auch fromme, sollten dem jungen Mann helfen, über die ersten schweren Wochen der Lehrjahre hinwegzukommen. Dennoch verhehlte das Lesebuch auch die Schwierigkeiten nicht. Ausführlich schilderte zum Beispiel Hermann Hesse den ersten Arbeitstag des Lehrlings Hans am Schraubstock. Wie verschieden Lehrmeister sein können, erfuhr der junge Leser von Jeremias Gotthelf. Der sonst so sehr mit der Bergheimat verbundene Ludwig Ganghofer informierte über das Leben in der Fabrik, Ludwig Finckh beschrieb den Weg vom Lehrling zur Meisterschaft (jedenfalls so, wie der Verfasser sich das vorgestellt hatte). In Summa: Auch Gutmann war offensichtlich der Meinung, das Handwerk habe einen goldenen Boden, sofern es auf „Gottesfurcht und Frömmigkeit“ fuße.

Doch die Weite des Ausblicks war erstaunlich. Er ging ins öffentliche Leben, in Berufswelt, Haushalt, Wirtschaft, Volk und Staat. Dabei fällt auf, sieben Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges und acht Jahre vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus wirken die Texte ausgeglichen und friedlich. Kurz und bündig erfuhr der junge Mann von damals, was Deutsch sein sollte: „Wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen“ (Johann Gottlieb Fichte). Zwar wurde das Volkstum in den wärmsten Farben geschildert, die „leidenschaftliche Heimatliebe“ gerühmt, der Fleiß der Menschen in den verschiedenen deutschen Landschaften ebenso, die Arbeit der jeweiligen Region angepasst, an den Strömen der Norddeutschen Tiefebene anders als in den Alpen. Aber die Lehrlinge wurden nicht etwa indoktriniert mit einer Ideologie, die sie zum Hass gegen die Nachbarvölker anstacheln sollte. Auch ein systematisches Kapitel über die deutsche Geschichte fehlt. Dabei erinnerte sich wohl noch jeder an den Ersten Weltkrieg, an Hunger, Arbeitslosigkeit, Inflation, die Zügellosigkeit und Verrohung der deutschen Sprache, Letzteres ein Symptom der allgemeinen Verrohung, die Voraussetzung für Meuchelmorde an Politikern und späteren millionenfachen Mord.

Indessen wurde am Ende des Buches eine „Betrachtung am Sylvesterabend des Kriegsjahres 1915“ von Karl Engelhardt aufgenommen: „Letzte Worte eines Sterbenden ... Ich sah den Tod in dem feuchten Sande Flanderns, in den Wäldern der Argon-

nen, auf den kalten Gefilden Polens, in den serbischen Bergen, auf den eisigen Felsenhöhen der Alpen und in den tiefen Gründen des Meeres ...“. Auch das Gedicht „Der tote Soldat“, ausgerechnet von Johann Gabriel Seidl, dem Verfasser des idyllischen „Leberecht Hühnchen“, sollte die jungen Männer erschüttern und vor einem neuerlichen Krieg warnen. Natürlich war von Vaterland die Rede, von Vaterlandsliebe, von deutscher Arbeit, von „deutscher Treue“, auch in Formulierungen, die wir heute so nicht mehr gebrauchen würden: „Das Vaterland spricht zu dir“ (Paul Feldkeller). Der heutige Leser weiß, dass keine zehn Jahre später ganz andere Texte in Lesebüchern erschienen. Die Grundsätze hatte der „Führer“ in seinem Buch 1925 und 1927 formuliert. Doch geben wir ihm nicht die Ehre, sie zu zitieren.

Und schließlich aus heutiger Sicht ein Lob für die Konzeption dieses Buches bei allen Vorbehalten. Der Herausgeber wollte in einer nächsten Auflage auf „Änderungswünsche und Verbesserungsvorschläge“ eingehen. Nun sind im Bereich der Geisteswissenschaften, vollends bei Lesebüchern für die Schule, Werke höchst selten, die keine Verbesserung vertragen. Mit der Auswahl der Dichter kann jener Herausgeber aber dem Urteil Spätgeborener standhalten. In größerem Umfang Literatur aus dem Mittelalter und der beginnenden Neuzeit aufzunehmen, wäre ohnehin wenig sinnvoll gewesen.

Es wurden erstaunlich viele Themen angesprochen, sodass man das Ziel, die Hinführung zur deutschen und europäischen Kultur, zweifelsfrei erkennt. Ein „helfendes Buch“ im Sinne von Adalbert Stifter und Wilhelm Hausenstein wollte der Herausgeber den Lehrlingen an die Hand geben, gern sollten sie es aufschlagen, vielleicht auch mit ein wenig Stolz auf den stattlichen Band, für den manche das erste selbstverdiente Geld ausgegeben haben mochten. „Literarische Erziehung“ schon damals. Gleich zu Anfang war mir aufgefallen, dass in meinem eigenen Volksschullesebuch noch 30 Jahre später die gleichen Namen zu finden waren: Emanuel Geibel, Christian Fürchtegott Gellert, Friedrich Rückert, Johann Peter Hebel, Mathias Claudius, Ludwig Uhland. Viele von diesen hatten damals noch ihre Leser, in heutigen Lesebüchern sucht man sie vergeblich.

Die im Vorwort gewünschten Verbesserungsvorschläge hätten gewiss nicht die Auswahl der „klassischen“ Dichter bemängelt: Goethe, Schiller, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Heinrich von Kleist, Marie von Ebner-Eschenbach, Adalbert Stifter, Gustav Freytag ... Ob die später so schmachvoll verratene Generation je in solcher Dichte diesen Autoren noch

einmal begegnet ist? Ob sie überhaupt den Wert erkannte, der ihr hier anvertraut worden war?

Noch einmal: Das Lesebuch war konzipiert für junge Handwerker, von denen viele gewiss auch künstlerische Begabung mitbrachten, also auch einen Blick hatten für die Kunst in ihrer Umgebung: die große Welt der Bauwerke und die kleine pittoreske Welt des Alltags.

Eine ausgesprochen glückliche Hand bewies der Herausgeber mit der Aufnahme des utopischen Romans „Der Tunnel“ von Bernhard Kellermann. (Die Unterquerung des Atlantischen Ozeans von der Biskaya bis in die USA). Er erkannte das sensationelle Werk, das noch nicht sehr lange auf dem Markt war, in seiner Bedeutung, heute zählt es zur Weltliteratur. Größere Aktualität konnte das Lesebuch gar nicht erreichen als durch den Abdruck einer begeisterten Schilderung des Zepelinfluges 1924 nach Amerika von Hans Lenz. Natürlich eine deutsche Pioniertat. Aber der Stolz gab sich bescheiden: Das Luftschiff sollte dem Frieden zwischen den Völkern dienen (laut dem erwähntem Grußwort Dr. Hugo Eckeners an die Bevölkerung von New York).

Doch utopischer Roman und Luftschiff waren noch nicht alles. Bei künftigen technischen Möglichkeiten allein konnte das Thema Kunst nicht bleiben. Auch der bildenden Kunst sollten die Lehrlinge begegnen. Den praxisorientierten Menschen wurden Kunstwerke vor Augen geführt, die ihnen erreichbar waren. Voran: Goethes Beschreibung des Straßburger Münsters, zugleich ein literarisches Beispiel des „Sturm und Drang“. Von Mittelbaden aus ein Katzensprung, nicht so beim Stephansdom in Wien, den Friedrich Hebbel feierte. Die Hinführung zur Kunst in jeder Form war ein Ziel des Herausgebers. Dazu gehörten für ihn die Volkstrachten genauso wie der Hauschmuck, ja die Anlage ganzer Dörfer und Städte. Kurz und gut: alles, womit die künftigen Gesellen, Meister und Unternehmer je zu tun bekommen würden.

Vorbilder sollten junge Menschen aus ärmlichen Verhältnissen und in beruflichen Schwierigkeiten durch Kurzbiographien bedeutender Industrieller finden, die allen Widrigkeiten trotzten: Josef Fraunhofer, Werner Siemens ... In welcher für einen Berufsanfänger neuen, hochkomplizierten Welt sich der junge Mensch zurechtfinden musste, wusste der Herausgeber wohl aus eigener Erfahrung. Die philosophische Durchdringung dieser Problematik hatte 1923 der Soziologe Hans Freyer in einer in dem Lesebuch freilich nicht berücksichtigten Abhandlung vorgelegt: Der Bogen spannt sich vom zweckmäßigen, kräfteschonenden Gebrauch des Handwerks-

zeugs bis zur Gewöhnung an den rationalen Betrieb, an Arbeitstempo, Genauigkeit, an Arbeitskameraden und an keineswegs immer verständnisvolle Chefs. (Theorie des objektiven Geistes).

Philosophische Durchdringung ist – muss es gesagt werden? – etwas anderes als Sakralisierung, vollends als Sakralisierung um jeden Preis. Daran fehlte es in dem Lesebuch freilich nicht. Welchen erhabenen Sinn man in einen Beruf legen zu können meinte, war schon auf der Titelseite mit „Gesegnete Arbeit“ und ausführlicher beim Thema „Berufsweihe“ deutlich geworden: „Jeder Beruf ist ein Erzieherberuf, ein Pflegeberuf, ein Heilberuf, ... sobald wir daran denken, wie stark wir auf den anderen geistig wirken können ... Wer sich in solchem Sinne verantwortlich fühlt ... der wird auch in sich selbst den göttlichen Funken beleben und dem reizlosesten Berufe ganz neue und erhebende Aufgaben abgewinnen“ (F. W. Förster). Pädagogik voll Idealismus sozusagen in Reinkultur, das ist nicht mehr unsere Sprache. So ist das Lesebuch von 1925, wo immer man es aufschlägt, ein historisches Dokument, das auch zeigt, mit welchen Problemen man sich (noch) nicht beschäftigen musste. Oder hatte man sie einfach aus der Schule verbannt? Dazu gehörten Gewalt, Emanzipation der Frau, Randgruppen, Vorurteile gegen In- und Ausländer, Globalisierung ... Gleichwohl muss man es bedauern, dass dieses Lesebuch nur kurze Zeit die Chance hatte, auf die Jugend zu wirken. Eine Reaktion der Nutzer, Lehrer oder Schüler, ist nicht mehr greifbar. Ihre Generationen sind dahin.

Eine ganz persönliche Bemerkung zum Schluss: Dieses Lesebuch wurde allem Anschein nach gleich nach seinem Erscheinen auch in der Gewerbeschule Triberg eingeführt. Sonst wäre es ja nicht mehr in die Hände meines Vaters, Jahrgang 1909, gekommen. Vaters Lehrzeit muss spätestens 1927 geendet haben. Sein Exemplar hatte er in Packpapier eingebunden, wie auch wir es als Schüler noch nicht anders kannten. Das Vorsatzblatt trägt in mustergültiger Handschrift den Namen seines Besitzers, meines Vaters – allein dies scheint mir der Erwähnung wert. Eine solche Handschrift habe ich bis heute nicht. 18 Titel sind im Inhaltsverzeichnis angekreuzt, was entweder bedeuten kann, diese Stücke sind in der Klasse behandelt worden oder sie haben einen Leser, gewiss meinen Vater, besonders interessiert. Auffallend ist, dass im Kapitel „Bei der Arbeit“ sich mit sechs die meisten Kreuzchen finden, zwei Stücke von Jeremias Gotthelf sind darunter. Da das Buch nun einmal meinem Vater gehörte, kramte ich angestrengt in

der Erinnerung, ob er uns Kindern nicht vom Inhalt der einen oder anderen „Geschichte“ aus dem Lesebuch von 1925 erzählt habe. Denn er erzählte gern und gut, vor allem aus seinen Lehrjahren. Einmal reagierte ich auf solche Erzählungen beim Abendessen. „So lustige Geschichten weiß ich selber keine.“ Die Mutter darauf: „Warte, bis du einmal in der Lehre bist.“ Was hätte auch ein Sechsjähriger von den beschriebenen Vorgängen in einem industriellen Betrieb verstehen sollen?

Vater Pazifist, Sohn Frontkämpfer – das schwierige Verhältnis von Adolf und Brandel Geck

Kurt Hochstuhl¹

Die Julikrise stürzte die Sozialdemokraten in ein argumentatives Dilemma. Dem nationalistischen Taumel, der fast alle europäischen Gesellschaften erfasste, stand die traditionell internationalistisch ausgerichtete europäische Arbeiterbewegung wie gelähmt gegenüber. Bis wenige Tage vor Kriegsausbruch hielt auch die deutsche Arbeiterbewegung an ihrer bisherigen Friedenspolitik unbeirrt fest. Noch am 25. Juli 1914 verkündete der SPD-Parteivorstand: „Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Kriege! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!“ Gleichzeitig herrschte allgemeines Verständnis auch in den Reihen der Genossen für eine lokal begrenzte Strafaktion Österreich-Ungarns an Serbien, dem die Verantwortung für das Attentat auf den österreichischen Thronfolger zugeschrieben wurde. Die Gefahr, dass dabei die Logik der Bündnisverpflichtungen innerhalb der europäischen Staaten eintreten und damit der Weg zum Krieg beschritten werden würde, wurde allgemein als sehr gering eingeschätzt. Weitgehend Einigkeit bestand schon vor 1914 in den Reihen der Sozialdemokraten, dass sie im Falle eines Angriffskrieges gegen Deutschland uneingeschränkt ihrer patriotischen Pflicht nachkommen werden. Schon der Übervater der Partei, August Bebel, hatte dies in der sog. „Flintenrede“ 1904 im Reichstag ausgesprochen: „... aber wenn der Krieg ein Angriffskrieg werden sollte, ein Krieg, in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelte, dann – ich gebe Ihnen mein Wort – sind wir bis zum letzten Mann und selbst die Ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen“.²

Doch unter dem Druck der sich überschlagenden Drohungen und Ultimaten und vor allem unter dem Eindruck der offensichtlich unnachgiebigen Haltung des zaristischen Russlands gegenüber den Mittelmächten gewann die Überzeugung zunehmend Raum auch in der SPD, Russland sei der Aggressor, Deutschland dagegen der Angegriffene, eifrig gefördert von der offiziellen nationalen Propaganda. Diese Haltung kam der sozialdemokratischen Seele insofern entgegen, als die politische Rückständigkeit Russlands eine beliebte Angriffsfläche bot.

Als alles auf einen Krieg hindeutete, verstummten die pazifistischen Stimmen innerhalb der SPD. Auch wenn sie nach

außen weiterhin geschlossen auftrat, durchzog von nun an ein Riss die Partei, der häufig auch durch Familien ging.

Eine dieser Familie war die des Adolf Geck in Offenburg, über die ich Ihnen berichten möchte. Im Mittelpunkt stehen dabei drei Personen. In erster Linie der Vater Adolf (1854–1942),³ Frontmann und Symbolfigur der badischen Sozialdemokratie seit den Tagen des Sozialistengesetzes, der allerdings ob seiner orthodoxen Fundamentalopposition gegen jegliche Zusammenarbeit mit dem Staatsapparat in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg durch eine neue Generation von „Revisionisten“ an den politischen Rand gedrängt worden war. Diese schlossen nämlich eine Zusammenarbeit nicht grundsätzlich aus, wenn es darum ging, die ultramontanen Vorstellungen des badischen Zentrums zu bekämpfen oder aber die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der eigenen Anhänger zu verbessern.⁴

Für Adolf war die Sache klar: Die Zustimmung der Sozialdemokratie zu den Kriegskrediten am 4. August kam für ihn wie für seine politischen Kampfgefährten Klara Zetkin, Rosa Luxemburg oder Karl Liebknecht einer Kapitulation der Sozialdemokratie gleich, wie es Klara Zetkin im September 1914 in einem Brief an die Familie unumwunden ausdrückte: „Ich habe bis heute noch nicht den politischen und moralischen Bankrott der Sozialdemokratie verwunden. Er steht beispiellos da in der Geschichte“.⁵

*Ausflug des Wandervogels Offenburg bei Haslach im Kinzigtal: rechts vom Lehrer (mit Krawatte) Brandel Geck, ca. 1910
Foto: Privatbesitz*



Adolfs „Gegenpart“ war sein Sohn Brandel.⁶ Am 22. November 1893 geboren, wurde der musisch und literarisch begabte Älteste sehr früh im sozialdemokratischen Biotop sozialisiert, in dem Offenburg und sein Vater Adolf nicht nur eine regional bedeutende Rolle spielten. Denn bei den Gecks machten alle Station, die Rang und Namen in der Partei besaßen. August Bebel, der charismatische Parteivorsitzende und Trauzeuge seiner Eltern, war für Brandel Onkel Bebel, Klara Zetkin, deren Söhne Maxim und Kostia in seinem Alter waren, nannte er Tante Klara.

Doch es gab noch einen dritten Hauptakteur in unserer Dreiecksgeschichte, die Ehefrau und Mutter Marie Geck⁷, die im wahrsten Sinne des Wortes zwischen den Fronten stand, auszugleichen und zu vermitteln suchte und – wie so häufig in solchen Konstellationen – manchmal als Prellbock für beide Seiten dienen musste. Darunter litt sie ebenso wie unter dem schier unauflöselichen Zwiespalt von treusorgender Ehefrau und einer mit fürsorglicher Liebe für ihre Kinder erfüllten Mutter. Sie ist die Heldin im Hintergrund, und damit auch des heutigen Abends.

1892 hatte die ebenfalls in der Sozialdemokratie aktive Marie (1865–1927), eine geb. Mohsmann und schon mit 26 Jahren verwitwet, den Offenburger Drucker und Verleger Adolf Geck geehelicht. Innerhalb von sechs Jahren kamen fünf Kinder auf die Welt, als Erster Brandel, danach Tell (1895–1986),⁸ dann die Mädchen Erika, später verheiratete Heymann (1895–1950),⁹ Freya, verheiratete Hinkelmann (1896–?) und als Nesthäkchen Rothraud Armanda (1898–1983).¹⁰

In seinen Erstgeborenen setzte Adolf, wie vielleicht jeder Vater, besondere Erwartungen. Er sollte die politische Arbeit des langsam in die Jahre gekommenen Veteranen übernehmen, fortsetzen, ausbauen und irgendwann deren Früchte ernten. Dass der Zweitgeborene Tell dazu nicht in der Lage sein würde, stellte sich bald heraus. Er war noch künstlerischer veranlagt als Brandel und zeigte wenig Interesse an politischer Arbeit. Die drei jüngeren Mädchen kamen im Selbstverständnis der damaligen Zeit und auch in dem des Patriarchen Adolf dafür sowieso nicht infrage. Klara Zetkin und die junge Rosa Luxemburg waren auch in dieser Hinsicht Ausnahmegestalten, die die Regel bestätigten.

Anfänglich schien Brandel diese Erwartungen erfüllen zu wollen, getreu den Vorstellungen seines Vaters und politischen Lehrmeisters. 1912 legte er am Offenburger Gymnasium sein Abitur ab. Sein Berufswunsch war Journalist. Anfang 1913 war



Marie Geck
Foto: Stadtarchiv
Offenburg



*Brandel, Tell, Erika,
Freya und Rothraud
Armanda Geck,
ca. 1910
Foto: Stadtarchiv
Offenburg*

er offensichtlich auch gewillt, nach Berlin auf die Parteischule der SPD zu gehen, der Kaderschmiede, die auf ein politisches Leben in der Partei- bzw. der Gewerkschaftsorganisation vorbereiten sollte. Dass seine Aufnahme in den Jahrgang 1913 an einer hartnäckigen Lungenentzündung scheiterte, hatte symbolische Bedeutung. Man soll ja, solange konkrete Informationen fehlen, vorsichtig sein mit der Zuordnung von Wendepunkten im Leben von Menschen. Doch in diesem Jahr 1913 verließ Brandel Geck endgültig den ihm zugedachten Weg. Er begann sich abzunabeln, ja sich zu emanzipieren. Erste Anzeichen dafür hatte es schon 1912 gegeben, als er Offenburg verließ und offensichtlich seinen Einjährig-Freiwilligen-Dienst in Gießen, in einem preußisch-hessischen Regiment ableistete.

Danach blieb er in Gießen und schrieb sich an der dortigen Universität ein. Weg von dem politisch dominanten Vater und einer überaus fürsorglichen Mutter, raus aus dem badischen Laufstall, in dem er sich offensichtlich zunehmend beengt fühlte, in eine beschauliche Universitätsstadt, die – um es vorsichtig zu formulieren – eher an der Peripherie der politischen Auseinandersetzungen der Zeit lag. Am 15. November 1913 immatrikulierte er sich im Fach Philosophie, bei seinem großen Talent für Literatur, Musik und Sprachen eine durchaus nachvollziehbare Studienwahl.¹¹ In Gießen fand er auch mit Hilde Trapmann eine Gefährtin, die zur großen Liebe seines kurzen Lebens werden sollte. Bei Adolf Geck sollte diese Verbindung erst nach langen innerfamiliären Auseinandersetzungen auf Akzeptanz stoßen.

In Gießen kam Brandel offensichtlich auch zu der Erkenntnis, dass die politischen Ziele der Sozialdemokratie eher durch Annäherung an und punktueller Zusammenarbeit mit dem

willhelminischen Obrigkeitsstaat zu erreichen waren, als durch eine Fundamentalopposition, bei der die Sozialdemokratie außerhalb der Gesellschaft verharrte. Sicher nahm er sich dabei die Politik der badischen Sozialdemokratie zum Vorbild, die z.B. in einer Zusammenarbeit mit den Nationalliberalen mit dem Ziel, die größte Partei, das Badische Zentrum, politisch zu neutralisieren, keinen Tabubruch erblickte. Adolf Geck wiederum bekämpfte diese Abweichung von der offiziellen Linie der Reichspartei und geißelte den Verrat an den sozialdemokratischen Prinzipien mit aller Vehemenz. Schon die Teilnahme führender Sozialdemokraten an der Beerdigung Großherzog Friedrichs I. im Jahre 1907 war für ihn einer Blasphemie gleichgekommen.

Vater und Sohn entfernten sich voneinander – geografisch, vor allem aber mental und in ihren Überzeugungen, während Mutter Marie verzweifelt versuchte, den Familienverbund zusammenzuhalten und die Verbindungen der beiden Pole nicht ganz abreißen zu lassen.

Besonders deutlich – und für alle Augen sichtbar – wurde diese gegenseitige Entfremdung im August 1914. Während Adolf Geck bis zum Kriegsausbruch in der festen Überzeugung verharrte, eine konzertierte Aktion der Internationalen Arbeiterbewegung werde den Ausbruch von Feindseligkeiten in Mitteleuropa zu verhindern wissen, stand Brandel auf der Seite derjenigen in der Sozialdemokratie, die es für die patriotische Pflicht auch der Genossen hielten, dem bedrängten, eingekreisten und angegriffenen Vaterland zur Hilfe zu eilen. In der Not – so die damalige Überzeugung – hatte man zusammen zu stehen, ungeachtet aller politischen Unterschiede. Gleichzeitig sollten aus diesem Mitmachen Ansprüche erwachsen, was die Mitwirkung der ehemaligen Reichsfeinde bei der zukünftigen Gestaltung der politischen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse anging.

Dies waren anfänglich Hoffnungen, genährt durch das Blutopfer so vieler bekannter wie unbekannter Sozialdemokraten, die schon im ersten Kriegsjahr, an allen Fronten, besonders im Westen ihr Leben ließen. Das erste Kriegsjahr war gemessen an seinen Ausfallzahlen das blutigste des gesamten Weltkriegs. Zu den berühmtesten Opfern zählte zweifelsohne der immer noch jugendliche Star der badischen wie der deutschen Sozialdemokratie, der 1874 in Nonnenweier geborene Ludwig Frank. Auch wenn dieser noch Ende Juli 1914 in Mannheim vor mehr als 6000 Zuhörern eine begeisternde Friedensrede gehalten hatte, war er Anfang August – nun in der festen Überzeugung, dass Deutschland von seinen Feinden zum Krieg gezwungen werde –

einer der eifrigsten Befürworter der Zustimmung der SPD zu den Kriegskrediten, wie es am 4. August 1914 auch geschah. Doch Frank ging noch weiter. Als erster Reichstagsabgeordneter meldete er sich unmittelbar nach der Abstimmung als Kriegsfreiwilliger an die Front. Er zog damit die Konsequenz aus seiner Einschätzung, dass die „internationale Idee ... auf lange hinaus zurückgedrängt“ sei „durch die Realität einer nationalen Arbeiterbewegung“. Umso notwendiger sei daher, seinen „Platz in der Linie, in Reihe und Glied“ einzunehmen, gerade weil dieser Krieg auch ein Krieg gegen das noch in Preußen geltende Dreiklassenwahlrecht sei, das bislang die Sozialdemokraten erfolgreich von jeder politischen Teilhabe ausgeschlossen hatte.¹²

War dies anfänglich noch als Hoffnung formuliert, so entstanden daraus – je länger der Krieg dauerte und je mehr Verluste zu beklagen waren – konkrete Forderungen, wie sie der Vorsitzende der SPD, der Heidelberger Sattlergeselle Friedrich Ebert, am 5. April 1916 im Berliner Reichstag unmissverständlich erhob: „Meine Herren, dieses neue Schützengrabengeschlechts, das in langen Monaten in Kampf und Gefahr gemeinsam dem Tode ins Auge geschaut hat, dem Tode, der keine Klassen und keine Ausnahmen kannte, – dieses neue Schützengrabengeschlecht lässt sein politisches Leben nicht wieder in die Drahtverhaue des Dreiklassensystems hineinzwingen.“¹³ Die Anerkennung der Gewerkschaften als Verhandlungspartner 1916 wurde als erste Bestätigung der politischen Strategie der Sozialdemokraten interpretiert. Ludwig Frank durfte dieses hoffnungsvolle Zeichen für die Integration der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den wilhelminischen Staat nicht mehr erleben. „Ich weiß nicht, ob auch die französischen Kugeln meine parlamentarische Immunität achten“, so schrieb er schon ahnungsvoll am 23. August 1914, wenige Tage vor dem Abtransport an die Westfront. Dort starb Ludwig Frank bei seinem ersten Kampfeinsatz als Gefreiter des 2. Badischen Grenadier-Regiments „Kaiser-Wilhelm“ Nr. 110 am 3. September 1914 in der Nähe von Lunéville.¹⁴

Sich jetzt einbringen, um später zu ernten und gleichzeitig das Vorurteil von den vaterlandslosen Gesellen durch die eigene patriotische Tat zu widerlegen, das waren auch die persönlichen Motive, die Brandel Geck bewogen, sofort bei Kriegsbeginn den Soldatenrock überzustreifen. Dass er seinen Vater damit enttäuschte, war ihm bewusst. Vielleicht auch zu seiner eigenen Beruhigung interpretierte er diesen Schritt dialektisch: „Je mehr Vater ... für seine Idee zu kämpfen hat, umso mehr habe ich ... die Pflicht, das odium abzuwehren, das daraus entspringt, und dafür die bona fides zu erkämpfen. Und in diesem

Sinn muss ich herausen sein, ... wo es am Gefährlichsten ist, ... nicht beim Stab, wo nach Volksmeinung die Drückeberger sitzen.“¹⁵ Die meisten seiner Briefe waren an die Mutter gerichtet. Eigentlicher Adressat war jedoch Adolf Geck, der offensichtlich wenig Verständnis für seinen pflichtbewussten und vielleicht auch militärbegeisterten Sohn aufbrachte.

Am zweiten Mobilmachungstage jedenfalls, so berichtet er in einem Brief am 30. Juli 1914, musste er sich in Gießen „stellen“ und auch sein sofortiger Abtransport als Unteroffizier der Reserve in der 6. Kompagnie des Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm Nr. 116 an die Westfront unterstreicht seine vorhandene militärische Erfahrung.¹⁶ Von patriotischem Überschwang und Begeisterung war bei Brandel Geck allerdings nichts zu spüren. Im Gegenteil: Er war sich der auf ihn lauern den Gefahren wohl bewusst und sah auch die Möglichkeit, dass er „unter Umständen ... seine Lieben nimmer zu sehen“ bekam. Am 1. August empfahl er seine Freundin, sollte er fallen, der Fürsorge seiner Mutter. Gleichzeitig bat er sie, sich intensiv um seinen Vater zu kümmern, der offensichtlich kein Verständnis für den Schritt seines Ältesten und dessen Genugtuung aufbrachte, „wieder den Soldatenrock tragen zu dürfen und zu zeigen, was man kann“.

Auch wenn sich Brandels Haltung zur Praxis des Krieges und zu dem, was er aus den Menschen machte, im Laufe der Zeit deutlich verändern sollte, genoss er anfänglich zumindest das Soldatenleben in vollen Zügen. Dass er schon nach wenigen Tagen, genauer am 27. August 1914, beim Sturm auf eine französische Stellung bei Sedan, drei Bajonettstiche ins linke Bein erhielt und nach Krefeld ins Lazarett kam, erfüllte ihn mit Bedauern. Schließlich vermasselte doch diese leichte Verwundung vorerst sein Ziel, das Eiserne Kreuz zu erhalten und auf der militärischen Rangliste weiter nach oben zu klettern: „Denn befördern tun sie einen doch nur an der Front“, berichtete er resignierend nach Offenburg.¹⁷

Kaum wiederhergestellt warf sich Brandel wieder in den Kampf, mit hohem persönlichen Mut, ja manchmal verwegendem Draufgängertum. Die von ihm so ersehnten Auszeichnungen ließen nicht lange auf sich warten, zuerst das Eiserne Kreuz II, dann das EK I, später noch die Hessische Tapferkeitsmedaille. Zu diesen Auszeichnungen kamen die militärischen Beförderungen, schon im Herbst 1914 zum Offiziersstellvertreter, danach zum Leutnant.

Das Fortkommen Brandels wurde auch in Offenburg registriert, nicht zuletzt dank des „Alt-Offenburgers“, in dem Adolf Geck mit unverhohlenem Stolz auf seinen Ältesten Ausschnitte

aus dessen Feldpostbriefen veröffentlichte. Sehr zum Verdruss von Brandel, der sich allzu intime Einblicke der Öffentlichkeit in sein Seelenleben verbat: „Es ist für mich das Allerpeinlichste, meine innersten Empfindungen aller Öffentlichkeit zum Fraß vorgeworfen zu sehen“, so Brandel am 15. März 1916 an seinen Vater.¹⁸

Sein Regiment war an vielen Brennpunkten der Westfront eingesetzt: 1914 an der Marne, 1915 im Stellungskrieg der Westfront, 1916 bei den Massenschlachten vor Verdun, an der Aisne und der Somme.

Weitere Verwundungen waren die Folge. Im Frühjahr 1916 erwischte es ihn bei Nesle (Departement Somme). Mehrere Wochen wurde er vor Ort von einer französischen Familie liebevoll gepflegt, ehe er transportfähig war und zur vollständigen Genesung nach Offenburg kam. Über befreundete Militärkameraden gelangte diese Nachricht an Marie Geck, die allen Konventionen und Postbeschränkungen zum Trotz Kontakt mit Joséphine Dubus aufnahm, um sich bei ihr für diese große menschliche Geste zu bedanken.¹⁹ Daraus entstand eine kurze, aber umso bemerkenswertere Korrespondenz, die nicht zu Unrecht bei der späteren Ordnung des Nachlasses von Adolf Geck mit der Rubrik „Dokumente der Menschlichkeit“ versehen wurde. Außergewöhnlich, weil sich zwei Mütter befeindeter Nationen über die Fronten hinweg über diesen schrecklichen Krieg austauschten, außergewöhnlich auch, weil Marie Geck später als Vermittlerin zwischen der französischen Familie und deren in Celle als Kriegsgefangenem inhaftierten Schwiegersohn diente. Einig waren sich Joséphine Dubus und Marie Geck in ihrer Hoffnung auf Frieden: „Je souhaits enfin dans une pensée commune qu’une paix bien factrice mettra bientôt fin à cette longue guerre“, so Joséphine am 3. September 1916. Marie daraufhin am 3. Oktober: „Un jour elle finira cette terrible guerre et dans les pays stériles, dans les villes et villetés tristes et abandonnées regnera la paix et des hommes unis en fraternité. C’est mon foi [sic!]. Ainsi soit-il!“ Und Mère Joséphine am 2. November desselben Jahres: „Il est temp que cette triste et horrible guerre prenne fin et que la Paix vienne mettre trève à cet horrible cauchemar qui désole et endeuille tant de familles de l’Europe entière.“²⁰

Die Sehnsucht nach einem Ende des Krieges bemächtigte sich auch zunehmend des jungen Leutnants Brandel Geck. Die Verdrängungsmechanismen, mit denen er sich einige Zeit gleichsam immunisiert hatte gegen das schreckliche Blutbad um ihn herum, begannen ihre Wirksamkeit einzubüßen. Aus Verdun schrieb er 1916 an seine Mutter: „Nun liegen wieder

tausend blühende Leben auf den Hängen dieser blutigen Erde. Es muss alles so rasch wie möglich im Unterbewusstsein versinken wie ein schlimmer Traum!“ Noch im selben Jahr sind erste Zweifel an der Sinnhaftigkeit seines Tuns in diesem Gemetzel zu erkennen: „Die Kraft, die dich bewegt, heißt eiserne Pflicht und Verantwortung mit Ausschaltung von allem, was sich in dir regen könnte. Nur eine blitzartige Frage schoss mir auf: Gibt es nicht eine Grenze der unbegrenzten Pflicht?“²¹ Der Verlust seiner Unbekümmertheit hing sicher auch damit zusammen, dass Brandel Geck eine gemeinsame Zukunft mit Hilde plante, sie auf jeden Fall durch eine Hochzeit schon während des Krieges sozial absichern wollte. Das Verhältnis seines Vaters zu seiner Freundin hatte sich deutlich verbessert. Bei Brandels schwerer Verwundung im Frühjahr 1916 hatte er sich sogar telegrafisch mit ihr in Verbindung gesetzt, zum großen Erstaunen von Marie, die fast triumphierend Brandel berichtete: „Dem Hildekind hatte der Vaterle schon telegraphiert! Weißt Du, was das auf seinem Seelenbarometer heißt?“²² Doch trotz dieser Entspannungszeichen waren die Eltern alles andere als begeistert, als sie von der geplanten Hochzeit erfuhren. Es war weniger die gefährliche Kriegszeit als vielmehr die wirtschaftlich ungesicherte Zukunft des jungen Paares, die Mutter Marie Sorgen machten. Die Vorstellung Brandels, nach seiner Heirat das väterliche Geschäft zu übernehmen, ließ sich nach Auffassung der Mutter nicht so einfach umsetzen. Marie wies vielmehr auf die „Brüchigkeit“ der Druckerei und des Zeitungsgeschäfts hin, die allein auf der Anerkennung Adolf Gecks in der Offenburger Gesellschaft ruhten. Daneben barg die Isolierung des Seniors im politischen Leben in Offenburg, die sich durch seine weiterhin ablehnende Haltung zum Krieg noch verschärft hatte, ein nicht zu unterschätzendes Unternehmensrisiko. Die bei der Übernahme des Geschäfts durch Brandel notwendig anstehende Erbaueinandersetzung zwischen den Geschwistern bedeute eine zusätzliche Belastung, dem das Unternehmen nicht gewachsen sei, das nicht einmal zwei Familien trage. Die Botschaft seiner Mutter an Brandel war klar: Vor einem erfolgreichen Abschluss seines Studiums und ohne eine auskömmliche Lebensstellung war es unverantwortlich, die Gründung einer Familie ins Auge zu fassen. Bei seinem derzeitigen Bildungsabschluss sei sogar sein bescheidener Wunsch, „vielleicht einmal Bürgermeister deiner Vaterstadt zu werden“, nicht zu verwirklichen.²³

Doch die mütterlichen Ratschläge fruchteten wenig. Denn Brandel heiratete per Kriegstrauung seine Hilde, die kurze Zeit später einem Töchterchen, Ingeborg, das Leben schenkte.

Gleichzeitig wechselte er das Studienfach, hin zu einem sog. Brotberuf. Ab Wintersemester 1916/17 schrieb er sich an der juristischen Fakultät der Universität Gießen ein. Mit einem Juraexamen in der Tasche war die Unterhaltung seiner Familie sicher einfacher (möglicherweise auch die Aussichten besser, in seiner Heimatstadt Bürgermeister zu werden) als mit einem Abschluss in Philosophie. Vielleicht fördert eine systematische Durchsicht aller Korrespondenzen im großen Nachlass Geck weitere Erkenntnisse über eine Reaktion Adolf Gecks auf diese Hochzeit zu Tage. Derzeit ist davon auszugehen, dass es keine gab, was bezeichnend genug ist.

Mutter Marie jedenfalls litt offensichtlich unter dem Gegensatz zwischen ihrem Mann und ihrem ältesten Sohn, der nach ihrer Einschätzung auf identischen Charaktereigenschaften beruhte (unausgesprochen: Halsstarrigkeit, Dickköpfigkeit bis hin zur Rechthaberei), die sich allerdings unterschiedlich entwickelt hätten: „... beim Vater nach der politischen, bei mir nach der militärischen Seite“, wie Brandel im Mai 1917 analysierte.²⁴

Die neue Verantwortung, die Brandel mit der Heirat und als Familienvater übernommen hatte, machte aus ihm keinen vorsichtigeren Soldaten. Weiterhin war er an der Front ein Vorbild in Einsatz und Pflichterfüllung für seine Untergebenen. Gleichzeitig wuchs seine Friedenssehnsucht und aufmerksam registrierte er alle Zeichen, die auf eine baldige Beendigung des Schlachtens hindeuteten. Die russische Februarrevolution war für ihn ein solches Zeichen. Am 22. April 1917 schrieb er voller Euphorie an seine Mutter: „Wer von uns hätte geahnt, dass aus dem Osten der schauerlich schöne Gesang ertönen soll, der Lichtstrahlen der Freiheit und eines Geistes verkündet, den der ‚zivilisierte und liberale‘ Westen kaum zu erträumen wagte. Das absolutistische Russland greift in die Speichen der Räder der Weltgeschichte und hält ein Gericht vor Augen aller Völker, die nicht Ohren genug haben können um zu hören, wie mächtig sich eine Idee, ein großer Gedanke elementar verwirklicht gegen den Willen derer, die ihn in Form eines abscheulichen Wechselbalges gebären lassen wollten“.²⁵

Doch bald nahm ihn der „elende Krieg“ wieder voll in Beschlag. Ekel und Abscheu vor ihm wuchsen, zumal er bei der Räumung von St. Quentin die „bête humaine“ in ihrer „viehischen“ Zerstörungswut kennen lernen sollte. St. Quentin, eine Kleinstadt im Departement der Aisne, berühmt für ihre mittelalterliche Kathedrale, war schon am Beginn des Krieges stark durch Artillerie beschädigt worden. Besetzt von den deutschen Truppen, wurde die Stadt im Frühjahr 1917 Teil der Hinden-

burglinie und damit unmittelbares Frontgebiet, seine Bewohner evakuiert. Nach der Evakuierung wurde die Stadt de facto zur Plünderung freigegeben. Brandel Geck litt unter den dabei vorkommenden „Orgien ... sadistischer Rohheit“, die vor nichts und niemandem Halt machten. Privathäuser, aber auch Museen, Kunstgalerien und Archive wurden systematisch durch deutsche Truppen geplündert, deren Bestände entwendet oder zerstört und deren Gebäude danach in Brand gesetzt. Seine Verzweiflung und seine Abscheu vor dem Tier im Menschen ist förmlich mit Händen zu greifen, wenn er – wohl offensichtlich um der Briefzensur zu entgehen – Teile seines Berichts an seine Mutter in Französisch schreibt: (Übersetzt) „Dass wir von den Russen in Ostpreußen sprechen. Die Soldaten amüsieren sich ... von der Balustrade der Theaterloge in den Orchestergraben zu scheißen, soll mir einer sagen, wozu das nötig ist. Museen und Galerien anzuzünden, nachdem man deren Pretiosen und teuren Gemälde gestohlen hat, damit der Diebstahl nicht bemerkt werde.“ Dem unauslöschlichen Schandfleck auf der deutschen Kultur, der Brandels „Anschauungen vom idealen Grundgedanken der Kriegsnotwendigkeit von Grund auf“ revidierte, setzte er insofern individuellen Widerstand entgegen, als er begann, „einige Sachen und Bücher, die mir wertvoll erscheinen, aus den Leichenhaufen zu bergen und zurückzuschicken, damit sie nicht dem allgemeinen Untergang verfallen“.²⁶

Wir wissen nicht, was er alles nach Offenburg geschickt hat. Im Nachlass der Familie Geck, der sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindet, wurden jedenfalls bei dessen Erschließung in den 1990er Jahren einige Urkunden aus dem Stadtarchiv von St. Quentin entdeckt sowie Teile der mittelalterlichen Fensterverglasung der Kathedrale, die als kleine Geste der Versöhnung und Wiedergutmachung im Jahre 1998 offiziell an die Stadt zurückgegeben worden sind.²⁷

Der Krieg, in den er 1914 so voller Euphorie gezogen war, entpuppte sich spätestens Mitte 1917 für ihn als sinnloses und ungerechtes Unterfangen. Als Pflichtverteidiger in Kriegsgerichtsprozessen musste er sich mit zahlreichen Befehlsverweigerungen einfacher Soldaten auseinandersetzen. Diese „Aufgabe, woran man ungeteilt sein ganzes Können setzen darf, ohne unter den hiesigen Verhältnissen zu leiden“, nahm ihn gefangen. Wenn es ihm gelang, für die Befehlsverweigerer eine Gefängnisstrafe herauszuhandeln und damit deren Überlebenschance zu erhöhen, war es für ihn „ein Segen“. Gleichzeitig bekam er bei diesen Verhandlungen tieferen Einblick in die Gemütslage der einfachen Soldaten auf der einen Seite, in die

menschenverachtende Einstellung der übergeordneten militärischen Strategen auf der anderen Seite, die mit ihren sinnlosen Befehlen die Befehlsverweigerungen geradezu provozierten. Fast hoffnungsvoll berichtete er am 17. September 1917 nach Hause: „Die Erbitterung ist grenzenlos und ich glaube, ein Arbeiter- und Soldatenrat nach russischem Muster würde unter verschiedenen Kategorien von Vorgesetzten gewaltig aufräumen“. „Diesen Vorgesetzten eklig an den Wagen“ zu fahren, weil sie „im Interesse von schmutziger Wäsche“ ihn bestimmen wollten, „das ‚Häfele-Aufdecken‘ zu unterlassen“, war eine der Privilegien, die er als Pflichtverteidiger weidlich ausnutzte.

In erster Linie blieb er allerdings Frontoffizier, der mit seinem Regiment bei der Abwehr des alliierten Vorstoßes in der dritten Flandernschlacht, Ende 1917, ebenso eingesetzt war wie bei der letzten erfolglosen Großoffensive der deutschen Truppen, dem Unternehmen Michael, im Sommer 1918. 19 Tage vor Kriegsende, am 23. Oktober 1918, wurde Brandel Geck bei Bavay, einer kleinen Gemeinde im Departement Nord, unmittelbar an der französischen Grenze zu Belgien, von einer Granate tödlich getroffen. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Frasnoy, zusammen mit 4446 namentlich bekannten und 449 unbekanntem Kameraden. Erst vier Jahre später erfuhren die Eltern die genaue Lage seines Grabes.

Die Nachricht vom Tode Brandels machte schnell die Runde in Offenburg. Georg Monsch, lange Jahrzehnte sozialdemokratischer Weggefährte Adolf Gecks, notierte in seinem Tagebuch: „Brandel, von der Natur verschwenderisch ausgestattet mit herrlichem Talent zur Wissenschaft, Musik, Gesang, Beredsamkeit, einem goldenen, lieben Gemüt und Frohsinn. Noch war sein Werdegang unvollendet ... Die sozialdemokratische Partei erhoffte in ihm einstens einen Führer mit scharfem Verstand und reichen Kenntnissen, aber auch mit einem treuen, guten Herzen zum Aufstieg und zum Wohlergehen des internationalen Proletariats, zum Segen der gesamten Menschheit.“²⁸

Ähnlich auch Rosa Luxemburg, die am 18. November 1918 aus dem Hotel Moltke in Berlin an Adolf und Marie Geck nach Offenburg schrieb:

„Meine theuren, geliebten herzinnigen Freunde! Eben erhalte ich über Breslau das furchtbare schwarze Couvert. Mir zitterte schon die Hand u[nd] das Herz, als ich die Schrift u[nd] den Stempel sah, doch hoffte ich noch, das Schrecklichste würde nicht Wahrheit sein. Ich kann es nicht fassen u[nd] Thränen hindern mich am Schreiben. Was Ihr durchmacht, ich weiss es, ich fühle es, wir wissen den furchtbaren Schlag alle zu ermessen. Ich habe so unendlich viel von ihm für die Partei, für die Menschheit erwartet.“

Mit den Zähnen möchte man knirschen. Ich möchte Euch helfen, u[nd] doch giebt es keine Hilfe, keinen Trost. Ihr Lieben, lasst Euch nicht durch Schmerz überwältigen, lasst die Sonne, die in Eurem Hause immer strahlt, nicht unter diesem Entsetzlichen verschwinden. Wir alle stehen unter dem blinden Schicksal, mich tröstet nur der grimmige Gedanke, dass ich doch auch vielleicht bald ins Jenseits befördert werde – vielleicht durch eine Kugel der Gegenrevolution. Aber solange ich lebe, bleibe ich Euch in wärms-ter treuester, innigster Liebe verbunden und will mit Euch jedes Leid, jeden Schmerz teilen.

*Tausend Grüsse
Eure Rosa¹²⁹*

Auch Karl Liebknecht übermittelte sein Beileid. Prophetische Worte aus dem Mund der revolutionären Galionsfigur der Spartakisten; wenige Wochen später wurden Luxemburg und Liebknecht tatsächlich von der Gegenrevolution brutal ermordet.

Aus der Distanz hat es tatsächlich den Eindruck, als habe mit dem Tode Brandels die immer strahlende Sonne über dem Hause Geck gewaltig an Leuchtkraft verloren. Die schon bislang sparsamen Kontakte mit Hilde Brandel und dem Enkelkind Ingeborg reduzierten sich weiter – über deren weiteres Schicksal ist derzeit nichts bekannt. Erika, Freya und Tell verließen Offenburg, lediglich die jüngste, Rothraud blieb dauerhaft in der Stadt. Es wurde still bei den Gecks, zumal Adolf nach dem Scheitern des USPD-Experimentes auch in Baden seinen politischen Einfluss weitgehend verlor.

Anmerkungen

- 1 Vortrag, gehalten am 15. Januar 2015, beim Historischen Verein Mittelbaden. Die Vortragsfassung wurde für die Publikation weitgehend beibehalten.
- 2 Rede vom 7. März 1904. In: http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k11_bsb00002808_00737.html
- 3 Zu Adolf Geck vgl.: Dittler, Erwin: Adolf Geck (1854–1942). In: Die Ortenau 62 (1982), 212–301; 63 (1983) 234–273; Haselier, Günther: Inventar des Nachlasses Adolf Geck im Generallandesarchiv Karlsruhe. Stuttgart 1975; Hochstuhl, Kurt: Wie der Vater, so der Sohn? Adolf und Brandel Geck, Sozialdemokraten. In: Brüning, Rainer/Brasseur-Wildt, Laetitia (Bearb.): Menschen im Krieg. 1914–1918 am Oberrhein. Stuttgart 2014, 30–35 (Ausstellungskatalog)
- 4 Müller, Klaus Peter: Politik und Gesellschaft im Krieg: der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914–1918. Stuttgart 1998; Schadt, Jörg/Schmierer, Wolfgang (Hrsg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte: von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis heute. Stuttgart 1979
- 5 GLA N 69 Geck, N 985 (19.09.1914)
- 6 Zu Brandel Geck vgl.: Rehm, Clemens: Raub oder Rettung? „Kulturgutschutz“ 1917 in St. Quentin durch einen deutschen Offizier. In: Die Ortenau 81 (2001), 435–442; Zimmermann; Clemens: Krieg, Individualität und Selbstbehauptung: Karl Berberich und Brandel Geck im Ersten Weltkrieg.

- Vortrag, gehalten am 11.5.2001 bei der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. <http://ag-landeskunde-oberrhein.de/index.php?id=p401v> (Zugriff 25.12.2014)
- 7 Scherb, Ute: Marie Geck (1865–1927). Eine außergewöhnliche Geschäftsfrau. In: Momente 1/2011. <http://www.staatsanzeiger.de/kultur-und-geschichte/momente/rubriken/landleute/landleute-detailansicht/artikel/marie-geck-1865-bis-1927/> (Zugriff 25.12.2014)
 - 8 Zu Tell Geck (1895–1986) vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Tell_Geck (Zugriff 25.12.2014)
 - 9 Zu Freya Heymann vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Erika_Heymann (Zugriff 25.12.2014)
 - 10 Zu Rothraud Weckerle-Geck vgl.: Dittler, Erwin: Rothraud Weckerle-Geck (1898–1983) und Martha Schanzenbach (*1907): zwei sozialdemokratische Frauen der „Ersten Stunde“ in Südbaden. In: Badische Heimat 75 (1995), 659–669
 - 11 Mitteilung des Archivs der Justus-von-Liebig-Universität Gießen aus den Studentenmatrikeln v. 27. Oktober 2014.
 - 12 Ludwig Frank an Gustav Mayer, 27. August 1914. Zit. nach: Frank, Ludwig: Aufsätze, Reden und Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim. Berlin 1924, 358
 - 13 Friedrich Ebert, 5. April 1916. http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k13_bsb00003403_00081.html (Zugriff 25.12.2014)
 - 14 Watzinger, Karl Otto: Ludwig Frank. Ein deutscher Politiker jüdischer Herkunft. Mit einer Edition Ludwig Frank im Spiegel neuer Quellen. Bearb. von Michael Caroli, Jörg Schadt und Beate Zerfaß. Sigmaringen 1995
 - 15 GLA N Geck Nr. 299 (an Marie Geck, 20.5.1917)
 - 16 Hiß, Albert: Infanterie-Regiment Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116 (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter, Band 104), Oldenburg 1924
 - 17 GLA N Geck Nr. 296 (30.07.1914; 01.08.1914; 12.09.1914)
 - 18 GLA N Geck Nr. 298 (15.03.1916)
 - 19 Nach dem französischen Telefonbuch gibt es den Familiennamen Dubus auch heute noch in Nesle.
 - 20 GLA N Geck Nr. 307
 - 21 Zit. nach: Offenburger Tagblatt vom 26. Juli 2014
 - 22 GLA N Geck Nr. 290 (03.03.1916)
 - 23 Ebd.
 - 24 GLA N Geck Nr. 299 (20.05.1917)
 - 25 Ebd. (22.04.1917)
 - 26 Ebd. (14.05.1917)
 - 27 Rehm (Anm. 5); Desbleds, Denis: Les amitiés particulières de Karlsruhe et Saint-Quentin. In: La Voix de l’Aisne, 12 novembre 1998, S. 2208; Becquart, Damien: 11 novembre: il faut sauver les archives du soldat Brandel Geck. In: L’Union, 13 novembre 1998
 - 28 Dittler, Erwin: Kleine Offenburger Chronik. Typoskript. Kehl-Goldscheuer 1992 (aus den Tagebüchern des Georg Monsch). Vorhanden im Stadtarchiv Offenburg
 - 29 GLA N Geck Nr. 967 (18.11.1918)

Zum Gedenkjahr 2015

Zerrissene Freundschaften – ein Teilaspekt der großen Verluste von 1914–1918

Manfred Merker*

*„Was alles wir ersonnen,
geplant und ausgedacht, –
zeflossen und zerronnen
ist es in Todesnacht.“*

Max Boschert

In Adolf Gecks „Kriegsbildern“ im Offenburger Tageblatt aus dem zweiten Kriegsjahr des Ersten Weltkriegs findet sich auch der Bericht eines Klassenkameraden über den unerwarteten Tod seines Anfang 1915 gefallenen Freundes Schorsch. Darin beschwört er die gemeinsame Schulzeit am Gymnasium und schließt mit den Worten:

*„O Tod, das hast Du schlecht gemacht,
der solche Kraft gering geacht.“ R. H.*

Der inhaltsreiche Nachruf mit seinen detaillierten Angaben wurde Anlass zu vertieften Nachforschungen über das Schicksal hinter den beiden unbekannt Namen, deren Ergebnisse hier vorgelegt werden. Sie stehen in der Mitte dieser alphabetisch gegliederten Untersuchung und haben, trotz der inzwischen 100 vergangenen Jahre, viel Quellenmaterial ans Tageslicht gebracht. Diese Abhandlung trennt die Darstellungen zweier Freundeschicksale am Anfang, bei denen ein Freund überleben konnte, von den beiden am Schluss, bei denen beide Freunde gefallen sind.

Mit der Erinnerung an diese persönlichen Kriegsschicksale soll auch aufgezeigt werden, wie bitter die menschlichen Verluste des Ersten Weltkriegs nicht nur für die Mütter, Väter und Geschwister, für Ehefrauen und Bräute waren, sondern auch für Freundschaften, die hier unwiederbringlich für immer zerrissen wurden. Am Beispiel von fünf Freundespaaren spiegelt sich auch das ganze Spektrum des im Sommer 1914 von der Jugend begeistert begonnenen Krieges, der für die meisten mit schwersten

* Studien zur Geschichte des Offenburger Gymnasiums VII

Verletzungen und einem sinnlosen Opfertod auf einem blutigen Schlachtfeld fern der Heimat enden sollte. Die Wirkung der modernen technischen Waffen war verheerend: Schwere Artillerie, Maschinengewehre, Minenwerfer und Splittergeschosse führten bei den hier untersuchten Gymnasiasten und Studenten zu tödlichen Kopfverletzungen, die meist in den überfüllten Feldlazaretten nahe der Front schon im ersten Kriegsjahr zu einem oft qualvollen Tod führten. Einige wurden am Rande des Schlachtfelds, auf dem sie gefallen waren, beigesetzt, wenige konnten in ihre Heimat Offenburg übergeführt werden, wo sie noch heute in den Gräbern zweier Weltkriege ruhen.

Auch geographisch ist mit diesen jungen Offenburger Soldaten das ganze Ausmaß der wichtigsten Fronten des Ersten Weltkrieges abgesteckt: Die Westfront, besonders das französische Flandern, die Ostfront mit den Masurenschlachten und dem Rumänienfeldzug und das Elsass mit den Nord- und Südvogesen, besonders dem Hartmannsweilerkopf. Die meisten der hier vorgestellten Freunde fielen 1915, genau 100 Jahre vor diesem zweiten Gedenkjahr des Ersten Weltkriegs 2015.



Fünf trauernde Freunde am Brunnen in Gent (Belgien). Die gotisch schlanken Jünglingsfiguren mit ihrer melancholisch stimmenden Schönheit sind eindrucksvolle Sinnbilder der vorweggenommenen Trauer des Jahrhunderts. „In einer Bewegung der Hingabe haben sie sich auf die Knie geworfen und in ihrer Angst vor dem Leben die Arme über der Brust gekreuzt; eine Geste, die das, was es an Reinerem in ihrem Innern gibt, schützen soll vor der Tragödie des Lebens, die sie erahnen.“ (Leo van Puyvelde über George Minnes kniende Figuren von 1901)

Als Quellen der Untersuchung dienten Einwohnermeldekarten, private Nachlässe, Regimentsgeschichten, die Jahrbücher des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg, die Todesanzeigen und Frontberichte der Tageszeitungen, Landkarten, das Internet und die einschlägigen Publikationen. Wichtigste Quelle wurden die wöchentlich im Offenburger Tageblatt unter der Rubrik „D'r alt Offeburger“ erschienenen „Kriegsbilder“ Adolf Gecks. Vom Kriegsbeginn am 02.08.1914 (Nr. 788) bis zum Waffenstillstand am 11.11.1918 (Nr. 1022) berichtet A. Geck, gut unterrichtet durch enge Kontakte zwischen Heimatfront und Kriegsfront, über den Kriegsverlauf, Beförderungen und Gefallene. Diese kontinuierliche Berichterstattung erfolgt in einem das Leid des mörderischen Krieges mildernden Ton, der auf fast treuherzige Weise ein oft unfassbares Geschehen an der Front für die Betroffenen erträglich werden lässt. A. Geck versorgte die Frontsoldaten zum Teil auch mit Lesestoff und anderen begehrten Artikeln. Er schickte wöchentlich Exemplare des „D'r alt Offeburger“ als Heimatgruß an die Front und erhielt dafür regelmäßig Feldpost von den Soldaten. Als historische Zeugen über drei Generationen hinweg konnten auch noch lebende Nachkommen dieser „lost generation“ befragt werden.¹

Ungleiche Lebensläufe

Hermann Faisst und Max Boschert

*„... was alles wir ersonnen, ...
zerflossen und zerronnen ...“*

Das österliche „Kriegsbild“, das Adolf Geck am 21.03.1915 im Offenburger Tageblatt zeichnet, enthält eine Fülle bedrückender Einzelheiten, die die gesamte Bandbreite des Kriegsgeschehens zu Beginn des zweiten Kriegsjahres eindrucksvoll wiedergeben. Am Anfang wird die Konfirmation des mit 13 Jahren jüngsten deutschen Kriegsfreiwilligen des Ersten Weltkriegs, Emil Huber aus Offenburg, in der evangelischen Stadtkirche geschildert.² Es schließt sich ein Bericht über den Offenburger Rechtsanwalt Albert Levi, jetzt Unteroffizier im Offenburger 170er Regiment, an, der schwer verwundet an Holzkrücken in seine Heimatstadt zurückkehrt. Dann folgt die Beschreibung des „reich bekränzten Leichenzuges“ der im Krieg gefallenen Offiziere Philibert und Eberhardt Roeder von Diersburg durch die Hauptstraße. Ebenfalls vom Regiment 170 kommt die Mel-

derung über den kriegsfreiwilligen Offenburger Studenten Hermann Walz, der nach schwerer Verwundung in Russland in ein Lazarett verbracht werden musste. Er wird als Freund von Josef Zind den Abschluss dieser Abhandlung bilden. Der letzte Einblick in die Kriegseignisse dieses Frühjahrs nach der gescheiterten deutschen Schlieffenplanoffensive auf Paris zitiert den schon oben erwähnten traurigen Brief des „R.H.“ über den frühen Tod seines Freundes „Schorsch“, die beide im Laufe dieser Abhandlung identifiziert werden sollen.

Mitten in diesen markanten Meldungen aus dem achten Offenburger Kriegsmonat steht die Notiz über den Tod des Unterlehrers Hermann Faisst. Da heißt es:

„In der Sitzung der Schulkommission gedachte Stadtschulrat Breitbeil auch der 12 Offenburger Lehrer, darunter 6 Hauptlehrer, welche als Soldaten im Felde stehen. Nachher kam auf das Rathaus die ergreifende Kunde vom Heldentode unseres Unterlehrers H. Faisst, von dessen ehrenvoller Beförderung wir vor kurzem berichten konnten. Welch schätzenswerte Kraft die Schule durch den Tod Faisst's verliert, zeigt die rührende Teilnahme unserer Jugend am Verluste, den die hiesige Beamtenfamilie durch das Opfer für's Vaterland erlitten hat.- Der Krieg hat es bewirkt, dass an unserer Volksschule zurzeit kein Unterlehrer tätig ist.“

Wer war Hermann Faisst, was konnte über ihn in Erfahrung gebracht werden? Und wer war sein Freund Max, der unter der Todesanzeige der Familie mit seinem traurigen Freundschaftsgedicht so rührend von ihm Abschied nimmt?

Hermann Faisst wurde am 24.10.1888 als drittes Kind des Lokomotivführers Josef Faisst (26.08.1853 in Berghaupten – 22.09.1930) und seiner Ehefrau Therese F., geb. Ruf (31.05.1863 in Elgersweier – 23.02.1942 im Offenburger Vinzentiushaus) geboren. Die katholische Familie Faisst wohnte in der Offenburger Sophienstraße 7. Neben der älteren Schwester Maria (geb. am 07.02.1885) gab es noch den älteren Bruder Josef (geb. am 01.11.1886), der als Eisenbahnsekretär im Krieg zum Leutnant der Reserve und Offiziersstellvertreter befördert und 1916 für seine Tapferkeit mit der silbernen Verdienstmedaille ausgezeichnet wurde. Hermanns jüngerer Bruder Fritz (geb. am 23.03.1894) meldete sich nach seinem Abitur 1914 als Kriegsfreiwilliger, wurde im Mai 1916 als Leutnant der Reserve mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er kann sich aus englischer Kriegsgefangenschaft befreien, wird dann aber im November 1916 bei einem Sperrfeuer schwer verwundet aus einem Granatrichter geborgen und stirbt im Feldlazarett.³

Über Hermann Faissts schulische Ausbildung in Offenburg ist nichts bekannt. In den Schülerlisten des Großherzoglichen Gymnasiums taucht er im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Fritz nirgends auf. Er wird auf seiner Einwohnermeldekarte als Lehrer geführt. Die Umzüge nach Rastatt 1908, Achern 1911 und Ötigheim 1912 scheinen die Stationen seiner Lehrtätigkeit zu kennzeichnen. 1912 wird er wieder in Offenburg in der Kornstraße registriert, als „Militärverhältnis“ ist für dieses Jahr „Einjähriger Freiwilliger“ angegeben. Alle weiteren relevanten Angaben zu seinem Kriegsdienst stammen aus den Kriegsbildern des „D'r alt Offeburger“: In der Nr. 825 zum 02.03.1915 wird die Beförderung zum Offiziersstellvertreter registriert, zum 14.03.1915 in der Nr. 826 die Beförderung zum Leutnant der Reserve. Eine Woche später, wieder mit einer zeitlichen Verzögerung zum tatsächlichen Geschehen, finden wir die oben zitierte Meldung über seinen Tod.

Erst die Todesanzeige der Familie gibt hierzu den genauen Zeitpunkt an. Danach ist Hermann Faisst am 6. März 1915 im Alter von sechsundzwanzigeinhalb Jahren bei Kämpfen im Osten gefallen. Wahrscheinlich handelt es sich bei der Angabe „im Osten“ um Kämpfe im Zusammenhang mit der großen neuntägigen Winterschlacht im ostpreußischen Masuren Anfang 1915. Hier erlitt die zaristische Armee, die zu Anfang des Krieges ganz Ostpreußen besetzt hatte, nach Hindenburgs kriegsentscheidendem Sieg bei Tannenberg 1914 eine zweite große Niederlage mit verheerenden Verlusten. Hermann Faisst hatte als Offizier in der 5. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments 250 gedient. Er könnte nach den deutschen Anfangserfolgen, als die deutschen Verbände Anfang März bei Przasnysz dem massiven Angriff von drei russischen Korps ausweichen mussten, beim erneuten deutschen Angriff mit seiner Truppe in die Schusslinien geraten sein. Aus der Todesanzeige erfahren wir auch, dass er verlobt war und seine beiden Brüder „z. Zt. im Felde“ stehen, Josef als Eisenbahnassistent, Fritz als Kriegsfreiwilliger. Der Name der Schwester Maria fehlt in der Traueranzeige vom 17. März 1915 merkwürdigerweise, dafür annoncieren zwei nicht näher bekannte Mittrauernde und zweimal „Sein treuer Freund Max Boschert“. Erst in der Traueranzeige vom 27. November 1916 für den jüngeren Bruder Fritz Faisst, der schon mit 22 Jahren fiel, taucht Marias Name, inzwischen als verheiratete Weick, wieder auf. H. Faisst erhält einen ehrenden Eintrag im Gedenkbuch in der Krypta der Dreifaltigkeitskirche.



*Wintereinsatz in
Masuren 1915*

Alfred Rombach + 4. MÄRZ 1944
 Eugen Herzogencath + 5. MÄRZ
 Hermann Faißt + 6. MÄRZ 1915
 Wolfram Rothmund + 6. MÄRZ
 Alfred Höfner + 8. MÄRZ 1943

*Todesanzeige und
 Gedenkbucheintrag
 für Hermann Faißt*



In derselben Offenburger Zeitungsausgabe vom 17.03.1915 findet sich direkt unter der Todesanzeige der Faißtfamilie noch ein sehr persönlicher und in der Form ungewöhnlicher Nachruf unter einem gerahmten schwarzen Eisernen Kreuz auf weißem Grund. „Nachruf seinem lieben Freunde Hermann Faißt“ mit der Nennung seines Offiziersgrades, der Militäreinheit und des Todesdatums bei Kämpfen im Osten. Es folgt ein vierstrophisches jambisches Gedicht mit abab-Reimen. Unterzeichnet ist das traurige Abschiedsgedicht mit „Dein treuer Freund Max“. Über diesen Freund Max, der als Nachnamen in der Familienannonce „Boschert“ angibt, konnte nur wenig Biographisches herausgefunden werden.

Max Boschert ist nicht in den Schülerlisten zu finden, nur seine Einwohnermeldekarte gibt etwas ausführlicher Auskunft. Danach war Max zwei Jahr jünger als sein Freund Hermann. Geboren am 18.11.1890 in Freiburg wird er als Mieter bei Otto Walz in Offenburg geführt. Auffällig ist sein häufiger Wohnsitzwechsel. Allein fünfmal zieht er zwischen 1911 und 1915 um, allein 1911 dreimal, wobei er dreimal bei Witwen in Pension wohnt. Am 19.11.1915 muss er zum Militär, als sein Freund bereits ein halbes Jahr tot ist. Sein Militärverhältnis wird mit „Landsturm“ angegeben, was wohl eine Offizierslaufbahn, wie die seines Freundes, ausschließen dürfte. Merkwürdigerweise wird er am 31.08.1917 vom Infanterieregiment 113 entlassen. Als letzter Aufenthaltsort ist Emmendingen gemeldet. Er hat den Krieg offensichtlich überlebt: Am 17.02.1919 ist er in Offenburg bei Apotheker Pius Müller in der Hildastraße 56 gemeldet, Ende des Jahres in Freiburg. Als letzter Verbleib ist am 30.04.1921 die Niddastraße 49, 3. Stock in Frankfurt am Main registriert.

Trauer um den Verlust und die Vergegenwärtigung der gemeinsamen Lebenstage in Offenburg auch der Grund, weswegen er nur kurz hierhin zurückkehrt und dann 1919 die Stadt Richtung Norden verlässt und in eine andere Stadt zieht. Was die beiden Freunde in ihrer gemeinsamen Zeit besonders verbunden hat, wissen wir nicht. Wir können es nur annähernd aus den Worten des in der Tagesszeitung veröffentlichten Nachrufs kurz nach dem Tod seines fern der Heimat gefallenen Freundes erschließen. Dieser poetische Nachruf eines Freundes bleibt ein einmaliges literarisches Dokument der Treue und Trauer über einen allzu früh im Krieg gebliebenen geliebten Menschen.

Drei Monate zuvor erschien in der gleichen Zeitung der Nachruf eines Eugen König für seinen verstorbenen Bruder. Schlichter in der Form enthält er ebenfalls vier Strophen im gleichen Versmaß und Reimschema, gleich ist ebenfalls das Symbol des schwarzen Eisernen Kreuzes auf weißem Grund. Hat es Max als Anregung oder Vorbild gedient?

Fritz Göppert und Max Schulz

*„... froh zog er aus,
kehrt tot zurück ...“*

Im Jahresbericht des Großherzoglichen Gymnasiums in Offenburg für das Schuljahr 1914/15 schreibt der damalige Direktor Kunze in der Rubrik „Zur Geschichte der Anstalt“ unter dem Stichwort „Der Krieg“:

„Der das ganz deutsche Volk in seinen Tiefen aufregende Weltkrieg griff auch in das Leben unserer Schule mächtig ein. Eine ganze Reihe von Lehrern unserer Anstalt wurde teils bei Beginn des Krieges teils während des Krieges ins Heer einberufen oder trat freiwillig ein; voll Begeisterung eilte auch eine stattliche Anzahl unserer Schüler, 27 im ganzen, darunter fast alle Oberprimaner, schon in den ersten Tagen des Krieges dem Vaterlande freiwillig zu Hilfe, 2 weitere traten noch gegen Ende des Schuljahres freiwillig ein.“

Es werden die Namen von 14 Lehrern aufgeführt, die 1914 „im Heere stehen“, gefolgt von den Namen der zwölf Oberprimaner, neun Unterprimaner, sieben Obersekundaner und sogar eines Untersekundaners, also Schülern im Alter zwischen 16 bis 19 Jahren. Bei den zwölf Oberprimanern werden auch die beiden Klassenkameraden *Fritz Göppert* und *Max Schulz* er-



Fritz Göppert auf
der Gedenktafel der
PV Arminia

wähnt, von denen hier die Rede sein soll. Stolz werden von der Direktion bereits die ersten Beförderungen und Auszeichnungen von zwei Lehrern und fünf Schülern hervorgehoben, die beweisen, „wie wacker sich alle, Lehrer und Schüler, um die Wette zeigten“. Drei Eiserne Kreuze werden erwähnt, drei frisch gebackene Leutnante der Reserve. Am Ende dieser ruhmreichen Tabelle findet sich dann allerdings auch ein sehr trauriger Nachsatz, in welchem drei der aufgezählten Schülersoldaten in einem ganz anderen Zusammenhang Erwähnung finden. Da heißt es dann im Schulbericht ganz lapidar:

*„Leider mussten drei der genannten Schüler ihr mutiges Eintreten fürs Vaterland mit ihrem jungen Leben bezahlen, nämlich:
Göppert, Fritz aus OI
Grüninger, Burkhard aus UI
Krieger, Otto aus OII
Einer, Streb, Otto, wird seit dem 10. Juni vermisst.
Die Schule wird ihnen ein treues Andenken bewahren.“*

Eine Todesanzeige für Fritz Göppert in den Schulannalen, wie sie sich später bei allen 22 gefallenen Schülern der Folgejahre unter einem schwarzen Eisernen Kreuz jeweils zu Beginn des Jahresberichtes findet, ist offensichtlich vergessen worden.

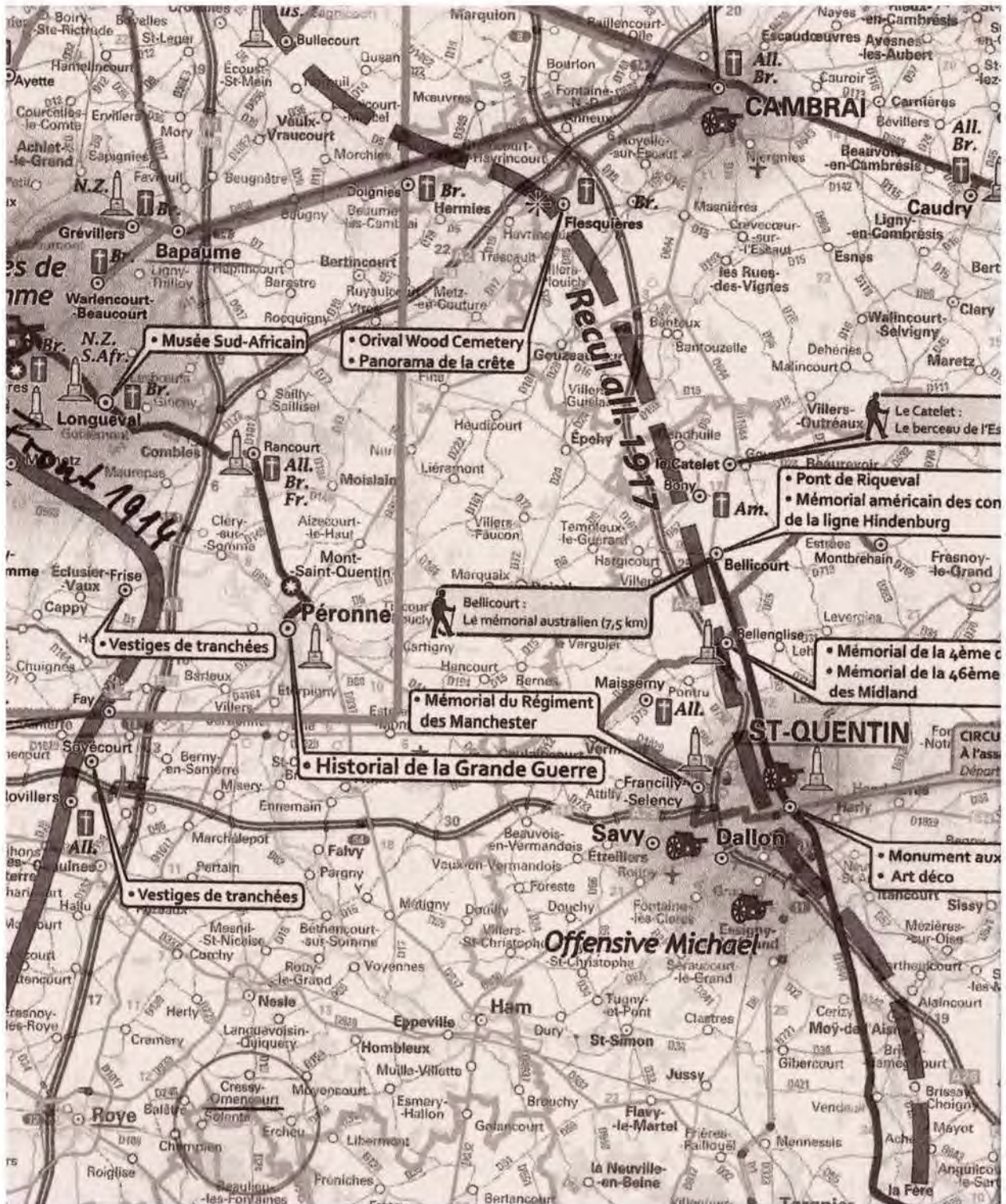
Anders als bei dem ersten besprochenen Freundespaar äußert sich die zweite hier behandelte zerrissene Freundschaft nicht in einem literarischen Dokument oder einer anderen erhaltenen Hinterlassenschaft nach dem Tod eines der beiden Freunde. Fritz Göppert und Max Schulz waren jahrelange Klassenkameraden, durchliefen gemeinsam die Abschlussklassen und wurden zu Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 mit dem

Reifezeugnis, wahrscheinlich einem Kriegsabitur, zur Armee entlassen. Für Fritz Göppert ist auf einer Gedenktafel die Mitgliedschaft in der gymnasialen „Pennälerverbindung Arminia“ nachgewiesen, in der er wahrscheinlich zu Beginn der Oberstufe eingetreten war.

Nach ihrer viermonatigen Rekrutenausbildung ziehen beide am 21. November 1914 von Offenburg zum Einsatz auf den Kriegsschauplatz in der Picardie/Nordfrankreich, wahrscheinlich beide als Füsiliere, für Fritz Göppert nachgewiesen im *Leibgarde-Infanterie-Regiment 115*. Sie bleiben bis zum Januar 1915 bei den Kriegseinsätzen ihrer Truppe im Raum westlich von St. Quentin zusammen, wo Max Schulz seinem Freund den letzten Freundschaftsdienst erweisen sollte. Im Dezember war Fritz Göppert schon einmal verletzt worden, er wurde zu einer kurzen Genesungskur bei St. Quentin abkommandiert. Offensichtlich noch gut zu Fuß, streifte er durch die Dörfer der Picardie und stieß bei einem Gehöft am Eingangstor auf die militärische Markierung: „Offiziersstellvertreter G.“ Neugierig trat er ein und stieß tatsächlich voll Freude auf einen älteren Schulkameraden vom Nachbarregiment, mit dem er später wieder in den Schützengräben der hessischen Grenadiere unter dem Donner der Artilleriegeschosse zusammentreffen sollte. Bei dem Offiziersstellvertreter handelt es sich höchstwahrscheinlich um den Offenburger Brandel Geck, der am gleichen Gymnasium zwei Jahre vorher das Abitur abgelegt hatte. Er war dann zum Studium der Philosophie nach Gießen gegangen und hatte sich gleich am zweiten Mobilmachungstag, dem 03.08.1914, in Gießen als kriegsfreiwilliger Offiziersanwärter zum 2. Hessischen Infanterieregiment 116 „Kaiser Wilhelm“ gemeldet. Für ihn wie für Fritz Göppert sollte der Raum um St. Quentin später schicksalsentscheidend werden. Noch Anfang Januar schickte Fritz Göppert als Gruß an die Heimat eine Feldpostkarte für den „D'r alt Offeburger“ an Adolf Geck, Brandel Gecks Vater, mit den Unterschriften von Schulkameraden des Gymnasiums, wie Robert Veit, Karl Noé, Franz Herp und Brandel Geck.

Hier sollen kurz die Daten der ersten 19 Lebensjahre von Fritz Göppert aus den vorliegenden Quellen vorgelegt werden.

Fritz Göppert wurde am 05.09.1895 als Sohn des evangelischen Weinhändlers und Bierbrauers Michael Göppert (12.08.1856 in Schutterzell–03.01.1935 in Offenburg) und seiner katholischen Ehefrau Maria Theresia, geb. Hermann (22.06.1861 in Schutterwald–16.09.1922) geboren. Er wohnte mit seinen Eltern und der zwei Jahre jüngeren Schwester Maria



Theresia (1896–1978) in der Offenburger Kronenstraße 35. Nach Besuch der Offenburger Knabenvolksschule und des Großherzoglichen Gymnasiums meldet sich Fritz Göppert aus der Oberprima mit dem Kriegsabitur zusammen mit elf Klassenkameraden freiwillig zum Militär. Die Rekrutenausbildung dauerte vier Monate, Ende November zieht er in der 11. Kompanie des Garde-Infanterie-Regiments Nr. 115 an die Westfront. Nach der gescheiterten deutschen Offensive gegen Paris

Das Kampfgebiet westlich von St. Quentin mit Omencourt

1914 erstarrt der Bewegungskrieg zu einem Graben- und Stellungskrieg, der auch durch die Flandernschlacht und die französisch-englischen Angriffe in der Champagne nicht aufgehoben werden kann. Anfang 1915 erringen die deutschen Truppen Erfolge bei Soissons und am Kanal von Bassée. Dabei wird Fritz Göppert bei einem Kampfeinsatz seines Regiments westlich von St. Quentin durch eine Granate schwer verwundet und mit verstümmelten Füßen in das Feldlazarett von Omencourt bei Roye eingeliefert.

Über die Vorgänge der zweiten Januarwoche finden wir in den Kriegsbildern Adolf Gecks vom 24.01.1915 folgenden detaillierten Lagebericht:

„Mit seinem Studienfreunde, dem hessischen Grenadierkollegen Schulz aus Appenweier, wachte Göppert auf einem gefahrvollen Doppelposten. Da kam vom Feinde her eine Granate geflogen; sie riß dem braven Fritz von seines Freundes Seite, der, selber unverletzt, seinen guten Kameraden zusammenbrechen sah. Beide Füße waren getroffen, der linke grässlich zerschmettert. Da erlosch am 16. Januar im Feldlazarett zu Omencourt das junge Heldenleben ... Im gleichen Feldlazarett zu O. befanden sich zwei andere Offenburger Kriegsfreiwillige, die sich von einer leichten Verwundung erholten. Das Schicksal ihres Regimentskollegen Göppert ist seinen Freunden Jos. Wolf und Fritz Traube recht nahe gegangen. Möge diese beiden Vaterlandverteidiger von fernem Missgeschick behütet bleiben.“

Das feindliche Geschoss, „das seinem Leben das kurzfristige Ziel setzte“, wie Geck in diesem Zusammenhang schreibt, hatte Göppert schon am 12. Januar getroffen. Weiter lesen wir: „Neben der Kapelle bereiteten sie dem neuesten Kriegsoffer unserer Stadt die letzte Ruhestätte.“

Über das weitere militärische und private Schicksal von **Max Schulz** ist außer seinem Geburtstag, dem 08.04.1893, aus den Schulakten nichts bekannt. Als sein Geburtsort ist dort Appenweier angegeben, letzter Wohnsitz ist Todtnauberg. Seine Schulfreundschaft und die Kriegskameradschaft endeten auf einem Beobachtungsposten an der französischen Kriegsfrent, wo er die todbringenden schweren Geschossverletzungen seines Freundes hautnah miterleben musste. Wahrscheinlich hat er die Sanitäter gerufen, vielleicht den Freund noch bis in das Lazarett begleitet, wo Fritz Göppert nach vier qualvollen Tagen an seinen Wunden verstarb. Über eine Offiziersbewährung oder militärische Auszeichnungen ist nichts bekannt, sicher war es dafür auch zu früh. Fritz Göppert war mit seinen



*Friedhof im
Kampfgebiet*

erst 19 Jahren und nur wenigen Wochen an der Front der erste Gefallene seines Jahrgangs und seiner Schule.

Fritz Göpperts Eltern und Schwester setzten am 20. Januar 1915 eine Todesanzeige in die Zeitung und errichteten außerhalb des Soldatenfriedhofs am Waldbach für den Sohn, groß in der Mitte, die Eltern kleiner seitlich, eine prächtige Grabfassade. Aus rotem Sandstein lesen wir unter einem zerbrochenen Hufeisen die Aufschrift:

VERLORENE JUGEND
ZERBROCHENES GLÜCK
FROH ZOG ER AUS –
KEHRT TOT ZURÜCK

Grabmal der Familie
Göppert auf dem
Offenburger
Waldbachfriedhof



Wahrscheinlich ließen die Eltern den gefallen einzigen Sohn vom provisorischen Soldatenfriedhof an der Kapelle von Omencourt nach Offenburg überführen und dann in heimatische Erde umbetten. Ein besonderes Gedenken an den früh im zweiten Kriegsjahr 1915 gefallen Offenburger kriegsfreiwilligen Gymnasiasten finden wir im Gedenkbuch seiner Heimatgemeinde, der evangelischen Stadtkirche. Links hinter der Kanzel hat Harry MacLean 1964 eine besondere Gedenkstätte für die Opfer beider Weltkriege in die Chorwand eingefügt: Helle Glassplitter bilden zusammen mit dunklen Betonstegen gelb leuchtende Kreuze, die wie eine lichte Dornenkrone erstrahlen. Davor liegt das künstlerisch gestaltete Gedenkbuch für die Gefallenen der Weltkriege, nach Jahren geordnet und von tröstlichen Bibelsprüchen begleitet. Fritz Göppert ist auch

der erste Kriegstote, der in ein Offenburger Kirchengedenkbuch eingetragen wurde.

Georg Huber und Richard Hugle

Am Beispiel dieser Jugendfreundschaft kann in besonderer Weise verdeutlicht werden, welch krassen Verlust der Kriegstod eines der beiden Freunde und damit das Ende einer möglichen lebenslangen Verbindung für die beiden Biographien gebracht hat. Beide Freunde stammten aus stadtbekanntem und profilierten Offenburger Familien, die in den Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg großen Einfluss in der Stadt ausüben sollten. Die asymmetrische Entwicklung der Lebensläufe von Georg Huber und Richard Hugle ist aus den historischen Quellen außerordentlich gut belegt.

Georg Huber wurde am 29.08.1890 in Offenburg geboren und wuchs in seinem Elternhaus am damaligen Stadtrand von Offenburg in der Hauptstraße 128, Ecke Kronenstraße, auf. Das Huberhaus, das heute noch steht, war ein Mittelpunkt des kulturellen Lebens in Offenburg. Georg Hubers vier Jahre älterer Bruder richtete hier in einem Anbau seine Buchdruckerei und Redaktion ein, die in den nachfolgenden Generationen bis heute weitergeführt wird.

*Das Elternhaus von
Georg Huber um die
Jahrhundertwende
1900*



Sein Vater, der Malermeister August Huber (07.08.1851–16.01.1908) hatte 1884 Amalia Siebert aus Ottenau (15.10.1850–05.02.1922) geheiratet. Nach der Knabenvolksschule besuchte Georg das 1899 im klassizistischen Stil neu erbaute Großherzogliche Gymnasium an der Grabenallee, wo er seinen besten Schulfreund Richard Hugle kennenlernte. Sie drückten dieselbe Schulbank und wurden, schon wegen der alphabetischen Reihenfolge ihrer Namen eng beieinander, von der Sexta bis zur Oberprima jahrelang nacheinander aufgerufen. Die moderne Schule war zentral geheizt, hatte elektrisches Licht und zählte damals als gymnasiale Vollanstalt immerhin 217 Schüler, darunter auch sechs Mädchen und 14 israelitische Schüler. Dort absolvierten nach neun Gymnasialjahren Georg und der vier Monate jüngere Richard am 21. Juli 1910 unter Geheimrat Hofrat Schmalz aus Freiburg zusammen mit 20 weiteren Absolventen ihr ordentliches Abitur. Als Berufswunsch gab Georg das Bankfach an, Richard das Theaterfach. Die Schule der Vorkriegszeit war geprägt vom klassischen Humanismus und dem Geist des deutschen Idealismus im Rahmen der kaiserlich wilhelminischen Gesellschafts- und Werteordnung. Man feierte im Gymnasium Kaisers und Großherzogs Geburtstag und die Siege von 1870/71. Die Abiturientenreden wurden zum Teil noch auf Lateinisch gehalten, das man seit der Unterstufe mit sechs Wochenstunden als Hauptfach im Fächerkanon Übersetzen, Interpretieren und Deklamieren gelernt hatte.

Für diese friedliche Zeit des beginnenden neuen Jahrhunderts ist zufällig der Theaterzettel einer Schulfeier von 1909 erhalten, der die alte Schulkultur dieser goldenen Friedensjahre anschaulich spiegelt. Die Schlussfeier des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg am Samstag, den 31. Juli, vormittags 9 Uhr in der Turnhalle der Schule hatte neben Gesangsdarbietungen und der Ansprache des Direktors auch fünf Szenen aus Heinrich Kleist „Hermannschlacht“ auf dem Programm. Im *Akt V, 6–9: Teutoburgerwald* spielte der Oberprimaner Georg Huber den römischen Feldherrn Quintilius Varus, sein Erster Feldherr wurde von dem Unterprimaner Hermann Walz dargestellt, von dem am Ende dieser Abhandlung noch die Rede sein wird. Erster Römer war Konrad Grüninger, ein Knabe Marbods, des Suebenkönigs, wurde von Fritz Faißt gespielt. Keiner von diesen jugendlichen Laiendarstellern hat den Ersten Weltkrieg überlebt.

Dass die gemeinsame Schulzeit am Gymnasium insgesamt recht unbeschwert und abwechslungsreich verlief, geht aus dem anfangs zitierten Brief hervor, den der Freund Richard Hugle nach der Todesnachricht von Georg Huber in Erinne-

Programm der Schluss-
feier des Gymnasiums
vom 31.07.1909

Grossherzogliches Gymnasium Offenburg.

Schluss-Feier

Samstag, den 31. Juli 1909, vormittags 9 Uhr
in der Turnhalle des Gymnasiums.

Programm.

1. „Mein Vaterland“, dreistimmiger Knabenchor von Abt.
2. Rede des Abiturienten A. Eisenhut.
3. Szenen aus Kleists „Hermannsschlacht“:
 - a) Akt I, 1: **Waldgegend.**

Wolf, Fürst der Chatten	Otto Schneider.
Thuiskomar, Fürst der Sicambrier	Walter Krastel.
Dagobert, Fürst der Marsen	Georg Zutt.
Selgar, Fürst der Brukterer	Fritz Frohwein.
 - b) Akt II, 1: **Hermanns Fürstenzelt in Teutoburg.**

Hermann, Fürst der Cherusker	Walter Hermann.
Ventidius, Legat von Rom	Franz Morgenthaler.
 - c) Akt IV, 1 u. 2: **Marbods Zelt im Lager der Sueven am rechten Weserufer.**

Marbod, Fürst der Sueven	Fridolin v. Senger.
Attarin, sein Rat	Albert Böckler.
Luitgar, Hermanns Abgesandter	Curt Müller.
Rinold } Hermanns Knaben	{ Fritz Faist.
Adelhart } Hermanns Knaben	{ Alexander Melchior.
Komar, ein suevischer Hauptmann	Rudolf Jakob.
Ein anderer suevischer Hauptmann	Theodor Diemer.
 - d) Akt V, 6–9: **Teutoburger Wald.**

Quintilius Varus, römischer Feldherr	Georg Huber.
Erster Feldherr	Hermann Walz.
Zweiter Feldherr	Wilhelm Fäßler.
Erster Römer	Konrad Grüninger.
Zweiter Römer	Alfred Krastel.
Aristan, Fürst der Ubier	Fritz Weil.
 - e) Akt V, letzter Auftritt: **Teutoburg.**

Fust, Fürst der Cimbern	Emil Falk.
Gueltar, Fürst der Nervier	Hans Vögele.
4. Ansprache des Direktors.
5. Verteilung der Preise.
6. **Wanderlied**, dreistimmiger Knabenchor von C. M. v. Weber.

Druckerei Ad. Geck, Offenburg.

nung an die gemeinsam verbrachte Pennälerzeit schrieb, zitiert in Adolf Gecks „D'r alt Offeburger“ vom 21.03.1915:

„Wie viele Erinnerungen waren mit ihm verknüpft, der während 10 Jahren das Gleiche erlebte wie ich! Wie lang hat es gedauert, bis ich als „homo barbarus“ mir in der Vorstadt – von der Badstrasse aus Bürgerrecht erwarb. Wie oft haben wir uns in der Folge mit dem †Brandelfranz u. v. A. auf den Kinzigwiesen ge-

tummelt; wie oft in jugendlichem Streit und Zank miteinander geschmollt! Und wer war's, der mich zuerst einen Blick tun ließ in das mir ungewohnte Leben einer alten Offenburger Bürgerfamilie? Wie lebhaft sehe ich es heute noch vor mir, das Zimmer mit dem von Geschäftspapieren beladenen Schreibtisch, darüber das Bild der Gebrüder Huber; den Glasschrank und dessen Seltenheiten, benebst den alten verblassten Photographien. Hier saßen wir oft auf dem Sopha vor unserm Cäsar oder einer Tasse Kaffee. Und als ich nun das Wohnviertel nicht mehr mit ihm teilte, da war es jahrelang dieselbe Schulbank, derselbe Ärger über die Aufgaben, dieselbe Lustigkeit und Freude an Streichen, die uns verband. Zu Hause hängt's noch, das Bild unserer Konpennäler. Und er, der Einzige, über dessen Aufenthalt im Schlachtfeld ich wusste, dem ich nur schrieb, ist nun auch nicht mehr.“

Richard Hugle war der Sohn des Hauptlehrers Theodor Hugle und war mit seiner Familie am 03.09.1901 in die nahe Badstraße (Nr. 35) gezogen. Von dort waren es nur wenige Schritte zum Gymnasium und zum Haus seines Freundes Georg Huber nahe den noch un bebauten Kinzigwiesen. Richard, der dann mit der neunköpfigen Lehrerfamilie 1904 in die Seestraße zog, scheint die gemütliche und kultivierte Atmosphäre des Huberhauses sehr genossen zu haben; leider wurde die gemeinsame Zeit überschattet vom frühen Tod von Georgs Vater im Jahre 1908, zwei Jahre vor dem gemeinsamen Abitur.⁴

In der Sekunda hatte sich Georg Huber der Pennälerversammlung „Arminia“ angeschlossen und damit einen neuen Freundeskreis gewonnen. Das Aufnahme ritual in Bühl wurde, laut seinen eigenen Tagebuchaufzeichnungen, mit sechs Flaschen Schampus begossen. Unter seiner Leitung folgte eine Blütezeit der Verbindung mit zahlreichen Festen und lustigen Streichen im fidelen Kreis. Als Altherrenkassierer brachte Georg die Finanzen der Arminia wieder in Ordnung, wobei ihm seine kaufmännische Begabung zugute kam. Gleich nach dem Abitur absolvierte Georg dann auch eine offenbar strenge kaufmännische Lehre, zwischendurch wahrscheinlich auch seinen Militärdienst, und erhielt bei der Zuckerfabrik in Waghäusel seine erste feste Anstellung. Eine unlängst in den Familienakten entdeckte lateinisch verfasste Immatrikulationsurkunde der Freiburger Universität vom November 1911 weist auf Georgs Versuch hin, ein akademisches Studium zu beginnen, was offenbar wieder fallengelassen wurde.

Bei Kriegsbeginn im August 1914 meldete sich Georg bei seiner Offenburger Garnison in der Kaserne an der Weingartenstraße, zog in der 7. Kompanie des II. Bataillons der 170er



Georg Huber,
Zeichnung, als junger
Offizier



Infanterie ins Feld und kämpfte in den folgenden Monaten alle Schlachten seines Regiments mit.⁵

Schon Anfang August gibt es einen Einsatz im südlichen Elsass, das die Franzosen zu Beginn des Krieges genauso zügig besetzt hatten wie Lothringen im Norden. Dieser massive Kriegseinsatz der Franzosen als das strategische Gegenstück zur forcierten deutschen Offensive in Belgien und Ostfrankreich sollte den nie verzeihenen Verlust von Elsass-Lothringen 1870/71 schlagartig wiedergutmachen. Dem Gefecht bei Sennheim-Mühlhausen (09.–10.08.) folgte die Schlacht in Lothringen (20.–22.08.) und bei Nancy (23.08.–14.09.). An der Westfront beginnt dann auch für das Regiment nach der Marne-schlacht der Wettlauf zum Meer, Georg Huber erhält seine erste Verwundung. Nach schweren Einsätzen der Offenburger im Oktober bei Arras und Lille im französischen Flandern erstarrt der bisherige Bewegungskrieg für die weiteren vier Jahre zum Stellungskrieg auf der Linie Düнкirchen-Hartmannsweilerkopf. Im November ist Georg Huber als Leutnant der Reserve bereits Offiziersstellvertreter. In einem launigen Feldpostbrief vom 05.11.1914 bedankt er sich als „Huber Schorsch“ bei Adolf Geck für ein Fass „Roten“, das er mit seinen zwölf Leuten zusammen mit zehn aus einem zerschossenen Haus erbeuteten Hühnern „wie Gott in Frankreich“ genießen kann.

Sommer 1914: Das Offenburger Infanterie-Regiment 170 rückt aus

Bei Auchy-les-la Bassée im Département Pas de Calais wird das Regiment 170 Anfang 1915 in schwere Abwehrkämpfe gegen Franzosen und Engländer verwickelt, die mit modernen Waffen, Minenwerfern, tückischen Streugeschossen und starker Infanterie die deutschen Stellungen zu überrennen versuchen. Dabei wird Schulkamerad Eitelhans Grüninger vom gleichen Regiment, dessen beide Brüder ebenfalls im Felde stehen, mit schweren Kopfverwundungen von seinen Soldaten aus einem Stellungsraben geborgen und ins Lazarett transportiert. Bei seinem nächtlichen Sturmangriff auf die feindlichen Stellungen am Ziegelhaufen und Prellbock wird auch Georg Huber am 22.01.1915 von einer Kugel getroffen. Nach einem Achselschuss, der ihn von einem Schulterblatt bis zum anderen traf, wird er von den Sanitätern in dasselbe Feldlazarett 9 des XIV. Armeekorps in Billy-Berclau getragen wie Grüninger. Laut Regimentsbericht können die 170er erst ab Mitte Februar einen massiven feindlichen Durchbruchversuch am Kanal von La Bassée unter starken eigenen Verlusten erfolgreich abwehren.

Georg Huber wird begleitet von seinem treuen Pfälzer Burschen, dem Gefreiten Hizeberger, der ihn auch bis zum Schluss betreut. Der beschreibt in einem launigen Bulletin, wie sich die Offenburger Offiziere Huber und Grüninger um die Fensterlüftung im Krankenzimmer des Lazaretts streiten. Georg Huber selbst hatte aus den Schützengräben viele Briefe über den Feldpostdienst Adolf Gecks an seine Freunde in der Heimat geschrieben, wo man sich über seine humorvollen Schilderungen von der Front freute. Auch im letzten erhaltenen Feldpostbrief Ende Februar versucht er seine Verwundung leicht zu nehmen, wenn er schreibt: *„Liege seit der Nacht vom 22./23. verwundet mit dem Eisernen Kreuz im Feldlazarett Nr. 9 in Billy. Bin noch gut davongekommen.“* Wenige Stunden vorher hatte er acht Kilometer hinter der Front an einem wunderschönen Tag bei einem Promenadenkonzert des Regiments mit Kapellmeister Jahn noch den Wunsch geäußert, dass es bald rasch vorwärts geht. Zwei Ärzte, viele Krankenpfleger und sein treuer Bursche bemühten sich wochenlang um Heilung der schweren Wunden, die die feindlichen Kugeln angerichtet hatten, um einen heimatlichen Genesungsurlaub zu ermöglichen. Am 12.02. telegrafierte der Chefarzt des Lazaretts, dass „der Zustand weiterhin sehr ernst“ sei, eine Reiseerlaubnis nach Hause könne er nicht geben. Am 16. Februar konnte er noch zwei Besuche empfangen, unter seinem Fenster spielte noch einmal die Regimentsmusik, und Georg plauderte von der Heimat. Dann musste plötzlich telegrafisch doch der Bruder herbeigerufen werden, in dessen Armen Georg Huber am 22.02.1915



Georg Hubers Wintergrab 1915 und die Todesanzeige der Familie

cordia und des Hubertschen Hauschores schilderte Dekan Lipp des Lebenslauf des Verstorbenen, Stadtrat Monsch sprach im Namen des Gemeinderats. Dann ertönten drei Ehrensalven über dem frischen Grab, das später ein granitener Grabstein mit seinem Namen krönte, neben den vielen gefallenen Schulkameraden des Gymnasiums, die ebenfalls ihr junges Leben auf dem Schlachtfeld verloren hatten. Neben seinem Grab (Nr. 76) ruht ein sechs Jahre jüngerer französischer Grenadier, der in einem Offenburger Lazarett verstorben war und hier

auch ehrenvoll bestattet wurde (Grab Nr. 75). Georg Huber war nicht einmal 25 Jahre alt geworden.

Sein Name wurde mit aufgenommen in das Gedenkbuch der Offenburger Heilig Kreuz Kirche, das in einer Vitrine links vor dem Josefschörlein jeweils zu den Todestagen der Gefallenen aufgeschlagen wird. Georg Hubers Freunde gaben zur Erinnerung an ihn ein mehrseitiges Gedenkblatt heraus. Es umfasst seine Lebensdaten, ein gedichtetes Requiem von Franz Rothenfelder und die Beschreibung der Beerdigungsfeier vom 07.03.1915 mit der Überschrift „Daheim auf ewig“. Ein besonderes Gedenken fand Georg Huber auf der von Angelino Valentino gestalteten Ehrentafel der PV Arminia in deren Kellerlokal im ehemaligen Kapuzinerkloster am Grimmelshausen-Gymnasium unter der Überschrift: FRATRES ABIERUNT NON OBIERUNT (unsere Brüder gingen fort, sie sind nicht vergessen) – siehe auch Abb. auf Seite 419.

Im eingangs zitierten Brief Richard Hugles versucht dieser seinen verlorenen Freund wie folgt zu charakterisieren:

„Er wäre genau das Ebenbild seines Vaters geworden: bis in den Grund hinein demokratisch, etwas langsamen, wägenden Charakters, aber von bestimmter, zäher Art. Wie mögen ihn seine Untergebenen im Felde geliebt haben! So vergällt mir sein Tod manche Erinnerung und lässt mich vor allem in Sorge wegen seiner Angehörigen.

*O Tod, das hast du schlecht gemacht,
der solche Kraft gering geacht!“
R. H. (Inf.-Reg. 172).*

Richard Hügler (*09.12.1890), den eine zehnjährige Freundschaft mit seinem Klassenkameraden Georg Huber verband, hatte nach dem gemeinsamen Abitur im Jahre 1910 einen anderen Weg eingeschlagen als sein Freund. Nach einer Buchhändlerlehre war er nach Münster in Westfalen gezogen, um an der dortigen Universität Germanistik, Philosophie und Volkswirtschaft zu studieren. Auch seine Herkunft unterschied sich von der seines langjährigen Klassenkameraden. Während Georg Huber aus einer Handwerkerfamilie stammte und nur einen Bruder hatte, war Richard in einer vielköpfigen Lehrerfamilie aufgewachsen und hatte sechs Geschwister. Sein Vater Theodor Hügler (05.06.1858–15.01.1927) stammte aus einer Ratsschreiberfamilie in Fessenbach und war mit Matthilde Gödtler (18.08.1862–14.10.1929) aus Ettlingen verheiratet. Als Lehrer war er anfangs an verschiedenen Orten tätig, wie sich aus den Geburtsorten seiner Kinder ablesen lässt, nämlich in

Breisach, Furtwangen und Unzhurst, ehe er als Hauptlehrer und Chorleiter 1901 nach Offenburg kam. Auch hier gab es für die Familie einen häufigen Wohnsitzwechsel, der sich aus der Größe der Familie leicht erklären lässt: Die Familie wohnte ab 1901 in der Badstraße, 1904 in der Seestraße, 1907 in der Wasserstraße, 1909 in der Kirchstraße und schließlich ab 1916 in dem ansehnlichen Haus in der Prädikaturstraße 12. Von hier war es für den Vater nicht mehr weit zu seiner Schule, für die vier Söhne aber wurde der Weg zum Gymnasium immer weiter. Richard war auch nicht mehr mit wenigen Schritten bei seinem Freund Georg im Huberhaus, wie von der nahen Badstraße. Richard als drittes Kind der Familie war noch in Furtwangen geboren worden, er hatte drei Schwestern und vier Brüder, die alle auch das Großherzogliche Gymnasium absolvierten und später in den Krieg zogen. Das Familienfoto der Lehrerfamilie aus dem Jahre 1908 zeigt Richard ganz links im Bild als sehr ernst blickenden 18-Jährigen. Auch die übrige Familie macht nicht gerade einen fröhlichen Eindruck, nur der kleine Robert ganz rechts im Bilde zeigt ein verschmitztes Lächeln. Er sollte den Krieg nicht überleben und ist mit nur 19 Jahren Ende 1917 in Nordfrankreich nach einem tödlichen Granatschuss gefallen.

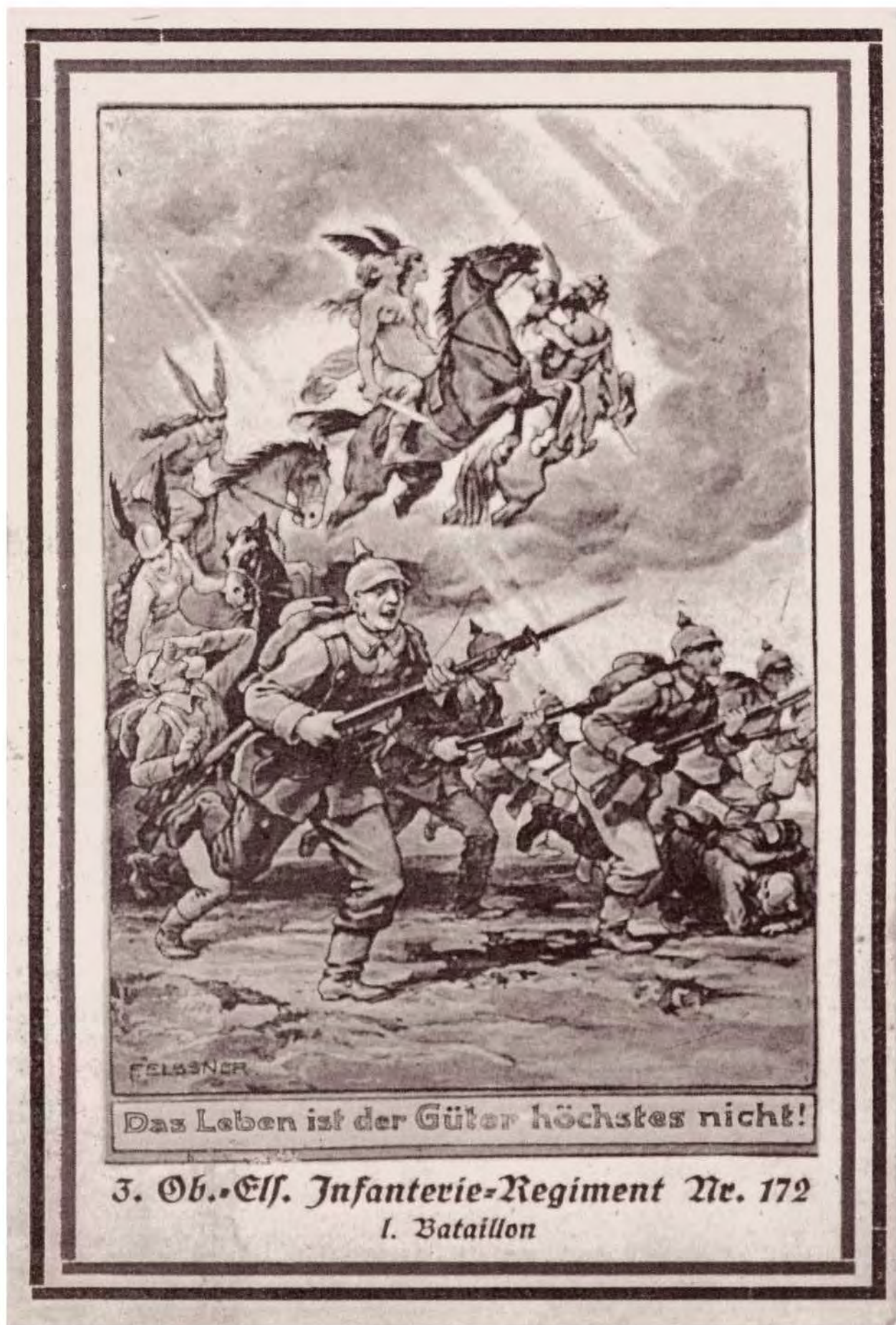
*Familienfoto der
Familie Theodor Hugle
aus dem Jahre 1908*

In dem umfangreichen archivierten Nachlass der Familie Hugle sind die Tagebücher erhalten, die Schwester Hedwig (*31.05.1893) und Bruder Robert (*28.06.1898), nach dessen



frühem Tod im Felde der jüngste Bruder Hermann (*23.07.1899), geschrieben haben. Aus ihnen und den wöchentlichen Kriegsbildern Adolf Gecks erfahren wir alle Einzelheiten über Richard Hugles militärischen Einsatz im Ersten Weltkrieg. Wie der ältere Bruder Alfons (*25.08.1889) diene Richard bei den 172ern, d. h. dem 3. Oberelsässischen Infanterie Regiment Nr. 172, in das dann 1916 auch der jüngste Bruder Hermann eintreten sollte. Eine idealisierende Feldpostkarte des Regiments, die Hermann am 23.09.1918 an seine Schwester Klara schickte, visualisiert das fröhliche Voranstürmen des I. Bataillons mit berittener himmlischer Unterstützung, wie es sich die bedrängten Infanteristen in schweren Stunden vielleicht sehnlich herbeigewünscht haben könnten. Die Wirklichkeit des verordneten Vormarschs im Westen 1914 und des Nerven zermürbenden Stellungskrieges 1915–1918 mit seinen verheerenden Materialschlachten sah sicher ganz anders aus! Auch für Richard Hügle und seine Brüder!

Bei Kriegsausbruch 1914 fährt er von Münster aus zu seinem in Offenburg stationierten Regiment. Es folgen zehn Wochen Ausbildung, und am 01.10. kann man im Haus Hügle bereits seine Ernennung zum Fahnenjunkerunteroffizier begießen. Das Regiment rückt am 16.12. zum Einsatz an die Westfront in Nordfrankreich aus. Das Weihnachtsfest, von dem man allgemein erhofft hatte, dass es das letzte Kriegsfest sein werde, muss an der Front gefeiert werden. Im Januar 1915 wird Richard zum Vizefeldwebel ernannt, am 23.05. zum Offizier. Das Regiment wird im Mai bei Ypern in schwere Abwehrkämpfe feindlicher Angriffe verwickelt, dabei erhält Richard am 10. d. M. einen Schuss in den rechten Oberarm und muss sich in einen Schützengraben retten. Von dort kann ihn sein Bursche wegen des Feuergefechtes erst spät am Abend aus der Schusslinie holen. Für seinen mutigen Einsatz wird der Leutnant der Reserve Richard Hügle mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Vorläufig bleibt er zwei Wochen im Feldlazarett 12 dicht hinter der Front, dann wird er in das Marienhospital Schwelm in Westfalen verlegt. Dort stellt der Röntgenapparat zwei Knochenbrüche fest, die den Arm teilweise blockieren. Im Juli kann er aber von dort schon wieder eigenhändig ein paar Zeilen an seine Familie schreiben und bekommt 14 Tage Genesungsurlaub in Offenburg, von wo aus inzwischen auch zwei weitere Brüder in den Krieg gezogen sind. Im hiesigen Krankenhaus übt Richard an orthopädischen Apparaten und arbeitet an seiner völligen Wiederherstellung für den Einsatz an der Front. Bei den schweren Kämpfen seines



Feldpostkarte des 172er-Regiments von Hermann Hügler an seine Schwester


Regiments bei Vaux Anfang 1916 ist er wieder mit dabei, und auch die unmenschlichen Materialschlachten der mörderischen Somme-Offensive bleiben ihm nicht erspart. Für seine Tapferkeit als Kompanieführer beim Vormarsch in die vordersten Stellungen wird er im Oktober mit dem „Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens mit Schwertern“ ausgezeichnet. Dann hört die Familie in Offenburg lange Zeit nichts mehr von ihm und dem älteren Bruder Alfons. Sie gelten seit dem 5. bzw. 8. November als vermisst, bis am 15.11. über die Post der Familie Geck die Nachricht durchsickert, dass beide in französische Gefangenschaft geraten sind. Zur Erleichterung der Eltern und Schwestern – der jüngste Bruder Hermann ist nach seinem Abitur im Sommer 1916 an der Front in Nordfrankreich – sind beide unverwundet. Richard erhält als Offizier eine angemessene Behandlung im Offizierslager der II. Division in Moulin sur Allier, bekommt Sold und darf in militärisch erlaubten Abständen Post nach Hause schreiben. Er darf sogar musizieren und sich germanistisch weiterbilden, A. Geck schickt ihm dazu bisweilen Bücher, wie zum Beispiel die Jesustetralogie Karl Weisers, über die beide korrespondieren.

Mit seiner Gefangenschaft wurde Richard Hügler bis zum Ende des Krieges und darüber hinaus durch ein gütiges Schicksal der Hölle der Schlachten an der Westfront entrissen, wie er selbst schreibt. Von seinen ehemaligen Kameraden lebt keiner mehr. Sein Schulfreund Georg Huber ist längst in Flandern gefallen, unweit davon wird Ende 1917 auch sein jüngerer Bruder Robert auf einem Soldatenfriedhof in Dourges im Département Aisne zusammen mit weiteren 2988 deutschen Kriegstoten bestattet. Auf der Todesanzeige vom 31.12.1917 ist hinter Richards Namen „Leutn. d.R. z.Z. in Gef.“ vermerkt, auch Alfons wird noch in französischer Gefangenschaft festgehalten. Der mit 18 Jahren jüngste Bruder Hermann kämpft als Musketier im gleichen 172er Regiment wie seine beiden gefangenen Brüder.

In seinem neuen Gefangenenlager im Fort Barvaux erfährt Richard vom Tod seines erst 19 Jahre alten Bruders Robert, der am 22.12.1917 am Kopf schwer verletzt wird und, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben, am 23. d.M. stirbt. Anfang Januar verfasst Richard für ihn ein vierstrophiges Gedicht, in dem er seines Bruders heiteres Wesen und seine tapfere Pflichterfüllung hervorhebt. Es schließt mit den Worten:

*„... bist Du im Hochgefühl der Jugendkraft
und reinen Herzens aus ihr fort gegangen.“*

Todesanzeige für
Robert Hügler vom
31.12.1917



Todes-Anzeige.

Verwandten, Freunden und Bekannten die traurige Mitteilung,
daß unser herzensguter, hoffnungsvoller Sohn und Bruder,

Kanonier Robert Hügler

stud. theol.

am 23. Dezember sein junges Leben dem Vaterland geopfert hat. Er
starb in treuer Pflichterfüllung den Heldentod infolge schwerer Kopf-
verwundung durch einen Granatsplitter.

Wir bitten für den lieben Toten um das Almosen des Gebetes.

Offenburg, den 31. Dezember 1917.

In tiefer Trauer:

Th. Hügler, Hauptl. u. Chordir.
Mathilde geb. Gödler.
Maria Hügler, Telegraphengehilfin.
Alfons Hügler, Wieselödw. z. Z. in Gef.
Richard Hügler, Leutn. d. R. z. Z. in Gef.
Hedwig Hügler, Lehrerin.
Klara Hügler, Lehrerin.
Hermann Hügler, Mustertier 2. E./172.

Die 2 ersten Seelenopfer sind am Mittwoch, den 2. u. Donners-
tag, den 3. Januar, morgens $\frac{1}{2}$ 8 Uhr. 5026

Dies statt jeder besonderen Anzeige.

Der Bruder Hermann war seinem um ein Jahr älteren Bruder Robert in besonderer Weise verbunden. Das kommt in einem Tagebucheintrag zum Ausdruck, wenn er tief betroffen schreibt: „*Mich hätte kein härterer Schlag treffen können. Wie wir beiden uns nahe standen und Zwiesprache hielten nicht nur von Körper zu Körper, sondern von Seele zu Seele, das weiß auf Erden nur ich allein. Ich werde ohne ihn durchs Leben gehen müssen, es ist die Hälfte seines Inhalts beraubt.*“ Richard ist im Frühjahr immer noch in französischer Gefangenschaft. Erst im Mai 1918 beginnen die deutsch-französischen Verhandlungen über einen Gefangenen austausch. Richard studiert im Lager weiterhin ständig literarische Werke und gibt in einem vierstrophigen Gedicht an

die Heimat seiner Hoffnung auf bessere Zeiten Ausdruck. Inzwischen wird Bruder Alfons Mitte des Jahres aus seiner französischen Internierung nach Basel entlassen. Im Oktober 1918 gerät Hermann auf dem Rückzug seines Regiments bei Cambrai in englische Gefangenschaft. Er wird erst als vermisst gemeldet, bis bekannt wird, dass er bei Ypern interniert ist. Nach eigenem Zeugnis betrat er erst lange nach der Ratifizierung des Versailler Vertrages (Mitte 1919) am 02.10.1919 wieder deutschen Boden. Von ihm stammt auch die einzige verlässliche Notiz über das Ende von Richards Gefangenschaft. In seinem Tagebuch schreibt er am 22.03.1920: „Ich bin seit November 1919 in Freiburg Student der Theologie. Meine Brüder Alfons und Richard sind, letzterer erst seit wenigen Tagen, auch daheim.“ Somit war Richard Hugle drei Jahre lang in französischer Gefangenschaft interniert und isoliert. Sie hat ihn in einer relativ friedlichen Umgebung davor bewahrt, in jungen Jahren vor Beginn des eigentlichen, normalen Lebens als Erwachsener ein frühes Opfer des Krieges zu werden, wie sein Freund Georg Huber.

Auch die überlebenden Brüder Alfons und Hermann erreichten beide ein hohes Alter nach einem erfüllten Leben. Hermann wurde nach seinem Theologiestudium Priester, wirkte sechs Jahre als Klosterpfarrer in Baden-Baden, war ein viertel Jahrhundert lang hoch angesehener Stadtpfarrer, Organist und Chorleiter an der Offenburger Pfarrkirche Heilig Kreuz. Er starb als Dekan und Geistlicher Rat 1973.

Auch Richard Hugle hat seinen Freund Georg fast 50 Jahre überlebt. Er konnte unmittelbar nach Kriegsende sein Studium in Münster fortsetzen, das er auf literarischem Gebiet auch als Kriegsgefangener weiterbetrieben hatte, und erfolgreich mit einer Doktorarbeit über das Schicksalsdrama der Biedermeierzeit promovieren. Nach Tätigkeit in verschiedenen Verlagen wurde er 1925 zum Verkehrsdirektor der Stadt Osnabrück berufen, 1933 aus politischen Gründen entlassen. 1930 hatte er in Offenburg geheiratet, von 1939 bis 1945 musste er als erfahrener Frontoffizier den Zweiten Weltkrieg vom ersten bis zum letzten Tag mitmachen. Danach wirkte Dr. Hugle, inzwischen als Oberregierungsrat Landesbeamter und 1956 mit dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse ausgezeichnet, zukunftsweisend als Landesplaner im niedersächsischen Emsland. Er war auch Mitbegründer und Mitarbeiter des Instituts für Landesplanung und niedersächsische Landeskunde an der Universität Göttingen und schrieb zahlreiche wirtschaftswissenschaftliche Publikationen. Als Vorsitzender des Wiehengebirgs-Verbandes in Osnabrück seit 1949



*Richard Hugle am
Ende seines Lebens*

war Hugle ein eifriger Anwalt des Natur- und Landschafts- schutzes, zumal er selbst als ein begeisterter Wanderer und Naturfreund oft unterwegs war.

Am Ende seines von zwei Weltkriegen und zwei politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbrüchen und Wiederaufbauphasen geprägten Lebens starb Dr. Richard Hugle am 13. März 1960 nach schwerem Leiden in Osnabrück. Bei der Trauerfeier am 17.03.1960 rühmten die Vertreter der Stadt, des Landes und der Universität neben seinen großen Leistungen als Verkehrsdirektor, Landesplaner und Wissenschaftler auch seinen ehrlichen, festen Charakter, seine Zuverlässigkeit und die Fähigkeit zur Freundschaft. „Er war unser Freund, der uns im Amt und außer ihm immer mehr gegeben hat, als wir ihm zurückgeben konnten“, betonte Regierungspräsident Dr. Friedmann vor den Trauergästen, unter denen auch Frau Hugle saß. Der gleiche Redner betonte neben Hugles gründlicher literarischer Bildung aber auch dessen Hang zur Schwermut, deren Phasen ihn „mit böser Regelmäßigkeit“ heimsuchten. Wenn man Richards Hugles Leben Revue passieren lässt, das immerhin auch mit einem zehnjährigen Einsatz als Frontoffizier in zwei schlimmen Weltkriegen durchgestanden werden musste, kann man seinen ernsten Gesichtsausdruck am Ende dieser sieben Jahrzehnte verstehen und muss ihn nicht, wie der zitierte Redner, aus dem „Erbteil seiner Heimat, dem alemannischen Trübsinn“ missdeuten.

Richard Hugle konnte sein Leben nach einer erfolgreichen Karriere, die ihm die Möglichkeit zur Entfaltung seiner naturgegebenen Anlagen bot, von allen Seiten hoch geschätzt und geehrt beenden, wie seine beiden den Ersten Weltkrieg überlebenden Brüder. Seinem Freund Georg Huber war das alles nicht vergönnt, er wurde durch einen unsinnigen Krieg um sein Lebensglück betrogen. Sicher wäre er bei seiner kaufmännischen Begabung auch ein erfolgreicher und angesehener Unternehmer geworden, wie sein Bruder Franz es in Offenburg bis zu seinem Tod 1958 werden sollte. Er konnte seine Berufskarriere nicht fortsetzen, keine Familie gründen, keine Nachkommen haben, kein normales Leben bis zum hohen Alter führen. Seine Biographie endete abrupt mit schweren Verletzungen in einem Feldlazarett in Feindesland im ersten Drittel seines Lebens. Im Vergleich dieser unterschiedlichen Biographien zeigt sich deutlich die Asymmetrie in den Lebenswegen der beiden Freunde Georg Huber und Richard Hugle, die den ersten Teil ihrer Jugend so hoffnungsfroh gemeinsam begonnen hatten.

„... dessen Grab nun nicht die Hand des Freundes schmückt ...“

Während bei den ersten drei der hier vorgestellten Freundespaare jeweils ein Freund den anderen überlebte und nach Endes des Krieges in der folgenden Friedenszeit und dem darauf folgenden noch schlimmeren Zweiten Weltkrieg sein Leben mit Ausbildung, Beruf und Familie bis in ein normales Alter weiterführen konnten, sind bei den beiden folgenden zwei Beispielen beide Freunde in jungen Jahren mitten im Krieg umgekommen.

Otto Krieger und Rudolf Sachs

Otto Krieger und Rudi Sachs gehören zu den jüngsten Offenburgkriegsfreiwilligen Schülern und mit 16 und 17 Jahren zu den jüngsten Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Gerade einmal die 11. Klasse ihrer Schule hatten sie absolviert und damit ihr „Einjähriges“ erreicht. Beide hatten sich zu den Jägern gemeldet, die am hart umkämpften Hartmannsweilerkopf in den Südvogesen die deutschen Stellungen verteidigen mussten. Beide kamen bei den unmenschlichen Nahkämpfen um die Stellungen der französischen Alpenjäger ums Leben. Otto Krieger musste schon Ende 1914 sein Leben lassen, Rudolf Sachs fiel neun Monate später einer Mine am Lingenkopf zum Opfer, auf einem der blutigsten Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges überhaupt.

Otto Krieger aus Renchen gehört zu den sieben Schülern, die laut Jahrbuch des Großherzoglichen Gymnasiums in Offenburg zu Beginn des Schuljahres 1914/15, zusammen mit fast allen Primanern der Schule, aus der Obersekunda (11. Klasse) ohne Abitur „freiwillig ins Heer“ eintraten. Otto gehört auch zu den drei Schülern, die im gleichen Jahresbericht zusammen mit dem Unterprimaner Burkhard Grüninger (16) und dem Oberprimaner Fritz Göppert (19) als erste Kriegstote des Gymnasiums gemeldet werden, die, laut Gymnasiumsdirektor, „ihre mutiges Eintreten für das Vaterland mit ihrem jungen Leben bezahlen“ mussten. Ihnen will die Schule „ein treues Andenken bewahren“. Über Otto Krieger wissen wir außer seinem erwähnten Kriegseintritt als Obersekundaner, die militärische Einheit und ihre Einsätze sowie seinen frühen Tod so viel wie nichts aus seiner Biographie. Im Personenstandsregister seiner Heimatstadt Renchen finden sich keinerlei Angaben, die etwas über seinen genauen Geburtstag oder seine Eltern oder Familie aussagen könnten. Wir können auch auf keine Todesanzeige,

auf keine Grabtafel auf einem Soldatengrab zurückgreifen. Selbst die Regimentsgeschichte des Großherzoglichen Mecklenburgischen Jägerbataillons Nr. 14, die 1926 von Schweinsberg/Bornefeld/Wilamowitz-Moellendorf auf der Grundlage amtlicher Kriegstagebücher Aufschluss geben könnte, scheidet leider als Berliner Kriegsverlust aus. Das historische Werk über den Hartmannsweilerkopf von Gustav Goes aus dem Jahre 1930, dem die folgenden Informationen zu verdanken sind, erwähnt nur Rudolf Sachs, dessen Leistung und Tod als Leutnant der Reserve dort einen Eintrag finden. Otto Krieger hatte in der kurzen Zeit seines Kampfeinsatzes in den Hochvogesen keine Chance für eine Offizierslaufbahn bei seinem Regiment. Nur in der Mitte der Gedenktafel des Offenburger Gymnasiums für die gefallenen vier Lehrer und 23 Schüler des Ersten Weltkriegs hat sich sein Name erhalten und, nach neuesten Recherchen, ein Eintrag auf einer Tafel im hinteren Teil der katholischen Kirche in Renchen mit dem genauen Todestag, dem 25.12.1914, dem Weihnachtsfest des ersten Kriegsjahres. Drei Namen nur sind von diesem jungen Leben geblieben!

Zum 01.11.1914 schreibt A. Geck in seinen Kriegsbildern: *„Ein erheblicher Teil unserer uniformierten Gäste zog am 24. und 25. Oktober ins Feld. Es war eine Abteilung der Jäger ... wir sahen die Kriegsfreiwilligen R. Sachs, Krieger ... Insgesamt 1000 Mann Einquartierung weniger.“* Offensichtlich hatten die beiden Schulfreunde in der Offenburger Garnison eine dreimonatige Rekrutenausbildung erhalten und konnten jetzt mit ihrem Regiment zum Kriegseinsatz an die Front ausrücken. Ihr „Großherzogliches Mecklenburgisches Jägerregiment Nr. 14“ wurde zunächst im Grenzgebiet zwischen den nördlichen Vogesen und der südlichem Pfalz, dem Wasgauwald, gegen die Anfang August von Lothringen vorrückenden Franzosen eingesetzt. Das Regiment war 1890 von seiner Gründungsgarnison Schwerin in das damals noch deutsche Colmar im Oberelsass verlegt worden. Die französische 1. und 2. Armee unter General Joffre hatte zu Beginn des Krieges von Nancy aus Lothringen zurückerobert und drang von Epinal in die mittleren Vogesen vor. Auch die wichtige deutsche Festung Mühlhausen wurde erobert und zweimal besetzt. Schon marschierten die Franzosen weiter in die südlichen Vogesentäler und besetzten einen Teil der Hochvogesen. Bei den deutschen Abwehrschlachten hatte das Jägerregiment in der Schlacht bei St. Dié und später bei Craonne mitgekämpft. Weihnachten begann weiter südlich der für beide Seiten äußerst verlustreiche Kampf zwischen Franzosen und Deutschen um die strategisch wichtigen Stellungen am Hartmannsweilerkopf (956 m).



Gedenktafel für die
1914–1918 gefallenen
Lehrer und Schüler des
Gymnasiums

Sie sollten gerade im Kriegsjahr 1915 ungeheure Opfer fordern, den Kanonendonner konnte man fast täglich in Freiburg und auch in Offenburg hören. Bei den erbitterten und blutigen Nahkämpfen um die Eroberung der feindlichen Stellungsgräben in der rauen winterlichen Berglandschaft waren auf engstem Raum 150000 Soldaten im Einsatz. 30000 sind gefallen und liegen heute auf den großen Soldatenfriedhöfen am Silberkopf, am Lingenkopf und am Wettstein, 12000 sterbliche Überreste unbekannter Soldaten in einem Beinhaus. Der Hartmannsweilerkopf wurde immer mehr zu einer erbittert umkämpften Festung ausgebaut, wobei die idyllische Gebirgslandschaft besonders durch den Einsatz modernster Technik völlig zerstört wurde. Betonierte Unterstände, Seilbahnen, 90km Schützengräben und 45km Militärstraßen, dazu die Stellungen der Artillerie prägten das trostlose Bild dieses „Menschenfressers“. Zwischen Dezember 1914 und Januar 1916 hat der Todesberg neunmal seinen Besitzer gewechselt. Die Franzosen hatten alle Dörfer am Fuße des Berges zerstört und die Bewohner vertrieben. Gefährlichste Gegner der deutschen Soldaten waren die Elitetruppen der französischen Gebirgsjäger des Infanterieregiments 152, die Diables Rouges, und die Diables Bleus, denen man später am Grande Ballon ein Denkmal gesetzt hat. Gegen diesen versierten Gegner an der Gebirgsfront der Südvogesen hatte die deutsche Oberste Heeresleitung seit 1915 dann die Spezialtruppe des skiversierten deutschen Alpenkorps aufgestellt, das hier an der erstarrten Stellungsfront zusammen mit Pionieren, Infanterie und Artillerie bis Kriegsende 1918 erfolgreich operierte. Auch an der Dolomitenfront und in Rumänien wurde diese Truppe später wirksam eingesetzt.

Die Franzosen hatten im Dezember 1914 vom Süden und Westen her Angriffe am Fuße des Hartmannsweilerkopfs gestartet und hielten den Molkenrain (1125m), den Hirzstein und die Höhe 425 besetzt. Beim Kampf um die Gipfelerstürmung des Hartmannsweilerkopfes und anderer wichtiger Seitenpositionen wurden in dem verschneiten und vereisten Gelände Mann gegen Mann Bajonette eingesetzt. Die Feinde wurden im erbitterten Handgemenge erschlagen, es wurde von oben aus den Felsspalten und den Bäumen mit allen verfügbaren Waffen geschossen. Beide Gegner hatte das Ringen um die Besetzung und Verteidigung der Nebengipfel des zerklüfteten Bergkolosses schon Ende 1914 schwere Blutopfer gekostet: Das Jägerbataillon 14 trug 39 Mann an Toten und, an Verwundeten, einen Offiziersstellvertreter und 33 Mann in seine Verlustlisten ein. Bei diesen schweren Einsätzen am Berg vor der Jahres-



wende 1914/15 wurde Rudolf Sachs verwundet und hat Otto Krieger sein Leben lassen müssen. A. Gecks „Kriegsbild“ vom 03.01.1915 berichtet darüber: *„Der Friedenstraum unter der Weihnachtstanne ist durch eine Hiobsbotschaft jäh gestört worden, als sich am Feiertag in Offenburg die Nachricht verbreitete, der 16jährige Gymnasiast Rudi Sachs, Kriegsfreiwilliger bei den Jägern, die ausgangs Oktober aus ihrer Garnison zum Kampfe auszogen, ist durch einen Streifschuss am Rücken verwundet; sein treuer Kamerad und Mitschüler Krieger aus Renchen, ein schmucker 16jähriger Obersekundaner, liegt tot mit durchschossener Brust im Wasgenwalde. Für seinen beim Sturmangriff bewiesenen Mut erhielt der Kriegsfreiwillige Sachs das Eiserne Kreuz. Was für ein Los mag den anderen schmucken Jägern in dieser blutig-schauerigen Weihnacht beschieden sein, die aus dem nördlichen Kriegslager rasch in's obere Elsass eilten!“*

In Offenburg herrschte, wie überall in Deutschland, beim Jahreswechsel 1914/15 eine gedrückte Stimmung. Die Kriegsführung in Berlin hatte propagiert, dass es nach der Einnahme von Paris und dem Sieg an beiden Fronten nur eine Kriegsweihnacht geben würde, nach der alle Soldaten wieder nach Haus zurückkehren konnten. Von den Vogesen war jetzt aber weiterhin der Kanonendonner zu hören, und nach den immensen Verlusten des ersten Kriegsjahres mussten immer mehr Männer aus der Heimat als Ersatz an die Fronten ausrücken. Der Voge-

Französisches Kriegerdenkmal für die „Diablen Rouges“ am Wettstein

senkrieg um den Hartmannsweilerkopf wurde im Kampf um oft nur kleine Geländegewinne bis Ende 1918 erbittert und mit allen verfügbaren menschlichen und technischen Mitteln weitergeführt.

Rudolf Sachs, der seinen Freund und Jägerkameraden Otto Krieger, wenn auch verletzt, bei den Kämpfen in den Südvogesen überlebt hatte und für seinen tapferen Einsatz ausgezeichnet worden war, musste noch bis zum Endes des Jahres 1915 mit seinem Regiment die Front am elsässischen Hartmannsweilerkopf verteidigen. Über ihn konnte wesentlich mehr Biographisches in Erfahrung gebracht werden, weil er in Offenburg registriert war, er in den Regimentsannalen Erwähnung findet und eine Todesanzeige für ihn aufgegeben wurde. Ein eigenes Grab aber war für ihn nirgends auszumachen.

Rudolf Sachs war am 27.04.1899 als Sohn des katholischen Offenburger praktischen Arztes Dr. Wilhelm Sachs (30.11.1867 in Freiburg–11.06.1949 in Staufen) und seiner Ehefrau Elvira Johanna S., geb. Wolff (20.10.1871–17.06.1920), in Offenburg geboren worden. Der Vater praktizierte in der Seestraße 18. Der drei Jahre ältere Bruder Wilhelm erhielt schon im März 1915 als Fahnenjunkerunteroffizier das Eiserne Kreuz, kämpfte als

*Nahkampf am
Hartmannsweilerkopf*



Schon Ende Dezember 1914 hatten die deutschen Angreifer den von den französischen Alpenjägern besetzten Hirzstein erfolgreich angegriffen. Jetzt, Ende Januar 1915, sollte er als Vorposten des Hartmannsweilerkopfes vollends erobert werden. Dazu wurden Feldartillerie und Minenwerfer in Stellung gebracht, ehe Landwehrpioniere und rheinische Infanteristen mit aufgepflanzten Seitengewehren über knirschendem Schnee den Steilhang hinaufstürmen konnten und nach kurzem Feuergefecht den Felsen besetzten. Nächstes Ziel war jetzt der Hauptgipfel, bei dem auch drei Kompanien der 14. Jäger zusammen mit Ulanen und Landwehrinfanterie zum Einsatz kamen. Beim Sturm auf den Rehfelsen und die Jägertannen stürzten plötzlich die französischen Jäger in eng gedrängten Schützenketten den Hang hinauf, es gab ein heftiges Feuergefecht, bei dem der feindliche Ansturm unter blutigen Verlusten abgeschlagen wurde. Dabei wurde das zielsichere Feuer der Colmarer Jäger gerühmt, das weitere französische Angriffe dieses tagelangen Kampfes im Keime ersticken konnte. Das Schlachtfeld war mit Toten übersät, man schätzte die Zahl der Gefallenen auf 800. Im Fazit des Regimentsberichts heißt es: *„Der Hartmannsweilerkopf begnügte sich nicht mehr, das Leben einzelner Menschen zu fordern, zu Hunderten verlangte er bereits in jenen ersten Kämpfen seine Opfer.“*

Die Kämpfe um den „Menschenfresser“ setzten sich in den folgenden Monaten mit unverminderter Verbissenheit auf beiden Seiten fort, obwohl die Elsassfront im Vergleich zu den kriegsentscheidenden Landschlachten im Westen und Osten und dem Seekrieg ein Nebenkriegsschauplatz blieb. Im Sommer hatten sich die französischen Stellungen immer näher an die Kuppe herangeschoben, eine wachsende Bedrohung der vordersten deutschen Gräben kam von dem französischen Grabensystem 50m vor einer Kuppe, die gute Einblicke und Schussmöglichkeiten auf die deutschen Verteidigungsanlagen bot. Am 09. September 1915 sollte dieser Graben erkämpft werden. Vier Feldhaubitzen, acht Geschütze schwere Artillerie, drei Mörser und Minenwerfer mussten die französischen Stellungen sturmreif schießen. Die Durchführung des Vorstoßes wurde zwei Kompanien des Jägerbataillons übertragen, unterstützt von Landwehrinfanterie und Pionieren, die auch erstmalig Benzolspritzen als Flammenwerfer einsetzen. Bei der ersten Kompanie unter Oberleutnant Caspers ist Leutnant Sachs mit dabei. Um 5:00 Uhr verwandelt das Sperrfeuer der Artillerie den Hartmannsweilerkopf über den in den Gräben lauenden Jägern in einen Feuer speienden Vulkan. Dann schießen die Feuerzungen der Flammenwerfer in die französischen Gräben,

ehe sie die Jäger zusammen mit den Pionieren in stundenlangem Einsatz stürmen. Dort haben nur wenige das furchtbare Feuer überstanden. Die Jäger beginnen sofort mit dem Ausbau der zerschossenen Stellungen, wobei sie während der Nacht durch feindliches Minenfeuer gestört werden. Die Eroberung des feindlichen Grabenstücks war mit geringen eigenen Verlusten geglückt. Im Tagesbericht heißt es abschließend: *„Von den Mecklenburgern haben sich besonders Lt. d.R. Sachs von der 1. und Oberjäger Jäger von der 4. Komp. mit ihren Stoßtrupps ausgezeichnet.“* Schon die nächsten Tage kosteten mehr Verluste als der Sturm selbst. Am Mittag des 10.09. jagte unerwartet von oben ein feindlicher Minensturm über den Graben, es folgten Massen von französischen Alpenjägern mit Handgranaten, denen die Jäger geistesgegenwärtig mit eigenen Gewehrsalven entgegen schossen. Als sich am Nachmittag der Angriff wiederholte, mussten sie schwer blutend zurückweichen, der eroberte Graben war noch tagelang umkämpft. Im Tagesbericht der Obersten Heeresleitung vom 11.09.1915 heißt es dazu lapidar: *„Großes Hauptquartier(amtlich): Am Hartmannsweilerkopf wurden die am 9. September gestürmten Gräben gegen zwei französische Angriffe behauptet.“*

Erst am 18. September konnten die Mecklenburger Jäger vom Gardeschützenbataillon aus Ensisheim abgelöst werden. Eine Woche zuvor, am 10.09., hatte es Leutnant Rudolf Sachs tödlich getroffen, er zählte zu den wenigen Toten des Grabenkampfs der Mecklenburger Jäger am Hartmannsweilerkopf. Dieser wird in einem militärischen Bericht dieser Tage wie folgt beschrieben: *„Wie eine nackte, kahle, von Wettern geschlagene Insel ragte die Kuppe aus dem Meere der Vogesenwälder; zersplitterte Baumstrünke als letztes, schauerliches Zeichen vernichteten Lebens*



Deutscher Soldatenfriedhof am Lingenkopf

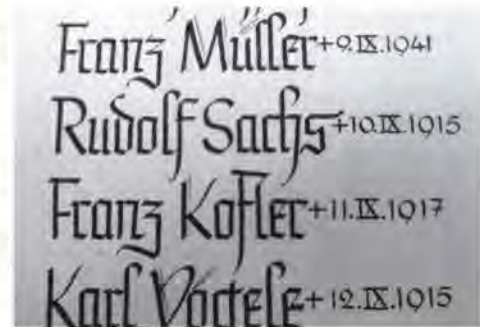
stachen in den herbstlich grauen Abendhimmel plötzlich verschwindend in aufquellendem Rauch, von glühenden Eisenstücken umzischt, dann wieder dastehend, schwarz, verkohlt, viel zackig wie Runen, die furchtbares Schicksal in ihren Zeichen bargen.“

Noch drastischer schildert der elsässische Dichter René Schickele seine zeitnahen Eindrücke, die ihn bei einem Besuch seiner Verwandten im Oberelsass im Sommer 1915 vor Ort erschütterten: *„In meiner Erinnerung starren tausend von Granaten geschälte Bäume in die Bläue eines Sommertages. Sie stehen wie Marterhölzer um den Gipfel des Hartmannsweilerkopfes, der Gipfel aber ist ein durcheinander geworfener Haufe rötlichen Gesteins, überblüht von Weiderosen. In meine Erinnerung ist der Hartmannsweilerkopf ein Golgatha, wo in vier Jahren 60000 schuldlose Männer von Explosionen an Pfähle genagelt wurden, von wo Granaten sie in Fetzen herabholten ...“*

D'r alt Offeburger meldete dazu am 12.09.1915: *„Der Kanonendonner aus dem Vogesenwalde, der Anfang dieser Woche in heftiger Verstärkung sich uns kundgab, war die ernste Kunde eines heftigen Gefechts mit den Franzosen. Und wie im Argonnerwalde und im slavischen Osten, so blieb auch dort oben am Lingenkopf und Schratzmännle deutsche Tapferkeit siegreich ... Eine ergreifende Hiobsbotschaft: Gestern fiel Leutnant Rudi Sachs, ein 17jähriger Held, durch eine Mine am Lingenkopf. Tags zuvor teilte er noch brieflich die gefährvolle Lage mit.“*

Dr. Sachs setzte am 11.09. eine Todesanzeige in die Tageszeitung, ein Eintrag steht im Gedenkbuch der Heilig Kreuz Kirche. Wo Rudolf Sachs begraben wurde, ist bislang unbekannt. Weder im Register des deutschen Soldatenfriedhofs am Lingenkopf noch auf dem Ehrenfriedhof für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs am Waldbach ist er zu finden, genauso wenig wie sein Freund Otto Krieger.

Was hatte die beiden jugendlichen Freunde miteinander verbunden? Beide hatten als erst 16-Jährige nach der mittleren Reife, dem Einjährigen, ihre Schule verlassen. Beide hatten sich zu den Jägern gemeldet, die als eine besonders sportliche und schick uniformierte Einheit galt. Beide wurden in demselben Regiment, dem Großherzoglich Mecklenburgischen Jägerregiment Nr. 14, drei Monate als Rekruten ausgebildet und waren dann als geschulte Jäger mit ihrer Ausrüstung und ihren Waffen ins Feld gezogen. Beide waren im ersten Kriegswinter bei den harten Gebirgskämpfen um die südlichen Vogesenstellungen im Einsatz. Otto Krieger war nur zwei Monate im Krieg, als ihn eine feindliche Kugel ins Herz traf und er mit 16 Jahren fiel und damit wahrscheinlich der erste und allerjüngste Kriegstote seiner Schule, vielleicht auch seiner Stadt war. Rudolf Sachs



*Todesanzeige und
Gedenkbucheintrag
für Rudolf Sachs*

war ein Jahr und zwei Wochen im Einsatz, konnte sich in dieser Zeit als Offizier qualifizieren und das Eiserne Kreuz verdienen, ehe ihn eine Mine zerfetzte. Beide Freunde sind an unbekanntem Ort beerdigt worden und haben kein Grab in ihrer Heimat gefunden. Beide haben sich wahrscheinlich, als sie im Oktober 1914 als schmucke Jäger mit Regimentsmusik fröhlich ihre Garnisonsstadt verließen, ihren Kampfeinsatz etwas anders vorgestellt, als im mörderischen und für beide tödlichen Inferno am Hartmannsweilerkopf.

Josef Zind und Hermann Walz

Bei diesem letzten Bericht über eine zerrissene Freundschaft handelt es sich um zwei Schulkameraden des Großherzoglichen Gymnasiums in Offenburg, die sich am Ende ihrer Schulzeit freiwillig zum Heer gemeldet hatten und dann an sehr verschiedenen Fronten gekämpft haben. Schon mit 22 und 24 Jahren haben sie beide ihr junges Leben auf dem Schlachtfeld lassen müssen. Sie sind dann noch mitten im Krieg dicht nebeneinander auf dem Offenburger Ehrenfriedhof für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs am Waldbach bestattet worden.

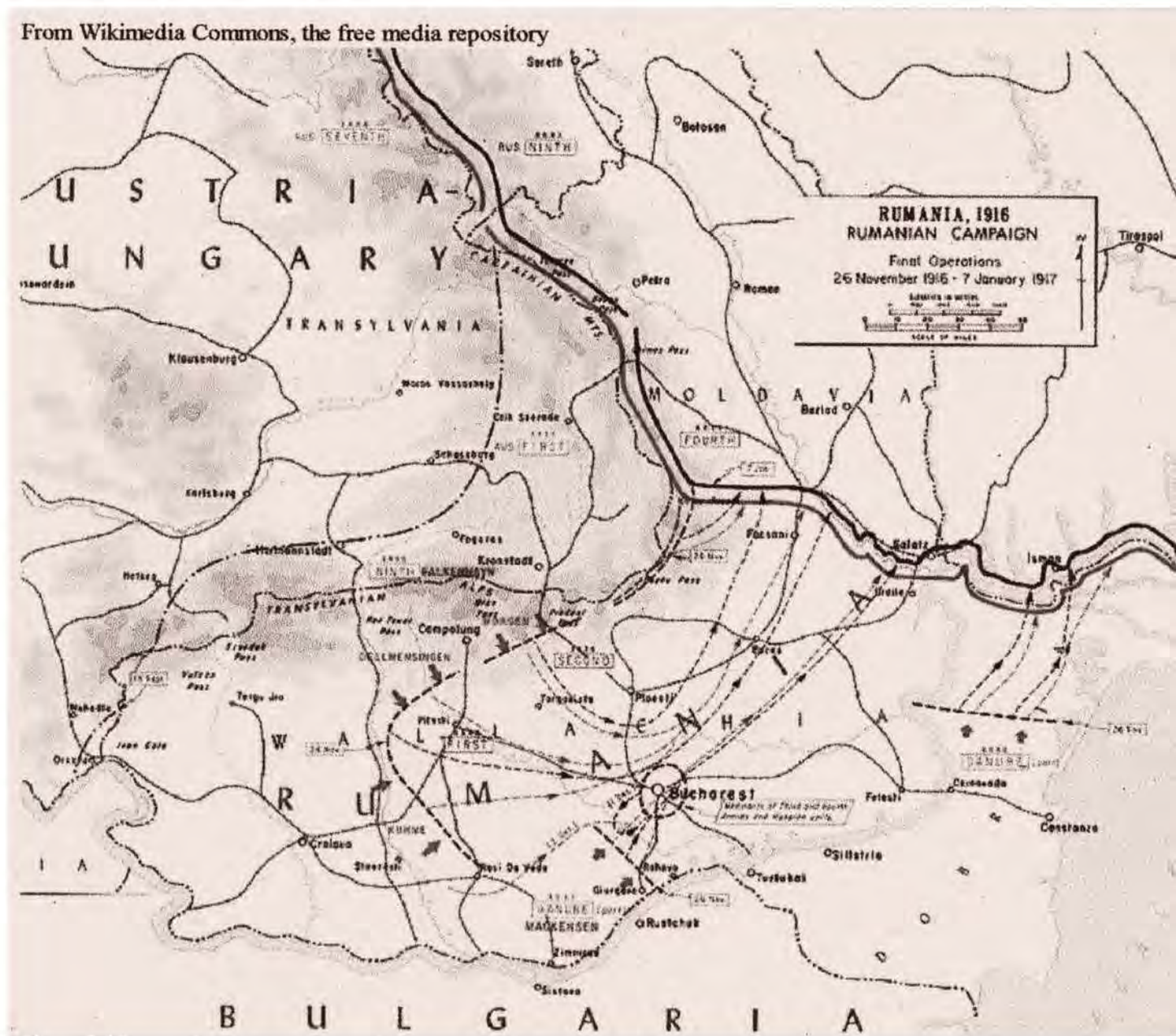
Josef Zind, der Ältere von den beiden, wurde als Sohn katholischer Eltern am 17.12.1892 in Offenburg geboren, wohnte anfangs in der Kittelgasse 5, ab 1905 in der Sophienstraße 12. Sein Vater Josef Zind (27.07.1861 in Schutterwald–29.06.1939 in Offenburg) avancierte beruflich vom Schaffner bis zum Zugführer. Er heiratete 1885 Viktoria Junker (geb. 14.03.1863) aus

Schutterwald. Aus der Ehe gingen zwei Töchter und zwei Söhne hervor: Maria Theresia (*1885), Sofia (*1887), Josef (*1892) und Ludwig (*1907). Josef besuchte in Offenburg nach der Knabenvolksschule das Großherzogliche Gymnasium, wo er bis zum Schuljahr 1911/12 mit zwölf weiteren Klassenkameraden in der Unterprima nachweisbar ist. Josef hat die Oberprima nicht mehr absolviert und auch kein Abitur abgelegt. Sein Schulkamerad Hermann Walz ist bis zur Oberprima jeweils eine Klassenstufe höher in den Schülerlisten zu finden und verlässt im Sommer 1912 zusammen mit 19 weiteren Abiturienten, darunter Brandel Geck, mit dem Reifezeugnis das Gymnasium. Als Berufsziel gibt er Ingenieur an. Josef Zind hatte als stud. dent. das Berufsziel Zahntechniker. Er meldet sich während seiner Ausbildung bei der Mobilmachung im August 1914 zum Heer und wird bald Gefreiter im Reserve-Infanterie-Regiment 22. Josef bleibt aber nicht einfacher Grenadier, sondern lässt sich zum Maschinengewehrscharfschützen ausbilden.

Das 22. Infanterie-Regiment hatte seinen Friedensstandort in Zweibrücken, wo auch das Garnisonslazarett lag, und in Saargemünd. Wahrscheinlich hatte sich Josef Zind im Zusammenhang mit seiner Ausbildung hier zu den Waffen gemeldet, wie es gleichzeitig am 03.08.1914 auch Brandel Geck an seinen Studienort Gießen getan hatte. Das Regiment war im selben Zeitraum, wie die Offenburger Garnison, 1897 gegründet worden, erst 1913 hatte man beim Regiment auch eine Maschinengewehrkompanie aufgestellt, die wegen ihrer hohen Verluste bis 1918 immer wieder neu aufgefüllt werden musste. Seit 1915 hieß dann das Regiment nach seinem neuen Oberkommandierenden „Königlich Bayerisches 22. Infanterie-Regiment „Fürst Wilhelm von Hohenzollern“. Als das Regiment am 08.08.1914 ins Feld ausrückte, hatte es eine Gefechtsstärke von 70 Offizieren, 3100 Unteroffizieren und Mannschaften und 240 Pferden, die Richtung Lothringen verladen wurden. Mit diesem Regiment kämpfte Josef Zind bei Kriegsbeginn zuerst in den Vogesen, Ende des Jahres aber auch schon an der Westfront an der Somme und bei Ypern. Im Mai gab es die erste Verlegung an die Ostfront zur elften deutschen Armee, die beim Vormarsch auf Brest-Litowsk mitkämpfte und dann weiter nach Serbien vorstieß. Nach Überquerung der Donau und dem Vormarsch nach Süden bis Kragujevac wurde das Regiment wieder nach Westen verlegt und im Raum Antwerpen eingesetzt. Bei starken Verlusten in der Schlacht von Verdun vom März bis Mai 1916 wurde Josef Zind mit seiner Truppe erneut an die Ostfront zur Abwehr der Brussilowoffensive abkommandiert. Letzter Kriegsschauplatz nach drei Jahren Kriegseinsatz wurde für den jungen

Kriegsfreiwilligen der Krieg gegen Rumänien. Hier hatte die deutsche Armee 1916 unter General von Mackensen und General Falkenhayn Hermannstadt und Kronstadt erobert und war im August 1917 über Bukarest nach Süden bis in die Walachei vorgestoßen. Im rumänischen Gebirgsland gab es mit Unterstützung durch die Elitetruppen des deutschen Alpenkorps die letzten großen Schlachten, bis auch hier die Front gegen die rumänischen und russischen Verbände im Stellungskrieg erstarre. Die an dieser Grenze vereinigten Gegner organisierten einen letzten Widerstand, der aber durch die deutschen Truppen in raschen Verfolgungskämpfen gebrochen werden konnte. Gefangene Rumänen wurden ab 1917 als Arbeitskräfte auch am Hartmannsweilerkopf eingesetzt, wobei im Lager Gauch-

Der rumänische Kriegsschauplatz



matt im Schäfertal im Frühjahr 1917 allein 120 von ihnen an Unterernährung starben.

Bei den verlustreichen deutschen Vormärschen im Sommer 1917 ist Josef Zind am 21. August 1917 schwer verletzt worden. Sein Regiment kämpfte im letzten Kriegsjahr wiederum an der Westfront und wurde bei Gefechten bei Soissons am 22. Juli soweit dezimiert, dass es nur noch aus acht Offizieren und 160 Unteroffizieren und Mannschaften bestand: Aus einem mehrere tausend Soldaten umfassenden Regiment war eine Kompanie übrig geblieben! Die Verlustliste Ende 1918, in der auch der am 24.10.1917 verstorbene Josef Zind enthalten ist, liest sich wie eine Bilanz des Schreckens, die dieser grauenvolle Krieg in vier Jahren über Europa gebracht hat, und ähnelt der oben abgebildeten Verlustliste des Offenburger Traditionsregiments 170.

Verlustliste des 22. Infanterie-Regiments 1914–1918:

Tote: 3593 Mannschaften, 412 Unteroffiziere, 73 Offiziere,
2 Ärzte

Vermisste: 835 Mannschaften, 73 Unteroffiziere

Verluste durch Krankheiten und Unfall: 127 Mannschaften,
12 Unteroffiziere, 2 Offiziere

In Gefangenschaft Ende des Krieges: 1894 Mannschaften,
291 Unteroffiziere, 50 Offiziere, 2 Ärzte

Josef Zind muss bei den wechselnden Einsätzen dieses Regiments ungeheure Strapazen durchgestanden haben. Die häufigen Verlagerungen der Einsätze von Lothringen und den Vogesen nach Flandern im Westen, von dort auf den südlichen Balkan und wieder an die Westfront und in die Hexenkessel von Verdun, unmittelbar darauf Einsätze an der russischen Ostfront und schließlich der gewaltige Vormarsch in Rumänien bis zur Besetzung der Hauptstadt Bukarest bezeichnen tausende von Kilometern Transporte und Märsche. Josef Zind musste an vorderster Front bei allen entscheidenden Einsätzen mit seinem Maschinengewehr präsent sein und als Scharfschütze die Gegner genau im Auge haben, um die Sturmangriffe der Infanteristen abzusichern. Zu der Erschöpfung der Einsätze kam der ständige Wechsel der Schlachtfelder in unterschiedlichen Regionen und Jahreszeiten, von der Hitze der flandrischen Schützengräben bis zu der Eiseskälte auf dem Balkan, in Polen und in den Karpaten. Auch die lange Zeit von zwei Monaten fern der Heimat im Lazarett mit einer Hirnverletzung ohne Aussicht auf Wiederherstellung seiner körperlichen und geistigen Kräfte, ehe er vom Tod erlöst wurde, muss

für Josef Zind eine entsetzliche Zeit quälenden Leids gewesen sein.

Adolf Geck berichtet in seiner Ausgabe der Kriegsbilder vom 04.11.1917 in seiner blumig-poetischen Sprache über diese Zeit nach Allerheiligen in Offenburg: *„In der geschmückten Totenau am Kählerbach ist in dieser Woche wieder eine Opfer des Krieges aus der Blüte Jungoffenburgs zur stillen, immobilen Kompanie der großen Armee eingereiht worden. Im Vereinslazarett Finsterwald endete sein junges Leben der hiesige Zugmeistersohn Josef Zind, Gefreiter und Maschinengewehr-Scharfschütze, der als Kriegsfreiwilliger in den Augusttagen 1914 ins Heer eingetreten war. Auf dem Vormarsch in Rumänien erlitt er schwere Gehirnverwundungen. Zuletzt war wieder Hoffnung auf Heilung vorhanden. Plötzlich kam die Trauerbotschaft. Der junge Studierende der Zahnheilkunde hatte das hiesige Gymnasium bis zur Oberprima besucht. Nun ruht er in heimischer Erde bei seinem Klassenkameraden Hermann Walz. Im Namen der Stadtgemeinde sprach am Grabe Stadtrat Monsch zu der großen Trauerversammlung. Der kleine Raum des Ehrenfriedhofs verwahrt nun etliche der hoffnungsfrohen Schüler unseres Gymnasiums.“* In der Kriegschronik von Georg Monsch zum 30.10.1917 heißt es dazu nüchtern: *„Beerdigung des gefallenen Kriegsfreiwilligen Zind von hier. Derselbe war Abiturient, sehr begabt und braver Sohn. Chronist legte unter warmen Worten städtischen Kranz nieder. Familie spricht ihm in den Zeitungen herzlichen Dank aus.“*

Josef Zind erhielt einen Eintrag im Gedenkbuch seiner Heimatgemeinde, der Dreifaltigkeitskirche. Mitunterzeichnende unter der Todesanzeige vom 27. Oktober und der Danksagung





Schmerzerfüllt geben wir Verwandten, Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, dass unser lieber Sohn, Bruder, Schwager, Onkel, Nefte und Enkel

Josef Zind

Gefreiter und Maschinengewehr-Scharfschütze in einem Inf.-Regt.
im Alter von nahezu 25 Jahren an seiner am 21. August 1917 erlittenen schweren Verwundung, wohl vorbereitet, im Vereinslazarett Finsterwalde den Heldentod für das Vaterland gestorben ist.

Offenburg, den 27. Oktober 1917. 4100

In tiefer Trauer:
Familie Josef Zind, Zugmeister.
„ Emil Berger, Zahnarzt.

Die Beerdigung findet Dienstag Nachmittag 1/25 Uhr statt.

Todesanzeige
für Josef Zind

Grabstein für Josef Zind auf dem Offenburger Waldbachfriedhof



vom 08. November 1917 ist die Familie des Zahnarztes Emil Berger, von dem im Stadtarchiv eine Reihe von Feldpostkarten vorhanden sind, die aber für unsere Untersuchung nicht relevant sind. Nachkommen von Josef Zind leben noch heute in Offenburg, ein Verwandter wurde später Lehrer am Offenburger Gymnasium.

Die Familie hat offensichtlich ihren gefallenen Sohn von Finsterwald im südlichen Brandenburg nach Offenburg überführen lassen. Hier ruht er nun im Grab Nr. 197 des Ehrenfriedhofs für die gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs am Waldbach, unweit des Grabes seines Schulkameraden Hermann Walz (Nr. 180) und unmittelbar neben dem zwei Jahre jüngeren gymnasialen Abiturientenkollegen Kamill Schäfer von der Jagdstaffel Richthofen. Diesen drei Gymnasiasten war es neben wenigen anderen vergönnt, nach ihrem Tod auf dem Schlachtfeld in heimatliche Erde und damit in die Nähe ihrer trauernden Angehörigen übergeführt zu werden. Die vielen anderen gefallenen Gymnasiasten wurden dort bestattet, wo sie gefallen waren, meist am Rande des Schlachtfelds und später umgebettet auf die unzähligen Soldatenfriedhöfe des Ersten Weltkriegs im blutgetränkten Flandern.

Hermann Walz, Jochen Zinds zwei Jahre jüngerer Schulkamerad, hatte ähnlich strapaziöse Einsätze wie dieser zu überstehen. Auch er war an allen Fronten zwischen Vogesen, Flandern und Ostpreußen eingesetzt und bereits eineinhalb Jahre vorher verletzt worden und gefallen. Beide Freunde hatten sich nach ihrem Eintritt in den Krieg nicht mehr gesehen, nicht im Felde und nicht bei einem Fronturlaub in Offenburg, auch hatten sie keinen Kontakt über die Feldpost oder Adolf Gecks Redaktion,

wie andere hier beheimatete Soldaten. Herrmann Walz wurde am 10.02.1894 als zweites Kind katholischer Eltern geboren. Er wohnte nicht weit vom Gymnasium in der Grabenallee 16, auch das Haus der Familie Geck mit dem Verlag und der Druckerei waren nicht weit entfernt. Sein Vater Albert Walz (13.06.1862 in Schwetzingen – 11.09.1929 in Karlsruhe) war Justizoberinspektor, laut Todesanzeige von 1916 Großherzoglicher Oberjustizsekretär. Mit seiner Ehefrau Elisabeth Röhler aus Bretten (geb. am 30.12.1866) hatte er drei Kinder: Else (geb. 1887 in Rastatt), Hermann (geb. 1898 in Bruchsal) und Katharina (geb. 1899 in Mannheim). Die verschiedenen Geburtsorte der Kinder deuten auf die häufige Versetzung des Vaters als Justizbeamter hin, ab 1903 ist die Familie in Offenburg gemeldet. Hermann Walz absolvierte seine ordentliche Reifeprüfung Ende des Schuljahrs 1911/12 zusammen mit 19 weiteren Abiturienten, wie Brandel Geck, A. Konrad Grüninger und A. Dannecker, die ebenfalls im Krieg gefallen sind. Sie alle konnten ihre Berufswünsche, wie Journalist, Mathematiker und Volksschullehrer genauso wenig verwirklichen, wie H. Walz seinen Berufswunsch Ingenieur. Aus der Schulzeit am Gymnasium ist in den Annalen der Schule ein kleines interessantes Detail überliefert. Bei der Schlussfeier des Jahres 1909 am 31. Juli in der Turnhalle führte das Gymnasium Kleists Hermannsschlacht auf. Unter Georg Huber als Quintilius Varus spielte der Unterprimaner Hermann W. damals im fünften Akt, 6–9 den ersten Feldherrn. Das Programm zeigt noch einmal das ganze Spektrum eines friedlichen Normaljahres am Gymnasium vor der großen Katastrophe des nahen Ersten Weltkriegs, der dann so viele Opfer unter den Schülern fordern sollte (siehe auch Abb. S. 427).

Hermann wird ab 17.10.1912 in Karlsruhe gemeldet als Student mit Militärverhältnis Kriegsfreiwilliger, auf der Todesanzeige erscheint unter seinem Namen cand. ing. Er hatte an der Karlsruher Hochschule sein Vorexamen bestanden und meldete sich 1914 sofort zum Militär, wahrscheinlich als einjähriger Offiziersanwärter. Diese Reserveoffizierslaufbahn begann nach der Rekrutenausbildung mit dem Dienstgrad Gefreiter, dem der Rang des Fahnenjunkerunteroffiziers und Feldwebelfähnrichs folgte. Als Leutnant der Reserve übernahmen dann diese Abiturienten bereits nach kurzer Zeit Führungsaufgaben im Stab oder als Zugführer in der Truppe anstelle der bereits im ersten Kriegsjahr stark dezimierten Berufsoffiziere. Jeder Offizier hatte im Krieg einen eigenen Burschen als helfenden Begleiter bei sich. Hermann zog nach kurzer Ausbildung am 01.11.1914 ins Feld und diente im *Reserve-Infanterie-Regiment 78*,

im Laufe des Krieges auch noch in drei anderen Regimentern. Das Regiment 78 war im niedersächsischen Osnabrück stationiert, mit ihm war H. Walz in der zweiten Jahreshälfte 1915 zweimal am Hartmannsweilerkopf eingesetzt, Mitte April 1916 bei einem Sturmangriff an der Westfront. Im Frühjahr 1915 absolvierte H. Walz seine theoretische Führerausbildung für das Offizierskorps im Sennelager nördlich von Paderborn. Dank seiner guten nachbarschaftlichen Kontakte zu Adolf Geck, dem Vater seines Klassenkameraden Brandel Geck, treffen laufend informative Eintragungen aus seinem Kriegstagebuch über die Einsätze an der Front in Offenburg ein, die dann redigiert in den wöchentlichen „Kriegsbildern“ des Offenburger Tageblattes veröffentlicht werden.

In der ersten Meldung zur Lage an Weihnachten 1914 heißt es am 03.01.1915: *„Der im 21. Armeekorps als ‚Tunnel‘-Bewohner fechtende Hermann Walz lernt, wie es im Bericht vom 20. v.M. heißt, ‚das wieder ganz heimatlich anmutende, gemütliche Offenburger Deutsch im Schützengraben ganz besonders hochschätzen‘.* Zum 07.03.1915 lesen wir: *„Der Frühling naht mit Brausen ... Von Emil Faißts Konpennäler Hermann Walz, dem kriegsfreiwilligen Teutonen unserer Garnison, ist endlich ein Lebenszeichen vom linken Flügel der Ostarmee eingetroffen ...“.* Offenbar war Hermanns Regiment in den Osten verlegt worden und kämpfte jetzt an der russischen Front. Das wird durch Gecks nächste Meldung vom 21.03.1915 bestätigt: *„Kriegsfreiwilliger Hermann Walz (Reg. 170) meldete aus Suwalki (Russland) seine Verbringung in ein Lazarett; Nachrichten aus der Heimat erreichten ihn seit Januar nicht mehr. Was indessen der Sohn unseres Oberjustizsekretärs bei der masurischen Winterschlacht und zuletzt vor Grodno an Strapazen ausgestanden hat, ist kaum zu beschreiben. Nun liegt er verwundet und von schwerer Erkältung sich erholend im märkischen Lazarett bei Beelitz; bald kehrt er zur Heimat.“*⁶⁶ Zur allgemeinen Kriegslage am östlichen Kriegsschauplatz heißt es im Tagesbericht der OHL: *„In der Gegend nordwestlich Grodno ... ist keine wesentliche Änderung eingetreten.“* Auf eigenen Wunsch kommt er von Beelitz kurz in die Garnison nach Offenburg zurück, um sich auszukurieren, ehe er wieder an die Front zurückbefohlen wird.

Hermann Walz ist inzwischen turnusgemäß Leutnant der Reserve geworden und hat sich das Eiserne Kreuz verdient. Nach der Genesung finden wir ihn im August nahe der Heimat an der Vogesenfront, von der man wegen der immer heftiger werdenden Kämpfe den Kanonendonner bis nach Offenburg hört. „D'r alt Offeburger“ schreibt dazu am

26. September von dessen waghalsigem Einsatz am Lingenkopf:

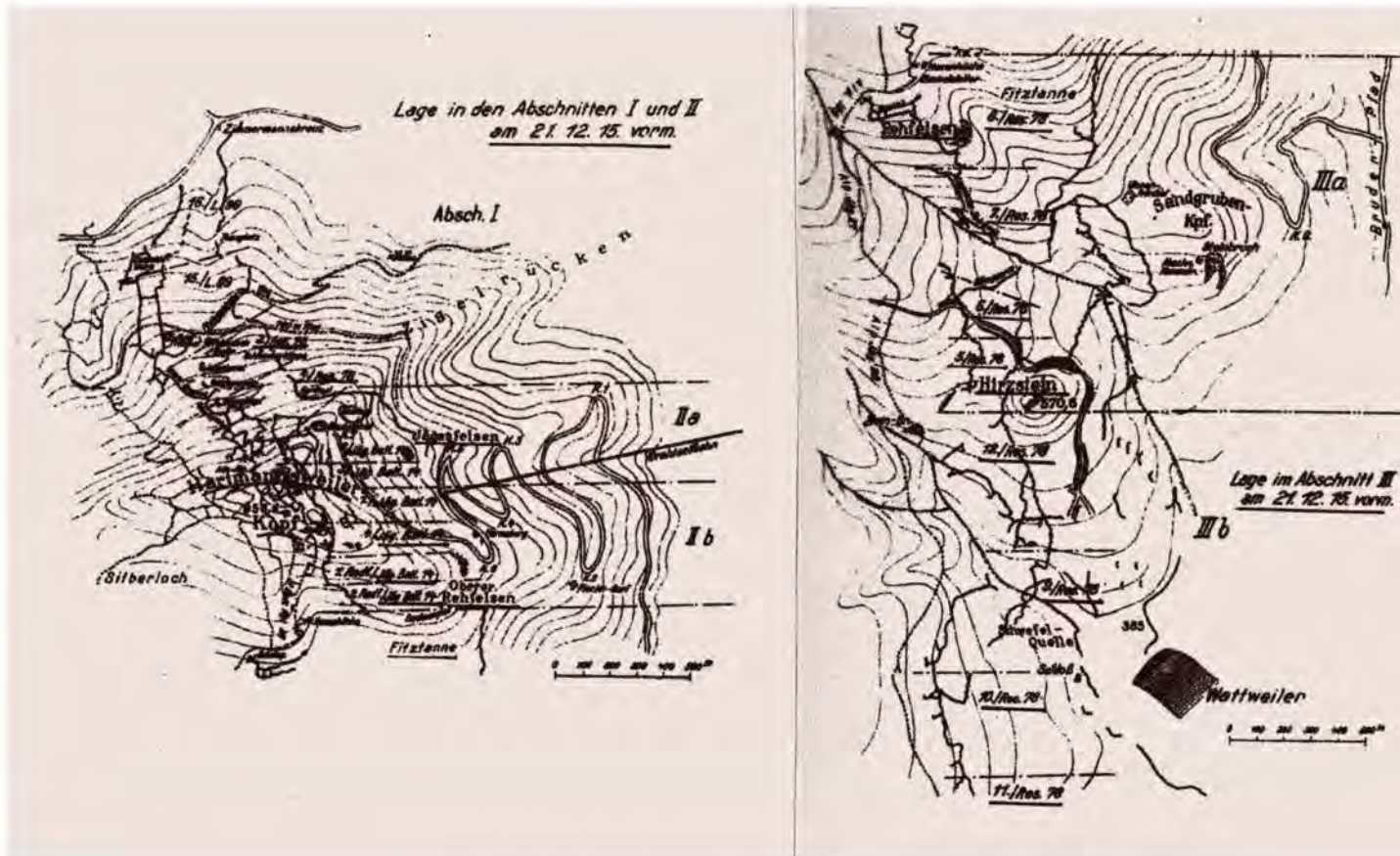
„Leutnant Walz führte seinen Zug im Sturmangriff gegen die bedrohenden Franzosen und sprang als erster, mit wenigen Mannen sich mit Handgranaten seinen Weg Bahnend, in den heldenhaft erkämpften Graben. Noch ein weiteres Stück von 60 Metern eroberte der junge Offizier und verschanzte sich dort zum bleibenden Aufenthalte. Bald zierte die Brust des Kühnen das Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes. Es dürfte für solche Tat auch das erstklassige gewesen sein! Wir Offenburger sind stolz auf den Ritter aus der Grabenallee.“

Hermann muss im Oktober schon wieder im Westen bei Tahure und Somme-Py im Hexenkessel der Champagne als Zugführer seinen Mann stehen, wo er erfolgreich eine strategische wichtige Position verteidigen hilft.

Der „mutige Soldat fliegender Kolonnen“, wie ihn A. Geck respektvoll nennt, kämpft im Winter dann wieder an der hart umkämpften Vogesenfront am Hartmannsweilerkopf. Während vier Kompanien der Mecklenburgischen Jäger 14, von denen am selben Ort zuvor zwei seiner Schulkameraden gefallen waren, vom Jägerfelsen im Westen angreifen, sind zwei Kompanien von Hermann Walzs 78er-Infanteristen im Norden

Am Lingenkopf





vom Zigelrücken her eingesetzt. Beim tapferen Sturmangriff auf den von den französischen Alpenjägern verbissen verteidigten Gipfel „am Schreckenstage des 21.12.1915“ ist auch Hermann Walz im blutigen Nahkampf dabei. Er wird als Zugführer von einer Kugel getroffen, die seinen Rücken von einer Schulter zur anderen durchbohrt. Als bedrückender Augenzeugenbericht über die Folgen dieses Tages liest sich das amtliche Tagebuch des katholischen Feldgeistlichen Benedict Kreuz (1879–1949), der als Divisionspfarrer der 12. Landwehrdivision den Kampf in der vordersten Linie miterlebte. Am 21.12. war er mit der Schwebebahn zum Hartmannsweilerkopf hinaufgefahren, musste dann aber wegen deren völliger Zerstörung aus ihr in zehn Metern Höhe geborgen werden. Er berichtet von dem höllischen Trommelfeuer der Franzosen, das er in einem Unterstand pausenlos bis zum Nachmittag aushalten musste. Für den 22./24. trägt er ein: „Besuche in Lazaretten, Verbandsplätzen und Beerdigungen den ganzen Tag, zum Teil auch in der Nacht.“ Bis zum 31. „Briefwechsel für Schwerverwundete, Besuche in Stellungen und sehr viele Beerdigungen“.

Der Hartmannsweilerkopf geht verloren und fällt am Abend in französische Hand. Er wechselt im Lauf der folgenden Kriegsjahre wieder mehrfach seinen Besitzer. H. Walz kommt erneut in ein Lazarett, zieht aber im April 1916 wieder ins Feld.

*Der Kampf der Res. 78
am Hartmannsweilerkopf
am 21.12.1915*

Bei einem Sturmangriff seines 78er-Regiments an der Westfront, wahrscheinlich bei Verdun (so auch der Standesamts-eintrag), zeichnet er sich durch seinen äußerst mutigen Einsatz aus, so dass ihn der Bataillonskommandeur für das Eisene Kreuz 1. Klasse vorschlägt. Es kommt nicht mehr dazu, weil derselbe Truppenführer bald darauf den Eltern telegraphisch mitteilen muss, dass ihr Sohn bei einem erneuten Sturmangriff auf eine feindliche Stellung am 07.05.1916 getötet wurde. Im amtlichen Tagebericht der OHL aus dem Großen Hauptquartier heißt es am 10.05.1916: „In den Argonnen versuchte der Feind im Anschluss an eine Sprengung in unsere Gräben einzudringen. Er wurde zurückgeworfen. Südöstlich der Höhe 304 wurden feindliche Vortruppen weiter zurück gedrängt und eine Feldwache aufgehoben.“ Und A. Geck schreibt zum 14.05.1915: „Am Schmerz der schwer getroffenen Familie über den Verlust des einzi-



Todes-Anzeige.

Unser guter und einziger Sohn, Bruder und Neffe

Hermann Walz,
 cand. ing.

Leutnant der Reserve im Reserve-Infanterie-Regiment 78,
 Ritter des Eisernen Kreuzes.

fiel im Alter von 22 Jahren am 7. Mai ds. Js. bei einem Sturmangriff den
 Heldentod für's Vaterland.

Wir bitten dem lieben Verstorbenen ein gutes Andenken zu bewahren
 und um stille Teilnahme.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen:
Albert Walz, Grossh. Oberjustizsekretär.

Beileidsbesuche werden dankend abgelehnt.

Offenburg, den 10. Mai 1916. 1669

Danksagung.

Für die zahlreichen Beweise liebevoller
 Teilnahme am Tode unseres in treuester Pflicht-
 erfüllung im Kampfe für das Vaterland gefallenen
 Sohnes

Hermann

danken wir von Herzen. 1732

Offenburg, den 16. Mai 1916.

Familie A. Walz.

Todesanzeige und
 Danksagung für
 Hermann Walz

gen Sohnes beteiligt sich ein weiter Kreis in inniger Hingabe. Möge ihr dies ein lindernder Trost sein ... Nunmehr beträgt die Zahl der Gefallenen aus Offenburg nach amtlicher Angabe 178, in Wirklichkeit wird sie höher sein.“⁷ Er nennt H. Walz in einer abschließenden Würdigung „einen lieben, tapferen Kameraden“, einen tapfer fechtenden Burschen, ja, „ein vielversprechendes Genie.“

Laut Geck hatte Hermann Walz bei seinem Einsatz zwischen Verdun und Somme „in seiner letzten Kampfstellung noch im Kreise Offenburger Kameraden glückliche Stunden des Wiedersehens verlebt“. Sein Freund Josef Zind war nicht dabei. Der kämpfte gerade bei verschiedenen Einsätzen an der Ostfront und musste noch bis Ende des kommenden Jahres seinen Mann stehen, ehe er an der Seite des Freundes seine letzte Ruhestätte fand, die beide wieder vereinte. Das Soldatengrab von Hermann Walz liegt im westlichen Teil des Offenburger Ehrenfriedhofs für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs am Waldbach. Die Schrift ist auf dem verwitterten Granitstein kaum noch zu entziffern und kann, unter der Nummer 180, nur noch aus den amtlichen Unterlagen der Friedhofsverwaltung entschlüsselt werden:

LEUTNANT
HERMANN WALZ
*10.XII.1894
†07.V.1916
INF. REG. 78

Direkt neben ihm (Nr. 179) liegt der zwei Jahre jüngere Schulkamerad Fliegerleutnant Kamill Schäfer (1896–1918) von der



Der verwitterte
Grabstein von
Hermann Walz



*Die Soldatengräber
auf dem Waldbach-
friedhof am Volks-
trauertag 2014*

Jagdstaffel Richthofen und daneben, aus dem gleichen Abiturjahrgang 1914, Leutnant Hermann Fässler (1896–1918) vom Offenburger Traditionsregiment 170 (Grabnummer 178). Nur durch drei Gräber getrennt ruht Josef Zind (Nr. 197) mit der gut lesbaren Grabinschrift:

GEFR. JOSEF ZIND
RES. INF. REG. 22
*17.XII.1892
+24.X.1917

So sind die beiden Schulkameraden, deren Freundschaft der furchtbare Krieg auf so grausame Weise zerrissen hat, wieder im Tode vereint, auch jetzt 2015 noch, nach 100 Jahren.

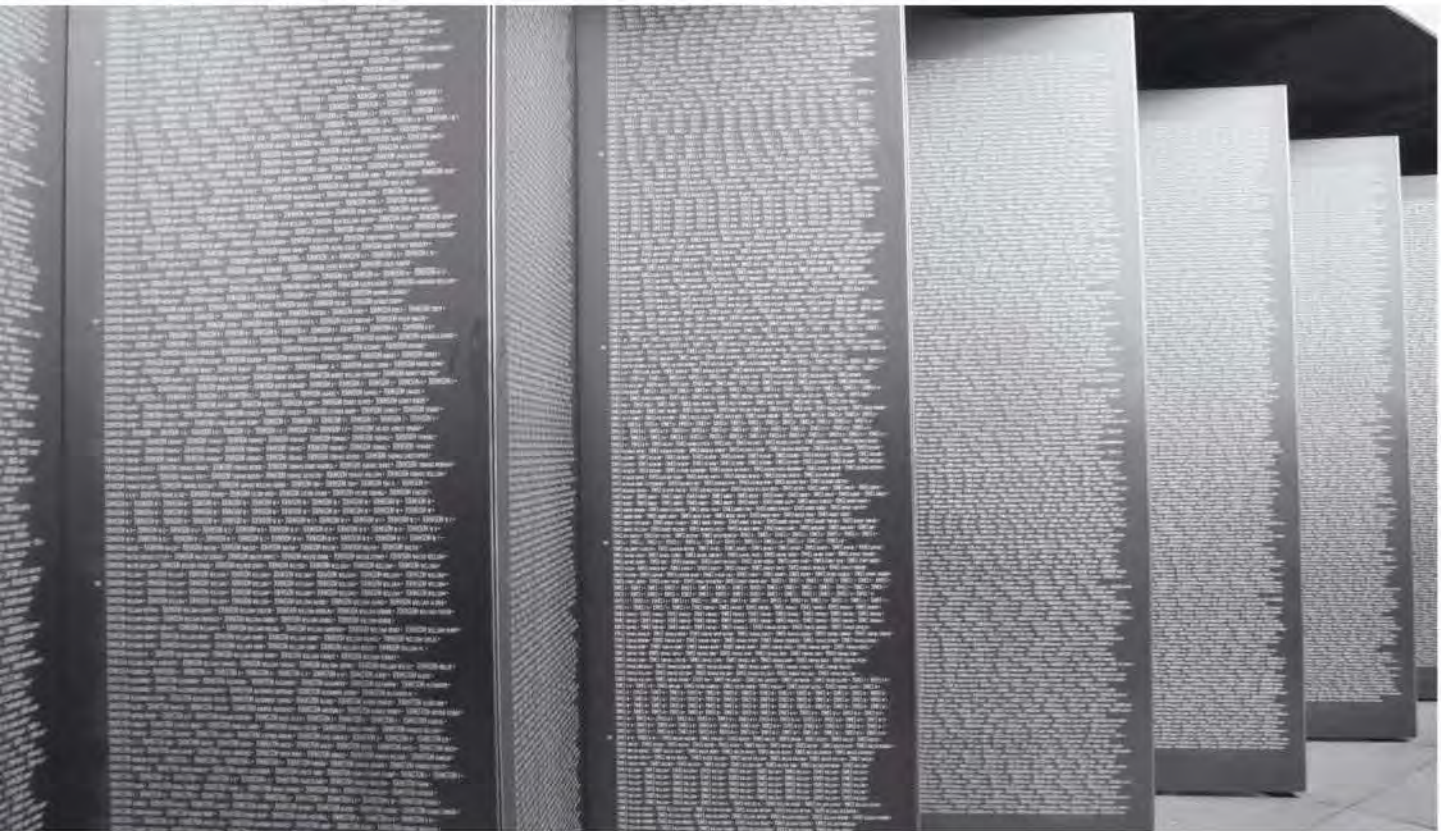
Der Ring der hunderttausend Namen

Was bleibt von den hier behandelten zehn jungen Offenburgern, ist ihr Name. Er war der Schlüssel zu den Schicksalen der hier behandelten fünf zerrissenen Freundschaftspaare: ihre Namen in den städtischen Archivalien und Einwohnerkarten, den Listen ihrer Schulen, kirchlichen Gedenkbüchern, Familienchroniken, Traueranzeigen, den Regiments- und Kriegsberichten und auf Grabsteinen. Sie haben bis auf einen Fall Biographien erschließen lassen, die dadurch dem Vergessen entris-

sen wurden, um eine sichtbare Spur im historischen Bewusstsein und der ehrenden persönlichen Erinnerung zu hinterlassen.

Unterschiedlich waren die Beziehungen der zehn, zum Teil blutjungen Kriegsfreiwilligen, die an fast allen deutschen Fronten des Ersten Weltkrieges zum Einsatz kamen, bei dem die meisten oft schon 1915 nach schwersten Verwundungen ihr Leben lassen mussten. Einer von ihnen verfasst unter der familiären Todesanzeige in der Zeitung für seinen in Masuren gefallenen Freund ein wehmütiges und verzweifertes Trauergedicht. Ein anderer stirbt schon Mitte Januar 1915, auf gemeinsamem Wachposten mit seinem Freund schwer verletzt, in einem flandrischen Lazarett, neben dem er auch beigesetzt wird. Ein jahrelanger Klassenkamerad findet Anfang 1915 sein Ende im französischen Kriegslazarett nach einem tödlichen Gewehrschuss, sein Freund überlebt in dreijähriger Gefangenschaft, muss erneut im Zweiten Weltkrieg als Offizier mitkämpfen und kann dann ein ganz normales Leben bis 1960 führen. Zwei andere Freunde sterben im Alter von knapp 17 Jahren, mit einigen Monaten Abstand qualvoll beim Kampf um den „Menschenfresser“ Vieil Armand, dem heimatnahen Hartmannswilkerkopf, der eine schon am ersten Weihnachtstag 1914 durch eine Granate getroffen, der andere durch eine Mine zerfetzt. Zwei weitere schließlich werden im raschen Wechsel zwischen Ostfront und Westfront hin und her gerissen, der eine von ihnen überlebt 1916 einen couragierten Sturmangriff bei Verdun nicht, der andere erliegt einer Hirnverletzung im fernen Rumänien.

Dem Vergessen entrissen werden sollen jetzt auch die Namen der unzähligen anderen Gefallenen vieler Nationen, die auf einem der blutigsten Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges, im französischen Flandern, ihr Leben lassen mussten, dort, wo sich auch heute noch ein Soldatenfriedhof an den anderen reiht. In der Nähe der Stadt Arras, bei der von 1914 bis 1918 mehrfach erbitterte Kämpfe zwischen den verfeindeten Nationen ausgetragen wurden, wovon heute noch der Soldatenfriedhof „Maison Blanche“ mit allein 44833 deutschen Gefallenen von 1914 bis 1918 ein erschütterndes Zeugnis ablegt, ragt seit wenigen Monaten ein einzigartiges Erinnerungsmonument in die Landschaft. Am 11.11.2014, dem Tag des Waffenstillstands von 1918 und noch heute einem der höchsten französischen Nationalfeiertage, wurde bei Notre-Dame-de-Lorette von Staatspräsident Francois Hollande eine neue Internationale Gedenkstätte eingeweiht, die den bisherigen Rahmen nationaler Erinnerungskultur sprengt und auch architektonisch neue



Der Ring der Erinnerung von Notre-Dame-de-Lorette: Totale und Details (Tafel und Einzelname)

FELIX • HUBER FELIX • HUBER FERDINAND •
FRANZ ADAM • HUBER FRANZ SERAPHIN •
HUBER FRITZ • HUBER GEORG • HUBER GEORG
GEORG • HUBER GEORG • HUBER GEORG •
GEORG • HUBER GEORG • HUBER GEORG JOHANN
HUBER HERMANN • HUBER IGNATZ
HUBER JOHANN • HUBER JOHANN • HUBER JOHANN •
HUBER JOHANN • HUBER JOHANN •

Maßstäbe setzt. Architekt Philippe Prost hat einen Ring der Erinnerung konstruiert, der als Symbol „der Einheit, des Friedens und der Ewigkeit“ verstanden werden soll. Eine riesige Ellipse aus Kunststein von 330m Umfang, von der 58m frei über der Erde schweben, verzeichnet auf 500 eingelassenen, drei Meter hohen Metalltafeln die Namen von 580000 Gefallenen dieses für alle Zeiten gezeichneten Kriegsschauplatzes, ohne Dienstgrad, Konfession oder Nationalitätshinweis, auch ohne Unterscheid zwischen Siegern und Besiegten.

Diese Namen vereinen in ihrer überwältigenden Fülle die Toten dreier in dieser Region Krieg führenden Nationen, neutralisiert durch die Buchstabenfolge des Alphabets: 106012 Franzosen und ihre Kolonialsoldaten, 173876 Deutsche und 241214 Gefallene des britischen Commonwealths, darunter neben den Engländern viele aus Kanada, Südafrika, Indien, Australien und Neuseeland. Mit der Gleichheit der hier vereinten Opfer in dieser modernen Gedenkstätte überwindet gerade das von Deutschland 1914 besetzte und heimgesuchte Frankreich auf seinem Boden den Gegensatz der damaligen alten „Erbfeindschaft“ und setzt ein beeindruckendes Zeichen der Versöhnung der Völker und der Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden. Auch hier sind Namen der Zugang zur Individualisierung von persönlichen Einzelschicksalen in einem grauenhaften und aus heutiger Sicht absurden Kriegsgeschehen. Der Ring der Erinnerung steht damit vielleicht auch stellvertretend für die 70 Millionen Soldaten des Ersten Weltkriegs, von denen 10 Millionen gefallen sind und 20 Millionen verwundet wurden, neben sieben Millionen anderen Kriegsoffizieren – Zahlen, die durch einen viel schlimmeren Krieg nur 20 Jahre später um ein Vielfaches überboten werden sollten.

Unveröffentlichte Quellen

D'r alt Offeburger Nr. 789 (30.08.1914) bis Nr.1022 (05.12.1918) in: ZGS 1914–18, StaO
Dokumentation zu den Offenburger Kriegstoten des Ersten Weltkriegs 1914–1918, StaO
Jahresberichte des Großherzoglichen Gymnasiums Offenburg 1913–1918, StaO
Nachlass der Familie Hugle (292 Inventartitel), Bestand 09, StaO
Pläne und Unterlagen der Friedhofsverwaltung Offenburg
Zeitgenössische Sammlung des Stadtarchivs Offenburg: Die Familien Huber und Hugle, StaO

Literatur

Armbruster, Jörg: Das Badische Infanterie-Regiment Nr. 170 aus Offenburg im Ersten Weltkrieg, in:
Die Ortenau 94, 2014, 375–400, Offenburg 2014
Dittler, Erwin: Georg Monsch, 12. Kleine Kriechschonik 1917, Kehl 1992

- Eberle, Hendrik: Hitlers Weltkriege. Wie der Gefreite zum Feldherrn wurde, Hamburg 2014
- Goes, Gustav: Hartmannsweilerkopf. Das Schicksal eines Berges im Weltkriege, Wolfenbüttel 1930/2014
- Ihlenfeld, O. R. L. von: Das 9. Badische Infanterie-Regiment im Weltkriege, Berlin 1926
- Merker, Manfred: Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod, in: Die Ortenau 94, 2014, 111–166, Offenburg 2014
- ders.: Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation, in: Die Ortenau 94, 2014, 167–190, Offenburg 2014
- Neues Archiv für Niedersachsen, Band 19, Heft 2, 154–158, Göttingen 1961
- Ortenauer Heimatblatt 3, 15: Richard Hugle, Offenburg 1960
- Puyfelde, Leo van: Collections les Contemporains. George Minne, Brüssel 1930
- Schaefer, Dieter u. a.: Unsere Stadtkirche, Offenburg 2013
- Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen, Offenburg 1998

Bildmaterial: Stadtarchiv Offenburg; Skizzen zum Kampf um den Hartmannsweilerkopf: Gustav Goes, Hartmannsweilerkopf; Huberbilder: privat; Fotos: Verfasser und Philippe Zingarelli/Arras; elektronische Realisation der Abbildungen: Klaus Strittmatter

Anmerkungen

- 1 Ein herzlicher Dank geht an alle, die mir bei meinen monatelangen Recherchen freundlicherweise zugearbeitet haben: Herrn Boomers vom Stadtarchiv Offenburg für seine unermüdliche Bereitschaft bei der Beschaffung von Archivmaterialien, den Brüdern Georg und Franz Huber für die Dokumente und Fotos aus ihrem Familienarchiv, Herrn Sören Knoll für Informationen zur PV Arminia, Herrn Philippe Zingarelli aus Arras für die brandneuen Bilder von Notre-Dame-de-Lorette und schließlich Frau Gräfin Margarete von Buquoy für ihren Akademiebericht. Ein besonderer Dank geht an Herrn Klaus Strittmatter, der für mich wieder die zeitraubende Arbeit der elektronischen Bildrealisierung übernommen hat.
- 2 Zu Leben und Nachwirkung des jüngsten deutschen Kriegsfreiwilligen im Ersten Weltkrieg liegt jetzt eine Sonderuntersuchung des Autors vor: Manfred Merker: Mit Kopfschuss und Uniform zur Konfirmation, in: Die Ortenau 94 (2014), 167–190
- 3 Das Schicksal der 33 gefallenen Offenburger Gymnasiasten jetzt ausführlich bei Manfred Merker: Gymnasiale Kriegsbegeisterung und vaterländischer Opfertod, in: Die Ortenau 94 (2014), 111–166
- 4 Das „Sopha“ im Hause Huber, auf dem Georg und Richard Kaffee trinkend ihren Cäsar studiert haben, die Bilder, Schränke und den Tisch mit den Geschäftspapieren gibt es noch heute nach 100 Jahren hier vor Ort. In diesem historischen Ambiente konnte der Autor tatsächlich zusammen mit Georg Huber freundlicherweise aus der Familienchronik die im Text zitierten und abgebildeten Unterlagen über „Onkel Schorsch“, wie er bei den Huberbrüdern heute noch liebevoll genannt wird, einsehen und die Erlaubnis zur Veröffentlichung erhalten. (Das große Abiturientenbild zeigt leider nicht das Jahr 1910).
- 5 Der Geschichte des Offenburger Traditionsregiments hat jetzt Frank Armbruster eine umfassende Untersuchung gewidmet: Das 9. Infanterie-Regiment Nr. 170 aus Offenburg im Ersten Weltkrieg, in: Die Ortenau 94 (2014), 375–400
- 6 In dasselbe Vereinslazarett Beelitz bei Potsdam wurde auch der Gefreite Adolf Hitler nach seiner ersten Verwundung am 05.10.1916 mit einer Granatsplitterverletzung am linken oberen Oberschenkel eingewiesen und dann am 01.12.1916 wieder zu seiner Truppe zurückversetzt.
- 7 Nach dem vom Stadtarchiv aus standesamtlichen Unterlagen für die Weltkriegsausstellung 2014 rekonstruierten Totenbuch waren es bis zu diesem Zeitpunkt 154.

Inflation und Notgeld in Schiltach 1914–1923

Andreas Morgenstern

Am 1. August 1914 erklärte das Deutsche Reich Russland den Krieg. Wenige Tage später befand es sich auch mit seinen westlichen Nachbarn Frankreich, Belgien und Großbritannien im Kriegszustand. Doch, obwohl die meisten Militärstrategen die Länge und Intensität des Ersten Weltkriegs noch nicht absehen konnten oder wollten, war bereits frühzeitig klar, dass seine Finanzierung eine große Herausforderung darstellen würde. Die eigene Bevölkerung sollte so dem kriegführenden Staat Darlehen geben. Für dieses Vorhaben wurden bis 1918 u. a. neun Kriegsanleihen aufgelegt.

Die bis zu Kriegsausbruch weitgehend wertstabile Mark geriet rasch unter Druck. Bereits Anfang August 1914 endete die bis dahin gültige Goldsicherung der Währung, nun galten die vom eigenen Volk gegebenen Kriegsanleihen als ebenso sichere Wertsicherung.¹ Ihre spätere Rückzahlung sollten die nach einem gewonnenen Krieg eingehenden Reparationsleistungen der unterlegenen Gegner ermöglichen. Doch trotz aller Appelle fanden sich rasch Hinweise auf einen wirklichen Wertverfall der Mark. So teilte am 16. August 1915 das Badische Innenministerium mit: „Ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Preistreibereien ist auch der Verkauf von Gegenständen des täglichen Bedarfs durch die Gemeinden zu den Selbstkosten. (...) Da die derzeitige Teuerung dringend der Abhilfe bedarf, ist das Eingreifen der Gemeinden dankbar zu begrüßen.“² Neben diese Notmaßnahme trat die Festlegung von Höchstpreisen, um Güter des täglichen Bedarfs für breitere Bevölkerungsschichten bezahlbar zu halten. In Schiltach war der Kartoffelpreis bereits im November 1914 begrenzt.³ Im September 1915 entstanden schließlich Preisprüfungsstellen.⁴ Ursächlich für als „schwer empfundene Preissteigerungen zahlreicher Bedarfsgegenstände des täglichen Lebens“⁵ war auch der Anstieg der Preise vieler Grundstoffe. Lebensmittelimporte fielen weitgehend aus, die Ernten gingen ohne ausreichende Pflege der Böden zurück.

Es verwundert kaum, dass das Misstrauen in der Bevölkerung wuchs. So musste der „Kinzigtäler“ schon am 10. Oktober 1914 zum Tausch vorhandener „harter“ Reserven gegen Papiergeld auffordern: „An sämtliche Kreise der Bevölkerung wird

hierdurch die dringende Bitte gerichtet, alle in ihrem Besitz befindlichen oder erreichbaren Goldmünzen und -barren durch Umwechslung in Papiergeld der Reichsbank zuzuführen. Die vielfach verbreitete Ansicht, Gold gewähre gegenüber den Reichsbanknoten und Reichskassenscheinen im Zahlungsverkehr irgendwelche Vorteile, ist irrig, denn diese Scheine sind in demselben Maße wie Gold gesetzliches Zahlungsmittel und müssen daher von jedermann in Zahlung genommen werden. Für den einzelnen ist deshalb die Aufspeicherung von Gold nutzlos, für unsere allgemeine finanzielle Wehrkraft aber bedeutet sie eine erhebliche Schädigung, denn sie verhindert die Ausgabe eines dreifach höheren Betrages an Reichsbanknoten. Die Sparkasse Wolfach erbotet sich zur Vermittlung des Umtauschs von Gold in Papiergeld.⁶ Für den Leser blieb nach dem Studium der Zeilen unklar, warum die „finanzielle Wehrkraft“ denn nun durch einen Umtausch wachsen würde, wenn es nicht doch Vorteile für Goldreserven gab. Die angesprochene Ausgabe eines dreifachen Markbetrags war geradezu ein Ausrufezeichen für die Aufblähung des Geldumlaufs.

Doch trotz dieses Widerspruchs brachten auch die Schiltacher Bürger im Kampf ihres Vaterlands neben den menschlichen auch große wirtschaftliche Opfer auf. Beeindruckende Zahlen noch zur neunten Krieganleihe des Herbstes 1918 zeigen das: Zu einer Veranstaltung am 21. September im Gartensaal des „Gasthauses zum Bahnhof“ teilte das Bezirksamt Wolfach förmlich mit: „Dass das Geld, das wiederum dem Reiche gegeben werden muss, neben guter Verzinsung als unbedingt sicher angelegt werden kann, das weiß heute jedermann.“ Auch dieses Versprechen steckte voller Widersprüche. Wenige Zeilen weiter oben mahnte der Aufruf zum „Kampf um Sein oder Nichtsein“.⁷ Wie sollten aber im negativen Fall die versprochene Rückzahlung, gar Gewinne erwirtschaftet werden? Dennoch, das Ziel von 350 000 Mark allein für Schiltach stand fest. Brachten es die Bürger nicht auf, bestand die vorgezeichnete Lösung in einem zusätzlichen Kredit der Stadtverwaltung, bevor sich „dann die Gemeinde bei den Gemeindegewohnern um Bereitstellung der fragl. Mittel umsieht“. Die Verantwortung für den Erfolg des Unternehmens lag so allein bei den Schiltachern selbst. Tatsächlich waren am 2. November 1918, das deutsche Heer war kaum noch kampffähig zu diesem Zeitpunkt, schon 293 100 Mark zusammengekommen.⁸

Die Mark hatte da mit der seinerzeit als „Teuerung“ bezeichneten Inflation bereits einen Großteil ihres Werts verloren. Kostete ein US-Dollar zu Kriegsbeginn noch 4,20 Mark, musste man für ihn Ende 1918 bereits 8,90 Mark zahlen. Doch das



Werbung zur
Zeichnung der
9. Kriegsanleihe, 1918
– Stadt Schiltach

Geld war nicht nur weniger wert, es wurde auch tatsächlich knapp. Nachdem bereits 1915 „zur Deckung des Nickelbedarfs der Heeresverwaltung“ die 25-Pfennig-Stücke eingezogen worden waren,⁹ verschwanden Mitte 1919 die letzten Nickelmünzen aus dem Umlauf.¹⁰ Kriegsnotgeld aus Papier stellte in vielen Orten der Region die Lösung dar.¹¹ In notwendig hoher Auflage (30000 Stück) ließ die Stadt Schiltach 50-Pfennig-Notgeldscheine im Herbst 1918 drucken. Produziert von der Schramberger Druckerei „Gustav Maier“ entschuldigte diese den hohen Herstellungspreis von 520 Mark mit „außerordentlichen Löhnen und Farbpreisen“ und fügte an: „Im Frieden hat man’s wohl um den 10. Teil bekommen.“



Vorderseite des Schiltacher Notgeldscheins von 1918 – Stadt Schiltach

Die Kosten hierfür trug die Gemeinde selbst.¹² Dass diese Mangelsituation keine Augenblickssituation des Übergangs darstellte, zeigt ein Hinweis des Bezirksamts aus dem Mai 1920: „Durch die Verteuerung aller für die Münzprägung in Betracht kommenden Rohstoffe, sowie die Steigerung der Arbeitslöhne, Versandkosten usw. ist der Zustand geschaffen, daß ein und zwei Pfennigstücke, selbst wenn für sie das geringwertigste Metall oder ein anderer Stoff verwendet würde, nur zu Preisen hergestellt werden könnten, die ihren Nennwert bei weitem übersteigen.“¹³ Im Februar 1921 fügte das Bezirksamt an: „Wir empfehlen deshalb wiederholt, schon bei sämtlichen Zahlungsanweisungen die Pfennigbeträge aufzurunden.“¹⁴ Zum 1. Oktober 1921 verloren die Schiltacher Notgeldscheine ihren Wert.¹⁵ Doch insgesamt wuchs der Banknotenumlauf – allein vom Kriegsausbruch 1914 bis zum Dezember 1918 von 2,9 Milliarden auf 18,6 Milliarden Mark.¹⁶

Tatsächlich fiel und fiel der Wert der Mark. Bis 1918 hatte das Deutsche Reich insgesamt 160 Milliarden Goldmark zur Kriegsfinanzierung ausgegeben. Diese Summe war nun eine ungedeckte Staatsschuld. Zu ihr kamen noch die durch die Kriegsniederlage anfallenden Reparationszahlungen an die Sieger. Nun sollte Deutschland nicht nur selbst die Kriegskredite zurückzahlen, sondern auch noch Reparationen aufbringen.

Daneben fiel noch eine weitere Entwicklung auf, die den Wert der Mark fallen ließ: Um die Wirtschaft in Gang zu halten

und Investitionen zu fördern bzw. die Strukturreformen zurück zu einer Zivilwirtschaft zu befördern, betrieb die Reichsbank eine Politik des billigen Geldes. So sollten die Produktionskosten niedriger als in anderen Ländern gehalten und die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft gestärkt werden. Tatsächlich hatte dies zunächst auch Erfolg. War Anfang 1919 zunächst die Arbeitslosenzahl gestiegen, lag sie in den folgenden Jahren niedriger als in den Siegerstaaten.

Der sicherlich wichtigste Grund für den raschen Wertverlust der Mark war aber fehlendes Vertrauen. Auf den Straßen vieler Städte herrschte Unruhe, immer wieder kam es in der Nachkriegsgesellschaft zu tödlichen Konflikten bis hin zu Morden, Putsch- und Revolutionsversuchen. Als 1920 der rechtskonservative Kapp-Lüttwitz-Putsch an einem Generalstreik der Arbeiter und Angestellten scheiterte, erholte sich der zwischenzeitlich auf 1:75 gefallene Kurs der Mark gegenüber dem US-Dollar auf 1:57, um 1921 nach der Ermordung des früheren Reichsfinanzministers Matthias Erzberger abzustürzen. Am Ende des Jahres 1921 kostete ein US-Dollar 217 Mark. Mitte 1922, nun war auch Außenminister Walter Rathenau ein Opfer nationalsozialistischer Mörder geworden, verlor die Reichsbank, die inzwischen ihre letzten Devisenreserven für Stützungskäufe aufgebraucht hatte, die letzten Reste Kontrolle über ihre Währung. In Deutschland herrschte Hyperinflation.¹⁷ Für die nächsten knapp eineinhalb Jahre schien die wichtigste Aufgabe der Reichsbank in der ständigen Produktion immer neuer Geldscheine mit immer höheren Nennwerten zu liegen.

Für die Menschen in Schiltach und anderswo hatte diese Entwicklung äußert schmerzhaft Folgen. Die Abgabepflicht von Nahrungsmitteln zum Festpreis offenbart über die Kriegs- und Nachkriegsjahre deutliche Preissteigerungen. Das bei Hausschlachtungen abzuliefernde Rohfett wurde im Frühjahr 1917 mit 2 Mark pro Pfund vergütet. Im November 1919 erhielten die Produzenten je nach Qualität 2,70 bis 5,40 Mark und am 4. März 1920 sechs bis 10,50 Mark.¹⁸ Den höheren Preis fraß die Inflation aber sofort wieder auf.

So gerieten die Preise und mit ihnen die Käufer immer stärker unter Druck. Für den Mai 1920 ist daher auch eine Schiltacher Protestversammlung gegen die stark wachsenden Brotpreise verzeichnet.¹⁹ Darüber hinaus zeugt aber auch ein weiteres Anliegen der Verbraucher von wachsender Preissensibilität. Obwohl bis dahin Preisausschilderungen in den Ladenfenstern nicht üblich waren und sich die Besitzer auch zunächst dagegen wehrten, waren sie im Mai 1920 ortsüblich geworden. Beschleunigt hat diesen Prozess aber wohl auch ein kurzfristig sinkendes

Preisniveau.²⁰ Aber endgültig 1922 waren Preissprünge keine Seltenheit mehr. Der staatlich festgelegte Milchpreis stieg so zwischen dem 22. Juli und dem 21. August 1922 von 7,50 Mark auf 10 Mark pro Liter,²¹ wobei der Preis noch nichts über die tatsächliche Verfügbarkeit aussagte. So musste Bürgermeister Wolpert am 2. August 1922 eingestehen, dass „das Gesamtergebnis unserer ernstlich genommenen Bemühungen, wieder Milch hereinzubekommen, uns also tatsächlich überall versagte“. Aus Württemberg holte sich die Stadtverwaltung nur Absagen und auch die badischen Nachbarn Lehengericht, Bergzell und Kinzigtal hielten sich weitgehend zurück. Hilfe kam „guttatsweise“ dafür aus Gengenbach.²² Der Grund für ausbleibende Lieferungen dürfte in dem dauernden Wertverlust der Mark gelegen haben, der den Verkauf eigener Produkte immer unattraktiver machte. So erklärten auf Schiltachs Drängen hin die Bürgermeister aus Kaltbrunn, Bergzell und Lehengericht: „Die Kuhhalter sind aber zu einer regelmäßigen Milchabgabe, außer durch gesetzlichen Zwang nicht mehr zu bewegen. Sie machen Gebrauch von ihrem Rechte des unbeschränkten Eigenverbrauchs der Milch und da bleibt zum Verkaufe keine Milch mehr übrig. (...) So muss eigentlich Schiltach noch um diese ungesetzliche Milchversorgung froh sein, da wenigstens auf diese Weise die Milchnot ganz wesentlich gemildert wird.“²³ Der Milchmangel sollte Schiltach noch über Jahre beschäftigen.

Preissteigerung und Mangel gingen Hand in Hand. So warnte Badens Landwirtschaftlicher Verein im Herbst 1922: „Der gegenwärtige Zentnerpreis [Saatkartoffeln; Anm. A. M.] ist 700–800 M je nach Sorte ab norddeutscher Stationen, bei Vorauszahlung. Der Preis ist jetzt zwar hoch, wird aber bis zum Frühjahr aller Voraussicht nach sehr gering erscheinen.“²⁴ Wer sich nicht rechtzeitig versorgte, für den wurden die nötigen Rohstoffe oft unerschwinglich.

Sichtbar wird dies an den beinahe wöchentlichen Preissteigerungen von Steinkohlebriketts, die bis Anfang 1923 von Rhein und Ruhr geliefert wurden. Nach einer Erhöhung – begründet mit der Erhöhung der Bergarbeiterlöhne – kostete der Zentner am 23. September 1921 29,30 Mark. Die Mitteilung über diesen neuen Preis versah das Bezirksamt Wolfach gleich noch mit dem Hinweis, „ab 1. Oktober d.Js. dürften nach Mitteilung der Bad. Landeskohlenstelle wohl nochmals neue Preise zu erwarten sein“²⁵. Die Preise stiegen schon vor der Zeit der Hyperinflation ständig. Die folgende Tabelle zeichnet die Preisentwicklung für einen Zentner Steinkohlebriketts, Lieferung direkt ab Waggon, nach:²⁶

23.09.1921	29,30 Mark
17.10.1921	30,70 Mark
09.12.1921	50,10 Mark
13.01.1922	48,55 Mark
28.02.1922	56,50 Mark
01.03.1922	74,30 Mark
20.04.1922	104,90 Mark
01.06.1922	128,10 Mark
01.08.1922	224,60 Mark
01.10.1922	708,70 Mark
16.11.1922	2121 Mark
12.01.1923	5 479 Mark
15.02.1923	13 141 Mark

Im Februar 1923 endete durch den „Ruhrkampf“ die Lieferung von Ruhrkohle. An dessen Stelle sollte Braunkohle aus dem mitteldeutschen Revier treten. Doch rasch erreichte Schiltachs Bürgermeisteramt eine bemerkenswerte Nachricht der Landeskohlenstelle. Nicht nur, dass Mitteldeutschland überfordert sei, als Lösung galt: „Als einziger Ausweg bleibt englische Kohle. So schmerzlich auch bei dem niedrigen Stand der Mark der Bezug dieser Kohlen wird, so müssen trotzdem Industrie und Hausbrand die hohen Kosten auf sich nehmen (...) Der englische Markt ist augenblicklich mit deutschen Aufträgen überhäuft. (...) Zum Schluss möchten wir noch bemerken, dass unsere Ausführungen nicht für die Presse bestimmt sind.“²⁷ Auf den früheren Gegner, der ja auch noch verbündet war mit dem aktuellen Kontrahenten im „Ruhrkampf“, angewiesen zu sein, durfte nicht öffentlich werden. Doch auch der Preis für die Braunkohle explodierte in den folgenden Wochen. Im August 1923 riss der Zentner Brikett die Millionengrenze, drei Wochen später hatte er sich noch einmalfünffacht.²⁸ Konnte man an Wärme noch sparen – gerade nach dem Ersten Weltkrieg mit seiner Herabregulierung der Temperaturen zur Rohstoffersparnis war dies eine verbreitete Erfahrung –, musste das beim Brotpreis noch mehr die Existenz gefährdende Folgen haben. Der Verbraucherpreis für ein Pfund Weizenmehl wuchs bereits in den drei Jahren von September 1917 bis Juli 1920 von 24

Pfennig auf 1,40 Mark, wobei der Preis im Juni 1920 mit 1,75 Mark seinen Höchststand erreicht hatte. Parallel zum Weizenpreis stieg auch der Brotpreis trotz staatlicher Preisfestlegung. Die erwähnten Proteste sind so nachvollziehbar.

Kosten für ein Dreipfünder-Brot während der Inflation:²⁹

12.09.1917	60 Pfennig
23.08.1918	80 Pfennig
01.08.1919	75 Pfennig
29.10.1919	1 Mark
01.01.1920	1,70 Mark
28.06.1920	4 Mark
02.01.1921	3,60 Mark
01.09.1921	5,20 Mark
02.06.1922	11 Mark
04.06.1923	1 650 Mark
19.07.1923	6 800 Mark
25.08.1923	50 000 Mark
03.09.1923	220 000 Mark
17.09.1923	1,7 Mio. Mark
01.10.1923	10 Mio. Mark
08.10.1923	24 Mio. Mark

Natürlich mussten in dieser Situation auch die Löhne explodieren. Der „Ortslohn“ wurde auch für Schiltach ständig neu festgelegt. Betrug er am 15. März 1923 2500 Mark für einen männlichen Arbeiter pro Tag (bei Frauen betrug der „Ortslohn“ lediglich 1750 Mark), so stieg er am 1. Juli 1923 auf 10 000 bzw. 7 000 Mark. Anfang Oktober verdiente ein männlicher Schiltacher Arbeiter schließlich neun Millionen Mark pro Tag.³⁰

Der Arbeitslohn konnte so ungefähr mit den explodierenden Preisen mithalten. Wer tatsächlich tagesaktuell seinen Verdienst auszugeben vermochte, konnte seinen täglichen Nahrungsbedarf gerade so decken. Voraussetzung hierfür war aber, dass die entsprechenden Waren auch verfügbar waren – was aber immer seltener der Fall gewesen sein dürfte.

Ein Blick auf die Lebenssituation der Schiltacher in der Inflationszeit kann aber nicht über die Betrachtung der Erwerbslosen hinweggehen. Bereits 1918 hatte es Massenentlassungen gegeben. So verlor Christian Bühler aus Schiltach seine Arbeit im Schramberger Junghans-Werk schon mit Kriegsende. Die knappe Begründung des Unternehmens: „Die gegenwärtige Lage, verursacht durch teilweisen Materialmangel und demnächst zu befürchtenden Kohlenmangel, zwingt uns zu weitgehendsten Betriebseinschränkungen und sehen wir uns leider veranlasst, Ihnen hiermit unser gegenwärtiges Arbeitsverhältnis auf 27. November 1918 zu kündigen.

In Anbetracht der in den allernächsten Tagen zu erwartenden Bahnsperre für Zivilpersonen würden wir uns mit einem sofortigen Austritt einverstanden erklären. Bei sofortigem Austritt wird die Heimreise von der Firma vergütet.“³¹ Im Frühjahr 1919 vermeldete die Textilfirma „Karlin“ „wegen Rohstoffmangels“ Kurzarbeit für 39 Schiltacher und Lehengerichter.³² Ein ähnliches Schicksal traf auch zahlreiche Arbeiter anderer Unternehmen. Doch auch die nun folgende Arbeitslosenunterstützung war zeitlich begrenzt. Die Folgen trafen u. a. Regina Bächle 1919, der das Bezirksamt Wolfach auf deren Antrag mitteilte, sie werde „infolge des erlittenen Unfalls bei der Firma Carlin & Cie keine Beschäftigung mehr finden. Da Sie hiernach nicht infolge des Krieges erwerbslos sind, kann Ihnen auch Erwerbslosenunterstützung nicht mehr bezahlt werden. Wir bedauern daher Ihrem Antrage eine weitere Folge nicht geben zu können. Wir müssen es Ihnen überlassen, sich eine Ihren Kräften entsprechende anderweitige Beschäftigung zu suchen.“³³ Regina Bächle dürfte nun auf die Armenfürsorge angewiesen gewesen sein. Ein anderes Beispiel für die harten Lebensbedingungen findet sich in einem Schreiben aus dem Dezember 1921. Darin teilte das Bezirksamt mit: „mit Rücksicht darauf, daß die Kriegswitwe Frieda König nach dortigem Bericht seit November 1921 Fabrikarbeiterin ist, jetzt also im Erwerbsleben steht, werden die Zahlungen der monatl. Teuerungszuschüsse vom 1. Dezember ab eingestellt.“³⁴ Selbst für Kriegsoffer galten Sozialleistungen nur unter Vorbehalt.

In der Höhe der Unterstützungsleistungen war Schiltach der dritthöchsten Ortsklasse C zugeordnet. Zwar stiegen auch diese, hielten aber noch weniger als die Arbeitslöhne Schritt mit den Preissteigerungen, insbesondere wegen ihrer zeitverzögerten Berechnung. Orientiert waren sie lange Zeit allein an vergangenen Erhöhungen des Preisniveaus, glichen damit aber die im Bezugszeitraum weiteren Preissteigerungen nicht aus. Ein männlicher Arbeitsloser über 21 Jahre erhielt am 4. Juni

1923 eine Wochenstütze von 4300 Mark. Hinzu kam für einen Ehegatten 3800 Mark. Doch allein ein Brot kostete in dieser Woche 1650 Mark. Zwischen Mitte 1922 und Mitte 1923 sollte sich die Relation zwischen Erwerbslosenunterstützung und Brotpreis um ca. 25 Prozent verschlechtern, bis sie sich danach wieder etwas stabilisierte. Beachten muss man dabei, dass sich nur Preisverzeichnisse für solche Waren erhalten haben, die der staatlichen Preiskontrolle unterlagen – andere Preise dürften noch schneller gestiegen sein.

Zur Verminderung der schlimmsten Not wurde am 7. August die Wartezeit auf Unterstützung von einer Woche auf drei Tage verkürzt. Im Oktober 1923 sah Baden sich gezwungen, zur Berechnung nicht nur vergangene Teuerungen, sondern auch die voraussehbaren der folgenden Tage einzubeziehen.³⁵ Das Berechnungsverfahren selbst war zur Vereinfachung bereits am 18. August an den Lebenshaltungskostenindex gebunden worden. Geholfen hat das alles letztlich nichts. Als Zeugnis der Machtlosigkeit gegenüber den unüberblickbar explodierenden Preisen kann eine Anordnung angesehen werden, die das Bürgermeisteramt im November 1923 erhielt: „Aufgrund telegrafischer Anordnung des Herrn Reichsarbeitsministers vom 4. November 1923 sind für die Woche vom 5. bis 10. November 1923 Vorschüsse auf die Erwerbslosenunterstützung in dreifacher Höhe der vorstehenden Sätze auf beschleunigtem Wege zur Auszahlung zu bringen.“³⁶ Die Erwerbslosensätze waren spätestens jetzt zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung bereits völlig veraltet. Eine letzte Zahl verbildlicht die gigantischen Summen, mit denen die Menschen damals umzugehen hatten: Nachweislich gab die Stadt Schiltach allein im November 1923 an Arbeitslosen- und Kurzarbeitergeld 115,274 Billionen Mark aus.³⁷ Ein Sechstel dieser Summe trug die Stadt selbst.

Die gigantischen Zahlenwerte für sich sagen aber noch wenig über die Lebenssituation der Schiltacher während der Inflation aus. Doch gerade für den Herbst 1923 haben sich in Schiltachs Stadtarchiv zahlreiche Belege für das vielfache Leid erhalten. Ein früher Hinweis auf die Folgen der Teuerung 1923 findet sich an einer Stelle, mit der zunächst nicht zu rechnen ist: einer Petition von Schiltacher Hausbesitzern, welche sich gegen den „unhaltbaren Zustand im Mietswesen“ zur Wehr setzten. Ihre Begründung beschreibt die Folge von Preisfestsetzungen, die einerseits soziale Sicherheit bei den Mietern begründen sollten, andererseits in dieser ungewöhnlichen Situation die alleinige Last den Vermietern zuschoben³⁸: „Eine Dreizimmerwohnung in hiesiger Stadt trug dem Hausbesitzer in der Vorkriegszeit im Durchschnitt M 15,- pro Monat ein.

Diese Einnahme gestatteten dem Hausbesitzer die erforderlichen Reparaturen in der vermieteten Wohnung vorzunehmen, Brand- und Gebäudeversicherung, Steuern und Amortisation des Hauses zu tragen. (...) Der heute geltende, festgesetzte Mietsatz für vorgenannte Wohnung, beträgt durchschnittlich M 200,- bis M 260,- per Monat, was einem Arbeitsverdienst des Mieters von ca. 20 Minuten entspricht. Diese, für die heutigen Zeitverhältnisse der degenerierten wirtschaftlichen Lage Deutschlands, lächerlich geringe, vom Mieter zu entrichtende Miete, macht es naturgemäß dem Hausbesitzer einfach unmöglich, bei den rapid gestiegenen Materialpreisen, auch nur die kleinste Reparatur in der vermieteten Wohnung vorzunehmen“.³⁹ Das wirtschaftliche Gleichgewicht war völlig aus den Fugen geraten. Neben einer Anpassung der Mietsätze erwarteten die Vermieter verbilligtes Bauholz von der Stadt. Seit Jahren herrschende staatliche Verordnungen wurden also inzwischen von allen Seiten als notwendig angesehen. Doch mag man fragen, woher eine Verwaltung Unterstützung leisten sollte, wenn sie jegliche Planungssicherheit verlor. Der Offenburger Kreisrat teilte am 30. August 1923 dem Bürgermeisteramt mit, „dass der Kreisausschuß mit Rücksicht auf die Folgen der inzwischen in erheblicher Weise weiter fortschreitenden Geldentwertung heute leider beschließen musste, anstatt 9900% jährlich 99900% Zuschläge zu den im Jahr 1923 zu leistenden gesetzlichen Kreissteuer-Vorauszahlungen zu erheben, sodaß nunmehr im Ganzen der tausendfache Betrag der für das Jahr 1922 erhobenen Kreissteuer zu erheben ist.“⁴⁰ Im Oktober stiegen die Zuschläge gar auf schier unglaubliche 495 Millionen Prozent, wobei die Mehreinnahmen dennoch keine Beruhigung brachten, da die geforderten Zahlungen aus den Gemeinden zumeist gar nicht erst eingingen. Zugleich musste der Kreisrat mitteilen, seine „trotzlose Finanzlage“ erzwingen „alle Leistungen auf dem Gebiete der freiwilligen Armenpflege bis auf weiteres einzustellen“.⁴¹

Im Kinzigtal blieben Krawalle der sprichwörtlich „hungernen Millionäre“ im Unterschied zu stärker städtisch geprägten Regionen weitgehend aus. Die Gründe hierfür dürften aber nicht etwa in einer ausreichenden Versorgung zu suchen sein. Diese gestaltete sich vielfach trostlos. Am 12. September protestierte Bürgermeister Wolpert gegenüber der Zuckerverteilstelle: „Der von den Zuckerfabriken auf 3200000 M festgesetzte Verkaufspreis für das Pfund August-Zucker erscheint im Hinblick auf die von der Verbraucherschaft im Voraus geleistete Anzahlung unerhört, so dass sich ein Teil der hiesigen Kaufmannschaft geweigert hat, diesen Preis der Kundschaft zu

fordern.⁴² Eine Woche früher forderte der gewerkschaftliche Ortsverband die „Bereitstellung von größeren Geldmitteln zum *sofortigen* Einkauf von Lebensmitteln“, vor allem, „um der größten Not während des Winters entgegen treten zu können“⁴³. Die auf den Winter blickende Voraussicht der Gewerkschaft muss dabei schon beinahe überraschen, herrschte doch spätestens im Spätsommer akute Versorgungsnot. In der Folge sah sich das Bezirksamt gezwungen, den überregionalen Lebensmittelhandel zu verbieten: „Die Lebensmittelnot hat auch in unserem Bezirke das höchste bisher beobachtete Mass erreicht. Umso berechtigter erscheint daher die Empörung der Arbeiterschaft und andern Verbraucher, wenn sie sehen müssen, dass die in unserm gebirgigen Bezirke ohnehin spärlich aufkommenden Erzeugnisse der Landwirtschaft von Bezirksfremden aufgekauft werden. (...) Händler, die ungeachtet der Not des Bezirkes Lebensmittel nach ausserhalb liefern müsste die Handelserlaubnis entzogen werden.“⁴⁴ Die Information war insbesondere an die verbliebenen Kurgäste gerichtet. Nun mag es als Unrecht erscheinen, wenn Versorgungsversuche aus anderen, vielleicht noch schlechter gestellten Regionen so rigoros bekämpft wurden, doch herrschte in dieser Situation wohl in der Tat existenzielle Not. Zahlreiche Grundstoffe mussten in das vor allem für den Feldanbau topographisch schwierige Kinzigtal gebracht werden, um den täglichen Lebensmittelbedarf decken zu können. Die vielfache Bewirtschaftung von Getreide usw. konnte in dieser Notsituation kaum zu einer spürbaren Entspannung beitragen.

Auf Initiative des örtlichen Gewerkschaftskartells entstand am 1. Oktober 1923 erneut eine Preisprüfungsstelle in Schiltach.⁴⁵ Neben drohenden Preissteigerungen beschäftigte sie sich mit praktischen Erleichterungen des Einkaufs. Dank ihres Engagements kehrten die zwischenzeitlich verschwundenen Preisauszeichnungen⁴⁶ an den Verkaufsräumen zurück.⁴⁷ Ein weiterer Wunsch war die Ausdehnung der Öffnungszeiten. Nicht zuletzt verlangte im Einklang mit den Verbrauchern im November Bürgermeister Wolpert, „dass Papiergeld bis zur staatlichen Ausserkraftsetzung desselben als öffentliches Zahlungsmittel im Kleinhandel unbeanstandet anzunehmen ist. Ebenso ist die Rabattgewährung bei Bezahlung mit wertbeständigen Zahlungsmitteln [auf Dollar, Gold oder Rohstoffen fußendes Geld, Anm. A. M.] verboten.“⁴⁸

Jenseits des beschriebenen Leids und der Nöte der Bevölkerung bereitete die Inflation aber auch technische Schwierigkeiten. Verlor das Geld ständig innerhalb weniger Tage seinen Wert, mussten dauernd neue Scheine gedruckt werden. Für die

Produktion immer neuer Geldscheine nahm die Reichsbank einen Großteil der Druckkapazitäten in Beschlag. Im Herbst 1923 erfüllten 132 Druckereien mit 1723 Druckpressen reichsweit Aufträge der Reichsbank.⁴⁹ Doch die frisch gedruckten Scheine, zunehmend nur noch einseitig oder gar nur mit

*Beide Seiten des
1-Million-Mark-
Scheins der Städte
Haslach, Hausach,
Schiltach und Wolfach
– Stadt Schiltach*





Beide Seiten des
50-Milliarden-Mark-
Scheins der Städte
Haslach, Hausach,
Schiltach und Wolfach
– Stadt Schiltach

geld war so üblich geworden, dass bereits am 5. November 1922 die Mitteilung erging, der „badische Finanzminister hat Weisung gegeben, dass das von den badischen Städten und Gemeinden bis jetzt ausgegebene und demnächst weiter zur Ausgabe kommende Notgeld im ganzen Lande von allen badischen Staatskassen angenommen wird“⁵¹. 1923 wurde Notgeld schließlich auch für Schiltach eine nötige Alternative. Der Notgeld-Begriff ist aber sehr schillernd – was genau darunter zu verstehen sei, ließ das Badische Innenministerium im Sommer 1923 die Gemeinden für deren weitere Organisation im Inflationschaos wissen: „Notgeld im Sinne des Gesetzes sind auch Marken, Münzen, Scheine oder sonstige Urkunden, die auf einen Geldbetrag lauten und im Zahlungsverkehr als Ersatz für das vom Reiche, der Reichsbank oder der privaten Notenbanken ausgegebene Geld verwendet werden. (...) Privaten Unternehmungen kann die Genehmigung zur Ausgabe von Notgeld, Gutscheinen u. dergl. nicht mehr erteilt werden; wo ein dringendes Bedürfnis nach Ausgabe von Ersatzzahlungsmitteln besteht, ist es Sache der beteiligten Gemeinden entsprechende Anträge zu stellen.“⁵² Dass diese Regelung in der Realität dann nicht so eintraf, wird die weitere Beschreibung noch zeigen.

einem neuen Aufdruck versehene nicht zur Ausgabe gekommene Geldscheine, mussten dann noch ins Land gebracht werden. Das schwer geprüfte Deutsche Reich war überfordert. Für zahlreiche Städte und Gemeinden bestand die zumindest zwischenzeitliche Lösung in der Herausgabe eigener Geldscheine. Die Entscheidung für diesen ungewöhnlich erscheinenden Schritt war damals nicht so fern liegend. Einerseits hatte die Reichsbank mit ihrer Politik Vertrauen eingebüßt, andererseits hatten viele Kommunen bereits in der direkten Nachkriegszeit mit Notgeld erste Erfahrungen gemacht. Aus zahlreichen Gemeinden finden sich Belege über eigenes Notgeld, teilweise wurde dies auch bereits ausführlich beschrieben.⁵⁰ Kommunales Not-



Zunächst erschien am 18. August 1923 die Schiltacher Million. Die „Gutscheine“ wurden gemeinsam ausgestellt von den Städten Haslach, Hausach, Schiltach und Wolfach. Mit ihren Unterschriften bürgten die Bürgermeister. Im Unterschied zu zahlreichen anderen Geldscheinen der Zeit war dieser sogar noch beidseitig bedruckt. Auf der Rückseite erschienen die vier Wappen der Kinzigalstädte. „Fälschungssicherungen“ und zugleich wohl auch ein Versprechen an die Glaubwürdigkeit der Scheine waren die Stempel, jeweils von einer der vier Städte auf der Rückseite, Wasserzeichen im Papier und vorn eine aufgedruckte Nummer. Auffällig ist an den Scheinen auch die hohe Papierqualität – für die damalige Zeit war das nicht typisch. Eine Kleinigkeit deutet den Zeitdruck an, unter dem die damalige Geldproduktion gelitten haben muss: Die Städte versprachen den „Gutschein“ bei den Stadtkassen einzulösen, als Verrechnung oder aber „in baar“. Die fehlerhafte Rechtschreibung scheint vor dem Druck unbemerkt geblieben zu sein. Oder sollte gar bewusst an die „gute, alte Zeit“ angeknüpft werden, als vor dem Duden die Schreibweise „bar“ bzw. „baar“ noch umstritten war?⁵³ Abgesichert wurde das eigene Geld durch ein Notgelddepotkonto bei der Badischen Bank, eingerichtet über 15 Milliarden Mark – den Gesamtwert der von Schiltach ausgegebenen Scheine.

Über die Million ging die Inflation jedoch rasch hinweg. Die beschriebenen Preissteigerungen erzwangen immer wieder den Druck neuer Geldscheine – versehen mit immer höheren Nennwerten. Am 1. November gaben die Städte dann schon gemeinsam Geld in Werten von 20 Milliarden, 50 Milliarden, 500 Milliarden heraus. Die Rückseite war nicht mehr bedruckt, sondern lediglich gestempelt, die Stadtwappen waren nun auf

*Einzig bedruckte Seite
des 1-Billion-Mark-
Scheins der Städte
Haslach, Hausach,
Schiltach, Wolfach
und Gengenbach –
Stadt Schiltach*

der Vorderseite untergebracht. Auffällig ist aber auch, dass die Zahl der ausgegebenen Geldmittel nach einer zeitnahen Aufstellung deutlich zurückging. War der Millionen-Schein für Schiltach noch 15000-mal gedruckt worden, verringerte sich die Zahl auf 2540 (20 Milliarden), 2000 (50 Milliarden) und sogar nur 350 Stück (500 Milliarden).⁵⁴ Die Geldspirale hatte damit aber noch nicht ihr Ende gefunden. Den höchsten Nennwert sollte am 15. November eine Eine-Billion-Note haben. Zu den bisherigen vier herausgebenden Gemeinden gesellte sich nun noch Gengenbach. Der Schein unterschied sich von seinen „Vorgängern“ insbesondere in einem kleineren Format und einer minderen Druckqualität. Mitte November, als in Berlin mit einem Währungsschnitt die neue Rentenmark (Umtauschkurs der Rentenmark zur bisherigen Mark 1:4,2 Billionen) zur Beendigung der Inflation eingeführt wurde, ließ Schiltach diese letzte Notgeldnote 1500-mal drucken.

Wenige Tage später schlug mit der Rentenmark bereits die letzte Stunde für das lokale Geld. Am 24. November mahnte das Innenministerium: „Nachdem der Mangel an Zahlungsmitteln beseitigt ist und die Reichsbank die Annahme von Gemeinde-Notgeld an ihren Schaltern eingestellt hat, muss zur Vermeidung von Schwierigkeiten im Zahlungsverkehr das ausgegebene Papiernotgeld raschestens aus dem Verkehr gezogen werden. Ich ersuche daher, dieses Notgeld umgehend zur Heimzahlung bis spätestens 15. Dezember 1923 aufzurufen.“⁵⁵ Ganz so schnell ging es aber dann doch nicht. Am 11. Dezember forderte Bürgermeister Wolpert gegenüber den ortsansässigen

*Einzig bedruckte Seite
des 10-Milliarden-
Mark-Scheins der
Firma Karlin – Stadt
Schiltach*



gen Händlern, die Annahme noch über Weihnachten zuzulassen.⁵⁶ Anfang 1924 endete die Nutzung des lokalen Gelds jedenfalls in Schiltach. Der Großteil wurde im Anschluss vernichtet, wobei sich in zahlreichen Haushalten auch heute noch erstaunliche Bestände finden.

Erhalten hat sich aber auch eine Vielzahl von Belegen für Geldscheine privater Unternehmen. Für Schiltach ist hier die Textilfirma „Karlin“ aus Lehengericht zu nennen. Der Zehn-Milliarden-Schein versprach keine Absicherung über die Stadtkassen, sondern verwies auf private Banken, in diesem Fall auf die Vereinsbank Schiltach. Der graphisch beinahe identisch gestaltete Zehn-Milliarden-Schein der Schramberger Firma „Junghans“ wies auf die dortige „Bankkommandite Blum & Co.“ hin. Gemein ist beiden Scheinen neben der Herkunft aus der Druckerei „Gustav Maier“ in Schramberg auch der fehlende Druck auf der Rückseite sowie die Unterschriften, gestempelt auf die Noten. Einen staatlichen Vertrauensschutz besaß dieses Geld nicht und dürfte so ebenso rasch wie das kommunale Notgeld vom Markt verschwunden sein. Seine Existenz an sich, entgegen der erwähnten Erklärung des Badischen Innenministeriums, zeugt aber von der schwindenden Entscheidungsgewalt auswärtiger Instanzen während der Notsituation 1923.

Mit dem Ende der Inflation waren viele Ursachen der wirtschaftlichen Schwäche im Land nicht gelöst. Zwar sorgte die Rentenmark für Währungsstabilität, der Umtauschkurs ent eignete jedoch die Sparer ihrer zumindest theoretisch noch bestehenden Vermögen. Das Deutsche Reich entledigte sich hingegen seiner Inlandsschulden. Aus den 156 Milliarden Mark Staatsschuld der Kriegsanleihen waren so praktisch über Nacht 0,156 Rentenmark geworden. Die Kriegsreparationen waren in wertbeständigen Goldmark zu zahlen und damit von der Inflation nicht betroffen.

Das geringste Problem der neuen Zeit war, dass die Stadtverwaltungen zunächst keine Grundlage für Steuerbemessungen mehr hatten⁵⁷ und so für eine gewisse Unberechenbarkeit sorgten. Dafür verband sich mit der Währungsstabilisierung auch ein umfassender Stellenabbau im Öffentlichen Dienst, der vielen Menschen nicht nur den Arbeitsplatz kostete, sondern ihnen auch die Perspektive nahm. Erfolglos blieb so auch die Bewerbung um freiberufliche Beschäftigung eines Rechnungsbeamten aus Neustadt/Schw., der trotz seines vormaligen Beamtenstatus „keine Aussicht mehr [sah], in den nächsten Jahren wieder eine Anstellung im Gemeindedienst zu erhalten“.⁵⁸ Wer nur teilzeitbeschäftigt war, erhielt im Entlassungsfall nicht einmal eine Abfindung.⁵⁹

Aber natürlich hatte auch die Wirtschaft gelitten. Im Februar 1924 bat die Tuchfirma „Korndörfer“ um eine Senkung der Gemeindeumlage. Die Begründung: Das „letzte Geschäftsjahr [war] für mich verlustbringend. Bei Aufstellung der vorgeschriebenen Goldmarkbilanz per 31. Dezember 1923 ergibt sich im Vergleich zum Geschäftsvermögen am 31. Dezember 1913 eine Kapitalentwertung von rund M 70000,-, was einer Verminderung von 30% gleichkommt.“ Und auch 1924 sei es nicht besser geworden. Im Januar hätten die gesamten Betriebseinnahmen die Ausgaben um lediglich 70 Mark überstiegen. Im November beklagte Korndörfer die „gegenwärtige ganz aussergewöhnlich schlechte Geschäftslage“. Noch 1926 fanden die Klagen kein Ende.⁶⁰ Wie Korndörfer ging es vielen Unternehmern.

Aber auch die Nahrungsmittelversorgung besserte sich nicht rasch. 1924 war Schiltach u. a. auf „Schweizermilch“⁶¹ und verbilligte Milchangebote für notleidende Familien angewiesen.⁶² Die Verlierer der Inflation waren zahlreich. Zu den praktisch enteigneten Sparern – dabei hatte mancher jahrelang eine Aussteuer zusammengespart und stand nun vor den Trümmern der eigenen Lebensplanung –, gehörte dabei vor allem das Vertrauen in die den Alltag umfassenden Strukturen. Vielen Handeltreibenden wurde in Unwissenheit der tatsächlichen Hintergründe die Verantwortung für den Preisauftrieb zugeschoben. Der Begriff der „Teuerung“ zeigt schon an, wem vielfach die Verantwortung für die Preissprünge zugeschrieben wurde. Eine neue Käufer-Verkäufer-Beziehung musste sich erst wieder entwickeln. Blieb sie aus, behinderte das die Wiederentfaltung des Handels.

Der größte Verlierer an Vertrauen war aber sicherlich die Weimarer Republik, die, so die Meinung vieler Menschen, eine Geldentwertung zugelassen hatte, die im Kaiserreich mit seiner Vorkriegspreisstabilität nie eingetreten wäre. Dass aber die Inflation bereits 1914 Fahrt aufgenommen hatte und in der Finanzierung des Kriegs durch eine ungedeckte Verschuldung die Wurzel des späteren Währungszusammenbruchs lag, nahmen die Menschen nicht wahr. Die innerstaatliche Entschuldung der Republik kostete so einen hohen moralischen Preis. Der Währungsschnitt selbst war aber wohl eine insgesamt notwendige Entscheidung am Ende einer neunjährigen Währungsentwertung.

Nachwirkungen der Ereignisse vor so vielen Jahrzehnten lassen sich aber noch heute nachspüren. Tief hat sich in das deutsche Kollektivbewusstsein Angst vor dem Verlust aller Ersparnisse und aller wirtschaftlichen Sicherheiten eingegraben.

Preisstabilität hat so bis in unsere Tage einen wohl etwas höheren Wert als in anderen Ländern.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Taylor, Frederick: Inflation, München 2013, 26
- 2 Badisches Innenministerium über Bezirksamt Wolfach an das Bürgermeisteramt Schiltach, 16.08.1915, Stadtarchiv Schiltach (künftig: StA Schiltach), AS-1410
- 3 Protokoll des Gemeinderats Schiltach, 18.11.1914, StA Schiltach, 413
- 4 Bezirksamt Wolfach an das Bürgermeisteramt Schiltach, 05.11.1915, StA Schiltach, AS-1410
- 5 Ebd.
- 6 Der Kinzigtäler vom 10.10.1914
- 7 Aufruf des Bezirksamt Wolfach für die 9. Kriegsanleihe, o. D., StA Schiltach, AS-1841
- 8 Stand der Sammlung zur 9. Kriegsanleihe in Schiltach, 02.11.1918, StA Schiltach, AS-1841
- 9 Badisches Innenministerium an Bürgermeisteramt Schiltach, 26.07.1915, StA Schiltach, AS-2167
- 10 Zwischen 1914 und 1919 sank der Wert der im Umlauf befindlichen Münzen von 2,8 Milliarden Mark auf 108 Millionen Mark. 1921 erholte er sich auf 466 Millionen Mark. Vgl. Holtfrerich, Carl-Ludwig: Die deutsche Inflation 1914–1923. Ursachen und Folgen in internationaler Perspektive, Berlin/New York 1989, 48
- 11 Im Februar 1919 warnte die Reichsbank gar vor einer Weitergabe von Notgeldscheinen an Sammler: „Bei der Mannigfaltigkeit der jetzt umlaufenden Geldzeichen entzieht es sich vielfach der Kenntnis des Publikums, ob die Scheine noch Gültigkeit besitzen“, StA Schiltach, AS-1183; in Offenburg gab es bereits 1914 erstes Notgeld. Vgl. Kähni, Otto: Das Ritterhaus-Museum der Stadt Offenburg, in: Die Ortenau 50 (1970), 151–179, hier 170
- 12 Angebot der Druckerei Gustav Maier, Schramberg an das Bürgermeisteramt Schiltach, 02.10.1918, StA Schiltach, AS-1183
- 13 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 11.05.1920, StA Schiltach, AS-2167
- 14 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 03.02.1921, StA Schiltach, AS-2167
- 15 Aushang des Bürgermeisteramts Schiltach, 05.08.1921, StA Schiltach, AS-1183
- 16 Vgl. Büttner, Ursula: Weimar. Die überforderte Republik 1918–1933, Bonn 2010, 166
- 17 Je nach Ausmaß einer Inflation wird von einer schleichenden Inflation (Preissteigerungen von bis 10 Prozent pro Jahr), trabenden (10–50 Prozent), galoppierenden (über 50 Prozent) und Hyperinflation (50 Prozent pro Monat) gesprochen. Vgl. Holtfrerich, Carl-Ludwig: Die deutsche Inflation 1914–1923. Ursachen und Folgen in internationaler Perspektive, Berlin/New York 1989
- 18 Rohfettübernahme-Preise, 04.03.1917/24.11.1919/04.03.1920, StA Schiltach, AS-1835
- 19 Bürgermeisteramt Schiltach an die ortsansässigen Bäcker, 20.05.1920, StA Schiltach, AS-1886
- 20 Vgl. Schiltacher Kaufleute an das Bürgermeisteramt Schiltach, 19.05.1920 und Erklärung des Bürgermeisteramts, 07.06.1920, StA Schiltach, AS-1886
- 21 1920 muss der Preis noch zwischen ein und zwei Mark pro Liter betragen haben. Vgl. Bürgermeisteramt Schiltach an Gewerkschaftskartell Schiltach, 03.07.1920, StA Schiltach, AS-1886
- 22 Erklärung des Schiltacher Bürgermeisters an den Oberamtmann, 02.08.1922, StA Schiltach, AS-1873
- 23 Erklärung der Bürgermeister von Kaltbrunn, Bergzell und Lehengericht an den Bürgermeister von Schiltach, 21.08.1922, StA Schiltach, AS-1873
- 24 Bad. Landwirtschaftlicher Verein an Bürgermeisteramt Schiltach, 18.10.1922, StA Schiltach, AS-1625
- 25 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 23.09.1922, StA Schiltach, AS-1405
- 26 Die Zusammenstellung der Preisentwicklung nach StA Schiltach, AS-1405
- 27 Landeskohlenstelle Baden an Bürgermeisteramt Schiltach, 23.02.1923, StA Schiltach, AS-1405
- 28 Vgl. Mitteilung über die Preisfestlegung des Bezirksamts Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 20.08./10.09.1923, StA Schiltach, AS-1405

- 29 Preisfestlegungen von Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 1917–1923, StA Schiltach, AS-1853
- 30 Die Zusammenstellung der „Ortslöhne“ nach StA Schiltach, AS-2318
- 31 Kündigungsschreiben für Christian Bühler, 18.11.1918, StA Schiltach, AS-2357
- 32 Firma Karlin & Co. an Erwerbslosenfürsorge Lehengericht, 08.05.1919, StA Schiltach, AS-2357
- 33 Bezirksamt Wolfach an Regina Bächle, 09.05.1919, StA Schiltach, AS-2357
- 34 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 06.12.1921, StA Schiltach, AS-1856
- 35 Badisches Arbeitsministerium über Bezirksamt an Bürgermeisteramt Schiltach, 18.08.1923, StA Schiltach, AS-2357
- 36 Badisches Arbeitsministerium über Bezirksamt an Bürgermeisteramt Schiltach, 06.11.1923, StA Schiltach, AS-2357
- 37 Nachweisung über die Ausgaben für die unterstützende Erwerbslosenfürsorge, Monat November 1923, 11.12.1923, StA Schiltach, AS-2357
- 38 Neben der staatlichen Preiskontrolle zahlreicher Nahrungs- und Heizmittel dämpfte vor allem die Mietpreisschreibung die Inflation ein wenig.
- 39 Petition der Hausbesitzer an den Gemeinderat Schiltach, 18.02.1923, StA Schiltach, AS-1028
- 40 Kreisrat Offenburg an Bürgermeisteramt Schiltach, 30.08.1923, StA Schiltach, AS-2145
- 41 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 26.10.1923, StA Schiltach, AS-2145
- 42 Bürgermeister Wolpert an Zuckerverteilungsstelle, 12.09.1923, StA Schiltach, AS-1737
- 43 Allgemeiner Freier Gewerkschaftsbund Schiltach an Bürgermeisteramt Schiltach, 06.09.1923, StA Schiltach, AS-1737. (Hervorhebung im Original)
- 44 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 27.08.1923, StA Schiltach, AS-1737
- 45 Protokoll der Preisprüfungs-Stelle, 01.10.1923, StA Schiltach, AS-1410
- 46 Der genaue Zeitpunkt des zwischenzeitlichen Verschwindens der Preisauszeichnungen in Schiltach ist nicht nachzuweisen.
- 47 Öffentlicher Aushang: Preisprüfungsstelle nach Gemeinderatsbeschluß neu besetzt, 17.10.1923, StA Schiltach, AS-1935
- 48 Bürgermeisteramt an Einzelhändler Schiltachs, 14.11.1923, StA Schiltach, AS-1935
- 49 Vgl. Büttner, Ursula: Weimar. Die überforderte Republik 1918–1933, Bonn 2010, 170
- 50 Vgl. Bosch, Klaus: Das Notgeld der Stadt Ettenheim, in: Die Ortenau 67 (1987), 361–370; Breig, Franz: Dokumentation über das „Notgeld“ der Stadt Zell am Harmersbach und der Firma Georg Schmider gegen Ende der Inflation von 1914 bis 1923, in: Die Ortenau 86 (2006), 515–522
- 51 Badisches Innenministerium über Bezirksamt an Bürgermeisteramt Schiltach, 05.11.1922, StA Schiltach, AS-1823
- 52 Badisches Innenministerium über Bezirksamt an Bürgermeisteramt Schiltach, 22.08.1923, StA Schiltach, AS-1823
- 53 So hieß es auf der 100 Mark-Geldnote der Badischen Bank vom 1. Oktober 1902: „in baarem Gelde“. Ausgegeben wurde dieser Schein der Mannheimer Notenbank erstmals bereits im Januar 1874, somit vor der Vereinheitlichung der Rechtschreibung. Gültig blieben die Scheine bis zum Ende der Inflation 1923. Vgl. Rosenberg, Holger/Grabowski, Hans Ludwig: Die deutschen Banknoten ab 1871, 19. Aufl., Regensburg 2013, 291 f.
- 54 Ausgegebenes Notgeld aus Schiltach, Verzeichnis 20.01.1924, StA Schiltach, AS-1823
- 55 Badisches Innenministerium über Bezirksamt an Bürgermeisteramt Schiltach, 24.11.1923, StA Schiltach, AS-1823
- 56 Bürgermeisteramt an Schiltacher Einzelhändler, 11.12.1923, StA Schiltach, AS-1823
- 57 Badisches Innenministerium an Bezirksamt Wolfach, 22.04.1924, StA Schiltach, AS-1153
- 58 Initiativbewerbung J. Hofmeier bei der Gemeinde Lehengericht, 11.07.1924, StA Schiltach, AL-101
- 59 Reichsfinanzministerium an Badische Regierung, 28.01.1924, StA Schiltach, AS-1096
- 60 Vgl. Tuchfabrikant Korndörfer an Gemeinderat Schiltach, 26.02.1924/21.11.1924/15.02.1926/26.02.1926, StA Schiltach, AS-1167
- 61 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 07.04.1924, StA Schiltach, AS-1306
- 62 Bezirksamt Wolfach an Bürgermeisteramt Schiltach, 16.04.1924, StA Schiltach, AS-1732a

Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) für Jungen in Achern/Illenau 1943–1945

Arnulf Moser

Nach der Auflösung der Heil- und Pflegeanstalt in der Illenau bei Achern 1940 wurden nach und nach drei nationalsozialistische Internatsschulen dort eingerichtet. Zuerst wurde im November 1940 eine Reichsschule für Volksdeutsche geschaffen, für Kinder von sogenannten Optanten aus Südtirol, die für Deutschland bzw. das angeschlossene Österreich optiert hatten und umsiedeln wollten, nachdem Hitler gegenüber Mussolini auf die Rückgabe von Südtirol verzichtet hatte. In die Illenau kamen die Mädchen, während für die Südtiroler Jungen eine solche Reichsschule in der noch 1939 von den Franzosen geräumten Heil- und Pflegeanstalt Rufach im besetzten Elsass eingerichtet wurde. Die Schule in der Illenau führte ab Herbst 1943 die Bezeichnung Deutsche Heimschule. Die Leitung hatte die Studienrätin Klara Keit.¹

Dann wurde zusätzlich ab Herbst 1941 eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napola) für Mädchen eingerichtet, von denen es insgesamt nur drei gab, Hubertendorf-Türnitz in Österreich, Colmar-Berg in Luxemburg und Achern. Diese wurde aber bald in die beschlagnahmte Benediktinerabtei Schweiklberg bei Vilshofen in Bayern verlegt, kehrte aber wieder zurück, weil dort ebenfalls Südtiroler Schüler unterrichtet werden sollten, und zog im Mai 1943 unter der Leitung von Dr. Margret Wevers in das Schulgebäude (Marianum) des Klosters Hegne am Bodensee. Diese Versuchsschule firmierte dort aber mit gleichem Merkblatt wie in Achern unter der Bezeichnung Deutsche Heimschule. Der Wechsel in der Bezeichnung hängt damit zusammen, dass das Reichsfinanzministerium keine Mädchen-Napolas finanzieren wollte. Die Deutschen Heimschulen waren eigentlich eine Internatsform unterhalb der Napolas. Parallel zu dieser Mädchen-Napola wurde auch in Rufach noch eine Napola für Jungen eingerichtet

Und schließlich wurde 1943 in der Illenau noch eine neue Napola für Jungen gegründet, über die sehr wenig bekannt ist. Sie ist eine der letzten Napolas, die noch gegründet wurden. In einer chronologischen Liste von 36 dieser Schulen, die 1933 mit Plön, Potsdam und Köslin beginnt, erscheint sie unter Nr. 35, gefolgt von Kuttenberg in Böhmen im April 1944.² Leiter der neuen Napola wurde Oberstudienrat Kurt Bockhacker.

Er war zuvor Lehrer an der Napola Rufach, wohin er im Oktober 1942 von der Napola Oranienstein bei Limburg gekommen war. In Rufach hatte er als Hundertschaftsführer die Oberstufe der Napola geleitet.³ Seine Frau Elisabeth betreute als Heimmutter die jüngsten Schüler in Achern. Die neue Napola hatte das Hausrecht in der Illenau. Als Einzugsgebiet dieser neuen Napola wurden Nord- und Mittelbaden, also die Landkreise von Offenburg bis Tauberbischofsheim, festgelegt, während Rufach für das Elsass sowie die Landkreise am Oberrhein von Lahr bis Lörrach zuständig war. Der Napola Reichenau, 1941 ebenfalls in einer geräumten Heil- und Pfleganstalt gegründet, blieben die Landkreise zwischen Säckingen und Konstanz, ferner Vorarlberg und Tirol als Einzugsgebiet sowie Kinder aus bombengefährdeten Gebieten.⁴

Die wenigen Informationen über diese Napola und über das Ende der Mädchen-Heimschule wie der Napola in der Illenau, insbesondere das dramatische Ende der Napola, ergeben sich aus einem Bericht des Regierungsinspektors Leopold Zipfel vom 31. Januar 1946 an das Badische Kultusministerium in Freiburg.⁵ Zipfel war als Rentmeister für die Verwaltung dieser Schulen zuständig gewesen. Danach hatte die Reichsschule für Mädchen zunächst 400 bis 450 Schülerinnen. Sie musste dann aber ab Oktober 1943 Räume an die neue Jungen-Napola abtreten und wurde dadurch mehr und mehr eingeschränkt. Sie hatte im September 1944 noch 270 Mädchen in den Klassen V 1–4 (Volksschule) und O 4–8 (Oberschule). Dazu ist allerdings zu erklären, dass sich hier auch die politisch-militärischen Veränderungen in Italien bemerkbar machten. Nach dem Sturz von Mussolini und dem Wechsel der italienischen Regierung auf die Seite der Alliierten waren die Abmachungen zwischen Hitler und Mussolini hinfällig. Die Übersiedlung aus Südtirol nach Deutschland wurde gestoppt. Die Wehrmacht marschierte in Südtirol ein, und es wurden dort ab Anfang 1944 deutsche Oberschulen eingerichtet, sodass etliche Mädchen ihren Schulbesuch nun in Südtirol fortsetzten. Im November 1944 verlegte Klara Keit wegen der herannahenden Front die Schule nach Schwäbisch Gmünd. Die Südtiroler Mädchen fuhren in die Weihnachtsferien und kamen nicht mehr zurück, sodass in Schwäbisch Gmünd nur noch etwa 20 Mädchen da waren. Das vorgesehene Schulgebäude wurde aber für Lazarettzwecke benötigt, sodass diese Schule Ende Januar 1945 offiziell aufgelöst war. Mädchen, die nicht nach Hause geschickt werden konnten, kamen in die Internatsschule Neudietendorf in Thüringen oder in ein Heim für auslandsdeutsche Schülerinnen in Freudenstadt. Zipfel erwähnt aber nicht die

zur Eindeutschung in die Reichsschule nach Achern gebrachten etwa 50 polnischen Mädchen. Sie sind nach und nach in deutsche Familien übergeben worden und nach Kriegsende von den Alliierten nach Polen zurückgebracht worden. An diesem Eindeutschungsprogramm war auch die Organisation „Lebensborn“ beteiligt gewesen.

Von der Napola Achern war bislang bekannt, dass sie 1943 mit den Zügen 1–3 (Klassen 5–7) begonnen hatte, deren Schüler aus den Oberschulen des Einzugsgebietes kamen. Der neue Zug 1 im September 1944 sollte aus den Volksschulen kommen, und Bockhacker wandte sich mit Merkblättern an die staatlichen Schulämter. Er suchte den überdurchschnittlichen Schüler, der „trotz der vielseitigen Belastung durch den Internatsdienst die unterrichtlichen Anforderungen, wie sie die öffentliche höhere Schule stellt, glatt erfüllt. Der deutsche Junge, den die Anstalten suchen, ist der gesunde, saubere, robuste, gut begabte Junge, der den Anforderungen der vielseitigen harten Erziehung gewachsen ist. Der weiche, empfindsame Streber, der grüblerische Einzelgänger wird sich auf die Dauer nicht durchsetzen. Nicht geeignet für die Aufnahme sind Schüler mit ausgeprägtem Platt- und Knickfuß bds., starken Haltungsfehlern, starker X- bzw. O-Beinbildung, Sprachfehlern, allgemeiner Körperschwäche und frühzeitiger Neigung zu Fettleibigkeit.“ Die Schulämter verkürzten in ihrem Rundschreiben das Profil: „Es wird kein besonderer Wert gelegt auf überdurchschnittliche Begabung. Es genügt, wenn der Schüler den schulischen Anforderungen der Oberstufe folgen kann. Entscheidend ist die körperliche Haltung. Der Schüler muß körperlich der harten Erziehung gewachsen sein, Streber und unkameradschaftliche Schüler werden sich in der Anstalt nicht halten können.“⁶

Nach dem Bericht von Zipfel entwickelte sich die Napola Achern aber nur mühsam und kam bis September 1944 auf einen Stand von 130 Jungmannen in den Zügen O 1 bis O 4 (10- bis 14jährige). Wegen der herannahenden Front sollten die Züge 1 bis 3 jetzt an die Napola Klotsche bei Dresden verlegt werden, was bei der Kriegslage völlig unrealistisch war. Sie kamen nur bis zur Napola Backnang. Der dritte Zug kehrte nach Weihnachten 1944 teilweise wieder nach Achern zurück, während die jüngeren Schüler zum Teil noch mit der Napola Backnang im Februar 1945 Richtung Oberbayern evakuiert wurden. Die in Achern verbliebenen Schüler wurden im Januar 1945 nach der Bombardierung Acherns bei Aufräumarbeiten eingesetzt.

Zu den Tausenden von Evakuierten, Flüchtlingen, Ausgebombten, die ab Ende 1944 in Deutschland unterwegs waren,

kamen auch noch Hunderte von Schülern der Napolas und der Adolf-Hitler-Schulen hinzu, die wegen der Kriegslage zum Teil über weite Entfernungen zu verwandten Schulen verlegt wurden. Dabei ging es weniger um den Schutz der Schüler, die nicht mehr als die übrige Zivilbevölkerung gefährdet waren, sondern es ging darum, den elitären Anspruch, die Ausbildung von Führungskräften für das Regime unbedingt noch fortzusetzen. Dabei spielte wohl auch eine Weisung Hitlers vom 7. Dezember 1944 eine Rolle, dass der Offiziersnachwuchs nur noch von den Ausleseschulen kommen sollte und dass Napolas deswegen nicht einfach aufgelöst und die Gebäude auch nicht für andere Zwecke umfunktioniert werden durften. Die Napola Weierhof in der Pfalz zog ebenfalls nach Backnang um. Nach Achern kamen Teile der humanistischen Napola Ilfeld im Harz. Diesen Schülern fiel der „recht häufige Kommißton der NPEA Achern“ auf. Sie wurden zusammen mit den älteren Mädchen der Deutschen Heimschule auch zu Schanzarbeiten am Oberrhein eingesetzt.⁷ Anfang 1945 zogen die Schüler aus Ilfeld weiter zur Napola Ballenstedt (Anhalt). Vielleicht hat Bockhacker diesen zackigen Ton aus Rufach mitgebracht. Schüler der Lehrerbildungsanstalt Colmar, die sich auch als eine gewisse Elite betrachteten, registrierten bei einem Besuch in Rufach: „Diese echte nationalpolitische Schule hatte ganz andere Ausrichtungsziele als unsere Schulform. Die Lehrerbildungsanstalt war ja von vornherein darauf ausgerichtet, Nachwuchs im Lehrerbereich heranzuziehen; dort aber in Rufach wurde der Parteikader nachgezogen. Bei uns in der LBA hatte das Lernen absolute Priorität. Und als wir die in Rufach besuchten, haben wir gemerkt, na ja, die machen so ein bisschen Hokuspokus: vom zweiten oder dritten Stock ins Sprungtuch zu springen, und so weiter! Mit denen in Rufach, da gab's Sportwettbewerbe, aber sonst? Außer den sportlichen Wettkämpfen gab es keine gemeinsamen Begegnungen. In all den Gesprächen bei diesen Treffen hat man gemerkt, dass die ihre Zeit dort in einem vollkommen anderen Geist verleben. Das war alles für uns so, als ob die ein Brett vor dem Hirn hätten; das haben wir damals als Jungen doch schon bemerkt.“⁸ Einige Klassen der Adolf-Hitler-Schule Westmark von der Ordensburg Vogelsang in der Eifel zogen im Herbst 1944 zunächst in das Kloster Finstingen (Fénétrange) in Lothringen, um dort bei Schanzarbeiten mitzuwirken, und von dort Anfang Oktober in das Kloster Erlenbad bei Achern, wo bereits eine Deutsche Heimschule eingerichtet war. Und aus Vogelsang erschien dort auch noch die Adolf-Hitler-Schule Franken. Anfang April 1945 zogen diese Schüler weiter in Richtung SS-Junker-Schule Bad Tölz. Die Mädchen-Napola

aus Luxemburg und die Reichsschule für Mädchen in Heijthuisen in Holland siedelten im Herbst 1944 auf das weitläufige Areal der Napola Reichenau um.

Die Napola Achern führte etliche Wirtschaftsbetriebe wie Großküche, Bäckerei, Metzgerei, Gutshof mit 30 ha, Gärtnerei, Wäscherei und Büglerei, Schneiderei, Näherei, Schuhmacherei und technische Betriebe mit Schlosserei. Außerdem hatte Achern wie jede Napola eine Kleiderkammer für die verschiedenen Uniformen und Arbeitskleidungen der Jungmannen. Die Kleiderkammer wurde im Herbst 1944 in ein Ausweichlager der Napola Achern in Baiersbronn verlegt und beim Einmarsch der Franzosen von der dortigen Bevölkerung geplündert. In den Wirtschaftsbetrieben waren 45 Personen beschäftigt, hinzu kamen 30 Ostarbeiter. Es gab 15 Dienstwohnungen in der Illenau.

Kurz vor dem Einmarsch der französischen Truppen am 15. April 1945 wurde die Verlegung der Napola Achern zur Napola Rottweil am 9. und 10. April in Angriff genommen. Es waren zu diesem Zeitpunkt noch 30 Schüler und vier Lehrer da. Aus den Vorräten der Schule wurden Lebensmittel für zwei bis drei Wochen entnommen und auf Fahrzeuge verpackt. Am 9. April wurden zwei Lehrer mit einigen Schülern und einer Krankenschwester auf einem Lastwagen mit Lebensmitteln auf den Schliffkopf im Schwarzwald transportiert und sollten von dort aus nach Rottweil weiterfahren. Die Lehrer und der Lastwagen kamen aber nie in Rottweil an, nur die Schüler mit der Krankenschwester. Der Abtransport der restlichen Schüler und des Personals erfolgte ab dem 10. April mit einem Lastwagen sowie der Zugmaschine der Anstalt und zwei Anhängern, die mehrmals zwischen Achern und Rottweil hin- und herfahren musste. Die letzte Fuhre mit Gepäck traf am 14. April in Rottweil ein. Dort konnte die Napola Achern aber nicht bleiben, weil dort bereits die Napola Rufach untergebracht werden sollte. Außerdem plante die Napola Rottweil den militärischen Einsatz der älteren Schüler zusammen mit dem Volkssturm. Man sprach in der letzten Kriegsphase von den Napolas als „festen Stützen des Kampfes“. Dieser Einsatz endete am 21. April aber ohne Verluste bei Spaichingen.⁹ Also sollte die Napola Achern ab 19. April nach Stockach weiterziehen, sie hatte jetzt nur noch die Zugmaschine mit zwei Anhängern für ihren Tross an Lebensmitteln, Bekleidungs- und Verwaltungskisten zur Verfügung. Ein Teil davon blieb von vornherein in Rottweil zurück. Die Zugmaschine fuhr mit einer Geschwindigkeit von 3 bis 5 km pro Stunde. Die ersten beiden Anhänger wurden in einem Wald bei Tuttlingen entladen. Eine Wache

mit Schülern und der Krankenschwester blieb dort zurück. Die weitere Evakuierung wurde immer chaotischer, es gab Flieger- und Panzeralarm, die Zugmaschine blieb immer wieder stehen. Noch vor Stockach wurde ein Halt in einem abgelegenen Bauernhof bei Gündelwangen vorbereitet. Als die Nachricht kam, dass Tuttlingen bereits von den Franzosen besetzt war, plante Anstaltsleiter Bockhacker, der noch über seinen Pkw verfügte, die Schüler in umliegenden Bauernhöfen unterzubringen. Doch die Bauern brachten klar zum Ausdruck, dass sie keinen längeren Aufenthalt einer Napola wünschten. Daraufhin beschloss Bockhacker, die Schüler in der Internatsschule Salem unterzubringen. Diese war 1941 der Inspektion der Deutschen Heimschulen unterstellt worden, deren Chef SS-Obergruppenführer August Heißmeyer auch die Inspektion der Napolas leitete. Nach einem Besuch Salems plante er, Kloster und Schloss abzureißen, „um Platz für einen zweckmäßigen Neubau zu machen“. Ab Anfang 1944 war Salem unter einem SS-Obersturmführer gleichgeschaltet worden.¹⁰

Das gesamte Gepäck aus Achern einschließlich der Schulakten war praktisch verloren. Zipfel erreichte Salem am 22. April zu Fuß, die Schüler auf Fahrrädern. Eine Gruppe von Schülern fuhr mit einem Lehrer noch weiter in Richtung Lindau, in Salem blieben zunächst 15 Schüler zurück. Auch Schüler und Lehrer aus Rufach trafen in Salem ein.

Zipfel hatte bei der Evakuierung eine Aktentasche mit der Bargeldkasse seiner Zahlstelle dabei, die er unterwegs seiner Frau übergab, die im Pkw des Anstaltsleiters mitgefahren war. Diese Tasche mit 16 000 RM übergab sie unterwegs an Bockhacker, der sie seiner Frau überließ. Bockhacker verließ Salem am 23. April mit unbekanntem Ziel, d. h., er versuchte sich abzusetzen. Seine Frau, die in Salem geblieben war, weigerte sich, das Bargeld an Zipfel zurückzugeben. Bockhacker hatte inzwischen den Rufacher Studienrat Dr. Senger als seinen Vertreter in der Anstaltsleitung bestimmt, der auch das Dienstgeld jetzt verwalten sollte. Über den chaotischen Umzug von Achern nach Salem und die Auseinandersetzung um die Geldtasche hat die Ehefrau Magdalena Zipfel Mitte Mai in Salem ebenfalls ein Protokoll angefertigt. Und am 13. Juni, also noch von Salem aus, schickte Zipfel einen Bericht über die Verlegung der Napola an das Badische Kultusministerium, das vor Kriegsende von Straßburg nach Meersburg umgezogen war, zu diesem Zeitpunkt aber sicher nicht mehr funktionsfähig war.

Die Odyssee der Napola Achern fand am 20. Juni 1945 ein friedliches Ende. Alle 30 Schüler, die Mitte April von Achern

aufgebrochen waren, befanden sich mittlerweile in Salem. Von Salem-Mimmenhausen fuhr Zipfel mit 40 aus Baden stammenden Schülern, also vermutlich auch noch einigen aus Rufach, nach Konstanz und von dort mit einem Sonderzug, den die französische Besatzungsmacht angeordnet hatte, über Friedrichshafen-Ulm-Stuttgart-Pforzheim nach Karlsruhe, wo sich die Gruppe auflöste. Zu diesem Zeitpunkt waren Stuttgart und Karlsruhe noch in französischer Hand. Kurz vor der Abfahrt hatte Senger Zipfel noch den Rest der Bargeldkasse in Höhe von 4470 RM übergeben. Auf jeden Fall haben alle Schülerinnen und Schüler der beiden Schulen der Illenau das Kriegsende unbeschadet überstanden. Es ist merkwürdig, dass von den Schülern der Napola, die alle aus der gleichen Region stammen, noch nie jemand über die Schulzeit in Achern oder über die chaotische Evakuierung einen Bericht geschrieben hat.

Von Bockhacker wusste Zipfel zum Zeitpunkt seines Berichtes Ende Januar 1946 nur, dass dieser im Gefangenenlager Schirmeck im Elsass eingesperrt gewesen war und im November 1945 auf der Durchreise kurz in Achern Station gemacht hatte. Schirmeck war im Zweiten Weltkrieg ein deutsches Straflager für unbotmäßige Elsässer, die sich dem deutschen Besatzungsregime widersetzt hatten, und wurde offensichtlich von den Franzosen jetzt ebenfalls als Straflager genutzt. Als aktuellen Wohnsitz Bockhackers gab Zipfel Hameln in Niedersachsen an.

Zur Situation der Illenau nach der Evakuierung der Napola schreibt Zipfel, dass noch in der Kriegszeit dort auf Weisung der Kreisleitung 200 Elsässer untergebracht und von der NS-Volkswohlfahrt gepflegt worden seien. Diese hätten nach der Besetzung durch die französische Armee unter den Augen der Franzosen einen Teil des Viehs, des Mobiliars und alle landwirtschaftlichen Maschinen in das Elsass verschleppt. Diese Angaben decken sich aber nicht mit den Augenzeugenberichten zu Achern im Jahre 1945. Danach kamen im Januar 1945 elsässische Bauern aus dem Dorf Gamsheim, das von den Deutschen wegen der Frontnähe geräumt wurde, mit ihrem Vieh über den Rhein in die Illenau und zogen nach der Besetzung von Achern aber wieder zurück.¹¹

Vorübergehend brachte die französische Armee in der Illenau deutsche Gefangene unter. Im Sommer 1945 wurde die Illenau zum provisorischen Lager für ehemalige russische und polnische Fremdarbeiter, sogenannte Displaced Persons, deren Heimreise oder weiterer Verbleib noch ungeklärt war. Zipfel spricht von 1800 Personen, die einen großen Teil der Anstalts-

und Privatmöbel demoliert, verbrannt oder verkauft hätten, einschließlich des Mobiliars seiner eigenen Wohnung. Aus der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Illenau wurde schließlich eine französische Kaserne (Quartier Turenne), die bis 1994 in Betrieb war. Erst mit dem Übergang an die Stadt Achern im Jahre 1999 begannen konkrete Planungen für zivile Nutzungen der weitläufigen Anlage.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Moser, Arnulf: Die Reichsschule für Volksdeutsche in Achern/Illenau 1940–44. In: Die Ortenau 83, 2003, 107–116. DVD-Film: Erlebte Geschichte. Die Reichsschule für Volksdeutsche in Achern – eine Bildungsstätte für Südtirolerinnen, hg. vom Amt für audiovisuelle Medien (Bozen 2004)
- 2 Scholtz, Harald: NS-Ausleseschulen. Internatsschulen als Herrschaftsinstrument des Führerstaates (Göttingen 1973), 328–332
- 3 Nationalpolitische Erziehungsanstalt – Schule für Volksdeutsche Rufach (Straßburg Dezember 1943), 19 f.
- 4 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 235 (Kultusministerium Karlsruhe), Nr. 35344, Nr. 35391
- 5 Staatsarchiv Freiburg, C 25/4 (Kultusministerium Freiburg), Nr. 117
- 6 Staatsarchiv Freiburg, G 225/1 (Schulamtsamt Offenburg), Nr. 127. Moser, Arnulf: Die Illenau im 2. Weltkrieg. Quellen zur nationalsozialistischen Schul- und Volkstumspolitik. In: Acherner Rückblicke 2, 2002, 70–77
- 7 Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Ilfeld. Sammlung der von 1934 bis 1944 herausgegeben Ilfeld-Blätter, Bd. 2 (Ilfeld 1998), 446, 451 f.
- 8 Hauer, Wolfram: Das Elsaß als „Erziehungsproblem“: zur Umgestaltung des Schulwesens und der Lehrerbildung jenseits des Rheins nach badischem Vorbild (1940–1945), in: Krimm, Konrad (Hg.): NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945 (Ostfildern 2013), 239 f.
- 9 Conradt, Marieluise: Vom Königlich Württembergischen Lehrerseminar zum Staatlichen Aufbaugymnasium des Landes Baden-Württemberg 1912 bis 1994 in Rottweil (Rottweil 1994), 45–48
- 10 Poensgen, Ruprecht: Die Schule Schloss Salem im Dritten Reich, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 44, 1996, 51 f.
- 11 Lötsch, Gerhard (Hg.): Krieg und Frieden. Achern und das Jahr 1945 (Achern 2004), 31–33

150 Jahre Kreisversammlung Offenburg

Cornelius Gorka

Vorbemerkung

Wenn der Kreistag des Ortenaukreises im Herbst 2015 wieder zu einer Sitzung zusammenkommen wird, kann er sein Jubiläum feiern: Vor 150 Jahren trat in Offenburg zum ersten Mal eine Kreisversammlung mit gewählten Vertretern aus den mittelbadischen Gemeinden zusammen. Es war zugleich die Geburtsstunde der heutigen Kreiselbstverwaltung, die sich aus bescheidenen Anfängen heraus zu einem wichtigen Träger übergemeindlicher Aufgaben entwickelte. Das Jubiläum ist ein willkommener Anlass, die Entstehung und wechselvolle Geschichte der Offenburger Kreisversammlung Revue passieren zu lassen.

Die Gründung des Kreisverbandes Offenburg

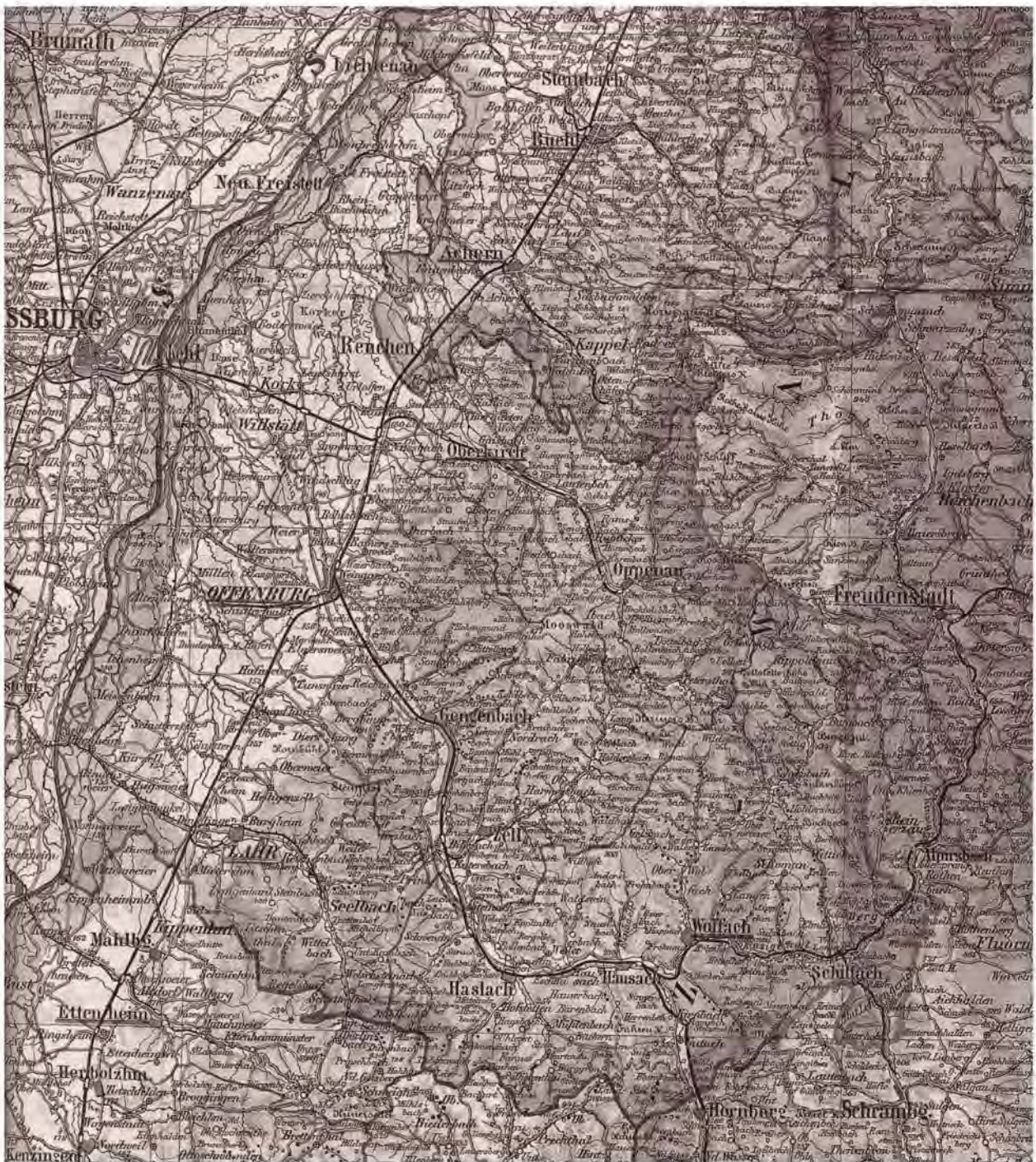
Bei der Gründung des Großherzogtums Baden 1806 gab es zunächst noch keine überörtlichen Selbstverwaltungsverbände. Das Land war ein nach französischem Vorbild zentralistisch verwalteter Staat, in dem alles von oben nach unten durchorganisiert war.¹ Die Gemeinden besaßen in dieser Verwaltungshierarchie begrenzte Selbstverwaltungsrechte. Amtsbezirke und Kreisregierungen waren dagegen rein staatliche Gebilde ohne jegliche Selbstverwaltungsfunktion.

Dies änderte sich, als Großherzog Friedrich I. Anfang April 1860 mit einem Regierungswechsel einen grundlegenden Kurswechsel in der Innenpolitik ankündigte. Die neue Landesregierung Stabel-Lamey brachte in den folgenden Jahren verschiedene Reformgesetze auf den Weg, die Baden im freiheitlichen Sinne veränderten und seinen Ruf als liberales „Musterländle“ begründeten. Eine dieser Reformen betraf auch die Verwaltungsorganisation des Landes. Innenminister August Lamey legte dem badischen Landtag einen Entwurf für ein neues Verwaltungsgesetz vor, der schließlich mit großer Mehrheit angenommen und am 5. Oktober 1863 als „Gesetz über die Organisation der inneren Verwaltung“ verkündet wurde.² Das Verwaltungsgesetz veränderte die badische Verwaltung wesentlich: Die bisherigen Kreisregierungen (Regierungsbe-

zirke) wurden aufgehoben und ihre Aufgaben aufgeteilt. Jedes badische Bezirksamt erhielt einen Bezirksrat, in welchem berufene Bürger an bestimmten Verwaltungsentscheidungen mitwirkten. Außerdem wurde das Verwaltungshandeln durch die Einführung einer unabhängigen Verwaltungsgerichtsbarkeit nachprüfbar.

Der wichtigste Teil der Verwaltungsreform aber lag in der Einführung von neuen Selbstverwaltungskörperschaften auf übergemeindlicher Ebene: *Zur Pflege gemeinsamer öffentlicher Interessen und Angelegenheiten werden Kreisverbände errichtet (§ 1).* Anders als die bisherigen staatlichen Kreise bildeten die neuen

Karte des Kreises
Offenburg um 1900

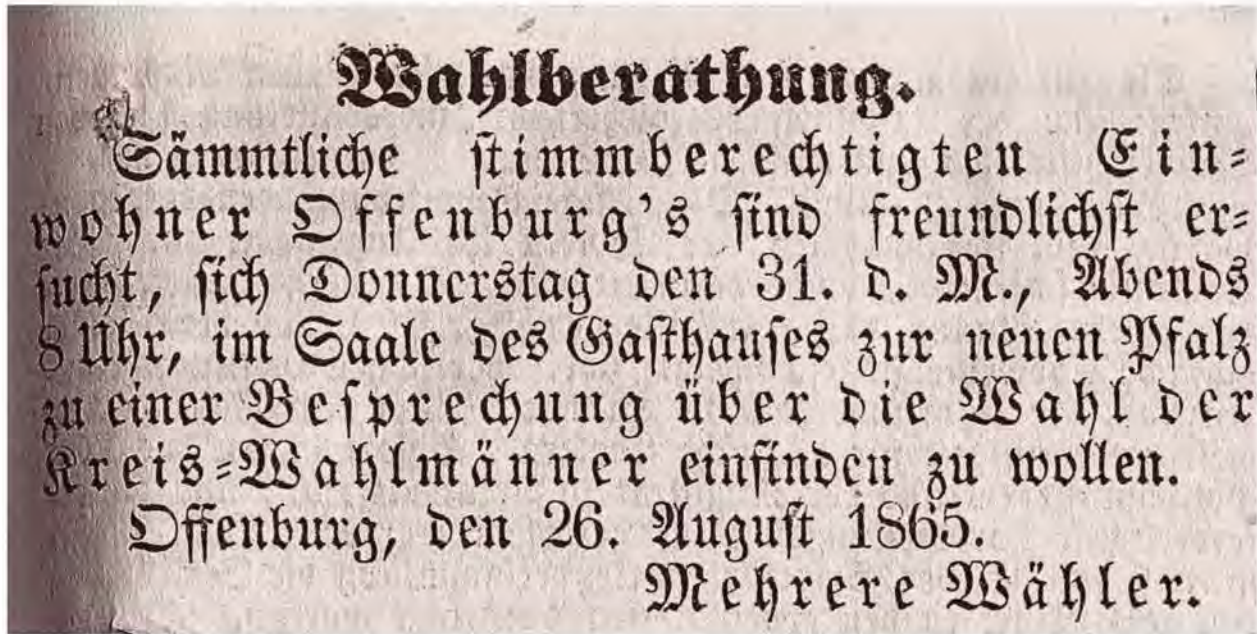


Kreisverbände *körperschaftliche Verbände und besorgten ihre Angelegenheiten selbständig, vorbehaltlich der gesetzlichen Aufsichtsrechte des Staates (§ 25)*. Sie durften Vermögen erwerben, eigenes Personal einstellen und ihren Kostenaufwand auf die Kreisgemeinden umlegen. Gegenstände ihrer Beschlussfassung waren *alle Einrichtungen und Anstalten, welche die Entwicklung, Pflege und Förderung der Interessen des Kreises betreffen*. Die badischen Kreisverbände waren nicht deckungsgleich mit den staatlichen Amtsbezirken wie es bei den preußischen Landkreisen oder den württembergischen Oberämtern der Fall war. Im Grunde waren sie nichts anderes als große Gemeinden bzw. Gemeindeverbände. Man könnte sie eher mit den preußischen oder bayerischen Provinzialverbänden vergleichen. Sie waren in ihrer Funktion als überörtliche Selbstverwaltungskörperschaften aber Vorläufer der späteren Landkreise.

Die genaue Kreiseinteilung erfolgte durch die Regierungsverordnung vom 12. Juli 1864.³ Darin wurde das Großherzogtum in insgesamt elf Kreisverbände unterteilt, deren Gebiet jeweils drei bis sieben Amtsbezirke umfassten. Es waren die Kreise Mosbach, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Baden (-Baden), Offenburg, Freiburg, Lörrach, Waldshut, Villingen und Konstanz, die mit Wirkung vom 1. Oktober 1864 ins Leben traten.⁴ Die beiden mittelbadischen Kreisverbände Baden und Offenburg waren flächenmäßig fast deckungsgleich mit den heutigen Landkreisen Rastatt und Ortenau. Der Kreis Baden umfasste die Amtsbezirke Achern, Baden-Baden, Bühl, Gernsbach und Rastatt. Zum Kreis Offenburg gehörten die Amtsbezirke Gengenbach, Kork, Lahr, Oberkirch, Offenburg und Wolfach. Der Kreisverband Offenburg umfasste dabei anfangs⁵ ein Gebiet von 1595,07 km² mit 140 Gemeinden und einer Bevölkerung von rund 147 000 Personen.

Die Wahl der Kreisabgeordneten

Zur Regelung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten besaßen die Kreisverbände eigene gewählte Gremien. Das oberste Vertretungsorgan der Kreisangehörigen war die Kreisversammlung.⁶ Sie verabschiedete die Kreissatzungen, errichtete Kreisanstalten, genehmigte den Kreishaushalt und entschied über wesentliche Kreisangelegenheiten. Außerdem wählte sie den geschäftsführenden Kreisausschuss. Als weiteres Kreisorgan sah das Verwaltungsgesetz den Kreishauptmann vor. Der Kreishauptmann hatte auch die Sitzungen der Kreisversammlung einzuberufen und zu schließen; im Übrigen nahm er an den Sitzungen der Kreisgremien teil und fungierte dabei als Binde-



Einladung zur Wahlversammlung 1865

glied zur Staatsgewalt. Das Amt des Kreishauptmanns wurde in Personalunion vom Vorsteher des Bezirksamts Offenburg wahrgenommen.⁷

Die Kreisabgeordneten wurden bis 1918 nach einem komplizierten Wahlverfahren bestimmt: Mindestens die Hälfte der Abgeordneten wurde indirekt (über Wahlmänner) von den Kreisangehörigen gewählt. Die übrigen Mandate besetzten die Vertreter der Gemeinden und der großen Städte (über 7000 Einwohner), sowie die größten Grundbesitzer des Kreises.⁸ Die Kreiswahlmänner wurden von den ansässigen Staatsbürgern der einzelnen Wahlbezirke des Kreises durch allgemeine und geheime Mehrheitswahl auf sechs Jahre gewählt.⁹ Wahlberechtigt und wählbar waren alle Staatsbürger, welche das 25. Lebensjahr zurückgelegt hatten und seit mindestens einem Jahr im Kreis ansässig waren. Frauen waren allerdings – bis zur Einführung des Frauenwahlrechts am 12. November 1918 – generell von der Wahl ausgeschlossen. Nicht wahlberechtigt waren außerdem Personen ohne Gemeinderecht, Dienstboten und andere Personen, die in einem Lohnverhältnis standen, oder aber auf Hilfen zum Lebensunterhalt angewiesen waren.¹⁰ Auch die Kreisabgeordneten der Gemeinden wurden indirekt über Wahlmänner gewählt, welche wiederum von den Gemeinderäten bestimmt waren. Die Vertreter der größeren Städte – im Kreis Offenburg zunächst nur der Stadt Lahr – wurden direkt vom Gemeinderat gewählt.

Die örtliche Presse informierte über die Kreisversammlung und die Wahltermine und forderte die Bevölkerung zur Teilnahme an den Wahlen auf. Auch die Parteien hatten die politische Wirkung der Kreiswahlen erkannt und nutzten die Gele-

genheit zur Wahlagitation. Ein neues badisches Schulgesetz hatte im Vorjahr für politischen Zündstoff gesorgt und spielte auch im Wahlkampf eine Rolle. Der beginnende Kulturkampf machte sich bereits bei den ersten Kreiswahlen bemerkbar. Die Zeitungen, die einer bestimmten politischen Richtung nahestanden, warben dabei besonders für „ihre“ Kandidaten und polemisierten über die politischen Gegner. Konservative, liberale und katholische Partei veranstalteten Wahlversammlungen und brachten Flugschriften in Umlauf, worüber sowohl die eigene wie die gegnerische Presse berichteten.

Die Wahl der Kreiswahlmänner des Kreises Offenburg fand am 4. September 1865 statt.¹¹ Die Gemeinderäte wählten ihre Wahlmänner ebenfalls Anfang September. Über die Wahlbeteiligung im Kreis Offenburg lagen keine Angaben vor. Nach Angaben des „Ortenauer Boten“ haben in Baden insgesamt 60 bis 80% der stimmberechtigten Bevölkerung ihre Stimme abgegeben.¹²

Bei den Kreiswahlen zeigte sich ein deutliches Stadt-Land-Gefälle: Während in den Städten mehrheitlich Wahlmänner der liberalen Fortschrittspartei gewählt wurden, setzten sich in den (katholisch geprägten) Dörfern eher die Kandidaten der Katholischen Volkspartei durch. In den evangelischen Landgemeinden wurden wiederum eher liberale oder konservative Wahlmänner gewählt. Im Amtsbezirk Wolfach gehörten beispielsweise von 100 Wahlmännern 79 der liberalen und 21 der katholischen Partei an. In Offenburg errangen die Liberalen 80% und die Konservativen 20% der Stimmen. In Oberkirch konnten dagegen die „Ultramontanen“ einen knappen Sieg erringen.¹³

Die von den Urwählern gewählten Kreiswahlmänner kamen dann am 25. September 1865 zusammen, um ihre Abgeordneten zur Kreisversammlung zu wählen.¹⁴ Für jeden Abgeordneten war zugleich ein Ersatzmann bestimmt. Die Kreiswahlmänner der Gemeinden wählten ihre Abgeordneten am 28. September 1865.

Danach gehörten folgende Kreisabgeordnete der ersten Kreisversammlung des Kreises Offenburg an:¹⁵

1) Abgeordnete der Kreiswahlmänner (20):

Aus dem Amt Gengenbach: Bürgermeister Franz Abel von Gengenbach, Bezirksrat Heinrich Fischer vom Gröbernhof (Ersatzmänner Bürgermeister Beiser von Reichenbach und Bürgermeister Moßmann von Zell)

Aus dem Amt Kork: Oberamtmann Frech von Kork, Kaufmann Emil Durain von Dorf Kehl, prakt. Arzt Emil Reiß von Rheinbi-

schofsheim (Ersatzmänner: Steuerperäquator¹⁶ Frosch in Kork, Kaufmann Karl Rehfus von Kehl und Kaufmann August Huth von Neufreistett)

Aus dem Amt Lahr: Kaufmann Karl Sommerlatt in Lahr, Müller Karl Hechinger von Schuttern, Bürgermeister Jakob Kaderlin von Meißenheim, Bürgermeister Andreas Furrer von Hugsweier, Pfarrer Albert Förderer von Lahr (Ersatzmänner: Kaufmann Ferdinand Groß von Lahr, Bürgermeister Lögler von Oberschopfheim, Bürgermeister Roth von Dundenheim, Wolfwirt Georg Häß von Nonnenweier und Bürgermeister Weber in Schuttertal)

Aus dem Amt Oberkirch: Bezirksarzt Dr. Schneider von Oberkirch, Salmenwirt Andreas Jülg von Ringelbach, Bürgermeister Treier von Ibach (Ersatzmänner: Bürgermeister Bock von Gaisbach, Peter Walz von Zusenhofen und Anton Kimmig von Griesbach)

Aus dem Amt Offenburg: Rechtsanwalt Carl Eckhard von Offenburg, Bürgermeister Göppert von Hofweier, Pfarrer Stemmer von Durbach, Bürgermeister Goos von Windschläg (Ersatzmänner: Kaufmann Friedrich Burg von Offenburg, August Bürkle von Schutterwald, Jakob Leible von Urloffen, Bürgermeister Böttler von Altenheim)

Aus dem Amt Wolfach: Bürgermeister Armbruster von Wolfach, Bäcker Josef Fackler von Haslach, Badinhaber Göringer in Rippoldsau (Ersatzmänner: Theodor Armbruster in Wolfach, Sonnenwirt Andreas Keller von Mühlenbach, Postexpeditor Karl Goll von Schiltach).

2) Abgeordnete der Gemeinden (und der Stadt Lahr) (11):

Ratschreiber Kaiser von Gengenbach, Bürgermeister Hauß von Freistett, Bürgermeister Hetzel von Freistett, Bürgermeister Camill Bittmann von Lahr, Bürgermeister Althausen von Sulz, Bürgermeister Schiff von Ichenheim, Bürgermeister Kirn von Ulm, Adlerwirt Werner von Appenweier, Weinhändler Basler von Fessenbach, Holzhändler Philipp Armbruster in Wolfach, Bürgermeister Wölfe in Haslach.

3) Größte Grundbesitzer (6):

Johann Georg Krieg V. von Odelshofen, Johann Jakob Krämer von Altenheim, Johann Georg Roth von Altenheim, Johann Michael Huck von Altenheim, Jakob Krieg II. von Odelshofen, und Georg Müll II. von Odelshofen. Zuvor hatten der Fürst von

Fürstenberg und der Fürst von der Leyen auf ihre Sitze verzichtet.

Der Kreisversammlung gehörten somit 37 Kreisabgeordnete an. Die berufliche Zusammensetzung der Kreisversammlung war gemischt. Es dominierte das bürgerliche Element, insbesondere Landwirte, Handelsleute und Handwerker. Von Anfang stellten die Bürgermeister aber bereits die größte Berufsgruppe in der Kreisversammlung und im Kreisausschuss.¹⁷

Aufgrund der Ergebnisse der Kreismännerwahlen standen die meisten Kreisabgeordneten der liberalen Partei nahe, die auch momentan die Regierungspartei war. Von 37 Kreisabgeordneten sollen 3 bis 4 zur katholischen Partei gehört haben.¹⁸

Die erste Offenburger Kreisversammlung

Nach Feststellung des Wahlergebnisses wurden die Kreisabgeordneten vom Kreishauptmann zur ersten Offenburger Kreisversammlung eingeladen. Diese fand am 20. November 1865 um 9 Uhr im Offenburger Schwurgerichtssaal statt.¹⁹ Die Versammlung wurde in Anwesenheit von Landeskommissär Winter durch den Offenburger Oberamtmann Montfort (in seiner Eigenschaft als Kreishauptmann) „mit geeigneter Ansprache“ eröffnet.²⁰ Anschließend wählte die Versammlung den Offenburger Rechtsanwalt Carl Eckard für die Dauer der Tagung zum Vorsitzenden, sowie den Korker Oberamtmann Frech und den Lahrer Bürgermeister Bittmann zu Sekretären. Nach Verabschiedung einer Geschäftsordnung beschlossen die Kreisabgeordneten, dass die Mitglieder von Kreisversammlung und

*Tagesordnung der
ersten Kreisver-
sammlung 1865*





*Landgerichtsgebäude
in Offenburg (heute
Ritterhaus) (Kreis-
archiv Ortenaukreis)*

Kreisausschuss für ihre Auslagen und Reisekosten einen Ersatz erhalten sollten.

Zu Mitgliedern des Kreisausschusses wurden gewählt: Bürgermeister Bittmann von Lahr, Kaufmann August Huth von Neustett, Bezirksarzt Dr. Schneider von Oberkirch, Holzhändler Philipp Armbruster von Wolfach und Gasdirektor Johann Adam Nußbaum von Offenburg;²¹ als Ersatzmänner: Ökonom Steiner von Strohbach und Ludwig Ronecker von Oppenau. Direktor Nußbaum wurde auch der erste Vorsitzende des Kreisausschusses. Kaufmann Alexander Reiff aus Offenburg wurde zum Kreisrechner und Bezirksrevisor Steinmetz zum Kreisrevisor bestimmt. Mit der Konstituierung der Kreisgremien nahm der Kreis Offenburg endgültig seine Arbeit auf. Ein Antrag des Kreisabgeordneten Frech auf Errichtung einer landwirtschaftlichen Winterschule in Offenburg wurde dem Kreisausschuss zur Begutachtung überwiesen. Es wurde danach noch eine Kommission zur Begutachtung der Einteilung der Wahlbezirke gebildet und die Vorschlagslisten für die Bezirksräte genehmigt.

Am nächsten Tag wurde die Sitzung fortgesetzt. Die Kreisversammlung beschloss einstimmig, zur Deckung der Kreisaufgaben für das nächste Jahr eine Umlage von einem Kreuzer²² auf 1000 Gulden Steuerkapital zu erheben. Anschließend wurde die Einteilung der Wahlbezirke für die Wahl der Kreisabgeordneten gemäß den Kommissionsvorschlägen festgelegt. Die Anträge des

Abgeordneten Philipp Armbruster über die Aufhebung des Kinzigzolls, der Revision der Floßordnung und der Aufhebung der bestehenden Stapelrechte wurden dem Kreisausschuss zur Berichterstattung überwiesen. Der Antrag des Abgeordneten Förderer auf Herausgabe eines politisch „neutralen“ Amtsverköndblattes lehnten die Kreisabgeordneten nach heftiger Debatte mehrheitlich ab. Abschließend genehmigte die Versammlung die Kandidatenlisten für die Bezirksräte. Am Ende der Tagesordnung wurde die Kreisversammlung schließlich „nach einigen Worten der Anerkennung für die gewissenhafte, taktvolle Geschäftsbehandlung“ durch den Kreishauptmann geschlossen. Danach versammelten sich die Mitglieder noch zu einem gemeinsamen Mahl.

Die größte Tageszeitung im Kreis, der „Ortenauer Bote“, würdigte diese historische Kreisversammlung folgendermaßen: „Schließlich sagen wir, das Ergebnis dieser konstituierenden Kreisversammlung war so gut, als es erwartet werden konnte. Hat schon das Zusammentreffen gediegener, erfahrener Männer, der Austausch der Ideen, Lebensanschauungen, Erfahrungen, die Übung im parlamentarischen Ausdruck derselben hohen Wert für die Heranbildung des Volkes zur Selbstverwaltung, so ist von unschätzbarem Gewinn das Organ, durch welches die geistigen und materiellen Kräfte eines neuen Kreises vereinigt und zu großen Unternehmungen verwendet werden können.“²³

Wichtige Beschlüsse der Kreisversammlungen

Die Kreisversammlung wurde danach mindestens einmal jährlich vom Kreishauptmann einberufen, eröffnet und geschlossen. Die Kreisabgeordneten wählten den Kreisausschuss, genehmigten Zuschüsse und verabschiedeten den Kreisvoranschlag. Außerdem nahmen sie den Rechenschaftsbericht und den Jahresabschluss der Kreisverwaltung entgegen. Im Übrigen war die Kreisversammlung berechtigt, *„im Interesse des Kreises und seiner Bewohner gemeinnützige Anstalten zu gründen und zur Förderung der gemeinsamen Kultur, Wirtschaft und Wohltätigkeit die Gemeinden zu unterstützen“*.

Dazu gehörte vor allem

1. Das Anlegen und Unterhalten von Straßen (insbesondere Gemeindeverbindungsstraßen), Brücken und Kanälen,



Johann Adam Nußbaum,
erster Kreisausschussvorsitzender
1865 (Stadtarchiv Offenburg)



Stempel der
Landwirtschaftlichen
Kreiswinterschule
(Kreisarchiv)

2. Die Errichtung gemeinnütziger Anstalten wie Sparkassen, Kreisschulen, Pflegeanstalten, Waisen-, Armen- und Krankenhäusern, sowie Rettungsanstalten,
3. Die Unterstützung von Armen und Hilfsbedürftigen, sowie
4. Die Übernahme bisheriger Gemeindelasten auf den Kreis.

Als größere Kommunalverbände sollten die Kreise öffentliche Aufgaben erfüllen, die einerseits über das Gebiet der Gemeinden hinausgingen, sich aber andererseits auch nicht als Staatsaufgaben eigneten. Auch sollten sie gemeinnützige Anstalten und Einrichtungen fördern, deren Gründung die Kräfte der Ortsgemeinden überstieg. Hier traf die Kreisversammlung mitunter Entscheidungen von längerfristiger Wirkung.²⁴

Bereits in der konstituierenden Kreisversammlung vom 20./21. November 1865 (siehe oben) wurde die Gründung einer Landwirtschaftsschule vorgeschlagen und dem Kreisausschuss zur Begutachtung überwiesen. Nach dessen positiver Entscheidung beschloss die zweite Offenburger Kreisversammlung am 29. Februar 1866 die Gründung einer landwirtschaftlichen Winterschule in der Kreishauptstadt.²⁵ Diese nahm 1867 ihren Betrieb auf und diente der Aus- und Fortbildung der einheimischen Landwirte. Die Schule war zunächst in der ehemaligen Handelsschule in der Goldgasse untergebracht. Im Juli 1903 konnte sie in das neu erstellte Kreisgebäude in der Offenburger Okenstraße umziehen.

Später wurden durch Beschlüsse der Kreisversammlungen noch weitere Kreislandwirtschaftsschulen in Ettenheim und Rheinbischofsheim (beide 1921), Haslach (1926) und Oberkirch (1934) eröffnet. Auch der Kreis Baden errichtete 1864 in Bühl und 1907 in Rastatt solche Kreiswinterschulen. An den Schulen waren außerdem Internate für die auswärtigen Schüler angeschlossen. Bis 1938 sollten insgesamt 6672 Schüler und Schülerinnen die Landwirtschaftsschulen des Kreises Offenburg besuchen.²⁶ Aus der Kreislandwirtschaftsschule ist die heutige Fachschule für Landwirtschaft hervorgegangen, die beim Landwirtschaftsamt angesiedelt ist.

Von großer Bedeutung war aber auch die Fürsorge des Kreises für geistig oder körperlich gebrechliche Personen (ausgenommen Geistesranke). Diese Personen eigneten sich nicht zur Aufnahme in eine Landesheilanstalt und fanden auch in den Armenhäusern der Gemeinden nur eine unzureichende Unterkunft. Die Offenburger Kreisversammlung erkannte hier schon bald die Notwendigkeit, eine neue Anstalt zur Unterbringung pflegebedürftiger armer Kreisangehöriger zu errichten. Bereits die Kreisversammlung vom 29. November 1872 hatte



sich für die Gründung einer Siechenanstalt ausgesprochen. Am 27. November 1873 beschloss die nächste Kreisversammlung schließlich die Errichtung einer Kreispflegeanstalt.²⁷ Sie ermächtigte dazu den Kreisausschuss, zur Unterbringung dieser Anstalt das Seldenecksche Anwesen in Fußbach für 12 500 Gulden zu erwerben. Auch für die Einrichtung und Ausstattung der Anstalt wurden Mittel in Höhe von 19 320 Gulden bewilligt. Im gleichen Jahr gründeten auch die Kreise Karlsruhe und Baden gemeinsam im ehemaligen Kurbad Hub bei Ottersweier eine Kreispflegeanstalt. Am 15. Juli 1874 wurde die neue Kreispflegeanstalt Fußbach mit 15 Pfleglingen eröffnet. 1881 waren es bereits 200 Pfleglinge.²⁸ Die Kreisversammlung setzte auch die entsprechenden Statuten fest und stellte das nötige Anstaltspersonal ein. Aus ihr ist das heutige Pflege- und Betreuungsheim Ortenau hervorgegangen, welches in der Trägerschaft des Kreises besteht. Zusammen mit der Landwirtschaftsschule ist sie die älteste noch bestehende Einrichtung des Kreises.

Daneben bewilligte die Kreisversammlung bereits 1872 Zuschüsse zur Fürsorge für arme Kinder und Waisen. Auch die Behandlung von Augenkranken wurde gefördert. Das soziale Engagement des Kreises erfolgte allerdings nicht nur als freiwillige, sondern auch als gesetzliche Aufgabe. Durch das badische Armeengesetz vom 5. Mai 1870²⁹ bzw. das entsprechende Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz von 1872 wurden die

*Kreispflegeanstalt
Fußbach (Kreisarchiv)*

Kreise zu gesetzlichen Trägern der Fürsorge für Landarme (Arme ohne gewöhnlichen Aufenthalt) erklärt, während die Gemeinden weiterhin für die Ortsarmen (ansässige Arme) verantwortlich blieben. Im ersten Jahr 1873 wurden noch elf Fürsorgeempfänger unterstützt. Ein Jahr später waren es bereits 52. Die Aufwendungen für die Landarmenpflege und die Jugendhilfe sollten in den folgenden Jahrzehnten kontinuierlich zunehmen.

Ein weiteres großes Tätigkeitsfeld war die Verbesserung der Verkehrswege im Kreis, was der Wirtschaft zugutekommen sollte. In der Kreisversammlung vom 27. November 1873 beschlossen die Kreisabgeordneten, künftig Kreisbeiträge zur Verbesserung von Gemeindewegen zu leisten und bewilligten 3830 Gulden zu diesem Zweck. Diese Mittel dienten vor allem dem Ausbau und der Verbesserung von Gemeindeverbindungs- und Straßen und Brücken. Mit dem badischen Straßengesetz vom 14. Januar 1868³⁰ bzw. 1884 wurden die Kreisverbände dann auch gesetzlich verpflichtet, sich an den Aufwendungen für die Landstraßen zu beteiligen. 1885 umfasste das Kreisstraßennetz bereits 78,35 km und sollte bis zum Jahr 1934 weiter auf 257 km anwachsen.

Die anfallenden Aufwendungen für die beschriebenen Aufgaben und Einrichtungen wurden im Wesentlichen durch eine Umlage auf die Kreisgemeinden gedeckt. Die Kreisumlage wurde bei der Aufstellung des Haushaltsplanes (Voranschlag) vom Kreisausschuss festgesetzt und von der Kreisversammlung verabschiedet. Weitere Einnahmen erhielt die Kreiskasse durch Gebühren, Zinserträge oder durch Beiträge der Gemeinden zu einzelnen Angelegenheiten (bsp. Straßenunterhaltung). Für die gesetzlichen Aufgaben, insbesondere für die Landarmenpflege und die Kreisstraßen, erhielten die Kreise einen jährlichen Zuschuss aus der Staatskasse überwiesen.

Die Verwaltung des Kreisverbands im Großherzogtum

Die Kreisversammlung wählte auf die Dauer von drei Jahren einen ständigen Kreisausschuss aus fünf Mitgliedern und zwei

Ersatzmännern (1887 hatte der Kreisausschuss acht Mitglieder). Der Kreisausschuss vollzog die Beschlüsse der Kreisversammlung, bereitete die Sitzungen vor und verwaltete die Kreisanstalten und das Kreisvermögen. Seine Mitglieder gehörten kraft Amtes auch der Kreisversammlung an, soweit sie nicht bereits Kreisabgeord-

Aus einem
Versammlungs-
protokoll



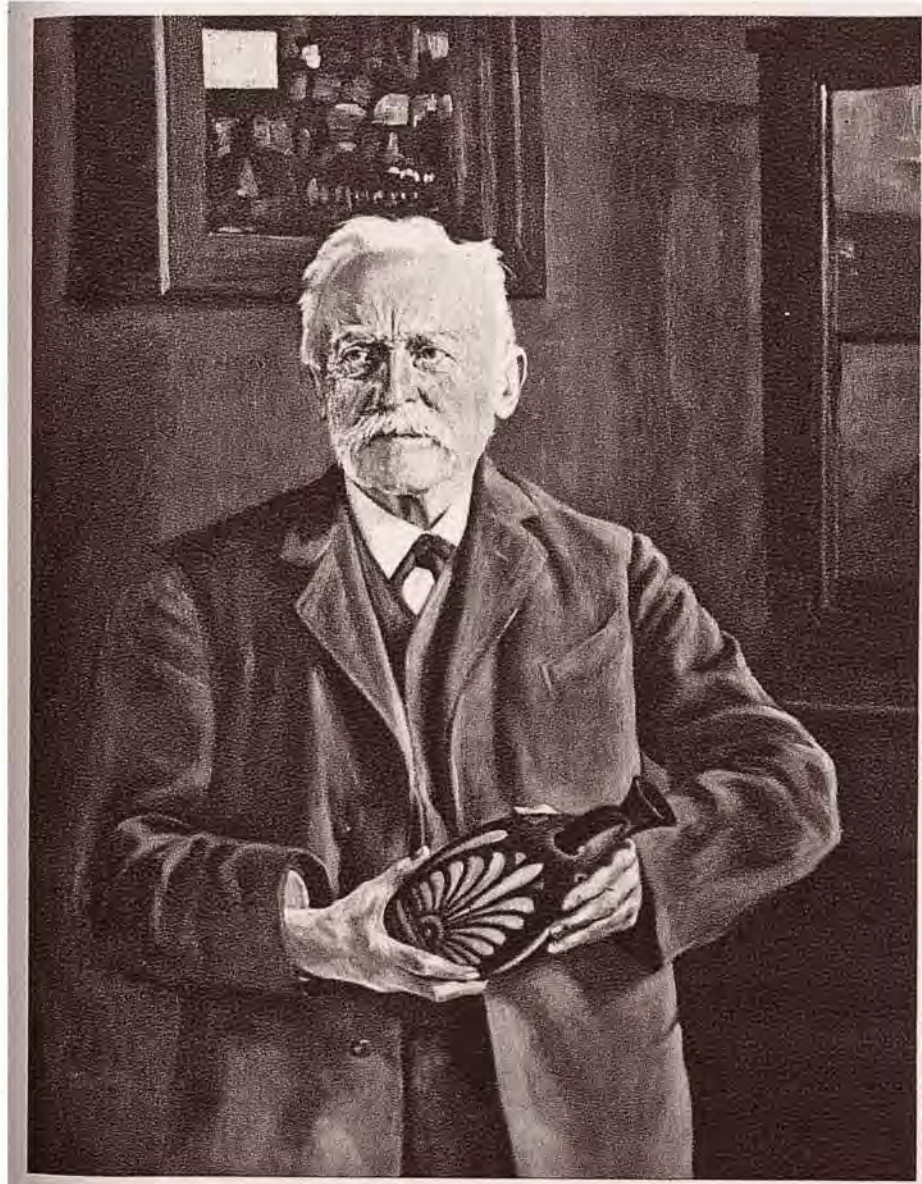
nete waren. Zur Verwaltung einzelner Kreisaufgaben konnte die Kreisversammlung zusätzliche Sonderausschüsse bilden, welche jährlich der Kreisversammlung ihren Rechenschaftsbericht erstatteten. Im Kreis Offenburg wurden nach und nach Sonderausschüsse für die Landwirtschaftliche Kreiswinterschule, für die Landarmenpflege, für die Kreispflegeanstalt Fußbach und für die Mittelstandhilfskasse gebildet.

Der Kreisausschuss wählte aus seiner Mitte einen Vorstand, der die Sitzungen leitete. Zum ersten Vorsitzenden im Kreisausschuss wurde 1865 der Fabrikdirektor J. A. Nußbaum gewählt, der sein Amt bis 1871 innehatte. Von da an führte der Fabrikant Wilhelm Schell bis zu seinem Rücktritt im November 1885 den Vorsitz.³¹ Anschließend übernahm zunächst Kreisrat Kappler von Oberkirch den Vorsitz. Bei der Kreisversammlung vom 11. Mai 1886 wurde dann der Kreisrat und Landtagsabgeordnete C. E. Burg zum Vorsitzenden gewählt. Dieses Amt sollte er bis zu seinem Tod im Januar 1888 ausüben. Sein Nachfolger war danach Fabrikant Gustav Schweiß, dessen Amtszeit leider ebenfalls durch seinen plötzlichen Tod am 9. Januar 1893 endete. Daraufhin bestimmte der Kreisausschuss den Kreisrat und Oberkircher Bürgermeister Josef Geldreich zu seinem neuen Vorsitzenden. Josef Geldreich sollte in den folgenden vier Jahrzehnten die Kreispolitik als Kreisausschussvorsitzender und (ab 1923) als Kreisvorsitzender mitbestimmen.

Die Tätigkeit in der Kreisversammlung, im Kreisausschuss oder in einem Sonderausschuss war ein Ehrenamt, für das ein Tagegeld oder eine Pauschalvergütung gezahlt wurde. Die Geschäftsführung der Kreisverwaltung war in den Anfangsjahren sehr einfach und wurde vorwiegend ehrenamtlich von Mitgliedern des Kreisausschusses oder der Sonderausschüsse geführt. Im November 1871 wurde dann mit dem Registrator Zeis der erste Kreissekretär angestellt.³² Er versah seine Tätigkeit nebenberuflich. 1885 übernahm Carl Frowin Mayer diese Aufgabe. Er war vorher mehrere Jahre Bürgermeister von Waldshut gewesen und baute in seiner Amtszeit unter anderem das Offenburger Museum auf. 1909 wurde Anton Volz als neuer Kreissekretär eingestellt. Zur Bewältigung der wachsenden Büroarbeit musste der Kreis zusätzlich eine Bürogehilfin einstellen. Die Kreiskasse wurde anfangs nebenberuflich von Kaufmann Alexander Reiff und ab 1893 von seinem gleichnamigen Sohn besorgt. 1905 trat Weinhändler Franz Meier an



*Josef Geldreich,
Kreisvorsitzender
1893 bis 1929
(Stadtarchiv
Oberkirch)*



*Kreissekretär
Carl Frowin Mayer
(Stadtarchiv)*

Carl Frowin Mayer

seine Stelle. Der Kreissekretär führte das Protokoll in den Sitzungen, überwachte den Schriftverkehr und führte die Registratur. Dem Kreisrechner oblagen die Kreiskasse und die Rechnungsanweisung. Mit der Prüfung der Kreisrechnungen war der Bezirksrevisor beauftragt.

Mit der sukzessiven Erweiterung der Kreisaufgaben wuchs auch das Kreispersonal. Zur Instandhaltung des wachsenden Kreisstraßennetzes benötigte man die entsprechenden Straßen- und Wegewärter. Außerdem bewilligte die Kreisversammlung wiederholt Mittel zur Ausbildung von (nebenamtlichen) Obstbaumwarten, deren Zahl von anfänglich drei bis zum Jahr 1883 auf elf anstieg. Auch bei der Kreispflegeanstalt war das erforderliche Pflege- und Verwaltungspersonal einzustellen. Für die Landwirtschaftsschule beschäftigte man eigenes Lehr-



personal. Zur Förderung der Kinder- und Säuglingspflege wurde 1915 die erste Fürsorgeschwester eingestellt.³³

Da der Kreisverband Offenburg anfangs kein eigenes Verwaltungsgebäude besaß, war das Kreisbüro in angemieteten Räumen in Offenburg untergebracht. Auch der Ausschüsse tagten dort. 1902/1903 erbaute sich der Kreis dann in der Offenburger Okenstraße 29 (neben dem alten Krankenhaus) ein eigenes Kreishaus, in dessen Räumen sowohl die Kreisgeschäftsstelle als auch die Kreiswinterschule untergebracht werden konnten.³⁴ Hier fanden künftig auch die Sitzungen der Kreisgremien statt. Damit war der Kreis Offenburg sesshaft geworden.

*Kreisverwaltungs-
gebäude in Offenburg
(Kreisarchiv)*

Die Wahlen zur Kreisversammlung in der Weimarer Republik

Die Revolution von 1918/19 machte den Weg frei für eine wesentliche Änderung des Kreiswahlrechts. Das neue Wahlgesetz vom 28. März 1919 beseitigte das bisherige komplizierte Wahlverfahren zur Kreisversammlung und ersetzte es durch ein wesentlich moderneres. Sämtliche Kreisabgeordneten wurden

künftig alle vier Jahre nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen und unmittelbaren Verhältniswahlrecht gewählt. Wahlberechtigt waren jetzt alle im Kreis ansässigen Deutschen ohne Unterschied des Einkommens oder des Geschlechts. Die Kreisversammlung bestand künftig nur aus den in den Amtsbezirken des Kreises direkt gewählten Kreisabgeordneten und aus den (von ihnen gewählten) Mitgliedern des Kreisausschusses (Kreisrat). Die Kreiswahlen fanden künftig zusammen mit den Gemeinde- und den Bezirksratswahlen statt und wurden in den Kommunalwahlkampf miteinbezogen, was eine höhere Wahlbeteiligung förderte.

Die Kreiswahlen nach dem neuen Wahlrecht brachten nun den Wählerwillen noch deutlicher zum Ausdruck. Die ersten Kreisabgeordnetenwahlen nach dem neuen Wahlverfahren fanden am 25. Mai 1919 statt und machten die Zentrumsparterie zur stärksten Fraktion. Folgende Mitglieder wurden in die neue Kreisversammlung gewählt:³⁵

Amtsbezirk Kehl:³⁶ Gemeinderat Albert Baumgärtner von Kehl, Bürgermeister Karl Hauß von Rheinbischofsheim, Bäckermeister Jakob Helferich von Willstätt, Weinhändler Friedrich Karcher von Freistett, Landwirt Alfred Josef Lurker von Griesheim, Kaufmann Oskar Ries von Kehl, Bürgermeister Friedrich Sänger von Diersheim

Amtsbezirk Lahr: Notar Friedrich Geißer aus Lahr, Oberbürgermeister Dr. Gustav Altfelix aus Lahr, Zimmerer Heinrich Bornkamp aus Lahr, Bürgermeister Georg Vogel aus Dinglingen, Fabrikbesitzer Karl Lögler aus Friesenheim, Fabrikant Josef Neff aus Friesenheim, Zigarrenmacher Ludwig Linsenmeier aus Seelbach

Amtsbezirk Oberkirch: Altbürgermeister Josef Geldreich aus Oberkirch, Bürgermeister Ludwig Trayer aus Ibach, Stiftungsverwalter Ottmar Eitel aus Oberkirch, Sparkassenverwalter Hermann Merz aus Ulm, Bürgermeister Josef Engelhardt aus Nußbach, Kaufmann Max Keilbach aus Oberkirch, Nagler Franz Theodor Kiefer aus Oberkirch

Amtsbezirk Offenburg: Rechtsanwalt Josef Bechler aus Offenburg, Hofbauer Josef Erdrich aus Nordrach-Mühlstein, Bürgermeister Franz Xaver Wörner von Durbach, Kaufmann Ludwig Steiger von Offenburg, Bürgermeister Anton Zapf von Schwaibach, Betriebsassistent Franz Josef Hansmann von Zunsweier, Maschinist Franz Kronenwett aus Offenburg, Privatier Rein-

hold Fritsche aus Offenburg, Rechtsanwalt Dr. Hermann Krieg von Offenburg

Amtsbezirk Wolfach: Bürgermeister Gustav Bulcher von Wolfach, Konradsbauer Severin Haberer in Bergzell, Dekan Stefan Moser in Fischerbach, Bürgermeister Xaver Schwendemann aus Steinach, Obsthändler Karl Thoma aus Gutach, Rangierarbeiter Otto Wälde von Hausach, Bürgermeister Johannes Wöhrle von Gutach.

Die erste Kreisversammlung der Republik trat am 10. Juli 1919 im Offenburger Bürgersaal zusammen.³⁷ Nach der Eröffnung durch Kreishauptmann Steiner erstattete der Kreisausschussvorsitzende Josef Geldreich einen umfangreichen Geschäftsbericht und erklärte, dass es „trotz der inneren Umwälzungen“ möglich gewesen sei, die Verwaltung des Kreises in geordneten Bahnen weiterzuführen und seinen vielfältigen Aufgaben gerecht zu werden. Die Kreisversammlung befürwortete die Anstellung eines Obstbauinspektors und einer weiteren Fürsorgeschwester. Die Sitzung endete mit der Wahl eines neuen Kreisausschusses und der Sonderausschüsse. Gewählt wurden in den Kreisausschuss: Privatier Josef Geldreich aus Oberkirch (Vorsitzender), Oberbürgermeister Dr. Gustav Altfelix aus Lahr, Rechtsanwalt Josef Bechler aus Offenburg, Bürgermeister Gustav Bulcher aus Wolfach, Landwirt Josef Derndinger aus Kürzell, Stiftungsverwalter Ottmar Eitel aus Oberkirch, Privatier Reinhold Fritsche aus Offenburg, Rechtsanwalt Dr. Hermann Krieg aus Offenburg, Zigarrenmacher Ludwig Linsenmeier aus Seelbach und Bürgermeister Anton Zapf aus Schwaibach. (1920 wurden außerdem der Kehler Bürgermeister Dr. Gustav Weis und der Diersheimer Bürgermeister Friedrich Sänger als Vertreter des Bezirks Kehl in den Kreisausschuss zugewählt.)

Bei den nächsten Kreiswahlen am 19. November 1922 wurden im Kreis Offenburg 36 Kreisabgeordnete gewählt. Davon errangen das Zentrum 17, die SPD 8, der Badische Landbund 6, die DDP 4, und die DVP einen Sitz. Bei der folgenden Kreiswahl vom 14. November 1926 waren 37 Kreisabgeordneten-sitze im Kreis Offenburg zu bestimmen. Davon erlangte das Zentrum 18, die SPD 7 Sitze, die DDP 4, die DVP 5, der Badische Landbund 2 und die DNVP einen Sitz.

*Aufruf zur
Gemeinde-, Bezirks-
und Kreiswahl 1926
(Stadtarchiv)*

Wähler und Wählerinnen!

Wieder gilt es, Euer höchstes Bürgerrecht auszuüben, aber auch Eure Bürgerpflicht zu erfüllen!

Am Sonntag, den 14. November, sind

**Gemeinde-,
Bezirks- u. Kreiswahlen**

Des Welter hat idereit zum Stimmt! Unentlich groß ist die Jertlichkeit! Keilung beugt uns christlicher Welt und christliche Zeit! Darum kämpft für eirie Güter auch in der Gemeinde!

Anheiligen! Wie appellieren an Eure Dankbarkeit und Treue im Dorte!

Alle gesellschaftlich-wirtschaftliche Minderheiten, nicht überaus Reichen und reichliche Interessen-sphäre der Wirtschaftssysteme hat die Jertigkeit für die Armen und Bedürftigen zu bewahren.

Die Jertigkeit aber Kämpfen der christlichen Weltanschauung müssen dem Werte verhalten können. Christliche Arbeit ist nicht nur Staatsaufgabe, sie muß sich frei entfalten können! Die von den Älteren so teuer erlangten verhalten und kulturreich Ältere müssen nicht ungeschädigtes Verla bieten.

Christliche Männer dürfen im ihrer Übergang nicht nicht weiter Verfolgung leiden.

Überaus Grundlos in der Gemeinde ist das Gefährlich, nicht einseitiger wirtschaftlicher Interessen-sphäre und ungeschädigtes Streben.

Offenburger Frauen und Männer!

Wer hat die so wertvolle Frauenrechte im Leben **Das Zentrum!**
gerne?
Wer hat für eine großzügige Wohnung- und Wohn- **Das Zentrum!**
politik eingetreten?
Wer immer und überall für eine gerechte und aus- **Das Zentrum!**
gleichende Einkommensteuer eingetreten?
Wer wollte den Erwerblosen Arbeit und Arbeit beibehalten? **Das Zentrum!**
Wer sorgte für eine gerechte Verteilung der Steuern? **Das Zentrum!**
Wer wollte der Gemeinde um möglichst Günstigste die **Das Zentrum!**
Guthalle erwerben?
Wer hat dies verhindert? **Unser Segner!**

Untersucht man die berufliche Herkunft der Kreisabgeordneten in der Weimarer Republik, so fällt weiterhin der hohe Anteil der Bürgermeister einer Kreisgemeinde auf. Ähnlich sah es auch bei den Kreisräten aus. Nach den Bürgermeistern bildeten die Landwirte und die Handwerker bzw. Arbeiter die größten Berufsgruppen in den Kreisversammlungen. Allerdings hatte der Anteil der Selbständigen zugunsten der Arbeiter und Angestellten abgenommen, was vor allem im Wegfall der Wahlrechtsbeschränkungen seit 1919 begründet sein dürfte.

Die Kreisverwaltung in der Weimarer Republik

Die Kreisversammlung bemühte sich auch in der Weimarer Republik um den Ausbau und die fachgerechte Unterhaltung ihrer Einrichtungen. Mit der Zunahme des Geschäftsverkehrs war insbesondere der weitere Ausbau der Kreisverwaltung ver-

*Stimmzettel zur Wahl
des Kreisvorsitzenden
1931 (Kreisarchiv)*

Stimmzettel.

Sch wähle

a) als **Kreisvorsitzenden:**

1. Wahlvorschlagsliste 1 des Zentrums, der Sozialdemokratie und Staatspartei mit dem Namen:
Friedmann Josef, Rechtsanwalt in Offenburg **B.**
2. Wahlvorschlagsliste 2 der Nationalsozialisten und Wirtschaftspartei mit dem Namen:
Schuppel Adolf, Hauptlehrer in Reichenbach **Nat.-Soz.**

b) als **stellvertr. Kreisvorsitzenden:**

1. Wahlvorschlagsliste 1 des Zentrums, der Sozialdemokratie und Staatspartei mit dem Namen:
Läubin Friedrich, Schulrat in Offenburg **S. P. D.**
2. Wahlvorschlagsliste 2 der Nationalsozialisten und Wirtschaftspartei mit dem Namen:
Busam Otto, Bäckermeister in Offenburg **N. P.**

bunden. Dabei ging man auch zu einer Professionalisierung der Kreisverwaltung über und beschäftigte ausgebildete Fachbeamte. Zur Förderung des Obstbaus genehmigte die Kreisversammlung 1919 die Anstellung des ersten Kreisobstbauinspektors Karl Löffler. Daraus sind später die Obstbauberatungsstellen der Landratsämter hervorgegangen. 1921 wurde mit Johannes Bangert (als Nachfolger von Anton Volz) der erste hauptberufliche Kreissekretär eingestellt. Auch die Kreiskasse musste personell verstärkt werden. Das neue Steuerverteilungsgesetz vom 4. August 1921³⁸ hatte das bisherige Umlageverfahren durch ein unmittelbares Besteuerungsrecht ersetzt. Anstelle einer Kreisumlage auf die Gemeinden erhoben die Kreisverbände nun eine direkte Kreissteuer vom Grund- und Betriebsvermögen und vom Gewerbeertrag der Kreisbürger. Der Steuersatz wurde jährlich von der Kreisversammlung festgesetzt.³⁹ 1923 wurde mit Max Schuhmacher (als Nachfolger von Franz Meier) der erste hauptamtliche Kreisrechner angestellt. Hinzu kamen weitere Hilfs- und Schreibkräfte. Die Kreisversammlung beschloss außerdem 1925 zur Förderung der Tierzucht die Errichtung einer Jungviehweide auf dem Kahlenberg bei Ettenheim. Auf dem wachsenden Feld der Sozial- und Gesundheitsfürsorge wurden weitere Fürsorgeschwestern und für die Kreisstraßen zusätzliche Straßenwärter benötigt. Die Rechte und Pflichten der Kreisbeamten hatte der Kreis Offenburg in seiner Dienstordnung vom 18. März 1920 geregelt.

Mit der neuen badischen Kreisordnung vom 19. Juni 1923 wurde das Amt des Kreishauptmanns abgeschafft. Stattdessen wählten die Kreisabgeordneten nun einen Kreisvorsitzenden, der künftig die Sitzungen der Kreisversammlung, des Kreisrats und der Ausschüsse einberufen und leiten sollte. Zum ersten Kreisvorsitzender des Kreises Offenburg wurde der bisherige Vorsitzende des Kreisausschusses Josef Geldreich gewählt. Er war außerdem Leiter der Kreisverwaltung und Dienstvorgesetzter aller Kreisbediensteten. Laut eines Stellenplans war die Kreisverwaltung Offenburg 1929 schließlich folgendermaßen zusammengesetzt:⁴⁰

- 5 Kreisbeamte der Hauptverwaltung (Kreisamtmann, Kreisrechner, Kreiskassensekretär, Kanzleiassistentin, Amtsgehilfe),
- 1 Obstbauoberinspektor [1930 kam ein weiterer hinzu],
- 8 Beamte der Kreisfürsorge (1 Fürsorgearzt, 7 Fürsorgeschwestern) und 2 Bürogehilfinnen,
- 6 Lehrer der Landwirtschaftlichen Kreiswinterschulen,
- Personal der Kreispflegeanstalt Fußbach (18 Ordensschwestern, 1 Anstaltsgeistlicher, 1 Heizer, 1 Wärter und 2 Handwerker),

- Personal des Gutsbetriebs Meierhof (1 Gutsinspektor, 1 Köchin, 2 Knechte, 1 Magd), sowie
- 59 Kreisstraßenwärter und 7 Kreiswegewärter.

Bei der Kreisversammlung am 28. Mai 1929 gab der langjährige Kreisvorsitzende Josef Geldreich nach 36 Jahren verdienstvoller Tätigkeit für den Kreisverband sein Amt auf.⁴¹ An seiner Stelle wurde der Offenburger Rechtsanwalt Josef Friedmann (Zentrum) zum neuen Kreisvorsitzenden gewählt.

Bei den letzten freien Kreiswahlen vom 16. November 1930 wurde das Anwachsen der radikalen Parteien deutlich spürbar. Inzwischen hatte die Weltwirtschaftskrise Deutschland erreicht und wurde auch in den Kreisen und Gemeinden spürbar. Die NSDAP konnte ihren Stimmenanteil in den Kommunen erheblich vergrößern. Auch die Kommunisten hatten einige Sitze hinzugewonnen.

Im Kreis Offenburg hatte die Wahlen folgendes Ergebnis gebracht: Zentrum 15, NSDAP 12, SPD 7, Wirtschaftspartei 3 und Staatspartei 1. Der Kreisrat erhielt anschließend folgende Zusammensetzung: Zentrum 5, NSDAP 4, SPD 3 und Wirtschaftspartei 1 Kreisrat. Der Kreisvorsitzende Josef Friedmann gehörte dem Zentrum, sein Stellvertreter Friedrich Läubin der SPD an. Die Kommunalwahlen bestätigten erneut das starke Anwachsen der NSDAP, wie es bereits bei der Reichstagswahl vom 14. September 1930 deutlich geworden war. Die Parteien der Weimarer Koalition verfügten in der Kreisversammlung aber immer noch über stabile Mehrheiten. Das Bündnis der demokratischen Parteien wählte am 1. August 1931 erneut Josef Friedmann (Zentrum) zum Kreisvorsitzenden (gegen den NSDAP-Kandidaten Adolf Schuppel). Sie konnten aber nicht verhindern, dass die Nationalsozialisten die Kreisversammlung immer mehr zu ihrer politischen Bühne machten. Ihre Kreisabgeordneten provozierten zwar keine Unruhen, belasteten die Versammlungen aber durch ihre scharfen Redebeiträge und eine Vielzahl von Anträgen. Diese wurden zwar in der Regel mit den Stimmen der demokratischen Parteien abgelehnt, boten den NS-Vertretern aber Gelegenheit zur Agitation für ihre Ziele und zur Polemik gegen ihre Gegner.

Die Kreiselbstverwaltung im Nationalsozialismus

Nach der Machtübernahme 1933 begannen die Nationalsozialisten damit, die Kreiselbstverwaltung nach ihren Vorstellungen umzubauen. Dabei halfen ihnen die verschiedenen Gleichschaltungsgesetze des Reiches und die entsprechenden

badischen Durchführungsgesetze. Nach Art. 1 des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“ (Ermächtigungsgesetz) vom 24. März 1933⁴² konnte nun die Reichsregierung anstelle des Reichstages Gesetze beschließen und verkünden. In den folgenden Monaten machte die Reichsregierung von ihrer „Ermächtigung“ Gebrauch und beschloss einige „Gleichschaltungsgesetze“, welche tief in die inneren Verhältnisse von Ländern und Kommunen eingriffen. Das vorläufige Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich vom 31. März 1933⁴³ verlagerte das Gesetzgebungsrecht vom Landtag auf die Landesregierung und verlangte die Auflösung des Landtages und der gemeindlichen Vertretungsorgane. Diese waren nach dem örtlichen Ergebnis der Reichstagswahl am 5. März 1933 neu zu bilden. Die Wähler wurden nicht gefragt.

Das 1. badische Gleichschaltungsgesetz vom 4. April 1933⁴⁴ ordnete dazu in Art. VII §2 die Auflösung und Neubildung der Kreisversammlungen bis zum 31. Mai 1933 an. Deren Neubildung erfolgte dann ohne Wahl durch Umrechnung der bei der Reichstagswahl in den Amtsbezirken des Kreises abgegebenen Stimmen. Da die NSDAP in allen Amtsbezirken die meisten Stimmen erhalten hatte, war ihr die Mehrheit in der Kreisversammlung sicher. Sie erhielt demnach 18 und das Zentrum die übrigen neun Kreisabgeordnetenmandate zugeteilt.⁴⁵ Beim Kreisrat wurde die Stimmenzahl auf Kreisebene zugrunde gelegt. Hier besetzten die NSDAP nun sechs, das Zentrum vier und die SPD einen Kreisratssitz.

Wie die Nazis mit politischen Gegnern umzugehen pflegten, wurde bei der folgenden außerordentlichen Tagung der Offenburger Kreisversammlung am 31. Mai 1933 deutlich: Als der einzige sozialdemokratische Kreisrat Johann Kirmann aus Kehl zur Sitzung erschien, wurde ihm mitgeteilt, „dass seine Anwesenheit unerwünscht sei und höchstens zu Störungen führen könnte“. Daraufhin verließ er den Saal. Der Kreisvorsitzende Friedmann bemerkte dazu, dass dies nicht mit dem Gesetz in Einklang stünde. NS-Kreisrat Gärtner begründete dies damit, „dass man es ihnen nicht zumuten könne, noch weiterhin mit Marxisten zusammen zu tagen“.⁴⁶ Auch machte er dem

*Josef Friedmann,
Kreisvorsitzender
1929 bis 1933
(Kreisarchiv/Privat)*





Der letzte
Kreisvorsitzende
Wolfram Rombach
(Stadtarchiv)

Kreisvorsitzenden einen Vorwurf, „weil er den Marxisten schützen wolle“. Die Kreisversammlung wählte danach einstimmig den Offenburger Oberbürgermeister Wolfram Rombach (NSDAP) zum neuen Kreisvorsitzenden. Auch die Kreisausschüsse wurden mehrheitlich mit NS-Mitgliedern besetzt. Das Protokoll vermerkt abschließend: „Nach Absingen des Horst-Wessel-Liedes bringt der Versammlungsvorsitzende auf den Kreis Offenburg, die badische Heimat, das deutsche Vaterland, auf den Reichspräsidenten von Hindenburg und nicht zuletzt auf den Reichskanzler Adolf Hitler ein Sieg-Heil! aus und schließt die außerordentliche Kreisversammlung.“

Nach dem Verbot der SPD im Juni 1933 blieb ihr Sitz im Kreisrat zunächst leer. Nach der Auflösung des Zentrums im Juli 1933 konnten deren Kreisabgeordnete ihre Mandate bis zur folgenden Kreisversammlung noch behalten. Danach wurden alle zum Mandatsverzicht genötigt, wenn sie nicht zu einer bedingungslosen Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten bereit waren.⁴⁷ Die freiwerdenden Sitze wurden mit Ersatzleuten der NSDAP wiederbesetzt.

Damit war die Opposition in der Kreisversammlung fast völlig ausgeschaltet. Dies wurde auch in den Sitzungen der Kreisversammlungen spürbar. Anstelle der mitunter lebhaften Debatten in der Weimarer Demokratie wurden nun die Beschlüsse des Kreisrats nur noch bestätigt – und das meist ohne lange Aussprache. Kritische Stimmen wurden nur noch selten erhoben. Die Kreisversammlung wandelte sich zunehmend von einer Interessenvertretung der Kreisbevölkerung hin zu einer Erfüllungsgehilfin der NS-Politik. Dieses neue Aufgabenverständnis der Kreise unterstreicht auch die Aussage des Offenburger Kreisvorsitzenden Rombach bei der Vorlage des Geschäftsberichtes für die Kreisversammlung vom 18. Juli 1933: *„Aufgabe der Kreisverwaltung und der Kreisversammlung aber ist es, die nationale Regierung in ihrem organisatorischen Aufbauwerk nach Kräften zu unterstützen.“*⁴⁸

Die Ausschaltung der Kreisversammlung war eigentlich eine unvermeidliche Folge der nationalsozialistischen Ideologie: Die Durchsetzung des Führerprinzips im NS-Staat ließ keinen Platz für demokratische Beschlussgremien. Die gewählten Kommunalparlamente waren in den Augen der Nationalsozialisten nur unnütze Debattierclubs, die einer *„verantwortungsbewussten und zielstrebigen Verwaltung“* nur den Arm lähmten.⁴⁹ Dementsprechend waren diese Gremien für die NSDAP bisher nur insoweit von Interesse, als sie ihnen eine politische Bühne zur Äußerung ihrer Propaganda und zur Diffamierung der politischen Gegner geboten hatten. Nach der Festigung ihrer

Herrschaft benötigten sie diese Bühne nicht mehr. Mit der sukzessiven Durchsetzung des Führerstaates hatte auch die Kreisversammlung keine Zukunft mehr.

Dies war auch der Kreisverwaltung bewusst. Man rechnete damit, dass es mittelfristig zu einer Auflösung der Kreisversammlungen kommen werde. So erklärte beispielsweise der Offenburger Kreisvorsitzende Rombach am 26. Juni 1934 in seinem Geschäftsbericht an die Kreisversammlung: *„Die Kreisversammlung wird wohl heute zum letzten Mal tagen, da ja die Kreise im Rahmen der allgemeinen Verwaltungsreorganisation auch umgebildet werden. Wann und wie dies geschehen wird, steht noch dahin.“*⁵⁰ Diese Worte klangen bereits wie ein Nachruf auf die Versammlung. Die Kreisversammlung endete bereits nach zweieinhalb Stunden mit einem „Sieg Heil auf das deutsche Volk und Vaterland, sowie dessen Führer Adolf Hitler“.

Es war tatsächlich die letzte Sitzung. Durch das badische „Gesetz über die vorläufige Aufhebung der Kreisversammlungen und der gemischt beschließenden Ausschüsse“ vom 5. Januar 1935⁵¹ wurde das wichtigste demokratische Gremium der Kreiselbstverwaltung beseitigt. Die Auflösung der Kreisversammlungen sollte zunächst nur *„bis zur endgültigen Neuregelung der Rechtsverhältnisse der badischen Kreise“* gelten. Tatsächlich aber ist die Offenburger Kreisversammlung danach nie wieder zusammengetreten. Ihre Zuständigkeiten gingen auf den Kreisrat (Kreisausschuss) über.

Mit dem „Gesetz über die Aufhebung der Kreisträte“ vom 24. April 1936⁵² wurden dann auch die bisherigen gewählten Kreisträte und Ausschüsse mit Wirkung vom 1. Oktober 1936 aufgelöst. Ihre Zuständigkeiten gingen auf den Kreisvorsitzenden über. Dieser sollte künftig *„in voller und ausschließlicher Verantwortung“* die Kreisverwaltung leiten. Seine Entschlüsse waren allerdings in weitem Umfang an die Genehmigung der Staatsbehörde gebunden. Der Kreisvorsitzende wurde nicht mehr gewählt, sondern vom Innenministerium im Einvernehmen mit der NSDAP ernannt. Ihm standen weiterhin einige staatlich ernannte Kreisträte zur Seite, die aber nur noch beratende Funktion hatten. Die letzte Entscheidung traf grundsätzlich der Kreisvorsitzende.

Das Ende der alten Kreisverbände und die Einführung der Landkreise in Baden

Die braunen Machthaber ließen schon bald erkennen, dass sie den badischen Großkreisen nur geringe Zukunftschancen einräumten, da die Reichsregierung einen einheitlichen Verwal-

tungsaufbau für das ganze Deutsche Reich anstrebte. Dabei favorisierte sie das preußische Landkreissystem, das sich mittlerweile in nahezu allen deutschen Ländern durchgesetzt hatte. Sonderformen wie das badische Kreissystem hatten hier auf die Dauer keinen Platz mehr. Nachdem die badischen Kreisverbände wesentliche Selbstverwaltungsrechte verloren hatten, wurden sie schließlich auch formell zu Grabe getragen.

Am 24. Juni 1939 verkündete Reichsstatthalter Robert Wagner das neue „Gesetz über Landkreisselbstverwaltung in Baden (Landkreisordnung)“⁵³, welches die bisherige Kreisordnung von 1923 ablöste. Die neue Landkreisordnung führte nun auch in Baden die Landkreise in ihrer Doppelfunktion als staatliche Verwaltungsbezirke und kommunale Gebietskörperschaften ein. § 1 der LKO bestimmte ausdrücklich: *Die Landkreise als untere staatliche Verwaltungsbezirke werden unter Ausschließung der Stadtkreise zugleich Selbstverwaltungskörperschaft nach Maßgabe dieses Gesetzes.* Die bestehenden 27 badischen Amtsbezirke wurden in Landkreise umgewandelt und gleichzeitig zu Selbstverwaltungskörperschaften gemacht. Gleichzeitig wurden die bisherigen elf Kreisverbände von 1863 aufgehoben und abgewickelt. Ihre Aufgaben, Einrichtungen, Straßen und Grundstücke übernahmen die Landkreise, in deren Gebiet sie lagen.

Aus dem früheren Kreisverband Offenburg gingen mit dem Inkrafttreten der Landkreisordnung am 25. Juni 1939 die Landkreise Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach hervor. Im früheren Kreisverband Baden-Baden entstanden die Landkreise Rastatt und Bühl sowie der Stadtkreis Baden-Baden. Liegenschaften, Personal, Kassenreste und Schulden der bisherigen Kreisverwaltungen wurden zwischen den neuen Landratsämtern verteilt. Auch die Akten gingen an die neuen Landkreisverwaltungen über.

Gewählte Kreisversammlungen bzw. Kreistage sah die neue Landkreisordnung nicht mehr vor. Dem staatlich ernannten Landrat standen lediglich sechs bis zehn „Kreisträte“ beratend zur Seite. Sie wurden vom Beauftragten der NSDAP im Einvernehmen mit der Aufsichtsbehörde berufen und mussten die nötige „politische wie fachliche“ Eignung besitzen. Im Übrigen führte der Landrat die Verwaltung des Landkreises „in voller und ausschließlicher Verantwortung“. Die Landkreise sollten sich zwar „selbst unter eigener Verantwortung“ verwalten, doch musste ihr Wirken „im Einklang mit den Gesetzen und Zielen der Staatsführung stehen“. Letztlich existierte die kommunale Selbstverwaltung bis Kriegsende nur auf dem Papier.

Erst die französische Verordnung Nr. 60 vom 20. September 1946 führte bei den Landkreisen gewählte Kreisgremien ein.⁵⁴ Am 13. Oktober 1946 konnten die ersten freien Kreiswahlen seit 1930 stattfinden. Die neu gewählten Kreistage in Mittelbaden knüpften wieder an die Tradition der früheren Offenburger Kreisversammlung an und führten sie weiter.

Anmerkungen

- 1 Über die Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation gibt es reiche Literatur. Beispielsweise Grube, Walter: *Vogteien, Ämter, Landkreise in der Geschichte Südwestdeutschlands* (Stuttgart 1960) und Stiefel, Karl: *Baden 1648–1952*, Karlsruhe 1977
- 2 Bad. Reg. Bl. 1863, Nr. 44, 399. Siehe auch den Kommentar zum badischen Verwaltungsgesetz von Gideon Weitzel, Karlsruhe 1864
- 3 Bad. Reg. Bl. 1864, Nr. 29 (Beilage), 304–307 und Nr. 31, 333
- 4 Breitkopf, Bernd (Bearb.): *140 Jahre kommunale Selbstverwaltung im Landkreis Karlsruhe, Ubstadt-Weiher 2003*
- 5 Die Verwaltungsreform von 1924 brachte dem Kreis Offenburg eine nicht unerhebliche Gebietsvergrößerung: Er erhielt vom Kreis Freiburg das Gebiet des ehemaligen Amtsbezirks Ettenheim und vom Kreis Villingen die Stadt Hornberg (mit Niederwasser und Reichenbach) zugeteilt.
- 6 Geschäftsordnung für die Sitzungen der Kreisversammlungen, Badisches Centralverordnungsblatt 1865, Nr. 21, 109
- 7 Die Namen der Offenburger Bezirksamtsvorsteher finden sich im „Landrätelexikon“ der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive im Landkreistag Baden-Württemberg: *Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972*, Stuttgart 1996
- 8 Die Abgeordneten aus den Amtsbezirken und den Gemeinden waren auf sechs Jahre gewählt; alle drei Jahre wurde die Hälfte erneuert. Die Vertreter der Städte waren nur auf drei Jahre gewählt.
- 9 Wahlkreiseinteilung im Ortenauer Boten vom 14. Juni und 4. Juli 1865
- 10 Die Wahlordnung für die Kreisversammlungen betreffend (§ 16) vom 20. April 1865. In: Großherzoglich Badisches Regierungs-Blatt vom 29. April 1865, 211–212
- 11 Kreiswahlordnung vom 20. April 1865, Bad. Reg. Bl. 1865, Nr. 19, 205
- 12 Ortenauer Bote vom 16. Sept. 1865, 699. Bei späteren Wahlen war die Beteiligung geringer.
- 13 Ortenauer Bote 7.–12. Sept. 1865, 667, 674 und 681
- 14 Amtliche Bekanntmachung vom 10. Juni 1865 im Amtsverkündungsblatt des Amtsbezirks Offenburg Nr. 47
- 15 Ortenauer Bote vom 9. Nov. 1865, 868
- 16 Ein Steuerperäquator war in Baden im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ein Beamter, der gemäß den Gesetzen die Steuern festsetzte und die Steuerlisten führte.
- 17 Grube, Walter: *Ämter, Vogteien, Landkreise*, Band 1: *Geschichtliche Grundlagen*, hg. vom Landkreistag Baden-Württemberg, Stuttgart 1975, 111
- 18 Ortenauer Bote vom 30. Nov. 1865, 912
- 19 Ortenauer Bote vom 26. Okt. 1865, 815
- 20 Ortenauer Bote vom 25. Nov. 1865, 901
- 21 Guth und Nußbaum wurden durch die Wahl in den Kreisausschuss auch Mitglieder der Kreisversammlung.

- 22 60 Kreuzer = 1 Gulden
- 23 Ortenauer Bote vom 30. Nov. 1865, 913
- 24 Die folgenden Beschlüsse sind den Vorlagen und Protokollen der Kreisversammlungen (im Kreisarchiv) und den Jahresberichten des Landeskommissärs an das Innenministerium (im Generallandesarchiv) entnommen.
- 25 Alle Angaben den Vorlagen und Protokollen der Offenburger Kreisversammlungen (im Kreisarchiv Ortenaukreis) entnommen.
- 26 Kreisarchiv Ortenaukreis (KAO), Tätigkeitsbericht des Kreises Offenburg 1863–1938
- 27 KAO OG-Gen2-860
- 28 Gedruckter Jahresbericht des Innenministeriums von 1880, 579
- 29 Bad. Gesetz- und Verordnungsblatt (GVBl.) 1870, 387
- 30 Bad. GVBl. 1868, 13
- 31 Jahresbericht des Kreishauptmanns an das Innenministerium für 1886/87 (GLAK 236/10556). Angeblich soll ein schweres Zerwürfnis mit dem Vorsitzenden des Sonderausschusses zur Kreispflegeanstalt Emanuel Basler zum Rücktritt des Kreisausschussvorsitzendem Wilhelm Schell geführt haben.
- 32 GLAK 76/10876
- 33 KAO KV-Gen1-9 (Kreisversammlung vom 27. April 1915)
- 34 KAO OG-Gen1-1052. Das Gebäude wird bis heute von der Kreisverwaltung genutzt.
- 35 KAO KV-Gen1-10 (Vorlagen an die Kreisversammlung 1919, 5 und 1920, 5). Die Parteizugehörigkeit ließ sich nicht vollständig ermitteln.
- 36 In den besetzten Gemeinden des Amtsbezirks Kehl fand die Kreiswahl erst am 13. Juli 1919 statt.
- 37 KAO KV-Gen1-10 (Vorlagen an die Kreisversammlung 1919, 9)
- 38 Bad. GVBl. 1921, 244 und 289
- 39 Gorka, Cornelius: Die Entwicklung der Kreiselbstverwaltung in Baden von 1919 bis 1939, Kiel 2005, S. 147ff.
- 40 KAO-Gen1-13 (Vorlage an die Kreisversammlung Offenburg 1929)
- 41 Ebd.
- 42 Reichsgesetzblatt (RGBl.) I. 1933, 141
- 43 RGBl. I. 1933, 153
- 44 Bad. GVBl. 1933, Nr. 19, 55
- 45 KAO OG-Gen1-1747
- 46 Sitzungsprotokoll (KAO KV-Gen1-14); Offenburger Tageblatt vom 1.6.1933
- 47 Rundschreiben des Innenministeriums vom 19. Juli 1933 (KAO OG-Gen1-1747)
- 48 KAO KV-Gen1-14 (Kreisversammlung Offenburg vom 18.7.1933)
- 49 Sauer, Paul: Staat, Politik, Akteure, in: Borst, Otto (Hrsg.): Das Dritte Reich in Baden und Württemberg, Stuttgart 1988, 23; Sauer, Paul: Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Ulm 1975, S. 89
- 50 KAO KV-Gen1-14 (Kreisversammlung 1934)
- 51 Bad. GVBl. 1935, 52
- 52 Bad. GVBl. 1936, 79
- 53 Bad. GVBl. 1939, 93
- 54 Journal Officiel Nr. 37 vom 9. September 1946, 211

Ein wiedergefundener Wiegendruck aus der Abtei Gengenbach

Louis Schlaefli

Bis jetzt zählte die Bibliothek des Priesterseminars in Straßburg 237 Wiegendrucke. Durch einen unglaublichen Zufall vermehrte sich die Zahl um ein Exemplar, das sich schon lange im Priesterseminar befand, aber nicht in der Bibliothek: Es diente, zusammen mit einem Andachtsbuch gleichen Umfangs, als Keil oder Unterlage einer Terrakotta, um sie ins Gleichgewicht zu bringen. Die zwei alten Bücher wurden entdeckt, als die infrage kommende Pieta umziehen musste.

Das Werk und sein Inhalt

Im Gesamtkatalog der Wiegendrucke wird das Werk des heiligen Isidor von Sevilla in folgender Weise katalogisiert: Isidorus Hispalensis, *De summo bono* [Köln, Johann Landen, um 1496], in-8,¹ Werk, das auch unter dem Titel *Sententiarum libri tres* erschienen ist; es ist viel weniger bekannt als seine *Etymologiae*, welche ihm erlaubten, der Schutzheilige der Informatiker zu werden.

Es handelt sich sozusagen um eine nicht alphabetisch geordnete Enzyklopädie in drei Büchern mit 115 Notizen, „Kapitel“ genannt. Der Inhalt betrifft zuerst Gott, dann allerhand Themen: „de Mundo“, „de Angelis“, „de Homine“, später „de cristo filio dei“, „de Spiritu sancto“, „de Lege“, „de differentia testamentorum“ ...

Im zweiten Buch geht es um Glaube, Hoffnung, Sünde, Tugenden, Untugenden ..., im dritten um Gebet, auch um das Leben der Mönche, ... endlich um die Furcht vor dem Tode, ... alles in der schönsten Unordnung.

Abb. 1: Auszug aus dem Register

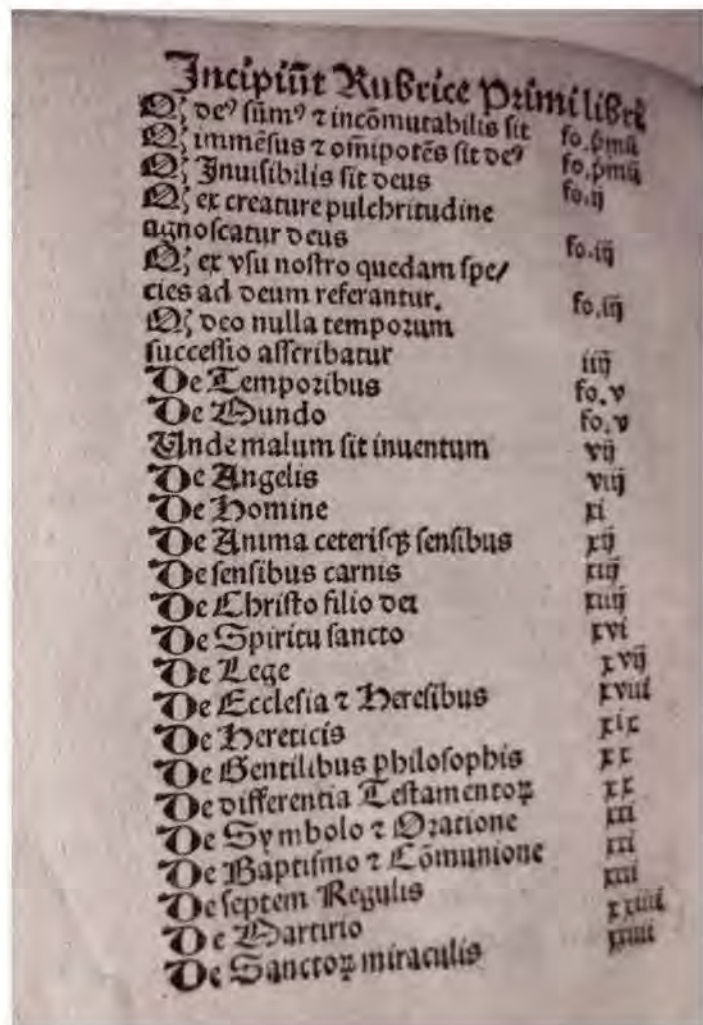




Abb. 2: Titelblatt mit
Besitzervermerk (oben:
„Ex libris M(agistri)
Nicolai Scheidii“;
unten: „D(omi)n(u)s
Simon Voltz Joannita
mihi M(agistro)
Nicolao Scheidio
d(ono) d(edit)“

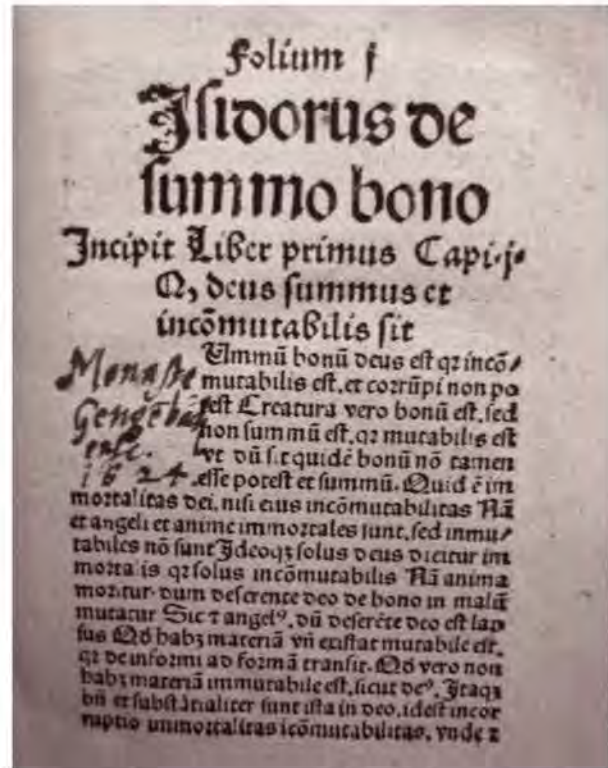


Abb. 3

Der heilige Isidor starb als Bischof von Sevilla im Jahr 636. Als Schriftsteller erscheint er eher als Kompilator. Er wurde erst im Jahr 1598 kanonisiert.

Die frühere Eigentümer des Buches

Zwei Eigentumsvermerke befinden sich auf dem Titelblatt (siehe Abb. 2).

Der Johanniter Simon (oder Simundus) Voltz wird als Vikar in der Sankt-Georgspfarrei in Haguenau von 1535 bis zu seinem Tode im Jahr 1569 erwähnt.² Mehr wissen wir nicht über ihn, nur dass er dieses seltene Werk dem Magister Nikolaus geschenkt hat.

Dieser besuchte die Lateinschule von Hieronymus Gebwiler in Haguenau, wo er vielleicht geboren ist, bevor er an einer Universität den Magistertitel erwarb und auch Arzt wurde. Er blieb dem alten Glauben treu und musste darum Haguenau verlassen. Er „besaß eine große und wertvolle Bibliothek, die in der Sammlung des Benediktinerklosters Gengenbach aufgegangen ist“³. Darunter fand sich ein Exemplar der *Lucubranciunculae* von Petrus Schott, welches mit demselben Eigentumsvermerk auf dem Titelblatt versehen ist: „*Monasterii Gengenbachensis 1623 Sub Rdo Dno Joan*“⁴ wie im Pseudo-Augustinus, von dem die Rede sein wird.

Abb. 4: Einband
des Werkes



Der Eintrag „*Monaste/Gengenbach/ensi/ 1624*“ (siehe **Abb. 3**) befindet sich auf Folio 1, an der Stelle, an welcher die Initiale S von „*Summum*“ hätte rubriziert werden sollen.

Das Buch in seiner Präsentation

Der originelle Schweinsledereinband auf Holzdeckel mit einfachem Dekor erhielt, in späterer Zeit, einen Rücken in Kalbsleder, mit Titel und Verzierungen in Goldprägung, um das Werk den Einbänden des 17. Jahrhunderts ähnlich zu gestalten. Die Schließe fehlt.

Das Werk enthält 116 nummerierte Blätter und drei weitere ohne Nummerierung. Auf jedem Blatt steht, recto und verso, „Folium“ und die Ziffer in römischer Schrift. Jedoch ist die Nummerierung an zwei Stellen fehlerhaft: nach dem Folio xxviii geht es mit Folio xxiv weiter, dann xxx usw. Ein weiterer Irrtum: die Blätter nach lviii bis lxi sind auch falsch nummeriert, aber es geht richtig weiter mit lxxii.

Wie öfters in den Inkunabeln wurden die Initialen nicht gedruckt, um später in Farbe eingetragen zu werden; hier geschah es nicht, mit einer Ausnahme: auf Folio xxvi (bis) hat ein Leser die Initiale Q (*Quamvis*) mit seiner Feder eingetragen.

Es handelt sich um den einzigen Wiegendruck in der Sammlung des Priesterseminars, dessen Titel mit einer Xylographie hergestellt wurde.



Abb. 5: Rücken des Werkes

Die Benutzer

Da es sich nicht um einen fortlaufenden Text handelt, hat offenbar jeder Benutzer hie und da ein Kapitel gelesen oder angestrichen und wahrscheinlich nie das ganze Werk durchgelesen. Tinte (rot und schwarz) und besonders die Schrift sind verschieden. Der eine – mit einer „runden“ Schrift – scheint nur das Kapitel „*de Mundo*“ gelesen zu haben (Folio v). Ein anderer hat viele Passagen unterstrichen und mehrmals eine „weisende Hand“ eingetragen, um das Wichtigste wiederzufinden (Folios xxiv bis [recto und verso], xxv bis verso, lxiv bis, xcv vo).

Noch ein anderer hat es auf Aphorismen über die Geldsucht abgesehen, welche er am Rand abgeschrieben hat, vielleicht ein Mönch, der sie in die nächste Predigt einfügen wollte:

*Nihil scelestius quam amare pecuniam
Radix omnium malorum cupiditas
Cupiditas vendidit Christum*

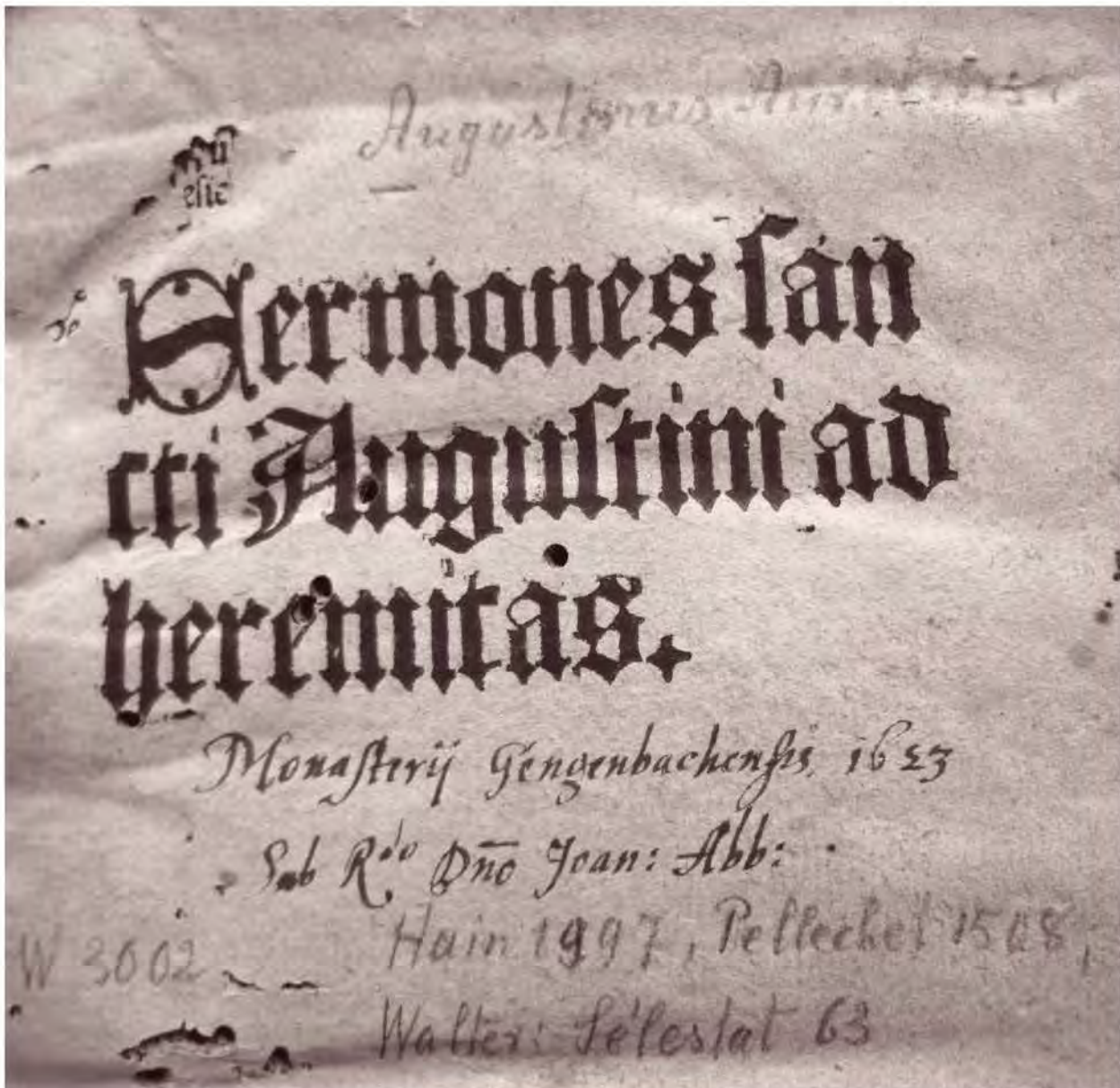
Auf dem oberen Einbanddeckel liest man: „*In spiritu sancto omnis gratia donorum consistit*“, und ganz am Ende: „*Oratio cordis est et non labiorum*“ (Das Gebet soll nicht von den Lippen, sondern aus dem Herzen kommen).

Ein Letzter – der offenbar die Bibel auswendig kannte – hat hie und da angegeben, aus welchen Kapiteln der Autor gewisse Sätze gezogen hat: *Esaias, Johel, Paulus*.

Nun besitzt die Seminarbibliothek fünf Wiegendrucke aus Gengenbach,⁵ nämlich:

- AUGUSTINUS (Pseudo-), *Sermones ad heremitas* (Strasbourg, Jean Prüss, nicht nach 1487), in-4; A 319; Provenienz auf dem Titelblatt: „*Monasterii Gengenbachensis 1623 Sub Rdo Dno Joan. Der selbe Einband enthält noch zwei andere Werke.*“

Abb. 6: Titelblatt der *Sermones ad heremitas* mit Besitzervermerk



- ANTONINUS Florentinus, *Confessionale: Defecerunt* (Venedig, (Philippe Pincius), 2. Juni 1495), in-4; A 320; (sehr seltenes Werk, von welchem nur zwei andere in den Universitätsbibliotheken von Gagliari und Padova existieren).

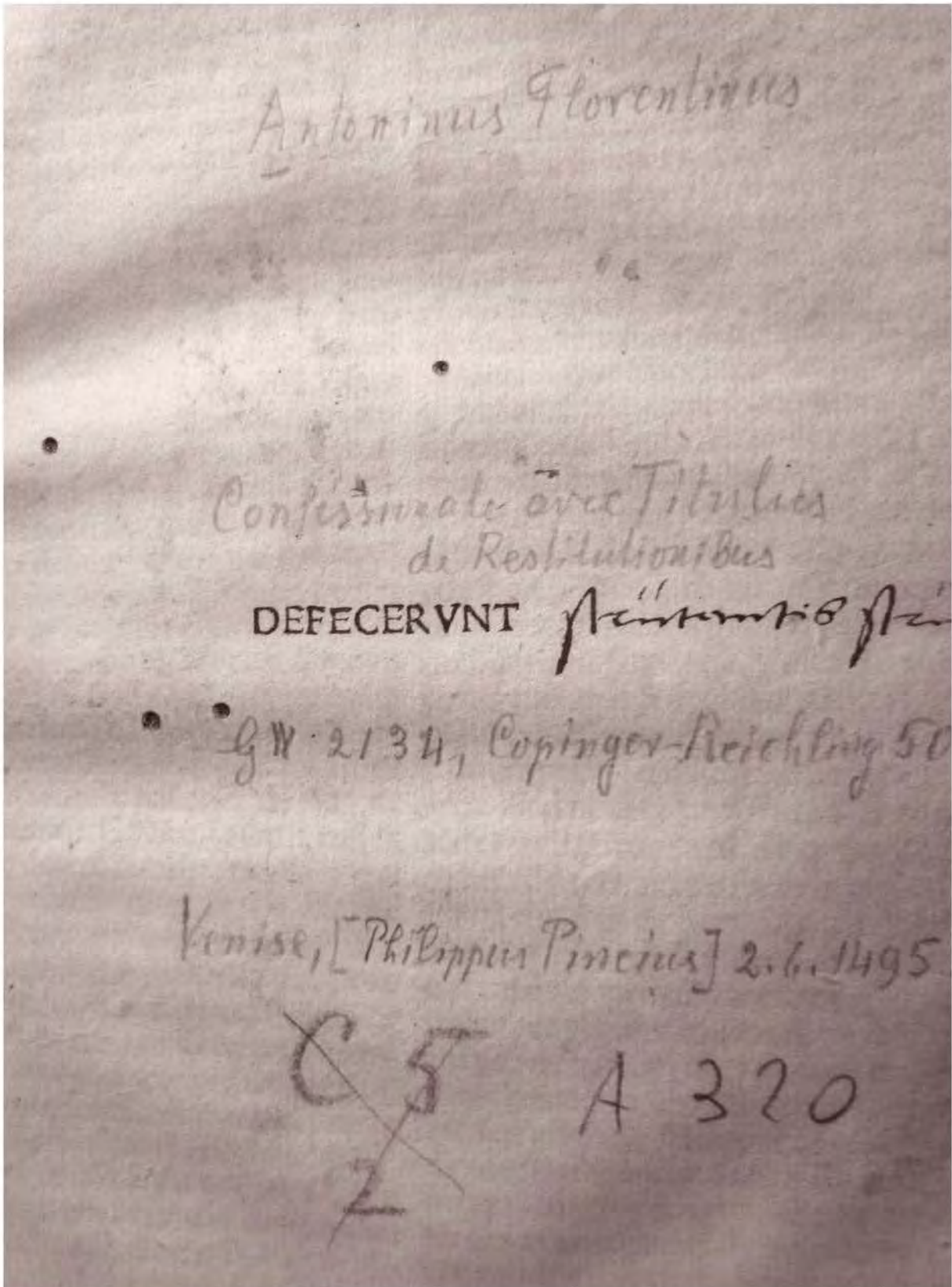


Abb. 7: Titelblatt des *Confessionale*

- CONTARENUS Franciscus, *Confessio brevis*, mit eingeschlossen: *Casus reservati* (Venedig, Bernardinus de Cremona, 22. III.1491), in-4; A 321.

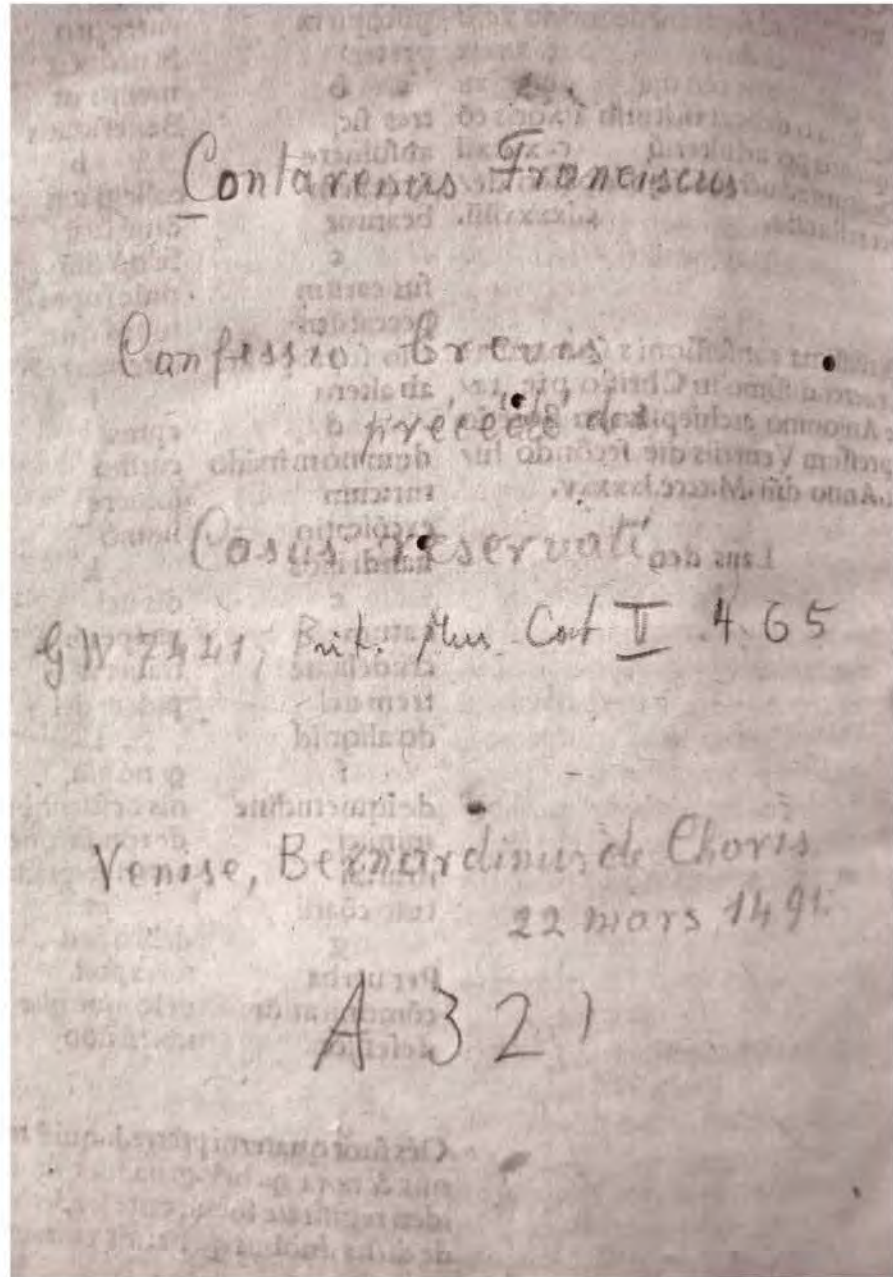


Abb. 8: Titelblatt des Werkes von Contarenus

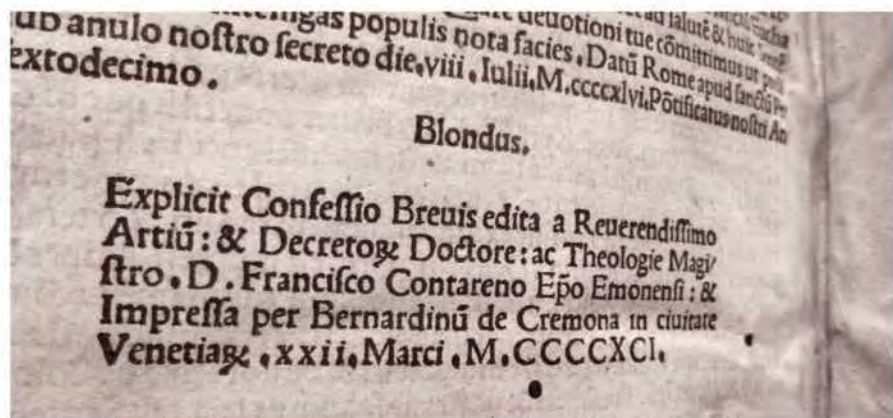


Abb. 9: Explicit der *Confessio Brevis* des Franciscus Contarenus

- PETRUS Lombardus, Liber sententiarum cum quaestionibus S. Bonaventurae et tabula Johannis Beckenhaub. Nuremberg, vers 1500, in-fol.; A 120; Provenienz auf Folio 2a: „Monasterii Gengenbachensis 1622“. Der gestrichene Eigentumsvermerk auf dem Titelblatt scheint mit dem Wort Gengenbach zu enden.



Abb. 10:
Besitzervermerk aus dem Jahre 1622

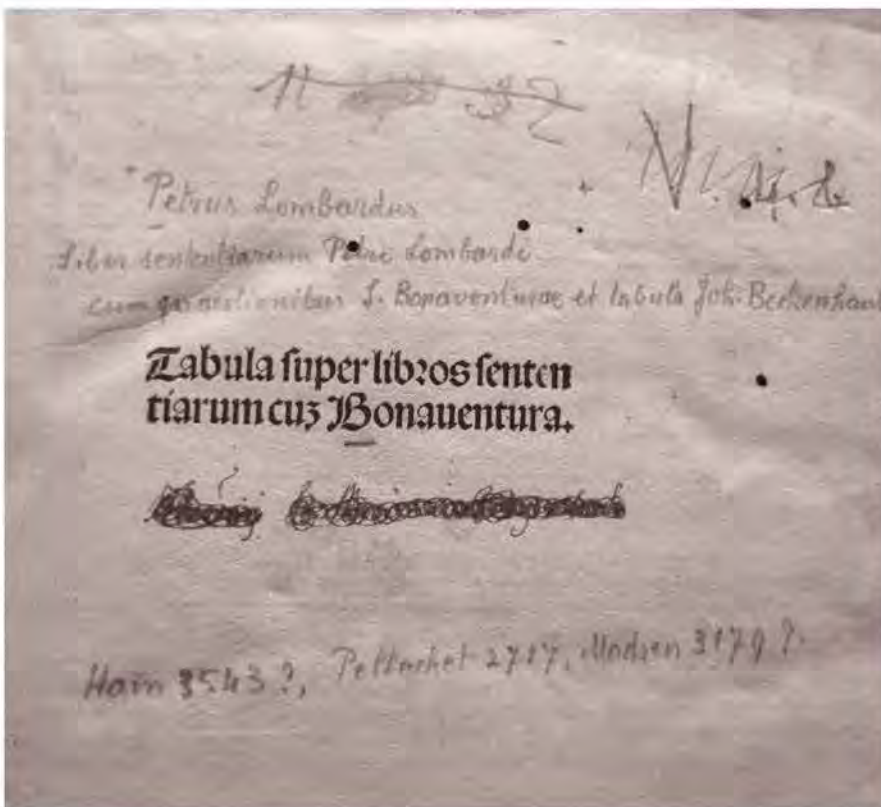


Abb. 11: Titelblatt mit gestrichenem Besitzervermerk: „Gengenbach“ (?)

Das Sonderbare an der Sache ist, dass diese – schon alten – Werke in den Jahren 1622 bis 1624, also in der schlimmen Zeit des Dreißigjährigen Krieges, unter dem Abbatat von Johannes Demler (1617–1626) angeschafft wurden. Zwei Werke des 16. Jahrhunderts, welche sich heute im Grand Séminaire befinden, wurden ebenfalls im Jahr 1624 angekauft.⁶

War der Abt – der nicht unter den „bedeutenden Äbten“ erwähnt wird⁷ – etwa ein Bibliophiler? Unklar ist, ob die Bibliothek des Arztes Nikolaus Scheid geschenkt oder gekauft wurde. Vielleicht ermöglichte der ökonomische Zustand der Abtei diese Erwerbungen.

Wie dem auch sei, man wird es gewiss in Gengenbach bedauern, dass diese Schätze nach der Säkularisation in der weiten Welt zerstreut wurden. Andererseits: Straßburg ist nicht Welten von Gengenbach entfernt, und wer möchte, kann die Inkunabel im Grand Séminaire besuchen.

Anmerkungen

- 1 Gesamtkatalog der Wiegendrucke, M15290. Es handelt sich aber um eine Variante, da unser Exemplar nur 119 und nicht 120 Blätter zählt.
- 2 Archives Municipales de Haguenau GG 140/1; Guerber, Victor, *Histoire politique et religieuse de Haguenau*, Rixheim, 1876, I, 475, 477; II, 428; Hanauer, C. A., *Cartulaire de l'église S. George de Haguenau*, Straßburg, 1898, n°979 et 570
- 3 Lederer, Winfried, Äbte und Mönche der Abtei. Leben und Wirken 727–1807, in: *Benediktinerabtei und Reichsstadt Gengenbach*, Lindenberg, Kunstverlag Josef Fink, 2007, 49
- 4 Abbildung *ibid.*, 49
- 5 Zwei davon wurden schon erwähnt in einem früheren Aufsatz : Schlaefli, Louis, *Verschollene Bücher aus Gengenbach*, Ortenau 2001, 280
- 6 *Ibid.*, 280
- 7 Lederer, Winfried: Äbte und Mönche der Abtei. Leben und Wirken 1727–1807, in: *Benediktinerabtei und Reichsstadt Gengenbach*, Lindenberg, Kunstverlag Josef Fink, 2007

Stirbt mit dem letzten Zeugen die Erinnerung?

Die Arbeitsgemeinschaft Jüdischer Friedhof Freistett am Anne-Frank-Gymnasium Rheinau

Florian Hellberg und Tina Schadt

„Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, daß ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen.“¹

Zu Beginn des Schuljahres 2014/2015 hat sich am Anne-Frank-Gymnasium Rheinau eine klassen- und stufenübergreifende Arbeitsgemeinschaft gebildet, deren TeilnehmerInnen, mit hoher intrinsischer Motivation, den Staffelstab der Erinnerung ergriffen haben, um außerhalb des Regelunterrichts und mit einem regionalgeschichtlichen Schwerpunkt auf der Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim² folgende – von den TeilnehmerInnen selbst formulierte – Leitfrage zu bearbeiten: Was hat die Shoa mit Rheinau zu tun und in welcher medialen Ausprägung kann heute daran erinnert werden?³ In den sich anschließenden Ausführungen wird zunächst eine der TeilnehmerInnen, Tina Schadt (Klasse 10), in Form eines Werkstattberichts ihre Erwartungen und Erfahrungen bei der Auseinandersetzung mit der jüdischen Geschichte zur Zeit des Nationalsozialismus in ihrer Heimatgemeinde darlegen. Hieran schließen sich exemplarische Überlegungen zur „Holocaust Education“ in der gegenwärtigen bundesdeutschen Erinnerungskultur an.



*TeilnehmerInnen der AG Jüdischer Friedhof Freistett v.l.n.r. Silja Minet, Franziska Rub, Laura Stein, Tina Schadt und Niklas Lichtenfeld.
Foto: Tina Schadt*

Erinnerung an die jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim im Medium des Films

Planung

Im Rahmen der seit dem gegenwärtigen Schuljahr 2014/2015 stattfindenden Geschichts-AG Jüdischer Friedhof Freistett haben wir uns in selbstgewählten Kleingruppen zusammengefunden, um uns darüber auszutauschen, in welcher medialen Form wir an die Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim erinnern wollen. Recht zügig konnten wir uns in unserer Gruppe darauf verständigen, dass

ein Film das Medium unserer Wahl sein sollte. Als Zielgruppe wählten wir GrundschülerInnen aus, um ihnen anhand unseres Films eine Erstbegegnung mit der Geschichte des NS in unseren Heimatgemeinden zu ermöglichen. Eine Besonderheit unserer Arbeitsgruppe bestand darin, dass die Mitglieder unterschiedliche Klassenstufen besuchen (zwei der TeilnehmerInnen die Klasse 10 und drei TeilnehmerInnen die Kursstufe 1). Dies kann in der Rückschau nur als Vorteil gewertet werden. Denn dank der klassenübergreifenden Anlage unserer AG war es möglich, mit MitschülerInnen ins Gespräch zu kommen, mit denen man im Klassenunterricht nicht gemeinsam die Schulbank drückt. Aber zurück zu unserem Filmprojekt: Gemäß unseres selbstaufgestellten Arbeitsplans koordinierten wir unser Vorgehen in den nächsten Monaten. Diese gründlichen Vorüberlegungen waren insofern notwendig, da unser Film fristgemäß bis zum Einsendeschluss des diesjährigen Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten mit dem übergreifenden Thema „Anders sein“⁴ als Wettbewerbsbeitrag fertiggestellt werden sollte. Erklärungsbedürftig erscheint die Wahl unserer Zielgruppe: Warum ausgerechnet GrundschülerInnen? Kritische Stimmen mögen einwenden, diese seien noch zu jung, um sich mit dem als anspruchsvoll zu bezeichnenden Thema der Geschichte des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen. Aber innerhalb unserer Gruppe dominierte die Auffassung, dass man schon von klein auf damit vertraut gemacht werden sollte, was sich damals ereignete. Ebenfalls waren wir uns darüber im Klaren, dass man die hoch komplexen Inhalte der Geschichte des Nationalsozialismus nicht auf die gleiche Art und Weise im Medium des Films erläutern kann wie im Geschichtsunterricht auf den weiterführenden Schulen. Nachdem die Entscheidung gefallen war, für wen unser Film in erster Linie produziert werden sollte, machten wir uns daran, ein Drehbuch zu schreiben, bei dessen Niederschrift wir uns vor allem mit der Frage konfrontiert sahen, wie wir den Stoff grundschulgerecht, interessant, aber zugleich der quellenkritischen Methode verpflichtet, aufbereiten wollen. Wir entschieden uns dazu, die Rahmenerzählung eines Spaziergangs einer Familie durch Rheinau zu konstruieren, in der mithilfe von sogenannten *Explainities* die Geschichte der Juden und Jüdinnen erläutert wird. Bei diesen *Explainities* fokussiert die Kamera einen weißen Hintergrund, vor dem Zettel mit Stichwörtern und Zeichnungen eingeblendet werden, während eine Off-Stimme die gezeigten graphischen Elemente erläutert.

In den folgenden Wochen erschlossen wir die uns zugänglichen Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Nationalsozialismus in der Ortenau im Gemeindearchiv Freistett, in der

Stadtbibliothek Rheinau sowie dem Internet. Nach dem Exzerpieren der Texte mussten wir die Stofffülle verdichten und entscheiden, welche Inhalte im Drehbuch unseres Films aufgenommen werden sollten. Unser Drehbuch enthielt nach seiner Niederschrift Angaben über die Schauplätze, auftretenden Figuren und Dialogtexte, die Kameraperspektive sowie einen Szenenübersichtsplan.

Durchführung

Zum Dreh des Films haben wir uns regelmäßig getroffen. Einerseits in der Schule, wo wir uns im Rahmen der AG-Treffen mit unserem Geschichtslehrer, Florian Hellberg, über offene Fragen austauschen konnten. Andererseits ist es illusorisch, einen ganzen Film in der zur Verfügung stehenden AG-Präsenzzeit zu drehen und so haben wir uns auch im privaten Umfeld verabredet, um die Einzelszenen unseres Films abzdrehen.

Reflexion

Die Beschaffung der für unseren Film notwendigen Informationen gestaltete sich in der Rückschau nicht immer leicht. Zwar hatten wir das Glück, ein uns zugängliches Gemeindearchiv in Freistett zur Verfügung zu haben, aber zahlreiche der Schrift- und Bildquellen aus der Zeit des Nationalsozialismus fielen in den Kriegswirren des Zweiten Weltkriegs den Flammen zum Opfer und wurden unwiederbringlich zerstört. Erfreulicherweise wurden zahlreiche Quellen unserer Gemeinden in einer als Erinnerungs- und Materialbuch bezeichneten Veröffentlichung des Regionalhistorikers Gerd Hirschberg erst jüngst zusammengetragen und auch ediert.⁵

Kritiker mögen nun einwenden, warum man sich überhaupt an die Geschichte der ehemaligen jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim erinnern und alte, längst vergangene Ereignisse im Medium eines Film neu beleuchten sollte. Verengt auf die Perspektive unserer Filmgruppe begleitete uns stets die Frage, was diese Geschichte noch 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem damit einhergehenden Ende der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland mit uns zu tun hat.

Meine persönliche Antwort lautet, dass man aus den Fehlern der Vergangenheit lernen kann, in diesem Fall sogar lernen muss. Denn die Entrechtung, Verfolgung und das aus meiner Sicht nur unzureichend mit Worten beschreibbare Elend der im Nationalsozialismus Verfolgten und Getöteten darf unter keinen Umständen wieder passieren. Grundlegend hierfür ist eine kritische Erinnerung an diese Zeit. Damit ist aber aus meiner Sicht

nicht gemeint, dass sich unsere Generation schuldig fühlen muss, sondern man sollte vielmehr sich daran erinnern und sich in Wort und Tat dafür einsetzen, dass sich die Geschichte nicht noch einmal wiederholt. Meiner Meinung nach beginnt das schon im Kleinen konsequent damit, andere darauf aufmerksam zu machen, was sich auch hier bei uns, in unserem direkten Umfeld, zur Zeit des Nationalsozialismus ereignete. Die Juden und Jüdinnen, die hier in der Vergangenheit lebten, haben die Geschichte der Ortenau maßgeblich mitgeprägt und ihr Schicksal ist folglich auch eng mit der Geschichte unserer Gemeinden verwoben. Ich persönlich finde es retrospektiv bedauernswert und fast schon erschreckend, wie wenig ich selbst über die Regionalgeschichte des NS wusste. Erkannt habe ich dies erst, als ich anfang, mich im Rahmen der AG intensiv mit der Regionalgeschichte zu beschäftigen. Auch wenn die gesellschaftlichen Ausprägungen von Antisemitismus und die Judenpogrome einen Löwenanteil in unserem Film einnehmen, geht es doch nicht nur ausschließlich darum. Wir haben bei unseren Recherchen vielmehr ein über viele Jahre friedliches Nebeneinander von jüdischen sowie nichtjüdischen Bürgern unserer Heimatgemeinden rekonstruieren können. Ohne die zahlreichen jüdischen Geschäfte wäre die Wirtschaftskraft des Ortes erheblich geschwächt gewesen. Auch politisch ließen sich Juden als gewählte Vertreter – wie beispielsweise im Gemeinderat – nachweisen.

Dieses gemeinschaftliche und friedliche interreligiöse Miteinander und eben nicht Gegeneinander kann mit Blick auf die neueste Geschichte und die hier anzutreffenden zahlreichen globalen Konflikte, die religiös motiviert sind, als Beispiel zu einem Appell für Frieden verstanden werden. Die Geschichte nimmt hierbei gewissermaßen die Rolle einer (mahnenden) Folie ein. Als Konsequenz dürfen wir uns nicht von der Vergangenheit abwenden, sondern müssen uns mit unserer eigenen – auch manchmal unbequemen und sperrigen – Geschichte auseinandersetzen. Auch unsere Filmpremiere in den Räumlichkeiten der Grundschule Freistett und die positiven Rückmeldungen der dort anwesenden SchülerInnen der Klassen 3 und 4 hat unsere Überzeugung gestärkt, dass man sich nie zu früh mit der eigenen Geschichte befassen kann.

Quo vadis, Erinnerung?

Nicht schon wieder!

Dieser in der syntaktischen Struktur einer Ellipse geäußerte Imperativ bringt deutlich den Wunsch zum Ausdruck, sich

nicht weiter mit der Geschichte des Nationalsozialismus beschäftigen zu müssen. Laut Roth⁶ muss hierbei gefragt werden, ob die mittlerweile unüberschaubare Anzahl von Publikationen in Schrift, Bild und Ton und somit die in diesem Kontext vielfach zitierte mediale Übersättigung am Nationalsozialismus als Grund für eine schleichende Abkehr vom prominenten Erinnerungsimperativ *Nie wieder!* angeführt werden darf. Neben der Tatsache, dass es in einer freiheitlichen Gesellschaft keine medial verordneten Zwänge einer Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus gibt, blenden die sich über eine Dauerrepräsentation echauffierenden Kritiker die in Schulen stattfindende Beschäftigung mit der Geschichte der ersten deutschen Diktatur in der Regel aus. Denn für die dort lernenden Jugendlichen stellt die Behandlung der Geschichte des Nationalsozialismus fast immer eine Erstbegegnung dar.⁷ Durch die Brille eines Didaktikers gesehen, ist es hierbei nur außerordentlich zu begrüßen, aus einem großen Repertoire medialer Angebote schöpfen zu können, um hieran im Modus der Dekonstruktion ein reflektiertes Geschichtsbewusstsein zu fördern.

Das Verstummen der Stimmen der „letzten Zeugen“,⁸ wie der Spiegel erst zu Beginn des Jahres 2015 titelte, stellt sowohl Lehrende als auch Lernende vor bisher ungeahnte Herausforderungen. In absehbarer Zeit wird der Staffelstab der Erinnerung vollständig an die nächste Generation weitergereicht werden und zum ersten Mal in der Geschichte handelt es sich hierbei um Erinnerungsträger, für die der Nationalsozialismus nicht mehr Teil ihrer eigenen Biografie ist. Auch noch 70 Jahre nach Ende der nationalsozialistischen Herrschaft muss sich eine seit nunmehr 25 Jahren gesamtdeutsche Gesellschaft der Frage stellen, mit welchen Erinnerungspraktiken der Geschichte des Nationalsozialismus in Zukunft gedacht werden soll. Alarmierend sind in Bezug auf diese Frage die Zahlen einer Umfrage der Bertelsmann Stiftung aus dem Jahr 2015, wonach sich 58 Prozent der Befragten wünschen, einen Schlussstrich unter die Geschichte der Judenverfolgung während der Zeit des Nationalsozialismus zu ziehen.⁹ Zugespitzt ließe sich auf Grundlage dieser Zahlen die provokative Behauptung aufstellen, dass die Ablösung des Erinnerungsimperativs *Nie wieder!* mehrheitsfähig ist.

Um den diesen Beitrag überschriebenen Fragesatz verneinen zu können, bedarf es auch in Zukunft aktiver Erinnerungsträger, die im Verlauf ihrer Bildungsbiografien selbstreflexive Kompetenzen erwerben, „mit der sie die Rolle von Erinnerungskulturen für die Auseinandersetzung mit der extremen

Geschichte des 20. Jahrhunderts zu begreifen verstehen“¹⁰. Dass diese nicht nur auf die Geschichte der nationalsozialistischen Diktatur zu reduzieren ist, versteht sich von selbst. Ein „vielerorts leerlaufende[r] Erinnerungsimperativ“¹¹ muss in einer sich wandelnden bundesdeutschen Gesellschaft, deren Bevölkerungsanteil mit einer Migrationsgeschichte stetig wächst¹² und in der das vollständige Verstummen der Zeitzeugenstimmen in naher Zukunft bevorsteht, von jeder Generation eigenständig als Handlungsmaxime aktualisiert werden. In welchen medialen Ausprägungen dies geschehen wird, hält die Zukunft für uns bereit.

Anmerkungen

- 1 Adorno, Theodor W.: *Erziehung und Mündigkeit*, Frankfurt am Main 1971, 88
- 2 Vgl. weiterführend zur Geschichte der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim: Hirschberg, Gerd: *Die jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim – ein Erinnerungs- und Materialbuch*, Rheinau 2015
- 3 Eine Übersicht der pluralen Formen und Ambivalenzen der Erinnerung an die Shoa in einer ländervergleichenden Perspektive bietet Ostermann, Patrick/Rehberg, Karl-Siegbert/Müller, Claudia: *Die Shoa in Geschichte und Erinnerung. Perspektiven und Medien der Vermittlung in Italien und Deutschland*, in: Müller, Claudia/Ostermann, Patrick/Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): *Die Shoa in Geschichte und Erinnerung. Perspektiven medialer Vermittlung in Italien und Deutschland*, Bielefeld 2014, 1–24, hier 15
- 4 Weiterführend zum Geschichtsbewettbewerb des Bundespräsidenten <http://www.koerber-stiftung.de/bildung/geschichtswettbewerb/wettbewerb-201415.html> (letzter Zugriff am 22.03.2015)
- 5 Vgl. Hirschberg (2015)
- 6 Vgl. Roth, Harald: Vorwort, in: Roth, Harald (Hrsg.): *Was hat der Holocaust mit mir zu tun? 37 Antworten*, München 2014, 9
- 7 Vgl. Ebd., 9. Zur Frage, ob diese Erstbegegnung bereits im Grundschulalter stattfinden soll, Hanfland, Vera: *Holocaust – eine Thema für die Grundschule? Eine empirische Untersuchung zum Geschichtsbewusstsein von Viertklässlern (= Geschichtskultur und historisches Lernen 3)*, Berlin 2008
- 8 Der vollständige Untertitel des Spiegelcovers 5 (2015) lautet: „Die letzten Zeugen. 19 Auschwitz-Überlebende berichten“
- 9 <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/themen/aktuelle-meldungen/2015/januar/deutsche-blicken-skeptisch-auf-israel/> (letzter Zugriff am 22.03.2015)
- 10 Cornelißen, Christoph: *Der Beitrag von Schulen und Universitäten zu Erinnerungskulturen*, in: Gautschi, Peter/Sommer Häller, Barbara (Hrsg.): *Der Beitrag von Schulen und Hochschulen zu Erinnerungskulturen*, Schwalbach/Ts. 2014, 33
- 11 Ebd. 33
- 12 Vgl. hierzu Özdemir, Cem: *Was geht mich das an? Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft*, in: Roth (2014), 234–236

Forum

Richtigstellung eines Beitrags im 75. Jahresband der Ortenau 1995: Gab es eine „Straßburger Konferenz“?

Seit Jahren überfällig ist eine Korrektur in meinem Text „Wenn die Gauleitung ihre Teppiche in den Bunker tragen läßt, kommen Flieger“, soweit er angebliche Vorgänge in Straßburg im August 1944 betrifft.

Denn die Angaben zu der „Straßburger Konferenz“, die am 10. August im Hotel „Maison Rouge“ stattgefunden haben soll, sind komplett erfunden. Damit entfällt der vierte Absatz auf der ersten Seite meines Beitrags (Seite 477). Wenn dann auf der letzten Seite (505) die Ortenauer Zeitung vom 16. November 1945 zitiert wird, so ist das Teil der Legende, deren Entstehung der Historiker Dr. Heinz Schneppen bereits 2007 in seinem Buch „Odessa und das Vierte Reich“ ausführlich und überzeugend dargestellt hat. Es erschien im Metropol Verlag und behandelt die Entstehungsgeschichte des Mythos im Kapitel „Die Geheimkonferenz von Straßburg“ auf den Seiten 71 bis 91. Wesentlich mitgewirkt an der Erfindung hat Simon Wiesenthal, „er hat sie mitgestaltet“.

Schneppen zählt alle Beteiligten auf und zeigt sogar das Dokument des US-Geheimdienstes vom 17. November 1944, das die Teilnehmer der angeblichen Konferenz nennt. Leiter der Konferenz war demnach Dr. Scheid, er sei SS-Obergruppenführer und Direktor einer Firma. Das Dokument wurde von Henry Morgenthau Jr. auszugsweise in seinem Buch „Germany is our Problem“ veröffentlicht. Es erschien 1945 in Washington und dürfte die Grundlage jenes Artikels aus der Ortenauer Zeitung vom 16. November 1945 sein, aus dem ich zitierte.

Heinz Schneppen hat in dem Buch auch die Entstehung des Mythos „Die Akte Odessa“ ausführlich beschrieben und nachgewiesen, dass es diese angeblich Hilfs-„Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen“ nie gegeben hat. Auch an diesem Mythos war Simon Wiesenthal maßgeblich beteiligt. Als dann 2010 die deutsche Ausgabe seiner Biografie erschien, verfasst von dem israelischen Historiker Tom Segev, würdigte Schneppen dieses Werk in einem Beitrag für die Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (59. Jahrgang 2011, Heft 2). Er nannte Wiesenthals dubiose Informanten und erwähnte auch hier wieder die erfundene „Straßburger Konferenz“.

Geschichte als Krimi – es ist sehr unterhaltsam, die Erfindung von Mythen der Zeitgeschichte nachzuerfolgen. Gerade auch solcher, denen man selber aufgesessen ist.

Frank Flechtmann

Bilder vom Weltenbrand 1914–1918 digitalisiert

Im Rahmen der Neuerschließung der Unterlagen des XIV. Armeekorps mit 1,2km Umfang wurden im Generallandesarchiv Karlsruhe rund 10000 in den Akten enthaltene Fotos aus der Zeit des Ersten Weltkriegs digitalisiert. Der Quellenwert dieser Bilder – darunter zahlreiche Luftbildaufnahmen deutscher und alliierter Stellungen – ist kaum zu überschätzen, da sie nicht isolierte Sammlerstücke, sondern vielmehr Bestandteil einer Akte sind. Das Besondere darin ist: der jeweilige Entstehungskontext der Bilder ist mit überliefert, sodass größtenteils eine eindeutige inhaltliche und formale Zuordnung mit exakten Angaben zu Ort, Zeit und Motiv erfolgen kann. Menschen, Orte, Gegenstände und Waffen werden identifizierbar. Eine auf den ersten Blick vermeintlich unscheinbare Fotografie kann als Bestandteil einer konkreten Geschichte interpretiert und somit unversehens zu einer wichtigen historischen Quelle werden. Die ersten drei Findmittel mit 600 Fotos konnten jetzt [Stand Ostern 2015, Anm. Ruch] freigeschaltet werden. Weitere werden im Lauf des Jahres 2015 folgen.

Redaktion

11. literarischer Radweg in Baden-Württemberg: Von Grimmelshausen zu Moscherosch

Das barocke Dreieck Oberkirch, Renchen, Willstätt bildet die Grundlage für den 11. Weg der Reihe „Per Pedal zur Poesie“, der am Samstag, den 09. Mai 2015 eröffnet wurde. Der Radweg wurde gemeinsam von den drei Kommunen und der beim Deutschen Literaturarchiv Marbach angesiedelten „Arbeitsstelle für literarische Museen in Baden-Württemberg“ entwickelt.

Die Eröffnungsveranstaltung begann in der Oberkircher Mediathek. Nach einer Begrüßung durch Herrn Oberbürgermeister Matthias Braun sprach Dr. Thomas Schmidt: „Wer niemals fühlte per Pedal. Zur schwierigen Beziehung von Literatur und Radfahren.“ Es folgte eine Einführung durch Dr. Irmgard Schwanke. Dann startete man zur Weiterfahrt zum Silbernen Stern in Gaisbach, wo es im Gedenken an den Wirt Grimmelshausen Imbiss und Getränke gab. In Renchen begrüßte dann Bürgermeister Bernd Siefermann, worauf sich eine Lesung aus einem Grimmelshausenwerk anschloss. Eine kleine Führung durch das Simplicissimus-Haus gab Klaus Brodbeck, 1. Vorsitzender Grimmelshausenfreunde Renchen e. V. Danach ging es mit dem Fahrrad über Renchen nach Willstätt, wo Bürgermeister Marco Steffens zum Thema Moscherosch einführte und ein Schauspieler aus den Werken und dem Leben Johann Michael Moscheroschs rezitierte. Die gesamte Tour, die allen Literatur- und Geschichtsfreunden der Ortenau empfohlen sei, umfasst 45,6 km.

Redaktion

Neue Literatur

Claus von und zu Schauenburg: Teutscher Friedens-Raht. Kommentierte Edition der von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen redigierten Ausgabe von 1670 (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Band 348). Stuttgart 2014, 302 S.

„Aber der Krieg ist ein gemeines übel, dem viel böses pflegt nachzufolgen ...“, schrieb Claus von und zu Schauenburg (1589–1655) aus der protestantischen Gaisbacher Familienlinie derer von Schauenburg in seinem politischen Traktat „Teutscher Friedens-Raht“. Er selbst erlebte die Drucklegung seines Werkes allerdings nicht mehr. Erst sein Sohn Philipp Hannibal gab es 1670 heraus – zu Lebzeiten des Renchner Schultheißen und einstigen Schaffners der Schauenburger Familie, Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (1621 oder 1622–1676). Viele Jahre war Grimmelshausen bekanntlich für die Familie tätig gewesen und daher gilt es als überaus wahrscheinlich, dass er an der Veröffentlichung des Buches mitgewirkt hat. So wird denn auch der „Friedensrat“ durch die Forschung im unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Lebenswerk und den simplicianischen Schriften gestellt. Thema ist, „wie nemblich ein durch Krieg verderbtes Land durch gute Friedensanstalten und ersprießliche Regierung wieder aufzubringen sey“. Ein sowohl moralisches wie wirtschaftliches Aufbauprogramm für das Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg war gefordert, und der Schauenburger stellte nun ein für die tägliche Praxis der Beamten, der verantwortlichen Standesherrn und deren Verwaltung eine Art Handbuch zum Nachschlagen, eine konkrete Anleitung zum Staatsaufbau zusammen. Hier lag ein Politik-Lehrbuch vor, in dem man sich Ratschläge holen konnte, wie Herrschaft zu organisieren und Agrar-, Wirtschafts- und Finanzpolitik zu gestalten sei unter den Bedingungen des Friedens. Auch andere adelige Standesherrn, deren Ländereien völlig darniederlagen, etwa der Fürst von Fürstenberg, waren ja 1648 längst der Meinung geworden, „der liebe Friede wär das Best!“ (siehe die Fürstenberger

Korrespondenz aus Prag in der vorliegenden „Ortenau“). Die Landwirtschaft galt dem Schauenburger als Basis für den Wiederaufbau, der Ackerbau vor allem. Pflicht für jeden Landesherren sei es, gerecht und fürsorglich vorzugehen, um Aufruhr und Unzufriedenheit zu vermeiden. Nur eine florierende Wirtschaft garantiere ein stabiles Gemeinwohl und nütze beiden: Untertan und Herrscher. Bemerkenswert an diesem Buch ist die Klarheit der Analyse und die Beschreibung der Zustände während des Krieges: Denn noch unter dessen Bedingungen war der „Friedensrat“ geschrieben worden, „mitten in denen krieges unruhen“, wohl 1633, so schreiben Dieter Breuer, Peter Hesselmann und Dieter Martin, die Herausgeber der kommentierten Edition in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart. Die Widmungsvorrede ist unterschrieben „Oberkirch, den 20. Juli des 1670. Jahrs“ und verortet damit das Buch unmittelbar in die Ortenau, die es zu ihrem bedeutenden geistesgeschichtlichen Erbe zählen darf. Dem „Friedensrat“ ist daher besonders in diesem Landstrich, aber natürlich auch andernorts, eine aufmerksame Leserschaft zu wünschen. Leider ist sein Thema des Aufbaus einer friedlichen Gesellschaft nach einer Zeit des Krieges wie ehemals aktuell geblieben.

Martin Ruch

Hansjakob-Gesellschaft: Ein Rebell sucht Ruhe. Heinrich Hansjakob in der Kartaus in Freiburg. Langversion DVD. 2014.

Die Hansjakob-Gesellschaft musste mit dem Verkauf des Freiburger Kartäuserklosters an die Robert-Bosch-Stiftung auch die Heinrich-Hansjakob-Gedenkstätte, das „Dichterheim“ des Schriftstellers, räumen und die drei Barockräume der ehemaligen Priorswohnung freimachen. Hier war mit hohem finanziellem Aufwand auch seitens der Hansjakob-Gesellschaft 1997/1998 die einzige literarische Gedenkstätte in Freiburg eingerichtet und öffentlich zugänglich gemacht worden. Mit dem bevorstehenden Auszug konnte 2012 wenigstens ein Dokumentarfilm aus Mitteln der Robert-Bosch-Stiftung finanziert werden. Dazu wurden unter Federführung von Frau

Dr. Maria Schüly die Räume in den Originalzustand zurückgeführt und dienen nun als Drehort, gemeinsam mit anderen Hansjakob-Lebenswelten (Hagnau, Haslach, Hofstetten). Den Mitgliedern der Hansjakob-Gesellschaft konnte dieses wertvolle Zeitzeugnis als Jahresgabe in Form einer DVD überreicht werden, ein einmaliges Werk für alle Hansjakob- und Literaturfreunde.

Martin Ruch

Bühler Jahrbuch 2014. Herausgeber Stadt Bühl, Stadtgeschichtliches Institut. Bühl: seitenweise Verlag, 288 S., viele Abb., eine DVD-Film-Chronik Bühl 2013.

Der Bühler Heimatbrief war seit 1965 eine feste Institution gewesen, der jeweils zum Jahresende einen Rückblick hielt und auch die außerhalb der Stadt lebenden Bühler über das Stadtgeschehen unterrichtete. Doch nach all den Jahren war eine Neuorientierung fällig geworden, die nun unter neuem Namen mit dem „Bühler Jahrbuch 2014“ an den Start geht. Der Bühler seitenweise Verlag hat die Herstellung und den Vertrieb unternommen und mit der Firma punktgenau einen erfahrenen und qualitätsbewussten Hersteller und Gestalter eingebunden. Das Ergebnis kann sich sehen lassen, es unterhält mit Niveau und abwechslungsreichen Themen aus Gesellschaft und Natur, Kunst und Geschichte. Das Layout ist gekonnt gemacht, viele Bilder lockern das Werk auf, und eine DVD dokumentiert die Stadtchronik des Jahres 2013. Ein respektables, schön gemachtes Jahrbuch ist entstanden, zu dem man der Stadt und der Redaktionsleitung unter Dr. Marco Müller nur gratulieren kann.

Martin Ruch

Geroldsecker Land 2015. Jahrbuch einer Landschaft. Hg. Stadt Lahr, Redaktion Gabriele Bohnert. Lahr 2015, 212 S., viele Abb.

Auch das Geroldsecker Land hat sich seit Längerem, wie die „Ortenau“, Schwerpunktthemen gegeben. „Recht und Ordnung“ steht über der neuesten Ausgabe des Jahrbuches. Recht und Unrecht in Zeiten des Krieges und der Unterdrückung, Hoffnung und Verzweif-

lung bestimmen die Texte der Autoren, die es gleichwohl verstanden haben, neben Nachdenklichem auch amüsante Aspekte der Stadt- und Regionalgeschichte einfließen zu lassen. Daher sind nicht nur die verzweifelten Feldpostbriefe der Brüder Ernst und Hermann Krämer, die mit 20 und 18 Jahren gefallen sind im Kampf gegen die Franzosen, dokumentiert – sondern eben auch die Kämpfe der Polizei gegen deutsche und kanadische Jugendliche mit Schaumlöschkanonen. Thorsten Mietzner geht der Frage nach, wie die in Lahr verbliebenen Menschen den Ersten Weltkrieg erlebten, wie sie sich versorgten angesichts des Mangels. Norbert Klein hält die Ereignisse während der „Reichskristallnacht“ 1938 in Lahr fest, aber auch den Umgang mit diesem Verbrechen im Synagogenprozess von 1949. Dass die beiden Haupttäter keinerlei Reue zeigten und dennoch 1950 durch ein Straffreiheitsgesetz rehabilitiert wurden, ist auch hier in Lahr kein Ruhmesblatt in der Nachkriegsgeschichte gewesen.

Martin Ruch

Volkstrachten in Yach und im Elztal – Spiegel der ländlichen Entwicklung. Hg. vom Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach (= Lebendige Geschichte in Yach, Bd. 3). Ubstadt-Weiher, 2014, 152 S., viele Abb.

Unter der zuverlässigen Redaktion von Heiko Haumann entstand diese Publikation zu einem Thema, das eigentlich immer mehr aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwindet – wenn man nicht gerade auf dem Cannstatter oder Münchner Wasen oder Oktoberfest weilt: die Tracht. Dort tauchen sie zwar massenhaft auf, die Dirndl- und Lederhosen-trägerinnen und -träger, mit Gamsbarthut und Miedergürtel etc. Aber im Alltag der ländlichen Bevölkerung ist Tracht nur noch sehr selten zu finden, „in manchen Gegenden des Schwarzwaldes wurde sie schon in den 1920er Jahren kaum noch getragen“, stellt das vorliegende Buch fest (S. 89). Umso interessanter die Zusammenstellung dieses Werkes, das in vielen Bildern und Skizzen die Verhältnisse im Elztal bis zur Gegenwart dokumentiert. Eine abschließende Bilanz kann nicht gezogen werden,

Trachten entstehen und wandeln sich nicht einfach zufällig. Ihre Geschichte hängt von vielen Faktoren ab. So spiegelt der Niedergang der Tracht im 20. Jahrhundert die Strukturveränderungen in der Landwirtschaft wider. „Nicht zufällig wurde die Tracht aufgegeben“ (S. 134), das bestätigen die Untersuchungen und Interviews dieses interessanten alltagsgeschichtlichen Werkes, das in beispielhafter Weise den Umgang mit dem Thema in Text und Bild in einem Schwarzwaldtal dokumentiert.

Martin Ruch

Historischer Verein für Mittelbaden/Regionalgruppe Geroldsecker Land (Hrsg.): Stolpersteine in Lahr. Ein Geschichtsprojekt mit Schülerinnen und Schülern der Klasse 10a der Friedrichschule Lahr, Schuljahr 2013/2014, Ubstadt-Weiher u. a.: verlag regionalkultur, 2015.

Das durch den Kölner Künstler Gunter Demnig seit nunmehr zwei Jahrzehnten durchgeführte dezentrale Mahnmal „Stolpersteine“ für die Opfer des Nationalsozialismus wird seit 2004 – zurückgehend auf bürgerschaftliches Engagement – auch in der Stadt Lahr umgesetzt. Nun liegt, basierend auf einem Schülerprojekt der Friedrichschule Lahr, eine erste Dokumentation der in Lahr bislang verlegten „Stolpersteine“ und der damit erinnerten Personen vor.

Einleitende Artikel zu der fast 100 Seiten umfassenden Broschüre stammen von Gardy Käthe Ruder und Thorsten Mietzner. Der Beitrag des Historikers Mietzner (S. 22–27) beschreibt in kompetenter Weise das Gesamtprojekt, insbesondere die damit verbundenen Schwierigkeiten der Quellenlage und -recherche. Zudem thematisiert er einleuchtend die Problematiken, denen man sich mit des Begrifflichkeit des „Opfers“ ausgesetzt sieht.

Insgesamt ist laut seinen Ausführungen von etwa 60 aus politischen Gründen verfolgten Personen, 35 Lahrer Jüdinnen und Juden, 107 Personen, die von Zwangssterilisationen betroffen waren, etwa 60 Personen mit psychischen Krankheiten sowie weiteren Einzelfällen, schließlich über 500 Zwangsarbeitern und rund 50 Fällen von bestrafte

„Wehrkraftersetzung“ auszugehen. Mietzner kommt zu dem Schluss, dass man in Lahr „selbst bei einer vorsichtigen Aufsummierung [...] sicher und belegbar auf über 900 Menschen [kommt]“, die man als „Opfer des Nationalsozialismus“ bezeichnen kann. Mit seinem einleitenden Beitrag ermöglicht Mietzner die Einordnung der nachfolgend in der Broschüre dargestellten einzelnen Opfer-Biografien.

Währenddessen sind die durchgängig persönlich gefärbten Anmerkungen von Gardy Käthe Ruder (S. 6–21) in ihrem allzu selbstbezogenen Stil nur mit Mühe erträglich. Ruder, deren Großmutter als Opfer des nationalsozialistischen „Euthanasie“-Programms auch zu den Lahrer Opfern gehörte, hat sich als Initiatorin der „Stolpersteine“ zweifelsohne verdient gemacht. Als Autorin zur Sache ist sie ungeeignet, wozu auch ihre Darstellungsform im sehr unschönen Historischen Präsens negativ beiträgt.

In dem Buch werden daraufhin insgesamt 39 „Opfer der Nationalsozialismus“, für die in Lahr bislang Stolpersteine verlegt wurden, vorgestellt. Dabei wurde darauf Wert gelegt, dass keine der eingangs geschilderten Opfergruppen ausgeklammert wurde. Allerdings ist die Opfergruppe der Jüdinnen und Juden mit 28 Biografien sehr deutlich in der Überzahl, die große Gruppe der Zwangsarbeiter/-innen mit nur einer Repräsentation (Suizid der Ukrainerin Maria Tschernuk am 27.10.1943) hingegen deutlich unterrepräsentiert. Dieses Ungleichgewicht spiegelt sicherlich auch die unterschiedliche Forschungslage auf der lokalen Lahrer Ebene wider.

Für die jeweiligen Recherchen zeichnen die am Projekt beteiligten Schülerinnen und Schüler der Friedrichschule verantwortlich, die sich mit ihren Texten meist einfühlsam den porträtierten Personen angenähert haben. Ergänzt werden die Kurzbiografien durch abgedruckte Interviews mit Lahrer Stolperstein-Paten wie Walter Caroli, Norbert Klein und Daniel Schempf sowie mit dem jüdischen Nachfahren Uri Rosenfelder und schließlich mit dem Künstler Gunter Demnig, in dessen Werkstatt die Stolpersteine entstehen.

Das Buch verzichtet leider auf eine Literaturliste zur Geschichte des Nationalsozia-

lismus bzw. der Opfer des NS-Regimes in Lahr. Außer einem gesonderten Verweis auf die Lehrerin und Forschungspionierin Hildgard Kattermann (1909–1991) bleiben demzufolge in dem Buch insbesondere die maßgeblichen Arbeiten zur Geschichte der Lahrer Juden von Jürgen Stude unerwähnt, von denen die ersten schon in den 1980er Jahren erschienen.

Die immer wieder mit neuen, unterschiedlichen Argumenten einsetzende Kritik an den „Stolpersteinen“ wird in der Broschüre nicht thematisiert, sie kann auch nicht Gegenstand dieser Besprechung sein. Dennoch sei als einer der häufig genannten Kritikpunkte zumindest angesprochen, dass das Gedenken an die Opfer, das durch die „Stolpersteine“ zum Ausdruck kommt, nicht die Beschäftigung mit den lokalen Tätern verhindern sollte. Deren Namen wird man auch in der vorliegenden Broschüre vergeblich suchen.

Thorsten Mietzner weist in seinem einleitenden Beitrag darauf hin, dass zur Geschichte der Opfer des Nationalsozialismus in Lahr noch immer „viel Raum für zukünftige Forschungen“ ist. Zweifelsohne ist es sehr begrüßenswert, dass entsprechende Projekte mit Schülerinnen und Schülern durchgeführt werden. Man sollte mit solchen wichtigen Projekten jedoch keinesfalls die eigentliche professionelle Forschungsarbeit ersetzen, die dann auch Täterforschung sein sollte. Den fast 20 beteiligten Schülerinnen und Schülern der Friedrichschule – stellvertretend seien die Chefredakteure Lena Küpper und Thomas Erling genannt – gebührt ein uneingeschränktes Lob für ihre Arbeit, die für die Lokalgeschichtsschreibung im besten Fall Ansporn für eigene Aktivitäten sein kann. Das Buch kann bei der Regionalgruppe Geroldsecker Land bezogen werden.

Uwe Schellinger

Wolfgang Kleiber: Schwarzwälder Namenbuch. Die Schwarzwaldromania in sprachlicher und außersprachlicher Sicht. 2015. 168 S. (mit Abb.). 20,- €.

Dieser Besprechung sei – dem Buch von Kleiber entnommen – ein Motto aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ vorangestellt:

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ – Genau auch um dieses Element in der wissenschaftlichen Namenkunde geht es hier, wenn so zunächst unerwartet das Gefühl mit angesprochen wird.

Die Beachtung außersprachlicher Gesichtspunkte bereichert das Namenbuch beträchtlich. Dazu gehört das Siedlungswesen mit einem Nebeneinander verschiedener Völkergruppen einschließlich archäologischer Begehungen wie auch die Namengebung unter Berücksichtigung der Geländeformen. Ein besonderer Gewinn ist das unermüdliche Ansinnen des Autors als Lehrstuhlinhaber für deutsche Philologie und Volkskunde, außersprachliche Fundstücke einzubinden sowie Berichtigungen und Ergänzungen aufmerksam zu berücksichtigen.

Seit vielen Jahrzehnten ist Kleiber (vgl. das Literaturverzeichnis seit 1955) auf vor-deutsche Namen gestoßen, die sich als Romania linguistisch auf die lateinische Sprache zurückführen lassen. Diese Fundstücke sind vom Autor in sieben Namengebieten verzeichnet. Wie in all diesen Bereichen sind sie auch in der Ortenau bzw. im mittleren Schwarzwald („Kinzigtal“, „Schuttertal“, „Acher-, Rench- und „Elztal“) letztlich die Ergebnisse des Sprachschatzes einer voralemannischen Schwarzwaldromania mit einer unvollständigen Belegdichte. Kritiker verhielten sich seinen Forschungen gegenüber (etwa seit 1970) eher unzugänglich. Dabei fand eine planmäßige Flurnamenerkundung im Schwarzwald nicht statt.

Eine ausführlichere Diskussion für den Bereich „Kinzigtal“ bietet erstmals dieses Schwarzwälder Namenbuch. Sehr hilfreich ist das aktuelle Gesamtverzeichnis der Namen; allerdings wäre auch die Mitteilung der jeweiligen Seitenzahlen für das Auffinden der Namen recht nützlich gewesen. Für jeden Interessenten und Liebhaber der Sprache – insbesondere der Namenkunde – ist das Buch einschließlich des Kartenmaterials ein unverzichtbares Standardwerk der vor-deutschen Namenwelt im Schwarzwald.

Gernot Kreutz

Archive in Deutschland, Österreich und der Schweiz 2015/2016 – Adressbuch mit Online-Zugang, herausgegeben vom Ardey-Verlag in Zusammenarbeit mit dem VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e. V., Ardey-Verlag Münster 2015, ISBN 978-3-87023-415-7, 35,- EUR.

Dieses (nicht nur wegen seiner Einbandfarbe) als „Gelbe Seiten der Archive“ bekannte Adressverzeichnis hat sich mittlerweile zu einem unersetzlichen Standardwerk entwickelt. Es enthält die Adressen der öffentlichen und privaten Archive und Sammlungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum, die der Ardey-Verlag unter Mithilfe des Verbands deutscher Archivarinnen und Archivare herausgegeben hat. Die Archive sind dabei sachthematisch gegliedert: Staatliche Archive des Bundes und der Länder, kommunale Archive (Landkreise und Gemeinden), Kirchenarchive, Herrschafts-, Haus- und Familienarchive, Archive der Wirtschaft, Parlaments-, Parteien- und Verbandsarchive, Medienarchive und Hochschularchive. Innerhalb dieser Gruppen ist die Auflistung alphabetisch. Die Archive werden mit Namen, Adresse, Telefon, E-Mail- und Internetadresse sowie mit den Namen der Mitarbeiter aufgeführt. Am Ende des Buches findet sich ein Sach- und Personenregister. Das Buch enthält außerdem eine recherchierbare Datenbank auf CD-ROM, sodass man sowohl analog wie auch digital die Archivadressen nachschlagen kann. Für Archivbenutzer ist dieses Verzeichnis ein wichtiges Hilfsmittel und zur Anschaffung empfohlen.

Cornelius Gorka

Gebhardt, Miriam: Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des II. Weltkrieges. Deutsche Verlags-Anstalt, 1. Auflage, München 2015

Das Buch ist ein bestürzender Ausdruck gewalttätiger Kulturlosigkeit. Ein genereller Aufschrei. Keine Aufrechnung des Unrechts, sondern ein Anklagen jeden Unrechts: Vergewaltigung als zutiefste, persönliche, dauerhaft lebensschädigende Erniedrigung und zugleich als Erniedrigung einer ganzen Nation. Ob dabei manchmal auch geduldete oder gar gewollte Verstrickung in diese Ver-

brechen zur Schaffung einer unmenschlichen Form von überlegener Schuldkameraderie eine Rolle spielte? – Auch diese Frage muss gestattet sein. Auf Zahlen kann es dabei nicht ankommen: Jede einzelne Vergewaltigung, egal durch wen, wo und zu welcher Zeit, ist unerträglich.

Nur in den allerseltensten Fällen waren Offiziere persönlich an den Gewalttaten beteiligt. Die Erziehung in West Point (USA), St. Cyr (Frankreich) oder an der Royal Military Academy (heute Sandhurst) schließt ein solch unmenschliches Verhalten eigentlich aus – was auch für Lichterfelde als preußische Hauptkadettenanstalt gegolten hat, sicher aber nicht mehr als SS-Standort. Archaische und bildungsferne Strukturen kultivieren und billigen Gewalt eher, Bildung allerdings schließt sie auch nicht gänzlich aus.

Die Autorin geht nicht nur auf das Trauma der Tat ein, sondern auch auf das meist nachfolgende Stigma, auf die Tatsachen der Verachtung und Verdrängung des Leidens in der Nachkriegsgesellschaft. Und auf die unsägliche Last, welche den Vergewaltigungsopfern (und auch ihren Kindern!) auferlegt wurde. Der Frontsoldat als Kriegsoffer war heldenhaft, die als Vergewaltigungsopfer nicht weniger verletzte Frau in vielen Fällen „selbst schuld“. Eine unfassbare Haltung, welche die Bezeichnung Moral ins Perverse verkehrt. Übrigens: Auch Männer waren vereinzelt Opfer von Vergewaltigungen geworden.

Die Autorin ist eine sorgfältig recherchierende Historikerin, der für den Mut und die Sachlichkeit, die Fairness und Nachdenklichkeit ihrer Arbeit nur höchste Anerkennung gezollt werden kann. Allerdings hätte sie ausführlicher auf Ursachen und Folgen der Massenvergewaltigungen z. B. in Bruchsal, Freudenstadt oder Konstanz eingehen sollen. Was war deren Ursache? Unfähige oder charakterlose Offiziere? (Die gleiche Frage stellt sich selbstverständlich auch bei vergleichbaren Verbrechen durch deutsche Soldaten.) Nur am Rande: Man sollte auch die Vorschriften des BGB und des StGB nicht verwechseln. §218 BGB regelt (heute) die „Unwirksamkeit des Rücktritts“ (hinsichtlich der schuldrechtlichen Verjährung), §218 StGB (schon immer,

nur in unterschiedlicher, tatbestandlicher Ausprägung) die Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruches.

Ralf Bernd Herden

Im Versteck – Die Geschichte einer Rettung, nach Naomi Morgenstern, mit zwei Kurzgeschichten von Ehud Loeb und einem Nachwort von Noa Mkaton. 52 S., mit 27 Abb. Herausgegeben von der International School for Holocaust Studies, Yad Vashem, Israel. ISBN 978-965-525-059-6, 2012. Bestellung unter: education.sales@yadvashem.org.il

„Ich existiere nicht.“ Das stellte Ehud Loeb 1990 fest. Er bezog sich darauf, dass Bühl, seine Geburtsstadt, ihn und sein Schicksal bis dahin nicht wahrgenommen hatte. Seine Mutter Julchen stammte aus der mehr als 200 Jahre in Bühl nachweisbaren Familie Schweizer. Sein Vater Hugo Odenheimer kam aus Bruchsal und sie heirateten 1929, lebten in Bühl, wo sein Großvater Bertold eine kleine Druckerei betrieb. Ehud Loeb kam 1934 zur Welt und erhielt den Namen Herbert. Er war nach 1933 das einzige in Bühl geborene Kind jüdischer Religion. Jemals mit anderen Kindern in den Jahren bis 1940 gespielt zu haben, daran kann er sich nicht erinnern. Am 9. November 1938, mit viereinhalb Jahren, erlebte er, wie eine enthemmte Menge Steine gegen das ehemalige Rabbinatsgebäude warf, in dem seine Familie und andere jüdische Menschen eingepfercht leben mussten. Im Oktober 1940 wurden er, seine Eltern und seine Großmutter und insgesamt über 6000 weitere jüdische Menschen aus Baden, dem Saarland und der Pfalz nach Gurs im Südwesten Frankreichs deportiert. Sein Großvater war im August 1940 gestorben; ihm konnte kein Grabstein mehr errichtet werden.

In Gurs, manchmal als „Vorhölle von Auschwitz“ bezeichnet, verlor Herbert Odenheimer nach wenigen Wochen seine Großmutter, die an den elenden Verhältnissen im Lager zugrunde ging. Um ihr einziges Kind zu retten, entschieden sich seine Eltern – in einer unmenschlichen Lage – ihren Sohn aus dem Lager wegzugeben, ihn der OSÉ anzuvertrauen, einer französischen Organisation zur

Rettung jüdischer Kinder. Diese versteckte ihn in Waisenhäusern. „Nacht für Nacht lag ich wach, verbarg mein Gesicht im Kissen und weinte vor Sehnsucht bittere Tränen“, so Ehud Loeb.

Deutsche Besatzungssoldaten suchten nach den versteckten Kindern. In Buzançais im mittleren Frankreich lebten Jules und Jeanne Robert; der Ehemann, ein Metzger, war in der französischen Widerstandsbewegung. Das Paar nahm den kleinen Jungen auf. Niemand verriet den kleinen Hubert, wie er jetzt hieß, auch nicht, als er in einem kleinen Ort bei der Mutter von Jules Robert versteckt wurde. Dort wusste nur der Ortspfarrer über seine richtige Identität Bescheid, machte ihn zum Messdiener, schützte ihn so vor jedem Verdacht. Es folgten erneut Aufenthalte bei Jules und Jeanne Robert, dann in anderen Heimen. Die Befreiung Frankreichs und das Kriegsende erlebte er beim Ehepaar Robert. Danach wieder ein Leben im Kinderheim. „Jeden Tag kamen Väter, Mütter, Onkel oder Tanten der Kinder ins Heim, um sie abzuholen.“ Der nun 12-Jährige überlegte, wie er sich mit seinen Eltern verständigen würde. Deutsch hatte er verlernt. Aber: „Ich blieb als Letzter im Kinderheim übrig.“

Ende 1945 wurde ihm gesagt, dass über seine Eltern nichts zu erfahren war. Ihre Namen fanden sich später auf Transportlisten: 1942 waren sie unter den Tausenden, die aus Frankreich nach Auschwitz gebracht, dort bald nach der Ankunft ermordet wurden. Seine geliebte Tante Erna, die einzige Schwester seiner Mutter, zuletzt in Stuttgart – ebenfalls ermordet. Entfernte Verwandte in der Schweiz fanden sich, nahmen ihn als Kind an. Da war er 13 Jahre alt, hieß nun Herbert Loeb. – Nach dem Studium der Kunstgeschichte, die er mit der Promotion abschloss, ließ er sich in Israel nieder und reihte sich dort mit dem biblischen Vornamen Ehud wohl bewusst in die Geschichte seines Volkes ein. Er arbeitete am Israel Museum in Jerusalem und lehrte an der Hebräischen Universität, heiratete, lebt dort mit seiner Frau Shoshanna, mit seinen vier Kindern und zahlreichen Enkelkindern.

Das Buch „Im Versteck. Die Geschichte einer Rettung“ entstand in der Zusammenar-

beit von Ehud Loeb mit Pädagogen und Historikern; es erzählt in einfacher, vielleicht gerade deshalb so eindringlicher Sprache seine Erinnerungen. Zwar in erster Linie für Heranwachsende bestimmt, kann es aber auch Erwachsene in seinen Bann ziehen. Wenige Anmerkungen erläutern, soweit nötig, den historischen Hintergrund. Zahlreiche Bilder und Dokumente veranschaulichen das Erzählte. Der Anhang enthält zwei kostbare Kurzgeschichten, in denen Ehud Loeb die Lesenden in den Bann seiner Erinnerungen zieht. Wer das kleine Buch mit seinen 52 Seiten gelesen hat, bleibt fassungslos zurück. Mancher liest es wieder.

Ehud Loeb vermochte lange Zeit nicht in seine Geburtsstadt zu kommen. Erst 2007 war

es soweit, dass die Stadt Bühl ihn und seine Familie offiziell empfing. Persönliche, auch freundschaftliche Kontakte entstanden und dauern an. 2013 war Ehud Loeb zusammen mit seiner Frau und zweien seiner Kinder wieder in seiner Geburtsstadt; sie nahmen an der Umbenennung einer Straße im Stadtzentrum teil, die nach dem letzten in Bühl geborenen Kind „Herbert-Odenheimer-Straße“ heißt. Es waren nur noch wenige anwesend, die sich an das Kind Herbert erinnerten. Das Buch über seine Verfolgung und Rettung ist eine eindringliche Hilfe dabei, seine Existenz, die seiner Eltern, die Schicksale aller Verfolgten und der zu wenigen Rettenden in unserem Gedächtnis zu erhalten.

Günther Mohr

Nachrichten

Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 26. Oktober 2014 in Lahr

Seine Jahresversammlung 2014 hielt der Historische Verein für Mittelbaden am 26. Oktober 2014 im „Haus zum Pflug“ in der Chrysanthenen geschmückten Stadt Lahr ab. Präsident Klaus G. Kaufmann konnte dabei Vertreter aus 19 der 30 Mitgliedergruppen begrüßen. Es war durchaus eine historische Versammlung, denn im Mittelpunkt standen die Satzungsreform und die Neuwahl des Präsidiums. Der Präsident berichtete zunächst von den verschiedenen Aktivitäten des Vereinspräsidiums. Danach erstattete Geschäftsführer Alexander Vallendor seinen Kassenbericht. Der Gesamtverein hat auch im vergangenen Jahr ordentlich und sinnvoll gewirtschaftet und kann insofern eine ausgeglichene Bilanz vorweisen. Sorgen bereiten dem Verein aber weiterhin die rückläufigen Mitgliederzahlen. Momentan hat der Historische Verein insgesamt 2826 Mitglieder. Der größte Aufwandsposten ist weiterhin die Vereinszeitschrift „Die Ortenau“, die wieder pünktlich ausgeliefert werden konnte. Das diesjährige Jahrbuch hat den Themenschwerpunkt „Erster Weltkrieg“ und umfasst zahlreiche lesenswerte Beiträge, wie Redakteur Martin Ruch betonte. Damit die „Ortenau“ künftig früher erscheinen kann, ist nun bereits am 1. Februar Redaktionsschluss.

Anschließend führten die Mitglieder eine gründliche Renovierung der Vereinssatzung durch. Der Gesamtvorstand hatte bereits bei zwei Sitzungen entsprechende Änderungsvorschläge erarbeitet und empfohlen. Dabei sollten besonders die Regelungen über den Verein, seine Organe und sein Vermögen auf den neuesten Stand gebracht werden. Die Satzungsänderungen wurden Punkt für Punkt beschlossen und danach noch einmal die gesamte neue Satzung verabschiedet.

Bei der Neuwahl des Präsidiums blieben fast alle Vorstandsämter in bewährten Händen: Präsident bleibt Klaus G. Kaufmann, 1. Vizepräsident Dr. Cornelius Gorka, 2. Vizepräsident Klaus Gras, Geschäftsführer Alexander Vallendor und Redakteur Dr. Martin Ruch. Auch René Siegrist wurde als Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten bestätigt. Leider konnte für die bisherige 3. Vizepräsidentin Gabriele Ibach keine Nachfolge gefunden werden, sodass diese Stelle vorerst unbesetzt bleibt. Dafür wird künftig auch die Sprecherin der Vereinsbibliothek Renate Demuth dem Präsidium angehören.

Beim anschließenden Empfang der Stadt Lahr würdigte Oberbürgermeister Dr. Wolfgang G. Müller die wertvolle Arbeit des Historischen Vereins für Mittelbaden und seiner Ortsvereine. Danach berichtete Dr. Niklot Krohn in seinem Festvortrag „Von Römern, Alamannen und frommen Mönchen“ über die Ortenau zwischen Antike und Mittelalter. Dabei erläuterte er den archäologischen Forschungsstand und befasste

sich mit verschiedenen Zukunftsperspektiven zur regionalen Forschung. Die Tagung endete am Nachmittag mit Führungen über die Chrysanthema und in der Burgheimer Kirche.

Cornelius Gorka



Das neugewählte Präsidium (von links nach rechts): Vizepräsident Dr. Cornelius Gorka, Redakteur Dr. Martin Ruch, Präsident Klaus G. Kaufmann, Vizepräsident Klaus Gras und Geschäftsführer Alexander Vallendor



Führung von Dr. Niklot Krohn zur Burgheimer Kirche

Neue Satzung für den Historischen Verein für Mittelbaden e. V.

Satzung

§ 1 Name und Sitz des Vereins, Geschäftsjahr

1. Der am 8. Mai 1910 gegründete Verein führt den Namen „Historischer Verein für Mittelbaden e. V.“
2. Sitz des Vereins ist Offenburg.
3. Der Verein ist in das Vereinsregister eingetragen (Amtsgericht Offenburg).
4. Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 2 Zweck, Gemeinnützigkeit

1. Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des §52 der Abgabenordnung (AO 1977).
2. Die Mitglieder und Organe des Vereins sind grundsätzlich ehrenamtlich tätig.
3. Zweck des Vereins ist die Förderung von Geschichtsforschung und Geschichtsvermittlung der Region. Der Verein leistet damit

Beiträge zur Volks- und Heimatkunde, zur Pflege von Kunst, Kultur und Denkmalschutz.

Der Satzungszweck wird verwirklicht durch den Unterhalt einer Bibliothek, die Arbeit von Mitglieder- und Fachgruppen sowie Vorträge, Führungen und Exkursionen.

4. Der Verein fördert die Kooperation zwischen seinen Mitgliedergruppen. Er pflegt, seinen Zielen entsprechend, die Zusammenarbeit mit staatlichen und kommunalen Behörden, mit öffentlichen und privaten Körperschaften, mit Personen und Vereinen.
5. Der Verein gibt, nach Möglichkeit jährlich, das Jahrbuch „Die Ortenau“ heraus.

§ 3 Mitglieder, Ehrenmitglieder

1. Die Mitglieder des Vereins sind die Mitglieder seiner selbständigen Mitgliedergruppen.
2. Mitglieder des Vereins können natürliche und juristische Personen (körperschaftliche Mitgliedschaft) werden. Minderjährige bedürfen der schriftlichen Zustimmung ihrer gesetzlichen Vertreter für die Aufnahme in den Verein. Familienmitgliedschaften sind möglich.
3. Die Aufnahme erfolgt nach schriftlicher Beitrittserklärung an den Verein oder an eine Mitgliedergruppe. Aufnahmeanträge an den Verein werden von diesem an die zuständige Mitgliedergruppe weitergegeben.
4. Jedes Mitglied ist berechtigt, an allen Veranstaltungen des Vereins und seiner Mitgliedergruppe teilzunehmen und hat Anspruch auf das Jahrbuch „Die Ortenau“.
5. Die Mitgliedschaft endet durch Austritt, Ausschluss oder Tod.
6. Der Austritt ist nur zum Ende des Geschäftsjahres möglich. Er muss mindestens 3 Monate vor Jahresende dem Verein oder der zuständigen Mitgliedergruppe schriftlich erklärt werden.
7. Ein Mitglied kann ausgeschlossen werden, wenn es dem Verein absichtlich schadet. Über den Ausschluss entscheidet mit Zustimmung des Präsidiums die zuständige Mitgliedergruppe nach Anhörung des Betroffenen.
8. Die Ernennung von Ehrenmitgliedern des Vereins beschließt die Mitgliederversammlung auf Vorschlag des Präsidiums. Die Ernennung von Ehrenmitgliedern einzelner Mitgliedergruppen ist von der Zustimmung des Präsidiums des Vereins abhängig.
9. Die Mitgliederversammlung kann auf Vorschlag des Präsidiums aufgrund herausragender Verdienste für den Historischen Verein für Mittelbaden e.V. einen Präsidenten nach dem Ausscheiden aus dem Amt zum Ehrenpräsidenten ernennen. Ein Ehrenpräsident ist assoziiertes Mitglied des Präsidiums.

§ 4 Jahresbeitrag

1. Die Höhe des Jahresbeitrags des Vereins wird auf Antrag des Präsidiums von der Mitgliederversammlung festgesetzt.
2. Jedes Mitglied ist zur Zahlung des Mitgliedsbeitrages verpflichtet.

3. Mit der jährlichen Beitragszahlung ist in der Regel die kostenlose Ausgabe des Jahrbuchs „Die Ortenau“ verbunden.
4. Bei Herausgabe von Sonderbänden „Die Ortenau“ kann unter Beibehaltung des Jahresbeitrags ein kostendeckender Sonderzuschlag erhoben werden. Die Höhe des Sonderzuschlags wird vom Präsidium vorgeschlagen und bedarf der Zustimmung der Mitgliederversammlung.
5. Der Mitgliederbeitrag kann für natürliche und juristische Personen verschieden hoch sein.
6. Die Jahresbeiträge des Vereins sind von den Mitgliedern an die zuständigen Mitgliedergruppen zu zahlen. Die Mitgliedergruppen führen die Jahresbeiträge umgehend an den Verein ab. Mit der Zahlung gehen diese Beträge in das Vermögen des Gesamtvereins über.
7. Die einzelnen Mitgliedergruppen können mit Zustimmung des Präsidiums des Vereins einen Zuschlag zum Jahresbeitrag erheben.

§ 5 Mitgliedergruppen

1. Der Verein ist der Verband selbständiger Mitgliedergruppen, deren Mitglieder zugleich Mitglieder des Vereins sind.
2. In den Mitgliedergruppen sind die Mitglieder eines Ortes oder einer Raumschaft zusammengefasst. Einer Mitgliedergruppe können auf Wunsch auch Vereinsmitglieder angehören, die nicht in deren Bereich ihren Wohnsitz haben.
3. Die Mitgliedergruppen sollen die Bezeichnung Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe (Name des Ortes oder der Raumschaft) führen. Die Bezeichnung einer Mitgliedergruppe muss vom Präsidium des Vereins gebilligt werden.
4. Mitglieder, die keiner örtlichen oder regionalen Mitgliedergruppe angehören, werden von dem vom Verein Beauftragten betreut. Diese Gruppierung hat dieselben Rechte wie eine Mitgliedergruppe.
5. Die Bildung neuer Mitgliedergruppen bedarf der Zustimmung des Präsidiums.
6. Die Mitgliedergruppen sind eigenständige und, wenn möglich, in das Vereinsregister eingetragene Vereine. Sie geben sich selbst eine Satzung, die nicht im Widerspruch zur Satzung des Hauptvereins stehen darf und die gleichen Ziele und Zwecke ausweist. Die Satzungen der Mitgliedergruppen bedürfen der Zustimmung des Präsidiums.
7. Der Vorsitzende jeder Mitgliedergruppe erstattet jährlich dem Präsidium des Vereins einen Tätigkeitsbericht und auf Verlangen einen Kassenbericht. Der Wechsel des Vorsitzenden und des Rechners einer Mitgliedergruppe ist dem Präsidium des Vereins unverzüglich anzuzeigen.
8. Dem Präsidenten des Vereins steht mit Zustimmung des Präsidiums das Recht zu, den Vorstand oder die Mitgliederversammlung einer Mitgliedergruppe einzuberufen und bei den Veranstaltungen den Vorsitz zu führen.

9. Mitgliedergruppen können finanzielle Förderung bei satzungsmäßigen Projekten beim Präsidium beantragen. Über Höhe und Vergabe entscheidet das Präsidium.

§ 6 Fachgruppen, Arbeitsgruppen, Referate, Sprecher

1. Entsprechend dem Zweck und den Zielen des Vereins können Fachgruppen, Referate bzw. Arbeitsgruppen gebildet werden.
2. Der Leiter einer Fachgruppe oder eines Referats wird von der Mitgliederversammlung gewählt.
3. Die Leiter der Fachgruppen, Arbeitsgruppen, Referate und der Sprecher der Vereinsbibliothek erstatten jährlich dem Gesamtvorstand des Vereins einen Tätigkeitsbericht.

§ 7 Vereinsorgane

Die Organe des Vereins sind:

1. Das Präsidium
2. Der Gesamtvorstand
3. Die Mitgliederversammlung

§ 8 Das Präsidium

1. Dem Präsidium gehören an:
Der Präsident/die Präsidentin
Der erste Stellvertreter des Präsidenten
Der zweite Stellvertreter des Präsidenten
Der dritte Stellvertreter des Präsidenten
Der Geschäftsführer und Rechner
Der Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“
Die Sprecherin/der Sprecher der Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek
2. Das Präsidium wird durch die Mitgliederversammlung für jeweils drei Jahre gewählt. Das Präsidium gibt sich eine Geschäftsordnung. Das Präsidium ist beschlussfähig, wenn mindestens die Hälfte der Präsidiumsmitglieder anwesend ist. Das Präsidium beschließt durch einfache Mehrheit. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Präsidenten.
3. Vorstand im Sinne von §26 BGB sind der Präsident und sein erster Stellvertreter. Jeder von ihnen vertritt den Verein allein.
4. Der Präsident führt den Verein. Er hat den Vorsitz im Gesamtvorstand, Präsidium und in der Mitgliederversammlung. Im Falle der Verhinderung des Präsidenten tritt an seine Stelle
 - a) der erste Stellvertreter,
 - b) der zweite Stellvertreter,
 - c) der dritte Stellvertreter,
 - d) dann das jeweils dienstälteste Präsidiumsmitglied
5. Der oder die Stellvertreter des Präsidenten betreuen in der Regel einzelne Tätigkeitsbereiche des Vereins. Sie können Fachgruppenleiter oder Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“ sein.
6. Der Geschäftsführer führt den Schriftverkehr des Vereins.
7. Der Rechner legt für jedes Geschäftsjahr einen Finanzplan vor, der vom Präsidium genehmigt werden muss. Der Rechner erstat-

tet der Mitgliederversammlung für jedes abgelaufene Geschäftsjahr den Kassenbericht.

8. Zur Überprüfung der Kassenführung bestellt die Mitgliederversammlung zwei Kassenprüfer. Die Kassenprüfer erstatten der Mitgliederversammlung jährlich den Bericht über die Kassenprüfung und beantragen gegebenenfalls Entlastung.
9. Der Redakteur ist verantwortlich für die Herausgabe des Jahrbuchs „Die Ortenau“. Nach Berichterstattung des Redakteurs legt das Präsidium den Umfang des aufzulegenden Jahrbuchs fest.

§ 9 Der Gesamtvorstand

Dem Gesamtvorstand gehören an:

1. Das Präsidium (§8)
2. Die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen oder deren Stellvertreter (§5)
3. Die Ehrenmitglieder des Vereins
4. Die Fachgruppen- und Referatsleiter (§6)
5. Auf Antrag des Präsidiums von der Mitgliederversammlung berufene Sachverständige.

Der Gesamtvorstand ist beschlussfähig, wenn mindestens die Hälfte seiner Mitglieder anwesend ist. Der Gesamtvorstand beschließt durch einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Präsidenten oder seines Stellvertreters.

§ 10 Die Mitgliederversammlung

1. Die Mitgliederversammlung ist oberstes Organ des Vereins. Alle Mitglieder des Vereins sind berechtigt, an den Mitgliederversammlungen teilzunehmen.
2. In jedem Jahr soll wenigstens eine Mitgliederversammlung durchgeführt werden. Mindestens 4 Wochen vor dem Versammlungstermin lädt der Präsident allgemein und öffentlich durch das Jahrbuch „Die Ortenau“ und Einstellung von Einladung und Tagesordnung auf der Homepage www.historischer-verein-mittelbaden.de ein. Die Mitglieder des Gesamtvorstandes (§9) erhalten darüber hinaus eine persönliche Einladung.
3. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung muss einberufen werden, wenn mindestens 2/5 der Mitgliedergruppen diese unter Angabe des Zweckes und der Gründe beim Vorstand des Vereins schriftlich beantragt. Der Präsident kann mit Zustimmung des Präsidiums eine außerordentliche Mitgliederversammlung einberufen.
4. Die Mitgliederversammlung ist beschlussfähig, wenn mindestens die Hälfte der Mitgliedergruppen vertreten ist.
5. Jede Mitgliedergruppe hat für jeweils 50 ihrer Mitglieder und für die nicht volle Zahl von 50 Mitgliedern eine Stimme. Maßgebend für die Stimmenabgabe ist der zuletzt dem Gesamtverein gemeldete Mitgliederbestand. Juristische (körperschaftliche) Mitglieder zählen als ein Mitglied. Stimmberechtigt für die überörtliche Mitgliedergruppe ist ein durch das Präsidium vorgeschlagene

ner Beauftragter und ggf. ein Stellvertreter. Diese werden von der Mitgliederversammlung im Zuge der Vorstandswahlen gewählt. Bei Abstimmungen wird die ausgewiesene Anzahl der Stimmen durch ein beauftragtes Mitglied der Mitgliedergruppe abgegeben. Falls eine höhere Mehrheit nicht vorgeschrieben ist, stimmt die Mitgliederversammlung mit einfacher Mehrheit der abgegebenen Stimmen ab. Mitglieder des Präsidiums (§8), Ehrenmitglieder des Vereins (§9. Nr.3) und Vertreter der Fachgruppen (§6) haben ein persönliches Stimmrecht. Bei Doppelfunktionen üben sie beide Stimmrechte aus.

6. Innerhalb der Mitgliederversammlung kann auf Antrag eines Stimmberechtigten auch eine vereinfachte Abstimmung durchgeführt werden. In diesem Fall hat jeder Stimmberechtigte eine Stimme. Die Anwendung dieses Verfahrens ist nur dann möglich, wenn von keinem der anwesenden Stimmberechtigten widersprochen wird.
7. Die Mitgliederversammlung wählt das Präsidium sowie den Beauftragten der überörtlichen Mitgliedergruppe.

§ 11 Satzungsänderungen

Die vom Präsidium vorgeschlagenen Satzungsänderungen müssen bei der Einladung zur Mitgliederversammlung mitgeteilt werden.

Satzungsänderungen werden durch die Mitgliederversammlung mit einer Mehrheit von drei Vierteln der abgegebenen Stimmen beschlossen.

§ 12 Vereinsvermögen

1. Der Verein ist selbstlos tätig. Er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke. Mittel des Vereins dürfen nur für die satzungsmäßigen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Körperschaft fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.
2. Der Gesamtvorstand kann zur Unterstützung der Vereinsführung geeignete Personen beschäftigen; die für ihre Tätigkeit eine angemessene Vergütung unter Berücksichtigung von §12 Abs. 1 erhalten.
3. Den Mitgliedern des Präsidiums und des Gesamtvorstandes können für geschäftliche Sitzungen Fahrtkostenersatz und Unkostenbeitrag gewährt werden. Für ihre Tätigkeit im Rahmen des Vereinszwecks kann Mitgliedern Auslagenersatz sowie eine Aufwandsvergütung (Ehrenamtszuschale) aus Mitteln des Vereins zugesprochen werden. Die Entscheidung hierüber trifft das Präsidium. Gezahlte Aufwandsvergütungen müssen in der nächsten Hauptversammlung den Mitgliedern gesondert mitgeteilt werden.

§ 13 Auflösung des Vereins

1. Die Auflösung des Vereins kann nur in einer zu diesem Zwecke einberufenen Mitgliederversammlung bei Anwesenheit der Ver-

treter von mindestens zwei Dritteln der Mitgliedergruppen und mit einer Mehrheit von mindestens drei Vierteln der nach § 10 Abs. 5 abgegebenen Stimmen beschlossen werden.

2. Nach dem Auflösungsbeschluss bestimmt die Mitgliederversammlung Liquidatoren zur Durchführung der Vereinsauflösung. Die Liquidatoren erstatten der Mitgliederversammlung einen Bericht.
3. Der Fortbestand der selbständigen Mitgliedergruppen ist durch die Auflösung des Vereins nicht berührt.
4. Nach Auflösung des Vereins wird das verbleibende Vermögen dem Landratsamt Ortenaukreis übergeben. Es soll der Geschichtsforschung oder der Heimatpflege zu Gute kommen.

§ 14 Salvatorische Klausel

Sollte eine Bestimmung dieser Satzung unwirksam sein oder werden, wird die Wirksamkeit der übrigen Bestimmungen davon nicht berührt. Die Vereinsorgane verpflichten sich, anstelle einer unwirksamen Bestimmung eine, dieser Bestimmung möglichst nahe kommende, wirksame Regelung zu treffen. Die Satzungsänderungen, die vom Finanzamt zum Erlangen oder zum Erhalt der Gemeinnützigkeit gefordert werden sowie vom Amtsgericht zur Eintragung ins Vereinsregister verlangt werden, können vom Präsidium ohne erneute Befragung der Mitgliederversammlung vorgenommen werden. Diese Änderungen sind auf der nächsten Mitgliederversammlung vorzutragen.

§ 15 Gültigkeit der Satzung

Die Satzung in der geänderten Form wurde von der Mitgliederversammlung am 26.10.2014 in Lahr beschlossen. Sie wurde vom zuständigen Registergericht Freiburg am 02.02.2015 genehmigt.

In Memoriam Josef Naudascher

Nach einem arbeitsreichen, der Erforschung und Darstellung der Geschichte seiner Heimat gewidmeten Lebens verstarb am 5. August 2014 Josef Naudascher – Träger des Bundesverdienstkreuzes, Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden, Träger des Heimatpreises des Ortenaukreises und Ehrenbürger der Stadt Mahlberg – im Alter von 84 Jahren.

Wie kaum ein anderer hat der am 14. Mai 1930 in Mahlberg geborene Josef Naudascher mit seinen historischen Arbeiten und archäologischen Unternehmungen selbst Geschichte geschrieben. Schon sehr früh kam er mit der Archäologie in Berührung. Als 1939 bei Schanzarbeiten in Mahlberg ein Keltengrab entdeckt wurde, war der Neunjährige mit dabei. Diese erste Begegnung mit der Siedlungsgeschichte seiner Heimat weckte sein Interesse und ließ ihn nicht mehr los. Nach dem Krieg machte er eigene Funde, entdeckte 1972 die römischen Ruinen bei Mietersheim, Friesenheim, Niederschopfheim, Zunsweier und Mahlberg und fand in der südlichen Ortenau an zahlreichen Orten Reste römi-



scher Siedlungen. Höhepunkt seiner außerordentlich erfolgreichen Forschertätigkeit war sicherlich 1976 die Entdeckung des hallstattzeitlichen Fürstengrabes im Hügel 3 bei Kappel am Rhein, was in dem 2005 vom Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz herausgegebenen wissenschaftlichen Werk von Rolf Dehn, Markus Egg und Rüdiger Lehnert ausdrücklich und dankbar gewürdigt wurde.

Die jährlichen Fundberichte der von ihm 1974 begründeten *Fachgruppe Archäologie* vermitteln einen ausgezeichneten Überblick über die zahlreichen Entdeckungen und neuen Erkenntnisse dieser Fachgruppe, die er 25 Jahre lang selbst leitete. Zu seinen Verdiensten gehört auch eine enge und fruchtbare Zusammenarbeit mit den elsässischen Geschichtsvereinen. Über viele Jahre war Josef Naudascher außerdem ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes.

Zahlreich sind seine in der „Ortenau“ veröffentlichten heimatgeschichtlichen Abhandlungen, z. B. über die Frühgeschichte der oberen Ortenau, die badische Revolution und das Geschlecht der Freiherren von Böcklin. Im Burgenband von 1984 befasste er sich mit der Gisenburg, einer frühzeitlichen Befestigungsanlage, die schon in der Legende des hl. Landelin Erwähnung findet.

Von 1969 bis 1972 übernahm er den Vorsitz der Ettenheimer Mitgliedergruppe im Historischen Verein für Mittelbaden und organisierte in seiner Amtszeit am 10. Oktober 1971 die vierte in Ettenheim durchgeführte Jahresversammlung des Gesamtvereins. Von 1972 bis zu seinem Tode war er als Beirat im Gesamtverein tätig.

Seit 1980 setzte sich Josef Naudascher für den Aufbau eines Tabakmuseums in Mahlberg ein. Er war Mitbegründer, Ideengeber und treibende Kraft. Mit der Eröffnung des Museums 1992 ging sein Herzenswunsch in Erfüllung. Von 1992 bis 2012 war er mit einer dreijährigen Unterbrechung ehrenamtlicher Leiter des Oberrheinischen Tabakmuseums in Mahlberg.

Sein großartiger, uneigennütziger und mit immensem Zeitaufwand verbundener Einsatz für die Heimatgeschichte wurde mit zahlreichen Ehrungen ausgezeichnet: 1978 wurde er von der Stadt Mahlberg mit der Verleihung der Staufermedaille geehrt, 1984 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen, 1986 ernannte ihn der Historische Verein zum Ehrenmitglied, 2001 erhielt er den Heimatpreis des Ortenaukreises und 2004 ehrte ihn die Stadt Mahlberg mit der Ernennung zum Ehrenbürger.

Auch im fortgeschrittenen Alter arbeitete Josef Naudascher unermüdlich weiter. Neben der ehrenamtlichen Leitung des Tabakmuseums beschäftigte sich der leidenschaftliche Archäologe mit den sieben zum Teil versandeten mittelalterlichen Quellen und Brunnen Mahlbergs, deren Freilegung und Reaktivierung sein besonderes Anliegen wurde. Zu diesen Quellen gehört u. a. das *Luterbad* (Lauterbad), das schon in dem „Badenfahrtbüchlein“ von D. Georgius Pictorius aus dem Jahre 1560 beschrieben ist.

Darüber hinaus leistete er seiner Heimatgemeinde in den letzten Lebensjahren erneut einen wertvollen Dienst, indem er das durch einen Wasserschaden betroffene Historische Archiv der Stadt mit großem Zeitaufwand wieder in Ordnung brachte.

Nicht nur die Stadt Mahlberg, sondern auch die Mitglieder Gruppe Ettenheim und der Historische Verein für Mittelbaden sind Josef Naudascher für sein herausragendes Wirken für die Darstellung der Geschichte unserer Heimat zu großem Dank verpflichtet.

Bernhard Uttenweiler

*Vorsitzender der Mitgliedergruppe
Ettenheim von 1980 bis 2013*

Klaus G. Kaufmann

*Präsident des Historischen Vereins
für Mittelbaden*

Veröffentlichungen von Josef Naudascher:

- Naudascher, Josef: Archäologische Ausgrabungen bei Friesenheim. In: Die Ortenau 54 (1974), 170–173.
- Naudascher, Josef: Archäologische Ausgrabungen zwischen Friesenheim und Schuttern. In: Die Ortenau 53 (1973), 95–97.
- Naudascher, Josef: Baden-nassauische Bauhandwerkerzunftordnung von 1686. In: Die Ortenau 49 (1969), 45–50 (Mahlberg).
- Naudascher, Josef: Buchbesprechung in: Die Ortenau 56 (1976), 284–285, zu Helmut Maurer, *Confinium Alamannorum. Über Wesen und Bedeutung hochmittelalterlicher „Stammesgrenzen“*. In: *Historische Forschungen für Walter Schlesinger, Band 1* (1974), 150–161. Böhlau Verlag Köln und Wien.
- Naudascher, Josef: Der Pipelistein, ein Menhir in Ortenberg. In: Die Ortenau 54 (1974), 148–151.
- Naudascher, Josef: Die Elsässischen Freiherren von Türckheim in der Ortenau und im Breisgau. In: *Société d’Histoire des Quatre Cantons. Annuaire 1993*, S. 135–145.
- Naudascher, Josef: Die Freiherren Böcklin von Böcklinsau am Oberrhein. Dokumentation 2008. Privatdruck. 36 Seiten (umfassende genealogische Arbeit zu den Böcklins von Rust, Orschweier und Schmieheim).
- Naudascher, Josef: Die Gisenburg. In: *Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Die Ortenau 64* (1984), 372–375.
- Naudascher, Josef: Die Lutterquelle. Hg. Stadt Mahlberg, o.J., 15 Seiten.
- Naudascher, Josef: Die Nauderser in Tirol – im Klostertal – am Oberrhein. Dokumentation 2009. Privatdruck. 121 Seiten.
- Naudascher, Josef: Die Ur- und Frühgeschichte [der Ortenau]. In: Kurt Klein, *Land um Rhein und Schwarzwald. Die Ortenau in Geschichte und Gegenwart*. Kehl 1978, S. 33–51.
- Naudascher, Josef: Frühgeschichte der Oberen Ortenau (Die römisch-alamannische Zeit). *Die Ortenau 57* (1977), 67–86.
- Naudascher, Josef: Frühgeschichte der Oberen Ortenau (Spätlatènezeit-Römerzeit). *Die Ortenau 56* (1976), 114–140.
- Naudascher, Josef: Grabungsfunde bei Altdorf, Dinglingen und auf dem Streitberg. In: *Die Ortenau 46* (1966), 66.
- Naudascher, Josef: Hecker-Aufstand – Struve-Aufstand. 1848. Die Badische Revolution in unserer Region. In: *Archivnachrichten. Geschichte von Mahlberg und Umgebung*. Hrsg.: Stadt Mahlberg. Mahlberg 1998. 20 Seiten
- Naudascher, Josef: Kippenheim: Seine Gründung, Besiedelung, Kirche, seine Edelleute und Ritter am südlichen Oberrhein. In: *Kippenheimer Chronik 2003*, 82–89.
- Naudascher, Josef: Mahlberg. In: *Historischer Verein Ettenheim (Hrsg.): Barocke Landschaft. Ettenheim 1981*, 69–82.

- Naudascher, Josef: Mahlberg-Orschweier. Vergangenheit im Bild. Hrsg.: Stadt Mahlberg. 1985. 75 Seiten
- Naudascher, Josef: Probleme der Archäologie. In: Die Ortenau 52 (1972), 37–39.
- Naudascher, Josef: Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie. In: Die Ortenau 74 (1994), 41–60 (Münchweiler, Ettenheimmünster, Brudergarten, Landelinslegende, Klosterweg, Schweighausen).
- Naudascher, Josef: Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie. In: Die Ortenau 77 (1997), 59–103 (Funde Altsteinzeit in Schmieheim, Römermünze in Ettenheim).
- Naudascher, Josef: Urgeschichte der Oberen Ortenau. In: Die Ortenau 55 (1975), 58–78 (Hinweis auf die Gisenburg, den Heidenkeller und den Königsweg).
- Naudascher, Josef: Vermutlich eine römische Postumspannstation in der Oberen Ortenau. In: Die Ortenau 52 (1972), 254–256 (Mietersheim. FIAT-Gelände).
- Naudascher, Josef: Vor- und Frühgeschichte im Ortenaukreis. In: Ortenaukreis (Gerhard Gamber, Landrat): Hrsg.: Daheim im Ortenaukreis. Stadler Konstanz 1989, 194–208.

Aufsätze im „Alt Vater“, Beilage der Lahrer Zeitung

- Naudascher, J.: Das Geschlecht der Herren von Ringsheim. Eine Dokumentationsarbeit. In: Der Alt Vater 31 (1973), Folge 16 [= 18] vom 01.09.1973.
- Naudascher, Josef: Archäologen grüßen schreibende Zunft. In: Der Alt Vater 42 (1984), Folge 13 vom 30.06.1984 (50 Jahre Alt Vater).
- Naudascher, Josef: Das Geroldsecker Wasserschloß in Mahlberg. In: Der Alt Vater 30 (1972), Folge 6 [= 8] vom 24.06.1972.
- Naudascher, Josef: DN .. FORT CAES. Ein Münzfund in Mahlberg. In: Der Alt Vater 47 (1989), Folge 9 vom 29.04.1989.
- Naudascher, Josef: Privilegien der Stadt Mahlberg von 1631. In: Der Alt Vater 35 (1977), Folge 11 vom 14.05.1977.
- Naudascher, Josef: Schmelze und Schlacke. Volltreffer: Mittelalterliche Eisenschmelze bei Kippenheim gefunden. In: Der Alt Vater 47 (1989), Folge 22 vom 28.10.1989.
- Naudascher, Josef: Verschüttete Spuren. Die Wurzeln der villa Olswilere. In: Der Alt Vater 47 (1989), Folge 6 vom 18.03.1989.
- Naudascher, J.: Das Geschlecht der Herren von Ringsheim. Eine Dokumentationsarbeit. In: Der Alt Vater 31 (1973), Folge 16 [= 18] vom 01.09.1973.
- Naudascher, Josef: Archäologen grüßen schreibende Zunft. In: Der Alt Vater 42 (1984), Folge 13 vom 30.06.1984 (50 Jahre Alt Vater).
- Naudascher, Josef: Das Geroldsecker Wasserschloß in Mahlberg. In: Der Alt Vater 30 (1972), Folge 6 [= 8] vom 24.06.1972.
- Naudascher, Josef: DN .. FORT CAES. Ein Münzfund in Mahlberg. In: Der Alt Vater 47 (1989), Folge 9 vom 29.04.1989.
- Naudascher, Josef: Privilegien der Stadt Mahlberg von 1631. In: Der Alt Vater 35 (1977), Folge 11 vom 14.05.1977.
- Naudascher, Josef: Schmelze und Schlacke. Volltreffer: Mittelalterliche Eisenschmelze bei Kippenheim gefunden. In: Der Alt Vater 47 (1989), Folge 22 vom 28.10.1989.
- Naudascher, Josef: Verschüttete Spuren. Die Wurzeln der villa Olswilere. In: Der Alt Vater 47 (1989), Folge 6 vom 18.03.1989.

(Liste zusammengestellt von Bernhard Uttenweiler)

Manfred Hildenbrand zum 80. Geburtstag

Wer im Jahre 2009, als Manfred Hildenbrand für seine großen Verdienste um die Geschichte und um die Stadt Haslach die Ehrenbürgerwürde der Stadt Haslach verliehen wurde, glaubte, dass der Geehrte sich nun einen ruhigen Lebensabend gönnen würde, sah sich nicht unerwartet enttäuscht.

Die vielfältigen Ehrungen und sein langjähriges, vielseitiges Engagement bis zu diesem Zeitpunkt kann der interessierte Leser im Artikel über die Verleihung der Ehrenbürgerwürde in unserem Jahrbuch „Die Ortenau 2009“ nachlesen.

Danach veröffentlichte er im Jahre 2010 aus „Heinrich Hansjakob – AusErlesenes“ sechs unbekannte, zum Teil verschollene Erzählungen: „Der Lindentoni“, „Der Studentenbauer“, „Der Engel von Fahl“, „Ein Glücklicher“, „Die Hirtenkinder im Schwarzwald“ und „Erinnerungen eines alten Hutes“. Ein weiteres Werk über Heinrich Hansjakob ist zur Zeit in Arbeit.

So kann es nicht verwundern, dass Manfred Hildenbrand weitere Ehrungen erfahren durfte. Im Jahre 2011 erreichte er beim Landespreis für Heimatforschung in Sulzburg den 2. Platz. Diese Anerkennung erhielt er für seine vierbändige Stadtchronik für die Stadt Haslach. Im Jahre 2011 wurde ihm für besondere Verdienste um die heimische Kultur, das Brauchtum und die Fasnacht der Titel „Der Kinzigtaler 2010“ verliehen.

Manfred Hildenbrand schrieb ca. 150 Aufsätze über Heinrich Hansjakob in verschiedenen Publikationen. Über 200 Aufsätze über alle möglichen Bereiche Haslacher Geschichte, historische Gebäude, Brauchtum, Haslacher Persönlichkeiten und vor allem über die Haslacher Juden und über die drei KZ-Lager auf Haslacher Gemarkung (als



erster Historiker schrieb er in den 1970er Jahren über die KZ-Lager in Haslach) flossen aus seiner Feder.

Am 20. Februar 2015 ist Manfred Hildenbrand 80 Jahre alt geworden. Seine um drei Jahre jüngere Ehefrau Eva feiert am gleichen Tag ihren Geburtstag. Beide begingen diesen Festtag im Kreise von Verwandten, Freunden und Weggefährten des Historikers. Selbst die Lieblingsmusikgruppe von Manfred Hildenbrand, „Speck und Freibier“, bereits schon im Ruhestand, bereiteten mit ihren frechen und revolutionären Stücken ein stimmungsvolles Ambiente.

Aus diesem freudigen Anlass ließ es sich die Stadt Haslach nicht nehmen, am Sonntag, dem 1. März 2015, dem einzigen lebenden Ehrenbürger Haslachs zum Geburtstag eine Matinee im Haus der Musik unter Mitwirkung der Stadtkapelle auszurichten. Im Rahmen dieser Veranstaltung durften sich Manfred Hildenbrand und seine Ehefrau in das „Goldene Buch“ der Stadt Haslach eintragen. Die Stadtkapelle bot all ihr Können auf, um den Jubilar zu ehren und zu würdigen. Manfred Hildenbrand las dann Episoden aus seinen wohl bedeutendsten Werken „Rebell im Priesterrock“ und der vierbändigen Stadtchronik.

Fast eine Liebeserklärung an Haslach waren die Dankesworte, die Manfred Hildenbrand zum Abschluss formulierte: „In Haslach, das mir zur Heimat wurde, fand ich meine Lebensaufgabe: nämlich die Geschichte dieser alten Marktstadt zu recherchieren und zu publizieren, ihre Denkmäler zu schützen und das Werk und das Erbe Heinrich Hansjakobs zu bewahren.“ ... Er habe in Haslach beste Arbeitsbedingungen erfahren und stets die Unterstützung der Verantwortlichen der Stadt genossen. So die Redakteurin des Offenburger Tageblatts, Maria Benz, am 2. März 2015.

Herzlichen Glückwunsch!

Klaus G. Kaufmann

Ministerpräsident besucht den Informationsstand des Landesausschusses „Heimatspflege Baden-Württemberg“, Präsident überreicht „Die Ortenau“

Wie in den vergangenen Jahren betreute der „Landesausschuss Heimatspflege Baden-Württemberg“ auch bei den Heimattagen Baden-Württemberg in Bruchsal einen Informationsstand. Vertreten auf diesem Stand sind die verschiedenen Arbeitskreise auf Regierungsbezirksebene. Im Regierungsbezirk Freiburg nennt sich der Arbeitskreis „Alemannische Heimat e.V.“. Dessen Vorsitzender und auch Vorsitzender des Landesausschusses ist Bgm. a.D. Erich Birkle. Der Arbeitskreis ist beim Regierungspräsidium angesiedelt und ermöglicht so einen direkteren



Die Bilder zeigen:
 Ministerpräsident
 Winfried Kretsch-
 mann, Vorsitzender
 Bgm. a.D. Erich
 Birkle, Präsident Klaus
 G. Kaufmann
 Bilder: Weber

Zugang zur Politik. In diesem Arbeitskreis zusammengeschlossen sind die Kultur schaffenden Vereine im Regierungsbezirk: die Blasmusiker, Sänger und Trachtenträger (natürlich immer auch -innen), die Wanderer und Laienschauspieler, die Mundartpfleger und Narren und nicht zuletzt die verschiedenen Geschichtsvereine und die Vereine um große dichterische oder schriftstellerische Persönlichkeiten. Derzeit sind 21 Verbände unter dem Dach der „Alemannischen Heimat“. Diese stellt Kontakte her, fördert finanziell heimatpflegerische Projekte und ehrt jährlich verdiente Persönlichkeiten mit ihrer Ehrennadel. Wie jedes Jahr gab sich auch in diesem Jahr Herr Ministerpräsident Winfried Kretschmann die Ehre und stattete unserem Infostand einen Informationsbesuch ab. Vorsitzender Erich Birkle erläuterte anhand von Schautafeln die Organisationsstruktur der Arbeitskreise in den vier Regierungsbezirken. Im Anschluss hatte ich als Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. die Gelegenheit, dem Herrn Ministerpräsidenten unseren Verein und dessen Mitgliedsvereine vorzustellen, konnte die aktuelle „Ortenau“ überreichen und sogar noch einen Wunsch loswerden. Ich fragte, ob es sich nicht in den Schulen einrichten ließe, in den unteren Klassen wieder intensiver „heimatkundliche“ Themen zu behandeln. Der Ministerpräsident versprach das Thema zu erörtern.

Klaus G. Kaufmann

René Siegrist erhält 2014 den Prix de l'Eurometropole der „Amis du Vieux Strasbourg“

Im Frühjahr 2013 kam ein japanisches Fernseherteam nach Europa, um eine Reportage über Grenzen zu drehen. Ein Begriff, der den Japanern, so scheint es, einigermaßen fremd ist. Die Serie schließt mit einem längeren Bericht über die Grenze am Rhein, zwischen Baden und Elsass, die



als beispielhaft dargestellt wird, eine ideale Grenze, modellhaft: eine Abgrenzung zwar, aber kein Hindernis ...

Um das Leben an der Grenze darzustellen, suchten sie eine Familie, die für sie charakteristisch das Leben über die Grenze hinweg darstellen kann. Nach einer gewissen Zeit der Recherche war es die Familie von René Siegrist, die ausgewählt wurde und deren Geschichte den Leitfaden der Reportage bildete.

Leider ist die Sendung nur in Japanisch zu sehen, aber immerhin mit einer Originalversion des *Hans im Schnockeloch*, interpretiert im Duo von René Siegrist und Helmut Schneider (Preisträger des Prix Eurodistrict 2013 der Amis du Vieux Strasbourg).

Die Auswahl der Japaner beruhte nicht auf Zufall. Die Persönlichkeit und die Karriere, sowohl beruflich als auch im Vereinswesen, von René Siegrist waren hier wohl entscheidend.

René Siegrist stammt aus Volksberg im Krumme Elsass. Nach der Ausbildung zum Grundschullehrer studiert er an der Sporthochschule in Straßburg. Schließlich erhält er eine Stelle in Deutschland. Seine quasi natürliche Kenntnis der deutschen Sprache, verbunden mit Kontaktfreudigkeit, führt ihn bis nach Berlin in der Funktion als Berater für die Grundschulen der französischen Truppen in Deutschland.

Er trifft Evelyn, seine zukünftige Frau. Sie ist Deutsche und ebnet ihm den Weg zu einer feineren, konkreteren Kenntnis der deutschen Kultur und Seele. Von nun ist das Wirken von René von zwei Merkmalen geprägt: es ist bikulturell und bilingual.

Von 1973 bis 1980 ist er Sportlehrer an der französischen Mittelschule in Tübingen, wo er sich für die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Schülern mit dem Mittel des Sports einsetzt. Er wird mit den Schwierigkeiten der Kommunikation und dem Unverständnis des anderen konfrontiert, die überwiegend auf dem Mangel an Sprachkenntnis und den unterschiedlichen Gewohnheiten, die den beiden Kulturen eigen sind, beruhen. Die Deutschen übergeben z. B. den Stafelstab beim Lauf anders als die Franzosen.

Ab 1980 unterrichtet René am Deutsch-Französischen Gymnasium in Freiburg in beiden Sprachen und setzt sich weiter für Annäherung zwischen Deutschen und Franzosen ein. Obwohl an dieser Schule Bilinguismus die Regel ist, entstehen aufgrund der kulturellen Unterschiede doch einige praktische Probleme. Beispiel Notengebung: Dem relativ einfachen System mit sechs Noten der Deutschen steht das französische 20-Punkte-System gegenüber, etwas feiner und analytischer, aber mit der 0, die *Teufelsnote*, die es im deutschen System nicht gibt. René koordiniert die Ausarbeitung eines neuen Systems, das diese Schwierigkeiten abbauen und gleichzeitig die Empfindlichkeiten und Interessen der Schüler respektieren soll.

Ab 1986 ist René Siegrist in Straßburg tätig. Er legt zwischenzeitlich die „Agrégation“ ab (eine Prüfung zum höchst möglichen Diplom im französischen Schulwesen).

Ab diesem Zeitpunkt ist er auch der Verantwortliche für die Beziehungen zwischen den Sportlehrern in Baden-Württemberg und dem Elsass und Mitorganisator vieler deutsch-französischer Lehrgänge zum Thema „Natursport und Umwelt“.

2005 organisieren die Städte Kehl und Straßburg ein internationales Schulsportfest, zu dem sie ihre Partnerstädte Dresden, Stuttgart, Leicester und Montmorency einladen. Seine zweisprachigen Fähigkeiten prädestinieren ihn zur Koordination zwischen den beiden Organisationskomitees. Ein ähnliches Tätigkeitsfeld sind die „Collégiades“, ein Wettbewerb, bei dem die 90 Collèges (Mittelschulen) des Département Bas-Rhin alle zwei Jahre unter dem Motto „La tête et les jambes“ (Kopf und Beine) teilnehmen: Es werden sowohl die sportlichen als die intellektuellen Fähigkeiten eines Klassenverbandes bewertet. Auch behinderte Schüler können ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen.

Auf Betreiben von René werden im Jahr 2013 Schulklassen aus der Ortenau zur Teilnahme gewonnen. Er ist es, der den Ortenauer Lehrern die Teilnahme schmackhaft machen soll. Er leitet diesen Teil der Organisation und sorgt für die Übersetzung der Unterlagen.

Ungefähr zu dem gleichen Zeitpunkt gerät René in das Räderwerk der historischen Vereine. Er übernimmt für den Historischen Verein Mittelbaden die Aufgabe von Karl Steckner: die grenzüberschreitenden Beziehungen zum Elsass.

Er nimmt Kontakt auf zu dem Milieu der elsässischen Historiker und begibt sich auch auf Referentensuche für den Historischen Verein Kehl, bei dem er Vorstandmitglied ist. Auf elsässischer Seite bestehen dank der Initiative von Prof. Marcel Thomann, damaliger Präsident der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace (FSHAA) ab 1980 konstante freundschaftliche Beziehungen zum HV Mittelbaden.

Die Ankunft von René wird diesen Beziehungen zum Elsässischen Dachverband mehr Schwung und mehr Struktur verleihen. Bei dieser Gelegenheit habe ich René kennengelernt und es hat sich zwischen uns beiden eine dauerhafte und herzliche Freundschaft entwickelt.

Die Treffen mit unseren deutschen Freunden finden regelmäßiger statt. Da er beide Vereinswelten gut kennt, hat René Spezialisten von allen Seiten zusammengebracht und ihnen Zugang zu der Arbeit der

deutschen und elsässischen Fachgruppen verschafft, besonders was Kleindenkmale und Archäologie betrifft, durch Exkursionen zu archäologischen Stätten sowohl im Schwarzwald als auch in den Vogesen. Seit einigen Jahren ist René auch eine der Säulen der Organisation des grenzüberschreitenden historischen Colloquiums *Geschichte links und rechts des Rheins*, das Historiker aus dem Elsass, Baden und der Schweiz zusammenführt.

Ein anderes Tätigkeitsfeld des René Siegrist, mehr informell, wahrscheinlich auch weniger sichtbar, ist das, was man als „Netzwerk Siegrist“ bezeichnen könnte.

Effektiv werden René und auch ich regelmäßig von Forschern aus dem Vereinswesen herangezogen, um ihnen bei Recherchen im Nachbarland zu helfen. Diese Recherchen erweisen sich oft als schwierig aufgrund mangelnder Kenntnisse von Sprache und/oder Verwaltungsstrukturen. René tritt hier als „Erleichterungsdienstleister“ auf, indem er Forscher, die im selben Feld tätig sind, zusammenbringt, Verwaltungspost erledigt, Texte übersetzt oder deutschen Forschern den Zugang zu lokalen und nationalen Archiven erleichtert.

Ich erlaube mir hier zu erwähnen, dass das Stadtarchiv Straßburg über eine wichtige und unumgängliche Sammlung von Dokumenten zur Geschichte der Ortenau und der rechtsrheinischen Besitztümer des Bistums Straßburg verfügt.

Wenn ich zum Schluss die grenzüberschreitende Tätigkeit von René Siegrist in ein paar Worte zusammenfassen sollte, dann würden mir folgende Begriffe einfallen: Organisator, Mittelsmann, Verhandlungsführer, Koordinator. Zu den zahlreichen Anerkennungsbekundungen zu dieser Auszeichnung gebe ich meine herzliche und freundschaftliche dazu für sein humanistisches und europäisches Verständnis.

Jean-Marie Holderbach

Ehrenmitglied im Historischen Verein für Mittelbaden

Vize-Präsident der Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace

Vorstandsmitglied der Amis du Vieux Strasbourg

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Im Jahr 2014 haben wir uns für unsere Vortragsreihe zum Jahresthema das „*Bistum und Hochstift Straßburg – links und rechts des Rheines. Geistliches Wirken und politische Herrschaft*“ gewählt. Eröffnet wurde die Reihe am 23. Januar durch den Vortrag von Herrn Johannes Mühlan, unserem Vorsitzenden, mit dem Thema „*Bistum und Hochstift Straßburg – Schlaglichter auf die Geschichte*“. Mit dem Vortrag gab Herr Mühlan einen Überblick auf die kommenden Vorträge und die Geschichte des Bistums von dessen Beginn an.

Am 20. Februar referierte Herr Dr. Gerhard Schildberg über „*Die Einführung der Reformation im Hanauerland*“. Der Vortrag behandelte, wie die Stadt Straßburg sich zu einem der reformatorischen Zentren entwickelte, dessen Strahlkraft weit über den Oberrhein hinausreichte. Zum Herrschaftsgebiet Straßburgs gehörten im 16. und 17. Jahrhundert auch die rechtsrheinischen Ämter Willstätt und Lichtenau; in dem Vortrag erläuterte Herr Dr. Schildberg, wie sich mit der Reformation nicht nur Dogmen und alte feudale Abhängigkeiten wandelten, sondern auch politische Ziele verfolgt werden sollten.

Der dritte Vortrag wurde am 20. März von Herrn Dr. Niklot Krohn zum Thema „*Heidenmauer und Herzogssitz. Der Odilienberg im Elsass, ein Zentralort des frühen Mittelalters*“ gehalten. Herr Krohn forschte als Archäologe selbst am Odilienberg und berichtete über die Bedeutung dieses Ortes als historische Stätte, als Zufluchts- oder Siedlungsort, Kultzentrum, frühmittelalterliches Kloster und Wallfahrtsort sowie der Bedeutung dieser historischen Stätte für die frühe Geschichte des Bistums Straßburg.

Am 10. April folgte ein Video-Vortrag von Herrn Dr. Jörg Sieger zu „*Kardinal im Schatten der Revolution. Die letzten 13 Jahre im Leben des letzten Straßburger Fürstbischofs*“. Zunächst verstrickte sich Kardinal Louis de Rohan-Guemene unglücklich in die „Halsband-Affäre“ der Königin Marie-Antoinette, infolge der Französischen Revolution emigrierte er dann in seine rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete. Herr Sieger zeigte anhand des Kardinals auch das Schicksal der Menschen in den rechtsrheinischen Gebieten zwischen Revolution und Reichsdeputationshauptschluss 1803.

Am 7. Mai fand sich eine Busladung zu einer Exkursion in Achern ein. Ettenheim als Residenz des im vorherigen Vortrag behandelten Kardinals bildete die erste Station der Studienfahrt, hier richtete der Bischof nach der Revolution die Verwaltung für seine verbliebenen Gebiete in der Ortenau ein. Unter sachkundiger Führung wurde den noch heute spürbaren Beziehungen Ettenheims zu dem durch den Straßburger Bischof im 7./8. Jahrhundert gegründeten Kloster Ettenheimmünster nachgegangen; zum Abschluss der Fahrt wurde noch das ehemalige Kloster Schuttern besucht, welches ebenfalls auf eine Initiative des Bistums gegründet worden war.

Eine weitere Fahrt wurde am 27. Mai unternommen, die Ziele dieser Veranstaltung waren Zabern, Dachstein und Hausbergen im Elsass. Nachdem der Straßburger Bischof es sich mit den Bürgern der Stadt Straßburg verscherzt hatte – nach der verlorenen Schlacht bei Hausbergen –, musste der Bischof die Stadt meiden und sich eine neue Residenz suchen. Ziel der Fahrt war, einige der in den vorhergehenden Vorträgen kennengelernten Orte zu besuchen und das Verständnis für die Bistums-geschichte zu vertiefen.

Der nächste Vortrag in unserer Reihe fand dann am 3. Juli wieder in Achern statt. Herr Professor Dr. Jürgen Heizmann stellte unter dem Titel *„Das Narrenschiff. Spiegel vorreformatorischer Zeit am Oberrhein“* die 1494 erschienene „Moralsatire“ von Sebastian Brandt, mit Holzschnitten von Albrecht Dürer versehen, dar. Das Buch wurde mit vielen Auflagen einer der Bestseller seiner Zeit. Professor Dr. Heizmann interpretierte die Bedeutung und die Wirkung eines der wichtigsten Werke des 15. Jahrhunderts und der Weltliteratur.

Am 31.07. referierte Herr Dr. Heinz Krieg über *„Markgraf Bernhard II. von Baden („der Selige“) und die Anfänge seiner Verehrung“*. Er legte dar, dass der badische Markgraf zusammenfassend ein eher „normaler“ Politiker seiner Zeit war, durch die früh einsetzende Verehrung seitens der Familie des an der Pest verstorbenen Grafen bildete sich jedoch eine Legende um die Wohltaten Bernhards, die zu seiner Seligsprechung führten und das derzeit laufende Verfahren der Heiligsprechung seitens der katholischen Kirche initiierten.

Nach der Sommerpause hielt Pfarrer Dr. Hans-Gerd Krabbe einen Vortrag über *„Die Geistlichen der Illenau“*. Herr Dr. Krabbe erläuterte die Aufgabe der Seelsorge für das Heilungskonzept der Illenau und das Wirken der Geistlichen beider Konfessionen, um den Anforderungen eines religiös-kirchlichen Lebens sowohl der Patienten als auch des Ärzte-, Beamten- und Pflegepersonals in der Heilanstalt Illenau gerecht zu werden.

Den Abschluss der Vortragsreihe für das Jahr 2014 bildete der Vortrag von Herrn PD Dr. Ulrich Maximilian Schumann mit dem Thema *„Meister der schönen Form: Neue Blicke auf Heinrich Hübsch“*. Der Vortrag gab Einblicke in das Wirken des Baumeisters Heinrich Hübschs, der neben der Trinkhalle in Baden-Baden oder dem Westbau des Speyerer Doms auch den Bau des Bruchsaler „Männerzuchthauses“ zu seinen Hauptwerken zählt. Hübsch wurde 1832 in Nachfolge seines Lehrers Weinbrenner der Leiter der Karlsruher Bauschule und folgte diesem auch in der Leitung der badischen Baudirektion, sodass er bis zu seinem Tod 1863 der führende Architekt im Großherzogtum Baden war. Herr PD Dr. Schumann stellte die schillernden und manchmal widersprüchlichen Facetten Hübschs dar und zeichnete ein geschlossenes Bild von dessen Leistungen.

Björn Habich

Biberach

10.–12. Mai 2013

Ausstellung *„Biberach damals und heute“* sowie *„100 Jahre Rathaus“* im Rahmen der Einweihung der neuen Ortsmitte. Ausstellungsort: Riet-

sche-Saal. Eine gut besuchte Ausstellung informierte über die Entwicklung des Ortes seit Ende des 19. Jahrhunderts bis heute.

29. Juni 2013

Fahrt nach Straßburg mit Besuch der höchst interessanten und mit bibliophilen Schätzen bestückten Bibliothek des Priesterseminars. Führung durch Herrn Bibliotheksdirektor Louis Schlaefli. 21 Teilnehmer.

31. Juli 2013

Dankeschön-Vesper auf der Burgruine Hohengeroldseck für Helfer und Sponsoren der Ausstellungen. 23 Teilnehmer.

05./06. Oktober 2013

Fahrt „Auf den Spuren der Geroldsecker“ zur Burg Veldenz und zur Burg Eltz. Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Verein zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck. 38 Teilnehmer.

20. Oktober 2013

Im Rahmen der Feierlichkeiten „175 Jahre Kirchenchor Biberach“ organisierten wir eine Ausstellung über die Geschichte der Pfarrei Biberach, der alten Dorfkirche und des Kirchenchores im Rietsche-Saal.

15. Febr. 2014

Fahrt zur Ausstellung „Die Wittelsbacher am Rhein“ im Reis – Engelhorn – Museum in Mannheim. 9 Teilnehmer.

23. Februar 2014

Ausstellung anlässlich des 100. Geburtstages des Firmengründers Karl Knauer und Umbenennung einer Straße in „Karl-Knauer-Weg“. Ausstellungsinhalte: „Alte Straßennamen“ und „Leben und Wirken des Unternehmers Karl Knauer“. Ausstellungsort: Rietsche-Saal. Die Ausstellung stieß auf große Resonanz.

7. August 2014

Fahrt nach Konstanz zur Ausstellung „600 Jahre Konstanzer Konzil“ mit zusätzlichem Besuch der Ausstellung über den Ersten Weltkrieg im Rosgarten Museum. 27 Teilnehmer.

23. Oktober 2014

Besuch des Durbacher Heimatmuseums mit Führung durch Herrn Dr. Gruber.

12. Oktober 2014

Einweihung Lernzentrum Kinzigtal im Schulgebäude in Biberach u. a. mit einem Stand unserer Mitgliedergruppe.

15./16. November 2014 (Volkstrauertag)

Ausstellung: „100 Jahre nach Beginn des Ersten Weltkrieges – Biberach erinnert sich“ im Rietsche-Saal. Die Ausstellung fand großen Zuspruch.

29. November 2014

Ausstellung „40 Jahre Eingemeindung von Prinzbach“ und „875 Jahre Biberach“ im Rahmen einer Feierstunde im Rietsche-Saal. Parallel wurde ein Film über die 850-Jahr-Feier im Jahr 1989 gezeigt. Auch diese Ausstellung stieß auf großes Interesse in der Bevölkerung.

Teilnahme am Kinderferienprogramm mit diversen Veranstaltungen im Museum und auf der Hohengeroldseck.

Josef Ringwald

Ettenheim

Herr Josef Naudascher, Träger des Bundesverdienstkreuzes, Ehrenbürger der Stadt Mahlberg, Träger des Heimatpreises des Ortenaukreises und Ehrenmitglied im Historischen Verein für Mittelbaden ist am 5. August 2014 im Alter von 84 Jahren verstorben. Die außergewöhnliche Leistung von Herrn Naudascher für die Erforschung der Geschichte seiner Heimatstadt Mahlberg und der gesamten südlichen Ortenau werden in einem Nachruf an anderer Stelle in diesem Jahresband ausführlich gewürdigt. Hier im Jahresbericht der Mitgliedergruppe Ettenheim soll besonders dankbar in Erinnerung gerufen werden, dass der leidenschaftliche Historiker Naudascher von 1969 bis 1972 Vorsitzender der Ettenheimer Mitgliedergruppe war, sich intensiv um den Weiterbestand der Ettenheimer Gruppe bemühte und im Oktober 1971 die vierte in Ettenheim durchgeführte Jahresversammlung des Gesamtvereins organisiert hat.

In den Räumen der ehemaligen Schule in Ettenheimmünster fand am 7./8. März 2014 ein Colloquium zur digitalen Rekonstruktion der 1803 aufgehobenen und danach zerstörten Benediktiner Abtei Ettenheimmünster statt, zu dem Dr. Jörg Sieger eingeladen hatte. Im Nachgang zu der im November 2013 von ihm und Dipl.-Ing. Karl-Heinz Häfele gezeigten Präsentation der „digitalisierten Rekonstruktion“ des barocken Klosterbaus von Peter Thumb wurden zahlreiche offene Detailfragen diskutiert. Dafür hatte Dr. Sieger eine ausgezeichnete Broschüre mit allen bekannten Darstellungen des Klosters und mit den Rekonstruktionen als Arbeitsvorlage ausgedruckt.

In dem 2013 zum 1250-jährigen Jubiläum des Klosters Ettenheimmünster erschienenen Buch „Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster“ berichtete Dr. Bertram Jenisch vom Regierungspräsidium Freiburg über die geomagnetische Vermessung des Klostergeländes. Durch die Bemühungen des Historischen Vereins konnte die Finanzierung der zusätzlichen Kosten in Höhe von 4000 Euro für die Vermessung der noch fehlenden 0,8 ha zusammengebracht werden. Dafür an dieser Stelle herzlichen Dank an den Vorsitzenden des Arbeitskreises Alemannische Heimat e. V. Bürgermeister a. D. Erich Birkle, an den Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden Klaus G. Kaufmann und an Siegfried Moser, Vorsitzender der Kiefelstiftung Ettenheimmünster und Stellvertretender Vorsitzender des Förderkreises Ettenheimmünster, für die Bereitstellung von je 1000 Euro. Die Vermessung wurde

im Mai 2014 von Herrn Hübner der Firma GGH Solution in Geosciences GmbH durchgeführt.

Durch Vermittlung von Thierry de Seguins-Cohorn, der im November 2013 auf den Spuren des Herzogs von Enghien und Charlotte de Rohan-Rochefort Ettenheim und dem Museum einen Besuch abstattete, erhielt das Museum im August 2014 die Reproduktion eines Gemäldes von Charlotte, das sich in Privatbesitz in der Provence befindet. Thierry de Seguin-Cohorn ist ein Ur-Ur-Enkel von Charlotte de Castille geb. Rohan-Rochefort, deren Patentante Charlotte de Rohan-Rochefort, die Geliebte des Herzogs von Enghien, war.

Der frühere Vorsitzende des Historischen Vereins, Bernhard Uttenweiler, hatte noch während seiner Amtszeit dem Arbeitskreis Alemannische Heimat e. V. Freiburg Dr. Karl-Heinz Debacher für die Verleihung der Ehrennadel des Arbeitskreises vorgeschlagen. Ende November 2014 fand in Breitnau in Anwesenheit von Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer die Ehrung von insgesamt sechs Persönlichkeiten statt, die sich in besonderem Maße um ihre Heimat verdient gemacht haben, darunter auch Dr. Debacher aus Rust. In seiner Laudatio würdigte der Vorsitzende des Arbeitskreises das vielseitige, umfassende und langjährige ehrenamtliche Engagement von Karl-Heinz Debacher. Er nannte die nahezu 50 Veröffentlichungen zur lokalen und regionalen Geschichte und die zahlreichen Mundartveröffentlichungen einen mehr als überzeugenden Grund für die Überreichung der Ehrennadel des Arbeitskreises. Besonders erwähnt wurde die Aufarbeitung der jüdischen Geschichte der Gemeinde Rust und seine Dissertation über die Geschichte des Historischen Vereines für Mittelbaden.



Ehrennadel des Arbeitskreises für Dr. Debacher. Von links: der Vorsitzende des Arbeitskreises Alemannische Heimat e. V. Bürgermeister a. D. Erich Birkle, Regierungspräsidentin Bärbel Schäfer, Dr. Karl-Heinz Debacher

Neue Aufsätze im Geroldsecker Land 57 (2015):

Caroli, Walter: Der unglückliche Revolutionär Karl Friedrich Scholl (1809–1862). Pfarrer in Breitenbronn, Präzeptor in Ettenheim, Diakonus in Lahr. In: Geroldsecker Land 57 (2015), 11–21. (Scholl war Mitbegründer der Volksbank Ettenheim. Vgl. Bernhard Müller, Festbuch Volksbank-Raiffeisenbank Ettenheim. 1983.)

Weis, Dieter: Zum Abbruch des Thomas-Turmes im Jahre 1787 [in Ettenheim]. In: Geroldsecker Land 57 (2015), 161–175. (Auch Hexenturm, Gefängnisturm = Herrschaftsturm, Zollhäuser bei den Toren, Wappen)

Ruf, Edmund: Meine Erlebnisse im Weltkrieg 1914–1918. In: Geroldsecker Land 57 (2015), 126–149. (Ausschnitt aus den Lebenserinnerungen von Bürgermeister Edmund Ruf, die 2010 von Bernhard Uttenweiler herausgegeben wurden.)

Krohn, Niklot: Zum 100. Todestag von Otto Winterer (1846–1915). Freiburgs „zweiter Gründer“ war ein Kind des Geroldsecker Landes. In: Geroldsecker Land 57 (2015), 176–180. (Otto Winter wurde in Ettenheim geboren, wo auch eine Straße nach ihm benannt ist.)

Thomas Dees/Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Zwischen Ortenau-Klinikum und Friedhof entsteht auf dem Gelände einer ehemaligen Gärtnerei zurzeit ein großes Gesundheitszentrum – ein Bauvorhaben, das erneut auf heftige Kritik nicht nur des Historischen Vereins stößt. Der Komplex ist zu hoch geplant und rückt überdies zu nah an die Chorturmkirche St. Martin, die um 1200 erstmals erwähnte Leutkirche, heran.

Während die Denkmalpflege in diesem sensiblen Bereich nach vorherrschender Meinung wieder einmal arg vernachlässigt wird und keine Rücksicht auf das historische Gotteshaus genommen wird, fand die Archäologie hingegen großzügige Beachtung. Drei Monate lang durfte von Juni bis August auf 3000 Quadratmetern mit zehn Fachleuten gegraben werden, darunter als zeitweiliger Leiter der Vorsitzende des Vereins, Johann Schrempp. Siedlungsstrukturen aus dem 12./13. Jh. konnten nachgewiesen werden – noch vor der Stadtgründung –, darunter unterkellerte Gebäude mit städtischem, gehobenem Wohnniveau. Man stellte Keramik- und Glasfunde von überregionaler Bedeutung sicher, die ab Mai in Konstanz im größeren Rahmen ausgestellt werden.

Die alljährliche dreitägige Studienreise des Vereins gemeinsam mit dem Katholischen Bildungswerk führte Mitte Juli zuerst nach Konstanz zum 600-jährigen Konzilsjubiläum. Führungen durch die Altstadt sowie die reich bestückte Jubiläumsausstellung waren vorgesehen. Erwähnenswert die anschließende Überfahrt auf der Autofähre nach Meersburg mit Blick auf die Alte Burg der Staufer, das Neue Schloss der Konstanzer Fürstbischöfe, die Rebhänge und die Unterstadt. Übernachtung im Gästehaus St. Theresia in Eriskirch, ein Ort, der in der Dämmerung noch zu einem Spaziergang im Eriskircher Ried einlud.

Am nächsten Morgen ging es zu eindrucksvollen Führungen durch die Klosterkirche und das Schloss Salem, dann weiter zur malerisch auf dem Hochufer des Bodensees gelegenen Wallfahrtskirche Birnau. Zum Abschluss des ereignisreichen Tages stand ein historischer Entdeckungsbummel durch Meersburg auf dem Programm.

Der dritte Tag war drei Orten in der Schweiz gewidmet: Zuerst St. Gallen mit Altstadt, Stiftskirche und der berühmten Bibliothek. Die sehr kompetente Führung in diesem kunsthistorisch bedeutenden Raum mit seinen einmaligen Schätzen (etwa Nibelungenlied) war zweifellos ein Höhepunkt.

Die weitere Fahrt führte zur Kartause Ittichen, einem ziemlich unbekanntem Kloster im Thurgau, ab 1461 von Kartäusern besiedelt, 1848 aufgehoben. Eine reiche Stiftung übernahm 1977 den vom Verfall bedrohten Besitz und restaurierte die Gebäude und Gartenanlagen vorbildlich. Heute ist Ittichen Museum und Kulturzentrum zur Geschichte der Kartäuser sowie Bildungsstätte. Klosterkirche, Kapitelsaal, Refektorium, die Einsiedlerzellen mit Gärtchen und der Kreuzgang begeisterten in ihrer unverfälschten Originalität die Besucher. Abschluss der Studienreise auf dem Marktplatz in Stein am Rhein, eine der schönsten Kleinstädte der Schweiz, unter der Burg Hohenklingen. Leider war die

Zeit zu kurz, um den vier historischen Kirchen noch einen Besuch abzustatten. Das ist für später vorgemerkt.

Am „Tag des offenen Denkmals“ (14. Sept. 2014), den der Verein nunmehr schon seit 1996 mit vielen Besuchern feiert, ging es zuerst in den Löwenbergischen Park der Franziskanerinnen. Ursprünglich Eigentum der Freiherren von Bender, kam der Park später in den Besitz der Baroness von Löwenberg, die ihn 1935 gegen den Willen der damaligen Machthaber an das Mutterhaus verkaufte.

„Farbe“ war das Motto des Denkmaltages, und Farbe herrschte an diesem sonnigen, frühherbstlichen Sonntagmorgen überall: in der Natur und in den Räumen der spätbarocken Pavillons. Weitere Stationen waren das Museum Haus Löwenberg, die Stadtkirche St. Marien mit ihren Farbfenstern sowie den Wand- und Deckengemälden von Carl-Philipp Schilling (1855–1924) und zum Abschluss eine Führung im Prälatenturm durch den seinerzeitigen Restaurator Bernhard Wink. So war der Denkmaltag wieder einmal eine gut besuchte öffentliche Plattform für das Wirken des Historischen Vereins.

Der badische Maler Karl Weysser (1833–1904), wie Spitzweg ein Vertreter des sog. poetischen Realismus, ist in Gengenbach kein Unbekannter. Auf seinen vielen Reisen im süddeutschen Raum hatte er sich zum Arbeiten auch in Gengenbach aufgehalten, das ihm Mitte der 1980er Jahre unter dem Kurator und großen Weysser-Kenner Prof. Dr. Benno Lehmann eine kleine Ausstellung widmete. Nun hatte dieser, Kunsthistoriker aus Mannheim, im Verlauf weiterer Werkforschungen im Grafenschaftsmuseum Wertheim eine große Sonderausstellung aus dem Gesamtwerk des Künstlers eingerichtet und die Gengenbacher zu Vortrag und eingehender Führung eingeladen, was am 15. November mit Freude realisiert werden konnte. Die malerischen und grafischen Zeugnisse der Architektur und ihrer Details, d. h. die alten Gassen und Plätze, Tore, Türmchen und Brunnen sind heute für Denkmalschützer, Restauratoren, Historiker und Heimatfreunde von großem Wert.

Die Erkundung des „vorderen Kinzigtalwalls“, einer Schanzen-Verteidigungslinie aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, die ab Strohbach geografisch gesichert ist und jenseits der Kinzig über Paulischanz und Rosgrabeneck bis zum Lieberkopf führte, musste im Dezember auf das Frühjahr 2015 verschoben werden.

Hans-Jochen Schuck

Haslach im Kinzigtal

In Kooperation mit der VHS Ortenau-Kinzigtal hat der Historische Verein Haslach im Kinzigtal Vorträge im Refektorium des alten Haslacher Kapuzinerklosters und auch folgende Veranstaltungen organisiert:

16.03.2014/12.10.2014: *Martin Schwendemann, Steinach*

Besichtigung des „Haus Theres“, Alltagsgeschichte 1920–1990

Zu besichtigen ist das letzte kleinbürgerliche Haus, das die Haslacher Altstadt noch aufzuweisen hat. Kleinstwohnhaus mit Erdgeschoss, Obergeschoss und Dachraum. Die Hof- und Gebäudefläche beträgt nur 42 qm, das Haus selbst – zwei Zimmer tief und ebenso breit – steht auf gerade mal 27 qm. Drinnen eröffnet sich der lebensechte Alltag der Zeit vor 30 bis 60 Jahren: Flur, Speisekammer, Räucherofen, Wohnküche, gute Stube, Schlafzimmer, Bad, Holzbühne und Jugendzimmer. Alles zum Anfassen. Hinter jeder Schranktür und in jeder Schublade finden Sie ein Stück Alltagsgeschichte, von der Auflauf- oder Brotpuddingform, dem Dummisschiefele der Urgroßeltern, dem Waffeleisen der Großmutter für den Holzherd bis zum Milchdosenstecher der 1960er, 1970er Jahre. Eine Fahrkarte für eine Zeitreise in die Zeit der Groß- oder Urgroßeltern.

Diese Führung wird auf Anfrage das ganze Jahr über angeboten. Anfragen bei Martin Schwendemann, 07832 706171, oder Klaus G. Kaufmann, 07832 5461.

01.07.2014: *Sören Fuss, Haslach*

Besichtigung der Gedenkstätte Vulkan

Gedenkstätte für drei Lager in Haslach, Außenstelle des KZs Natzweiler-Struthof im Elsass. Führungen werden das ganze Jahr angeboten. Anmeldung: 07832 2105 (Herr Fuss) oder Stadt Haslach 07832 706-174.

Im Haslacher Urenwald, nahe der Mülldeponie, erinnert die „Gedenkstätte Vulkan“ an die drei nationalsozialistischen Lager in Haslach, in denen von September 1944 bis April 1945 über 1700 Männer aus 19 Ländern litten und viele davon starben. Die Häftlinge waren eingesetzt, in den bestehenden Bergwerksstollen des Vulkangeländes, ein ehemaliger Amphibolitabbau, für verschiedene Firmen der Rüstungsindustrie unterirdische Produktionshallen zu errichten.

20.10.2014: *Willi Keller, Oppenau*

Die alten Geschichten sind immer noch lebendig – aus dem Sagenschatz des Mittleren Kinzigtales

Der Referent, auch SWR-Redakteur, bemerkt, dass jeder Mensch in seinem Leben mehrmals mit Sagen in Berührung kommt. Sagen, mündlich überlieferte Erzählungen von scheinbar unglaublichen Ereignissen, begleiten die Menschen bis heute. Der Autor des Buches „Sagen des Kinzigtales“ sprach über die alten Geschichten des Mittleren Kinzigtales, über den Storchentag, den Heiligen Brunnen, untergegangene Bergwerke, Schatzgräber, das Mareile und böse Geister. In seinem Vortrag erklärte er die Bedeutung der Sagen und warum sie auf Dauer die Menschen fesseln und beeindrucken.

17.11.2014: *Sören Fuss, Haslach*

Konzentrationslager in Haslach – 70 Jahre historische Aufarbeitung

Am 16. September 1944 wurde in Haslach ein Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof eingerichtet. Anfang Dezember 1944 kamen zwei weitere Nebenlager des Sicherungslagers Schirmeck dazu. Insgesamt wurden mehr als 1700 Lagerhäftlinge gezwungen, die bestehenden Bergwerksstollen am „Vulkan“ zu Produktionsstätten für die Rüstungsindustrie auszubauen. Mehr als 220 von ihnen überlebten diese Zeit in Haslach nicht. Obwohl es nach mehr als einem halben Jahrhundert gelang, Kontakte zu überlebenden Häftlingen herzustellen, sind bis in unsere Tage nicht alle Fragen aus dieser Zeit geklärt. Deshalb ergeben sich auch heute noch durch beharrliches Recherchieren neue Erkenntnisse. Im Vortrag wurde mithilfe von Bildmaterial über die Geschichte der Lager und von den Bemühungen um historische Aufklärung berichtet.

19.01.2015: *Dr. Wolfgang Werner, Freiburg*

Über die Faszination unter Tage

Anlässlich des 10-jährigen Jubiläums des Besucherbergwerks „Segen Gottes“ in Haslach-Schnellingen wurde der Referent zu diesem Vortrag ermuntert. Er ist Leiter des Referats 96 beim Regierungspräsidium Freiburg, Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau. Er begleitete die Entwicklung des Besucherbergwerks seit Beginn. – Bergbau bewegt die Menschen und ihre Fantasie. Es ist wohl eine Mischung aus Ehrfurcht vor den geheimnisvollen Schätzen in der Tiefe, aus Hoffnung, durch sie zu einem besseren, auskömmlichen Leben zu gelangen, und aus Bewunderung gegenüber dem Mut und Können des Bergmanns. In der Grube „Segen Gottes“ kann man sowohl die emotionale Faszination der Welt unter Tage erleben als auch nüchterne naturwissenschaftliche Erkenntnisse erhalten – Erkenntnisse, die eine eigene Faszination besitzen. Informative Bilder und Statistiken über Minerale in ganz Baden-Württemberg führten zu beeindruckenden Erkenntnissen.

Sören Fuss mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet

Der Leiter der Gedenkstätte „Vulkan“ Sören Fuss wurde am Samstag, den 06.12.2014 im Stuttgarter Neuen Schloss von Ministerpräsident Winfried Kretschmann mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Besonders gewürdigt wurde die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit Haslachs.

„Es ist wichtig, dass bürgerschaftliches Engagement öffentliche Anerkennung findet. [...] Als Ministerpräsident erfüllt mich dies mit Dankbarkeit“, betonte der Ministerpräsident bei der Feierstunde.

Und speziell zum 70-jährigen ehemaligen Realschullehrer aus Haslach führte Kretschmann aus: „Seit über 30 Jahren gilt das Engagement von Sören Fuss der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit von Haslach. Damit leistet er einen wertvollen Beitrag zur menschlichen Versöhnung.“

„Damit leistet er einen wertvollen Beitrag zur menschlichen Versöhnung“, betonte Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Auszüge aus dem Schwarzwälder Boten). Auch wir gratulieren.
Foto: Staatsministerium



Bergwerks an die rund 1700 Männer erinnert, die hier während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeit leisteten. Info-Tafeln und Broschüren, eine Gedenkschrift sowie eine Homepage geben Aufschluss über die Geschichte dieses Orts.

Klaus G. Kaufmann

Hausach

Neujahrsserenade: Wie immer am Abend des 1. Tages im Neuen Jahr fand auch diesmal wieder die traditionelle Weihnachtsserenade des Historischen Vereins Hausach statt. Seit einigen Jahren ist diese Serenade Mitbürgern ausländischer Herkunft gewidmet. In diesem Jahr gestalteten Bürger mit polnischen Wurzeln die Feier mit.

Begleitet wurde der kleine Umzug über drei Stationen durch die Altstadt von Musikern, der Burgwache, den Burgfrauen und vielen Interessierten. Es wurden Gedichte zum Jahreswechsel, ein Mundartgedicht auf alte Hausacher Originale vorgetragen und traditionelle Lieder gesungen. An der zweiten Station hielt Bürgermeister Wöhrle seine traditionelle Neujahrsansprache mit Rückblicken und Ausblicken.

Narrentreffen: Die Hausacher Narrenzunft veranstaltete vom 25. bis 26. Januar 2014 ein großes Narrentreffen. Der Historische Verein öffnete die Tore des Historischen Kellers und sorgte zusammen mit der Burgwache und den Erzbrüdern für Bewirtung der Teilnehmer.

Johannisfeuer: Am 20.6.2014 wurde traditionell das Johannisfeuer bei Einbruch der Dunkelheit auf dem Hausacher Schlossberg abgebrannt. Regie und Vorbereitungen liegen beim Historischen Verein; allein ca. 80 Reisigwellen mussten beschafft, transportiert und aufgeschichtet werden. Das Feuer war weithin in der Talaue sichtbar und lockte auch viele Nachtwanderer auf den Schlossberg.

Projekt „Obere Schanze“: Ein Projekt des Historischen Vereins wurde in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein und anderen freiwilligen Helfern umgesetzt. Am 10. Mai 2014 brachten ambitionierte Helfer im Alter von 62 bis 84 Jahren die obere Schanze, Teil einer alten Verteidigungsanlage, wieder in den ursprünglichen Zustand.

gungsanlage, durch Säubern des mittelalterlichen Schanzengrabens, Freilegen des Gemäuers und Reparatur eines Steges wieder in Ordnung. Durch den Historischen Verein wurden zudem Hinweistafeln auf dem angrenzenden Heimatpfad aufgestellt – außerdem drei Sitzbänke für müde Wanderer.

600 Jahre Konzil in Konstanz: Mit einer starken Reisegruppe besuchte der Historische Verein am 10.8.2014 die sehenswerte Ausstellung im Konzilsgebäude: 600 Jahre Konzil in Konstanz. Außerdem bot der zweite Vorsitzende Klaus Lehman im Anschluss daran eine sehr interessante Stadtführung und den Besuch des Hus-Museums. Warum heißt das Bistumsblatt des Erzbistums Freiburg „Konradsblatt“? Das Bistum Konstanz dauerte von Jahre 600 bis zum Jahre 1821. Nachfolger war das Erzbistum Freiburg. Vertraglich wurde beim Übergang geregelt, dass der „Heilige Konrad“ als Patron zu übernehmen ist. Auch der Bistumsschatz musste an Freiburg übergeben werden.

Kultursonntag: Zusammen mit dem Schwarzwaldverein beteiligten sich am 28.9.2014 Mitglieder des Historischen Vereins an einem Ausflug nach Bad Säckingen. Das Thema war „Christianisierung am Hochrhein“. Einmal mehr hatte sich der Vorsitzende des Schwarzwaldvereins, Klaus Lehmann, sorgfältig vorbereitet, sodass die Teilnehmer sehr viele Informationen über das Wirken des heiligen Fridolin, die Baugeschichte des Fridolinmünsters, des Klosters und die Geschichte der Stadt Bad Säckingen erfuhren.

„Ganzsachen-Handbuch des Dritten Reiches“ von Herrn Hanspeter Frech: Am Donnerstag, den 16.10.2014 hielt Herr Frech einen spannenden und interessanten Vortrag über den Inhalt dieses von ihm verfassten Buches. Anhand von den für dieses Buch gesammelten Briefmarken und Briefen erzählte er von deren Entstehung und Herkunft. Er bot dadurch hautnah Geschichte und viele Geschichten und Schicksale hinter der Geschichte.

Thema waren auch die seltenen Briefe, die Eingang in ein KZ fanden, oder daraus herausgeschmuggelt werden konnten. Anhand geänderter Briefmarken aus neuen Siedlungsgebieten konnte man die Zwangsumsiedlung ganzer Volksgruppen und die Vertreibung anderer Gruppen verfolgen. Die Schriftführerin des Vereins traf kurz nach diesem Vortrag Menschen, die ein von Herrn Frech geschildertes Schicksal erleben mussten: Eine Dame, die als Säugling mit ihrer Familie aus Bessarabien heraus musste, erfuhr von ihrem neun Jahre älteren Bruder Folgendes: Sie waren die Nachkommen deutscher Siedler, die sich zwischen 1812 und 1842 dort niedergelassen hatten. Sie mussten unter Hitler unter Zwang die Heimat verlassen, in der es ihnen sehr gut gegangen war. In Polen wurden unter Hitler die polnischen Bauern von ihren Höfen verjagt – vielleicht sogar umgebracht – und die deutschen Zwangsumsiedler aus Bessarabien mussten diese Höfe übernehmen. Als sich am Kriegsende das Blatt wendete, musste die Familie unter Lebensgefahr fliehen. Wie gesagt, Herr Frech konnte anhand geänderter Briefmarken auch die Verschiebung der politischen Machtverhältnisse anschaulich aufzeigen.

Vorstellung und Eröffnung der Online-Chronik: Der Vorsitzende des Historischen Vereins Hausach, Hubert Maier-Knapp, begrüßte am 22.10.2014 zu Beginn der Veranstaltung die zahlreich erschienenen Besucher im Rathaussaal der Stadt Hausach und gab nach wenigen einleitenden Sätzen der Eröffnung das Wort zur Präsentation der Online-Chronik an seinen Vorgänger im Amt Herrn Bernd Schmid.

Herr Bernd Schmid, ehemaliger Rektor der Grund- und Hauptschule, hatte die Idee und Initiative zu dieser Online-Chronik. Träger und Eigentümer dieser Chronik ist der Historische Verein. Herr Schmid erfand die Möglichkeit, anhand eines „Zahlenstrahles“ jederzeit Beiträge in die Chronik einstellen zu können – sie kann also endlos ergänzt werden. Auf dem Zahlenstrahl kann man die Jahreszahl finden, bei der man ein Ereignis sucht. Dazu wurde auch eine genaue Gebrauchsanweisung herausgegeben. Historische Forschungen von Mitgliedern und Bürgern z. B.: Bergbau, Wider das Vergessen, Straßenbenennungen, historische Bilder und Aufzeichnungen und vieles andere mehr können jederzeit und gut auffindbar eingestellt werden. Die Chronik wächst immer weiter zu einem kollektiven Gedächtnis der Stadt Hausach und bewahrt die Erinnerungen.

Hubert Maier-Knapp

Hornberg – Triberg

Wie der Vorsitzende des Historischen Vereins Hornberg e.V., Jürgen Schaumann, in der diesjährigen Hauptversammlung mitteilte, gab es im vergangenen Jahr 2014 wegen des häufigen Regens statt der vorgesehenen sechs Aufführungen des Heimatspiels „Das Hornberger Schießen“ nur drei. Zehnmal wurde aber das Märchenspiel vom „Räuber Hotzenplotz“ und fünfmal der Krimi „Die toten Augen von London“ auf der Erwin-Leisinger-Bühne im Storenwald aufgeführt – und das alles vor über 10000 begeisterten Zuschauern!

Eine besondere Ehrung durch den Verein erfuhren Annemarie Stadler und Werner Walz als die letzten noch lebenden Darsteller der Uraufführung des „Hornberger Schießens“ vor nunmehr 60 Jahren.

Die Trachten- und Volkstanzgruppe des Historischen Vereins war viel unterwegs, u. a. mit dem Festumzug beim großen Trachtenfest am 21. September in Gutach, wie ihre Sprecherin Else Reeb verlauten ließ. Zwei Brauchtumsabende auf dem „Bären“-Platz gestalteten sich zu schönen kulturellen Höhepunkten mit Volks- und Brauchtumstänzen, Sketchen, Moritaten und Liedern. So konnte Bürgermeister Siegfried Schefold mit Nachdruck feststellen: „Der Historische Verein ist ein wertvoller Repräsentant Hornbergs.“

Wie der Name schon sagt, beschäftigte sich der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e.V. mit anderen Aufgaben. Nach wie vor lag ihm vor allem die Betreuung des Stadtmuseums am Herzen. An jedem ersten Sonntag im Monat und zu Sonderführungen standen die Türen der Museumsräume den Besuchern weit offen.

Unter der Leitung der Ersten Vorsitzenden Rosemarie Götz bildeten während des Jahres mehrere zusätzliche Veranstaltungen ein abwechslungsreiches Programm:

Die Exponate zur „Post“-Ausstellung wurden von Frau Maria Morgenschweis zur Verfügung gestellt





*Die Hornberger
Besuchergruppe auf
der Treppe zum Flößer-
museum in Wolfach*

- Der Januar galt einem weiteren Ausbau der Dokumentation „Die Hornberger Vereine“.
- Im Februar wurde eine eigene Homepage in Form einer virtuellen Besichtigung der Museumsräume geschaffen.
- Der März brachte die Jahresversammlung mit Ehrung der Gründungsmitglieder des Fördervereins vom Jahre 1988. Den beiden Kindergärten wurde eine Geldspende übergeben.
- Die Entrümpelungs-Aktion des Museums im April fand viele freiwillige Helfer.
- Im Mai wurde dem neu gestalteten Flößermuseum in Wolfach ein Besuch abgestattet.
- Im Juni fand die Eröffnung der Sonderausstellung „Hornberg – postalisch betrachtet“ statt. 17 große Schautafeln aus dem Nachlass von Heimat- und Geschichtsfreund Günter Morgenschweis wurden präsentiert.
- Bei einem Vortragsabend mit Karl Volk im Juli ließ der Referent die Geschichte der Herren von Hornberg und besonders die Gestalt des Minnesängers Bruno neu lebendig werden.
- Im August fuhr eine Gruppe von Hornberger Geschichtsfreunden nach Konstanz, um dort die sehenswerte Ausstellung „Das Konzil von 1414–1418“ zu besuchen.
- Der September sah die Hornberger Vereinsmitglieder und ihre Gäste mit Klaus Schindler beim Jahresausflug nach Ludwigsburg. Dort

Der Jahresausflug führte nach Ludwigsburg; die Teilnehmer im Hof des Residenzschlusses



- beeindruckten vor allem das Residenzschloss, das „Blühende Barock“ und die große Kürbis-Ausstellung. Die Heimfahrt wurde durch einen Aufenthalt im und beim Wasserschloss Glatt unterbrochen.
- Einen nachhaltigen Eindruck bei den teilnehmenden Senioren des Wolfacher Kreisverbandes an einer Schlossbergbegehung hinterließ der von der Vorsitzenden Rosemarie Götz geführte Rundgang über den Hornberger Schlossberg im Oktober.
 - Den heiter-besinnlichen Abschluss des Vereinsjahres bildete traditionsgemäß die Jahresabschlussfeier im Dezember.

Zu den herausragenden Sonderführungen durch das Stadtmuseum zählte der Besuch einer Gruppe von Mitgliedern der Neuapostolischen Gemeinde im Februar; über eine große Zahl von Gästen freuten sich die Museumsbetreuer am „Tag der offenen Tür“ im Rahmen des Hornberger Frühlingfestes anfangs Juni, und im Juli war es eine Gruppe von Besuchern aus Straßburg. Für besonders engagierte Teilnehmer am 9. Wilhelm-Hausenstein-Symposium im Oktober war der Besuch des Gedenkraumes im Stadtmuseum von höchstem Interesse, spürten sie doch beinahe „hautnah“ den Geist des Hornberger Ehrenbürgers, des bedeutenden Literaten und Diplomaten, der als erster deutscher Botschafter nach dem Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten des Rheins noch heute höchstes Ansehen genießt.

Für die Verfasser einer ansehnlichen Reihe von heimatgeschichtlichen Beiträgen im „Amtlichen Nachrichtenblatt“, im „Offenburger Tageblatt“ und im „Schwarzwälder Boten“ bildete das im Aufbau begriffene und von Adolf Heß betreute Archiv im Stadtmuseum eine fast unerschöpfliche „Quelle der Erkenntnis“. Der Pflege des Gemeinschaftsbewusstseins und dem gegenseitigen Austausch von Informationen und Meinungen dienten die gelegentlichen Heimattreffs.

Der Bericht über das vergangene Vereinsjahr in Hornberg soll nicht schließen, ohne an zwei verstorbene Mitglieder zu erinnern, die sich um den Verein bleibende Verdienste erworben haben: Armin Gotthans und Fritz Wöhrle.

Richten wir nun unseren Blick nach Triberg! Dort überrascht die reiche und vielgestaltige schriftstellerische Tätigkeit einiger Autoren auf dem Gebiet der Heimatkunde und der lokalen Geschichte. Die regelmäßig erscheinenden „Heimatblätter“ vom Heimat- und Geschichtsverein Triberg e.V., Arbeitskreis „Vergangenheit und Gegenwart“, haben ein neues Format mit Klebebindung, sind also nicht mehr klammergeheftet. Zudem haben sie einen größeren Umfang: Das Jahreshft Nr. 18 zum Beispiel hat beachtliche 157 Seiten. Neu hinzugekommen ist erfreulicherweise der Farbdruck. Der Inhalt der aktuellen Ausgabe des Heftes stellt sich recht abwechslungsreich dar:

- Die Beiträge „In memoriam“ sind den beiden Verstorbenen Dr. Herbert Broghammer und Clemens Reiner gewidmet.
- Von Armin Kienzler stammen die Aufsätze:
 - Modellbauer Albert Fehrenbacher – Er setzte sich ein Leben lang für die Völkerverständigung ein.
 - Der Bahnhof Triberg – nie der Bedeutung der Stadt entsprechend
 - Die Oberstadt – Entstehung und heutige Situation des Triberger Stadtteils
- Klaus Nagel schrieb:
 - Verborgene Motive in Triberg
 - „Hoffentlich nimmt dieser Krieg jetzt bald mal ein Ende ...“
 - Fantastische Ausblicke bis zur Hornisgrinde – Wissenswertes rund um die Panoramaloipe auf der Geutsche
 - Rodelbahn
- Die Beiträge von Karl Volk sind:
 - „Kraft durch Freude“ – eine weniger bekannte Seite dieses Unternehmens am Beispiel Gremmelsbachs
 - Gegenwärtige Vergangenheit – eine Zeitreise nach Wien

Der Arbeitskreis „Vergangenheit und Gegenwart“ hielt – mit wenigen Ausnahmen – monatlich seine Sitzungen im Landgasthof „Zur Lilie“ ab.

Vom 7. April bis zum 13. September fand im Schwarzwaldmuseum die Ausstellung „Triberg – eine Stadt mit Pfiff“ statt. Ausgestellt waren Triberger Singvogel- und Musikautomaten der Firmen Griesbaum und Eschle: Singvogeldosen, Singvogelkäfige, pfeifende Figuren, geschnitzte Pfeifen aus Elfenbein, Zigarettenspender, Schmuckkästle u. a.

Adolf Heß

Kehl

Tätigkeitsbericht 2014

Im Berichtsjahr hat der Verein zwei Studienreisen, zwei Tagesausflüge und drei Ausstellungsbesuche unternommen. Zwei geführte Straßburg-Rundgänge und zwölf Vorträge standen im Programm. Der Verein ist damit ähnlich aktiv gewesen wie in den vergangenen Jahren. Ungeachtet dessen steckt er im Umbruch; er ist nach wie vor auf der Suche nach

neuen Angeboten, mit denen sich Änderungen im Freizeitverhalten und Informationsverhalten der Mitglieder angemessen berücksichtigen lassen.

Studienreisen

Ziel der großen Studienreise vom 28. Juni bis 2. Juli war die Bretagne. Sie hatte auf der „Wunschliste“ der aktiven Mitglieder lange ganz oben gestanden, war schließlich mit 24 Teilnehmern aber nicht ausgebucht. Um rasch ans Ziel zu gelangen, legten die Teilnehmer die Anreise mit dem TGV Straßburg–Nantes zurück. Für die Organisation vor Ort war die Fa. Hirsch Reisen, Karlsruhe, verantwortlich, die auch den Reiseleiter ausgewählt hatte. Er führte die Gruppe an fünf Tagen routiniert bei überwiegend gutem Wetter durch eine herrliche Küstenlandschaft. Stammquartier war das im Zentrum von Quimper gelegene Hotel Mercure.

Ein weiterer Höhepunkt im Vereinsleben war die Herbstreise „Maler & Literaten im Blauen Land“. Der Kehler Literaturwissenschaftler Dr. Stefan Woltersdorff führte 26 Teilnehmer vom 25. bis 28. September durch das Alpenvorland am Staffelsee und Starnberger See und nach München. Die Skepsis, eine Literatur- und Kunstreise könnte einseitig werden – zu Lasten allgemeinesgeschichtlicher Informationen – wurde bald zerstreut. Rasch wurde die Atmosphäre im Blauen Land zur Zeit von Gabriele Münter, Wassily Kandinsky und anderen Künstlern des „Blauen Reiter“ lebendig. An „Original-Schauplätzen“ in Bad Tölz, Polling und München „begegneten“ die Reisetilnehmer der Familie Mann.

Ausflüge, Rundgänge, Ausstellungsbesuche und Vorträge

Ziel des ersten Tagesausflugs war am 18. Mai die Burg Hohengeroldseck bei Seelbach. Am 6. September startete eine Mitgliedergruppe mit der Deutschen Bahn zusammen mit der Gruppe Geroldsecker Land anlässlich des Jubiläums „600 Jahre Konstanzer Konzil“ zu einem Tagesausflug an den Bodensee. Die Fahrt war von Mitgliedern der Gruppe Geroldsecker Land perfekt vorbereitet worden. Nicht einmal ein Streik der Lokführer vermochte den Erfolg zu schmälern. Es war zugleich ein Start in eine Kooperation der beiden Mitgliedergruppen, von der wir uns einige weitere Synergie-Effekte versprechen.

Die Reihe „Unsere Nachbarn“ haben wir mit Rundgängen in Straßburg durch die Krutenau und Finkwiller fortgesetzt. Geführt wurden wir wieder von einem rundum kundigen Straßburger, unserem Mitglied André Biegel. Der zweite Rundgang schloss eine Einkehr in „Les Haras“ ein und endete kaum feucht, aber fröhlich im Bürgerspital.

Nicht im Programm vorgesehen, aber gut angenommen war ein Besuch der Ausstellung „40 Jahre Sammlung – 10 Jahre Museum Frieder Burda“ in Baden-Baden. Hervorzuheben ist wieder die exzellente Führung durch die Ausstellung.

Ein besonderer ortsgeschichtlicher Beitrag zum Gedenken an den Ersten Weltkrieg 1914–1918, der den Verein noch in späteren Veranstaltungen beschäftigen wird, war die Ausstellung „Auf Leben und Tod“ im Hanauer Museum. Dort führt Dr. Ute Scherb, Museumsleiterin und Stadtarchivarin, die Vereinsmitglieder im August durch die Ausstellung.

Folgende **Vorträge** konnte der Verein im Berichtsjahr anbieten:

„Die Verführbarkeit des Menschen – Sind wir alle so manipulierbar?“ – (Gerd Hirschberg, Freistett) zusammen mit dem Arbeitskreis „27. Januar“

„Die Verfassung des Reichslands Elsass-Lothringen von 1911“ (Jean-Marie Woehrling, Präsident des Elsässischen Kulturzentrums, Straßburg)

„Eine Kulturgeschichte der Wirtshausschilder“ (Helmut Schneider, Kehl-Kork)

„Friedrich Weinbrenner, Hans Voß und die Weinbrenner-Schule in der Ortenau“ (Dr. habil. Ulrich Maximilian Schumann, Präsident der Weinbrenner-Gesellschaft, Karlsruhe)

„Warum lehnt das Seepferdchen am Mandelbaum?“ (Dr. Hansjörg Schneble, Offenburg)

„Jean-Paul Sartre im Elsass“ (Dr. Stefan Woltersdorff, Kehl)

„Künstlerkolonie Murnau – Auf dem Weg zum ‚Blauen Reiter‘“ (Helga Kelly, Kehl) – zugleich Vorbereitung auf die Herbststudienreise

„München Murnau – Der Kreis des ‚Blauen Reiter‘“ (Helga Kelly, Kehl) – zugleich Vorbereitung auf die Herbststudienreise

„Sprachgeschichte des Elsass“ (Pierre Klein, Huttenheim/Elsass)

„Leben mit dem wilden Rhein“ – Geschichte der Rheinaue (Bernhard Ihle, Offenburg)

„Baden in den 1930er Jahren“ (Friedrich Peter, Kehl) – zusammen mit der VHS Ortenau – Arbeitskreis „27. Januar“

„2014 bis 1914 – ein Rückblick auf hundert bewegte Jahre“ (Dr. Folkert Meyer, Kehl) – zusammen mit der VHS Ortenau

Bücherkiste

Die Bücherkiste musste ihr Quartier in der Schulstraße 27 im September 2014 verlassen. Es war zuvor gelungen, für sie in geringer Entfernung neue Räume zu finden. In der Kinzigstraße 9/Ecke Gewerbestraße ist sie nun wieder dienstags und mittwochs von 15 bis 18 Uhr und samstags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Der Verein dankt der Vermieterin, Frau Renate Sütterlin, für die freundliche Aufnahme am neuen Ort, den Mitgliedern, die den Transport von der Schulstraße zur Kinzigstraße besorgt haben, und dem regen Team unter der Leitung von Evelyn Siegrist, das den Bücherbestand nun nach anfänglichen Umstellungsschwierigkeiten in der Kinzigstraße 9 zur Freude der Kunden pflegt.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Neuried

Tätigkeitsbericht für das Jahr 2014

Arbeitskreis Altenheim

Am 9. März boten wir im Arbeitsraum des Museums einen Vortrag an unter dem Motto: „Altenheim zur Zeit der napoleonischen Kriege“ – in Bezug auf die Auswirkungen, welche diese Kriege auf das Dorf hatten, an. Der Vortrag wurde gehalten von Richard Karl, welcher dieses Referat aus Niederschriften in alten Gemeindeakten zusammenstellte. Das Interesse war sehr groß.

Das Jahreszeitencafé, organisiert und geleitet von Andrea Metzger und Ute Scheidecker, öffnete am 16. März seine Türen. Im österlich geschmückten Arbeitsraum des Museums wurde Kaffee und Kuchen angeboten und die vielen Gäste verweilten gerne.

Um den Kindern das Historische nahezubringen und das Interesse am Museum und Geschichte zu wecken, wurde ihnen eine Museums-Rallye angeboten, bei welcher sie in den Museumsräumen die Antworten auf die gestellten Fragen suchen mussten. Für ihre Mühe gab es eine Belohnung aus der Schatzkiste. Der Andrang der Kinder war groß, da Andrea schon im Vorfeld Werbung in der Grundschule gemacht hatte.

Ebenso an Erntedank, dem 5. Oktober 2014, war das „Café“ wieder geöffnet und dem Anlass entsprechend geschmückt – und allen hat es bei Kaffee und Kuchen gut gefallen. Für die Kinder boten wir Herbstbasteleien und Butter plumpen an. Die Kinder (und besonders auch die Väter) waren vom Bastelangebot hellauf begeistert. Das Butterfässle drehen war dann doch etwas anstrengend, aber die angebotenen Butterbrote haben allen gemundet. Ein herzliches Dankeschön an alle Kuchen spender und Helfer. Ebenso auch unseren Dank an die Geber für die Gaben der Schatzkiste.

Unser alljährliches Museumsfest, feierten wir rund ums Museum am 6. Juli 2014. Ab 11 Uhr war das Museum geöffnet, im Hof und in der Scheune wurde u. a. mit Gegrilltem bewirtet. Traditionell boten wir im Arbeitsraum leckere Kuchen und Kaffee an. Tagsüber gab es Führungen durchs Dorf, Gemarkung und das Museum selbst. Unsere älteren Mitglieder demonstrierten das Stricken von Fischernetzen (Hans Mild), Knüpfen von Halstuchfransen (Frieda Schaller), Spinnen am Spinnrad (Elise Metzger), Dengeln von Sensen und Flechten von Körben (Herrmann Reuter). Ebenso wurde vorgeführt, wie das Bennewägele zerlegt und wieder zusammengebaut wurde. Ein weiterer Höhepunkt war der Auftritt der Kindervolkstanzgruppe. Der Museumstag war wieder ein voller Erfolg, was uns sehr freute.

Wie in jedem Jahr wurde im August der Museumsputz durchgeführt. Unsere fleißigen „Museumsbienen“ trafen sich mit Putzgeschirr jeglicher Art und brachten das Museum samt allen Ausstellungsstücken auf Vordermann. Nach wenigen Stunden war, Dank großem Fleiß, alles erledigt und unser Museum erstrahlte wieder in vollem Glanz. Als Dankeschön für unsere „Museumsdienstler“ wurden diese am 3. Oktober zu einem Essen in das Gasthaus Ratstüble eingeladen.

Im Oktober trafen sich zum dritten Mal die Altgemeinderäte bei uns im Arbeitsraum. Unsere Arbeitskreisleiter übernahmen die Bewirtung sowie eine historische Lesung zur Unterhaltung. Die Altgemeinderäte freuen sich immer wieder über diese Veranstaltung.

Die Mitgliedergruppe Neuried, Arbeitskreis Altenheim, hat sich auch 2014 an der Riedwoche beteiligt, welche von den Riedgemeinden Meienheim, Neuried und Schwanau zur Förderung des Tourismus veranstaltet wird.

Der historische Dorfrundgang, welcher auf großes Interesse stieß, wurde von Willi Sutter geführt, ebenso wurden Gemarkungsfahrten im Aspekt der Siedlungen angeboten.

Für die Vorbereitung der Ausstellung „100 Jahre Erster Weltkrieg“ waren viel Zeit und intensives, anstrengendes Engagement notwendig. Die Eröffnung im Beisein von Bürgermeister Jochen Fischer sowie der Ortsvorsteher fand am Sonntag, 9. November 2014, statt. Begrüßt wurden die zahlreichen interessierten Gäste durch Michaela Karl, ein Gruß überbrachte auch Bürgermeister Fischer. Frank Moser referierte über die Gesinnung und das Leben der Menschen hier in Altenheim in dieser Zeit.

Fester Bestandteil in unserer Vereinsarbeit ist die Teilnahme am Adventsmarkt in Altenheim. Wie jedes Jahr waren unzählige Helfer schon wochenlang vorher mit den Vorbereitungen beschäftigt, um verschiedene und besondere Basteleien und Weihnachtskränze am Stand anbieten zu können. Aber auch das kulinarische Angebot kam nicht zu kurz, die traditionellen Kuchen wie Linzertorte, Silbertorte und Tart ebenso wie Fleischkäswecken, Speck- und Schmalzbrote und der beliebte Museumsglühwein.

Das Heimatmuseum selbst war an 24 Tagen geöffnet, es konnten 215 Besucher gezählt werden. An 18 zusätzlichen Sonderführungen nahmen 455 Besucher teil.

Arbeitskreis Dundenheim

Unser Mitglied, Werner Erb, hat im Laufe des Jahres 2014 wieder viel Zeit und Energie aufgewendet, um den reichhaltigen Vorrat an Filmen und Dias der vergangenen Jahre zu sichten und für die heutigen DVDs aufzubereiten. Die Aufbereitung des Filmes über den Bau der Ferngasleitung von den Niederlanden bis in die Schweiz im Bauabschnitt „Gemarkung Dundenheim“ aus dem Jahre 2001 war eine interessante Herausforderung. Festgehalten wurde dieses Ereignis von Erich Spengler, der den jeweiligen Baufortschritt über die gesamte Bauzeit gefilmt und entsprechend dokumentiert hat.

Diese DVD wurde erstmals beim Seniorennachmittag der Ortsteile Dundenheim und Müllen gezeigt und machte den Senioren große Freude. Ebenso lief diese DVD in Dauerschleife beim Adventsmarkt in Dundenheim und stieß auch beim jüngeren Publikum auf großes Interesse.

Von Archivbildern der Gemeinde Dundenheim wurde ebenfalls eine DVD zusammengestellt, welche von der Gemeinde als Präsent zu Weihnachten an die über 80-jährigen Einwohner übergeben wurde.

Reinhold Grau

Arbeitskreis Ichenheim

Das neue Jahr begann mit der Planung, der Vorbereitung und den Recherchen für unsere jährliche Ausstellung. Unter dem Motto „Landwirtschaft im Ried vom 18. Jahrhundert bis heute“ versuchten wir darzustellen, wie beschwerlich der Betrieb einer Landwirtschaft vor 200 Jahren war und welche produktionstechnischen Entwicklungen und Fortschritte die Landwirtschaft bis heute genommen hat. Ebenso sollte die fundamentale Bedeutung zur Befriedigung unseres täglichen Nahrungsbedarfs herausgestellt werden. Vom 2. Mai bis zum 4. Juli wurde die Ausstellung in der Schaltherhalle der Volksbank Ichenheim gezeigt. In der Eröffnungsversammlung am 30. Mai führte Herr Guntram Franz aus Niederschopfheim in die Materie ein. Das Bläserquintett „The Brassers“ vom Musikverein umrahmte die Veranstaltung. Nach dem offiziellen Teil gab es Gelegenheit zum Gedankenaustausch bei Getränken und Brezeln, die freundlicherweise wieder von der Volksbank gestiftet wurden.

Am 1. März trafen wir uns zu unserem jährlichen Kegeln und am 5. März zum traditionellen Heringessen.

Zur Generalversammlung des Historischen Vereins Neuried e.V. kamen wir am 4. April. im Sportheim Schutterzell mit den anderen Ortsgruppen zusammen.

Ein Besuch des Heimatmuseums in Kork und ein Dorfrundgang waren sehr interessant und aufschlussreich, ebenso der Besuch der Stadt Konstanz und der Ausstellung zum Thema „600 Jahre Konzil“.

Im Rahmen des Ferienprogrammes veranstaltete Herr Alexander Kopf zwei Führungen durch den Westteil der Gemeinde – das „Kalabrich“ – mit vielen Informationen zum Ortsteil und seinen Bewohnern. Die Führungen wurden mit großer Begeisterung aufgenommen.

Anlässlich des Dorffestes zeigten wir im Pfarrsaal der katholischen Gemeinde noch einmal unsere erweiterte und ergänzte Ausstellung zum Thema Landwirtschaft. Für die Ausstellung am 23. November anlässlich des verkaufsoffenen Sonntages hatten wir uns mit dem Ersten Weltkrieg und seinen Folgen für unsere Gemeinde auseinandergesetzt.

Am 28. Dezember fand im Foyer der Langenrothalle das mittlerweile schon traditionelle „Z'Liecht gehen“ statt in Zusammenarbeit mit der Gemeinde und dem Sing- und Spielkreis. Die Veranstaltung war auch in diesem Jahr wieder sehr gut besucht und ein voller Erfolg.

Zum Jahresabschluss trafen wir uns zu einem geselligen Abend im Gasthaus „Vinolivio“ in Hohberg.

Manfred Fischer

Arbeitskreis Schutterzell

Die Tätigkeit des Arbeitskreises beschränkte und konzentrierte sich im letzten Jahr auf einen Lichtbildervortrag vor ca. 200 Seniorinnen und Senioren der Ortsteile Ichenheim und Schutterzell beim Seniorennachmittag am 16. Oktober 2014 in der Langenrothalle in Ichenheim mit dem Thema: „Schutterzell, ein Dorf im Wandel der Zeit: Menschen – Gebäude – Landwirtschaft“. Der Vortrag hatte folgende Schwerpunkte:

- Erste Erwähnungen des Ortes (1139 und 1297)
- Deutungsmöglichkeiten des Schutterzeller Wappens (Kuttenschleife des Mönchs Blenzen oder Schäfertasche oder die sich hin und her windende Schutter)
- Muster-Arbeitsdienstlager in Schutterzell am See, gebaut in den Jahren 1936/1937 und wieder aufgelöst zu Beginn des 2. Weltkrieges
- Theophil Wohlschlegel, der „Retter“ von Schutterzell
- Verlust von zwei Kirchenglocken während des Krieges und Glockenweihe am 12. Juli 1959
- Sportliche Ereignisse
- Gebäude und ihre Geschichte:
- Geschichte der Lahrer Straße 10, das älteste Gebäude in Schutterzell
- Geschichte der Simultankirche St. Michael
- Geschichte der „Alten Schule“
- Gebäude- und sonstige Ortsansichten früher und heute

Lothar Gißler

Trachtengruppe

Im April wurde ich angeschrieben, dass eine Neuauflage der Broschüre „Trachtenlandschaften in Baden Württemberg“ erstellt werden soll und dass darum ein Fototermin ansteht, um die Trachten abzulichten. Dies haben dann Elise Metzger und Michaela Karl – die dafür sorgten, dass alle korrekt angezogen waren – und Jasmin Fels und Ralf Strosack als Trachtenpaar sowie die Kinder Lena Metzger, Marie, Henrie und Benjamin Karl in der Kinder-/Jugendtracht übernommen. Sie haben dabei festgestellt, dass so ein Fototermin doch eine recht anstrengende Sache ist.

Wir nahmen am 20. Juli 2014 bei Jubiläumfestzug in Oberweier teil.

Hierzu wurden wir vom Verein für Heimatpflege und Brauchtum, Friesenheim (wie schon einmal in Oberschopfheim) als Gäste ihres Hochzeitszuges eingeladen, was wir gerne annahmen. Wir wurden beim Eintreffen aufs Herzlichste empfangen und aufs Beste bewirtet. Der Festzug war sehr schön, und danach schlenderten wir gerne durch das festlich geschmückte Oberweier, um alles anzusehen und um da und dort einzukehren.

Die zweite Festzugteilnahme war am 21. September in Gutach. Dort wurde das Kreistrachtenfest des Bundes Heimat und Volksleben ausgerichtet, ebenso wie das Verbandsmusikfest des Blasmusikverbandes Kinzigtal, und das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof feierte 50-jähriges Jubiläum. Am Sonntagvormittag nahmen Willi Metzger und Ute Scheidecker am Festakt teil. Wir fuhren mit dem Bus, zusammen mit der Trachtenkapelle Altenheim, nach Gutach. Auch dies war ein sehr schöner Tag, wenn auch die Umzugsstrecke und das Warten auf den Festzugs-Einsatz sehr lang waren.

Am 18. Oktober fand die Herbstversammlung des Bund Heimat und Volksleben in Friesenheim statt. Stefanie Wurth und Ute Scheidecker haben daran teilgenommen.

Beim Festzug in Gutach waren auch ein paar „Neue“ dabei, worüber wir uns sehr freuten und wir hoffen, dass diese Neuen 2015 wieder mit dabei sein werden.

Zum Jahresende 2014 hatte der Historische Verein Neuried 209 Mitglieder.

Ute Scheidecker

Nordrach

Veranstaltungen

19. Februar 2014: *Vortrag „Alemannische Mundart“ in Zusammenarbeit mit dem Altenwerk Nordrach*

Vereinsmitglied Wilhelm Oberle hielt diesen Vortrag am Seniorennachmittag im Kath. Pfarrheim. Er informierte zunächst über das Verbreitungsgebiet der alemannischen Mundart. Besonders aufmerksam waren die Besucher, als er Mundartwörter nannte, die nicht mehr gebräuchlich sind.



4. Mai und 14. September 2014: *Geführte Wanderungen zu den Höhenhöfen*

Schon ab dem 14. Jahrhundert siedelte das Kloster Gengenbach im Bereich der Moos bis Schäfersfeld Menschen an, die das Gebiet roden und landwirtschaftlich nutzen konnten. Auch zwei Glashütten wurden errichtet. Nachdem das Gebiet im Zuge der Säkularisation an das Großherzogtum Baden übergegangen war, wurden die Betriebe geschlossen und abgebrochen. Insgesamt ca. siebzig Personen nahmen an den beiden Wandertagen teil, die von Thomas Laifer geführt wurden.

29. Mai 2014: *Bildstöcklefest*

Auf Anregung des Historischen Vereins wird jedes Jahr eines der zahlreichen Bildstöckle in Nordrach vom Chor der Klänge restauriert.

1. August 2014: Vortrag „Nordrach am Beginn des Ersten Weltkriegs“

Rolf Oswald hatte gründlich im Gemeindearchiv und der „Schwarzwälder Post“ recherchiert und konnte einen umfassenden Bericht zum damaligen Dorfleben, zur Mobilmachung, Kriegspropaganda und Zwangsbewirtschaftung der Nahrungsmittel geben. Es gab in Nordrach drei Lazarette. Russische Kriegsgefangene kamen in der Landwirtschaft zum Einsatz. Von den 230 Nordrachern, die Kriegsdienst leisten mussten, sind 52 gefallen.



Großes Interesse fand auch die begleitende Ausstellung. Der badische Maler Karl August Arnold hatte während des Ersten Weltkriegs zahlreiche Aquarelle und Skizzen von den Kriegsschauplätzen angefertigt. Eine Auswahl stellte Eckhard Huber, der im Besitz der Bilder seines Großonkels Arnold ist, für die Veranstaltung zur Verfügung.

28. August 2014: Ritterspiele auf Geroldseck

Im Rahmen des Nordrachener Sommerferienprogramms stürmten neun Kinder das Geroldseck, wo Burgvogt Josef Ringwald und seine Burgmagd Siegrid Schäfer das frühere Leben auf der Burg erklärten. Dann kam die Praxis: Duelle mit Schwert und Schild, Armbrustschießen und ein abschließendes Grillen am offenen Feuer begeisterten Kinder und Begleiter.



26. September 2014: Vierter Nordrachener Geschichtstag

Der Historische Verein Nordrach behandelte an seinem vierten Nordrachener Geschichtstag ein spezielles Thema des Ersten Weltkriegs, das Schicksal der deutschen jüdischen Kriegsteilnehmer.



Referent Dr. Martin Ruch belegte, dass die Juden keinesfalls Drückeberger gewesen seien. Die Deutschen jüdischen Glaubens hatten prozentual mehr Opfer zu beklagen als die übrige Bevölkerung. Ruch schilderte das Schicksal eines jüdischen Sparkasseninspektors, der schwer verwundet wurde und mehrere Kriegsauszeichnungen erhalten hatte. Trotzdem wurde er 1940 deportiert und 1942 in Auschwitz ermordet. Die jüdischen deutschen Soldaten erlitten, statt Dank zu erhalten, dasselbe schreckliche Schicksal wie die übrige jüdische Bevölkerung.



18. Oktober 2014: Vortrag „Die Tuberkulose in Deutschland und Afrika“, gleichzeitig Buchvorstellung „Schwarzwalddavos“ von Gottfried Zurbrügg

Dr. Christiane Fischer – aufgewachsen in Nordrach als Tochter des Chefarztes Prof. Dr. Bernd Fischer in der Rehaklinik Klausenbach, inzwischen auch Mitglied des deutschen Ethikrats – hielt einen bewegenden Vortrag über die Tuberkulose. Krankheiten, die vor allem arme Menschen betreffen, sind für die kommerzielle Arzneimittelforschung uninteressant, da es nichts zu verdienen gibt. Fischer beklagte, dass die Pharmaindustrie deshalb seit fünfzig Jahren nicht mehr forschen würde und heute die Tuberkulose in den armen Ländern dieser Welt so wie vor einhundert Jahren in der Otto-Walther-Klinik in Nordrach behandelt werden müsse.

Nach dem Vortrag stellte Gottfried Zurbrügg seinen neuen Roman „Schwarzwalddavos“ vor. Er beschreibt darin das Leben und Wirken von Dr. Otto Walther. Dieser gründete zusammen mit seiner Ehefrau Hope Adams im Jahre 1891 die erste Lungenheilstätte in Nordrach. Seine bahnbrechenden Therapiekonzepte und Heilungserfolge wurden schnell europaweit bekannt. Der Roman ist im Buchhandel erhältlich.



8. November 2014: Informationstafel am Jüdischen Friedhof aufgestellt

Der kleine Jüdische Friedhof liegt außerhalb des Dorfes an einem viel begangenen Wanderweg. Der Friedhof wurde im Jahre 1907 von der Lungenheilstätte Rothschild angelegt, in der lungenkranke jüdische Frauen behandelt wurden. Bis zum Jahre 1941 fanden auf dem Jüdischen Friedhof insgesamt sechszwanzig Frauen und drei Männer ihre letzte Ruhestätte. Im Jahre 1977 wurde hier auch Meta Beinstein, die Tochter des ersten jüdischen Verwalters der Lungenheilstätte Rothschild, bestattet.

Die Informationstafel enthält kurze Zusammenfassungen der Geschichte der Lungenheilstätte Rothschild und des Jüdischen Friedhofs.

**Weitere Aktivitäten****Sanierung Grimmelshausen-Denkmal**

Im Frühjahr 2014 hat Restaurator Bernhard Wink das Grimmelshausen-Denkmal, das auf dem Geißschleifsattel zwischen Mooskopf und Siedigkopf steht, saniert. Die Kosten beliefen sich auf 1400 € und wurden vom Landratsamt Ortenaukreis und der Gemeinde Nordrach mit jeweils 25 Prozent bezuschusst.

Grabsteine auf dem Nordrachener Friedhof erfasst

Für das Projekt „Kleindenkmale im Ortenaukreis“ wurden alle Gräber, Kreuze und sonstigen Anlagen auf dem Nordrachener Friedhof fotografiert.

Weitere Informationen zu einigen der vorgenannten Veranstaltungen gibt es auf der Homepage www.historischer-verein-nordrach.de.

Herbert Vollmer



Oberharmersbach

Aktivitäten in 2014

Pfingstmontag: Deutscher Mühlentag – Speicher und Mühle geöffnet

2. Sonntag im September: Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet

Im Januar ist der 34. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 350 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Am 5./6. Juli letztes Jahr fand das großartige Märchenfest im Dorf statt. Hier haben wir in der Mühle an beiden Tagen abwechselnd mit der Märchenerzählerin Frau Störr Märchen der Gebrüder Grimm vorgelesen. Die kleinen und auch großen Zuhörer waren begeistert.

Nur kurz danach, am 13. Juli, konnten wir das 25-jährige Bestehen des Speichers mit einem „Spicherfest“ feiern. Mit einer kleinen Feier, umrahmt von der „Alten Tanzmusik“ und einem Festvortrag zum Werdgang und der Geschichte des Speichers, vorgetragen von Karl-August Lehmann, wurde das Jubiläum gewürdigt. Als Zahlungsmittel wurde auch DM angenommen, und erstaunlicherweise hatten wir fast 100 DM in der Kasse. Zur Feier konnten wir viele Helfer des damaligen Aufbaues und auch Mühlenwarte und Betreuer aus den vergangenen 25 Jahren begrüßen. Alles in allem war das Fest eine gelungene Sache, auch dank der alten Tanzmusik.

Eine weitere, inzwischen feste Einrichtung ist die Beteiligung am Kindersommer. Wir sind am 7. August mit elf Kindern ins Ritterhausmuseum nach Offenburg gefahren. Dort wurde ihnen die alte Kunst des Glasmalens und der Kunstglaserei gezeigt. Sie haben dann auch selbst Glasmalen ausprobiert, was durchaus gelungen war.

Cornelia Lehmann

Oberkirch

25. Januar 2014

Tagesfahrt nach Mannheim; Ausstellung „Die Wittelsbacher am Rhein“

22. Februar 2014

Tagesfahrt nach Stuttgart und Ludwigsburg; Ausstellung „Im Glanz der Zaren – Die Romanows, Württemberg und Europa“ im Alten Schloss Stuttgart; Porzellan-, Fayence- und Keramiksammlung im Museum Schloss Ludwigsburg

5. März 2014

Aschermittwochs-Rätselfahrt; Führung im Altdorfer Schloss durch Freiherr von Türkheim

5. April 2014

Tagesfahrt nach Trier; Ausstellung „Goldene Zeiten – 20 Jahre Trierer Goldschatz“

10. Mai 2014

Tagesfahrt nach Konstanz und Arenenberg; Ausstellung „Das Konstanzer Konzil“; Schloss und Park Arenenberg

14. Juni 2014

Tagesfahrt nach Erbach und Amorbach; Schloss Erbach und Benediktinerabtei Amorbach

19. Juli 2014

Tagesfahrt nach Lothringen; Pfarrkirche in Sillegny; Stadtführung mit Besichtigung der Kathedrale und der Prämonstratenserabtei in Pont à Mousson

7. bis 13. September 2014

Mehrtagesfahrt nach Burgund; Führungen in Schloss de la Rochepot, Römerstadt Autun, Dijon einschließlich Kathedrale und Museum, Basilika St. Madeleine in Vézelay, Saulieu, Altstadt sowie Kathedrale und Schatzkammer in Auxerre, Stadt und „Hôtel-Dieu“ in Tonnerre, Renaissanceschloss in Tanlay, Schloss in Ancyle-Franc, Zisterzienserabtei in Fontenay, Schloss Bussy-Rabutin, Stadtführung in Sens einschließlich Kathedrale

7. Oktober 2014

„Die Ortenauer Reichsritterschaft“; Vortrag mit Prof. Dr. Kurt Andermann

11. Oktober 2014

Tagesfahrt nach Villingen-Schwenningen und Donaueschingen; Stadtführung in Villingen, Führung im Schloss Donaueschingen der Fürsten zu Fürstenberg

8. November 2014

Tagesfahrt nach Tennenbach und Emmendingen; Zisterzienserkloster Tennenbach, Stadtführung Emmendingen

13. Dezember 2014

Jahresabschluss

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach**4. Februar 2014**

Götz Bubenhofer (Achern): „Voltaire empörte sich dagegen“. Das Erdbeben von Lissabon und das Theodizee-Problem

281. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

11. März 2014

Helmut Schneider (Kehl-Kork): Kulturgeschichte der Wirtshausschilder

282. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

1. April 2014

Prof. Dr. Peter Heßelmann (Münster): Der „Teutsche Friedensrat“ (1670) von Claus von Schauenburg und Grimmelshausen
283. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

6. Mai 2014

Prof. Dr. Klaus Haberkamm (Münster): Zur Symbolik des Richtfestes in Goethes „Wahlverwandtschaften“
284. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

3. Juni 2014

Dr. Jost Eickmeyer (Heidelberg): Ein Simplicius im Nachkriegs-Schlesien. Leszek Liberas: Der Utopeh (2010)
285. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

1. Juli 2014

Dr. Heiko Wagner (Kirchzarten): Römische Besiedlung im Schwarzwald
286. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

7. Oktober 2014

Ladislaus Ludescher (Heidelberg): Das Indianerbild bei Gottfried Seume
287. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

4. November 2014

Dr. Martin Ruch (Willstätt): Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden zur Zeit Grimmelshausens
288. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

2. Dezember 2014

Bianca Hufnagel (Heidelberg): „Aber ich hab mich gewappnet, vnd vff allen fortel gerüst“ – Die Waffen des Ulrich von Hutten in der Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg zum Schutz der „teutzschen landen“
289. Grimmelshausen-Gesprächsrunde

Dr. Fritz Heermann

Offenburg

Das Veranstaltungsprogramm 2014 der Mitgliedergruppe begann am Donnerstag, 16. Januar 2014, 19.30 Uhr, (Saal im Ritterhaus) mit einem Vortrag von Dr. Wolfgang M. Gall zum Thema: „Späte Gäste. Die Ortenauer Reichsritterschaft in der Reichsstadt Offenburg“.

Am Samstag, den 29.03.2014 erfolgte in Kooperation mit der VHS zu dem Thema „Straßburg im Ersten Weltkrieg in Elsass-Lothringen aus literarischer Sicht“ eine literarisch-historische Ortserkundung mit Herrn Stefan Woltersdorf

Der Freiburger Historiker Dr. Andre Gutmann hielt am Donnerstag, den 10.4.2014 um 19.30 Uhr im Saal im Ritterhaus einen Vortrag zum

Thema „Die Kirche als Kreditanstalt – Besitz und Finanzierung der Offenburger Pfarrkirche im späten Mittelalter und früher Neuzeit“. Die Veranstaltung erfolgte in Kooperation mit dem Stadtarchiv.

Den Mitgliedern des Historischen Vereins Offenburg wurde in Absprache mit der ARGEO – Erlebnis Archäologie und Geologie e.V. Offenburg – angeboten, am Samstag, den 26. April 2014 an einer Exkursion zur Originalfundstätte des Homo Heidelbergensis teilzunehmen und sich am Samstag, den 24. Mai 2014 an einer archäologischen und historischen Exkursion nach Kirchzarten zu beteiligen, die Herr Dr. Heiko Wagner leitete.

Zahlreiche Beiträge in der Presse und Veranstaltungen erinnerten im vergangenen Jahr an den Beginn des Ersten Weltkriegs. Es war für uns als Historischer Verein eine Selbstverständlichkeit, sich diesem Thema widmen.

Die Hölle von Verdun“ ist eine von den vielen Bezeichnungen für eine der grausamsten Materialschlachten des Ersten Weltkriegs um diese Stadt. In Kooperation mit der VHS führt der Historische Verein unter Leitung ihres Vorsitzenden Dr. Jürgen Collmann am Samstag, den 17. Mai 2014, eine Tagesfahrt nach Verdun durch, wo auch heute noch die „Narben“ der Kämpfe von damals zu sehen sind.

Am Donnerstag, den 27. November hielt um 19.30 Uhr im Museum im Ritterhaus Herr Oberstleutnant a. D. Siegfried Rau einen Vortrag zum Thema „Erster Weltkrieg und Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.“. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit dem Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge und dem Stadtarchiv statt.

Zu dem Thema „Die Offenburger Juden im Ersten Weltkrieg – und der „Dank des Vaterlandes“ hielt Herr Dr. Martin Ruch am Donnerstag, den 11. Dezember 2014 um 19.30 Uhr im Museum im Ritterhaus einen Vortrag. Die Veranstaltung erfolgte in Kooperation mit dem Stadtarchiv.

Dr. Jürgen Collmann

Oppenau

25. Januar 2014: *Fahrt zur Mannheimer Doppelschau „Die Wittelsbacher am Rhein“*

Präsentiert wurde der Glanz einer der bedeutendsten Herrscherdynastien des Mittelalters und der Neuzeit und deren Wirken in einer besonders geschichtsträchtigen Region beiderseits des mittleren und oberen Rheins. Der mittelalterliche Zeitabschnitt von 1214 bis 1504 wurde im Museum Zeughaus der Reiss-Engelhorn-Museen präsentiert. Die neuzeitliche Epoche bis 1803 im kurfürstlichen Barockschloss der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg.

13. Februar 2014: *Jahresversammlung der Mitgliedergruppe*

Nach dem geschäftlichen Teil mit Rückblick auf 2013 und Ausblick auf 2014 folgte eine Präsentation „Istanbul – die geschichtsträchtige Metropole auf den zwei Kontinenten“ von Rainer Fettig. Istanbul ist die bevölkerungsreichste Stadt der Türkei und deren Zentrum für Kultur,

Handel, Finanzen und Medien. Das Stadtgebiet erstreckt sich am Nordufer des Marmarameeres auf beiden Seiten des Bosphorus, der Meerenge zwischen Mittelmeer und Schwarzem Meer. Durch diese Lage sowohl im europäischen Thrakien als auch im asiatischen Anatolien ist Istanbul die einzige Metropole der Welt, die sich auf zwei Kontinenten befindet.

27. März 2014: *Vortrag von Dipl.-Ing. (FH) Friedrich Wein (Horb-Gründtstetten): 400 Jahre Wehrgeschichte im Grindenschwarzwald – Die Befestigungsanlagen am Kniebis*

Der Kniebis war in der frühen Neuzeit durch seine Steigung von Oppenau hinauf zur Kniebis-Passhöhe ein bedeutendes Hindernis am Fernhandelsweg Straßburg–Ulm (sog. Oppenauer Steige). Dieser Handelsweg wurde zur Zeit der Stauer vom Geschlecht der Zähringer betrieben. Später bildete er eine wichtige Verbindung zwischen Württemberg und den württembergischen Besitzungen im heutigen Frankreich.

Zu Kriegszeiten, beispielsweise im Dreißigjährigen Krieg, wurde er auch für Truppenbewegungen benutzt. Die strategisch wichtige Lage führte 1794 zum Bau der Roßbühlenschanze auf dem Kniebis, die nach ihrem Erbauer, Jakob Friedrich Rösch, auch Röschenschanze genannt wird.

Auch die Grinden des Nordschwarzwaldes zeugen nicht nur von einer friedlichen Zeit mit Waldbau und landwirtschaftlicher Nutzung. An einem der kürzesten Verbindungswege zwischen den beiden europäischen Machtzentren Paris und Wien gelegen, erlebten die Renchtäler Truppendurchmärsche, Kämpfe, Einquartierungen und den Bau von Befestigungsanlagen. Die älteste Schanzanlage, die Schwedenschanze an der Zuflucht, reicht bis in die Zeit des 30-jährigen Krieges zurück. Aus jüngerer Zeit künden die Betonbunker zwischen Sand und Alexander-schanze sowie auf der Hornisgrinde.

Von 1939 (Baubeginn) bis 1945 (Sprengrung durch die deutsche Wehrmacht) befand sich am Kniebis das Führerhauptquartier Tannen-berg, das von Adolf Hitler 1940 für kurze Zeit auch als solches genutzt wurde. Von Juli bis Jahresende 1941 arbeiteten Gestapo-Häftlinge des Arbeitserziehungslagers (AEL) Kniebis-Ruhestein am Bau dieses Streckenabschnittes der Schwarzwaldhochstraße.

22. Mai 2014: *Ausflug ins Lierbachtal*

Erstes Ziel war eine technisch-ökologische Einrichtung des Rinkhaldenhofes aus dem Jahr 1915, ein privates „Stromhäusle“. Dort wird durch Wasserkraft des Lierbachs Strom für über 30 Haushalte erzeugt. Danach wurde der Hirzighof besichtigt. Herr Mayer erläuterte seine Strategie, die in unserer Zeit notwendig ist, um mit einem seit Jahrhunderten bestehenden Hof in 600 m Höhe in abgelegener Lage zu überleben. Bei einem zünftigen Vesper berichtete Horst Hoferer über die eindrucksvolle Geschichte dieses Hofes.

24. Juli 2014: *Halbtagesfahrt nach Schiltach*

Schiltach im Schwarzwald, Stadt des Fachwerks, der Flößer und Gerber. Bei einer ausgezeichneten Stadtführung erfuhren die Oppenauer viel

von der Geschichte dieser ehemaligen Flößerstadt und bewunderten die gepflegten Häuser der Altstadt. Der vom Renaissance-Baumeister Heinrich Schickhardt nach dem Großbrand von 1590 neu konzipierte Marktplatz ist seit dem Mittelalter ein Ort, an dem das Leben pulsiert. Der Besuch des Museums am Marktplatz und des Hansgrohe Museums für Wasser, Bad und Design zeigte die Vielfältigkeit von Schiltach.

25. September: *Studienfahrt ins Elsass mit Herrn Gras – Der Hartmannswillerkopf in den Vogesen, ein ehemaliges Schlachtfeld*

Unsere traditionelle Elsassfahrt stand in diesem Jahr unter dem Thema: „100 Jahre Erster Weltkrieg“. Die Erinnerung an die Kämpfe in den Vogesen am Hartmannswillerkopf wird dort bis jetzt fast ausschließlich von den Franzosen gepflegt. Das Memorial erinnert an die gefallenen französischen Soldaten: Es besteht aus einem Nationalfriedhof und einer Krypta. Noch heute zeugt ein gut erhaltenes System von Schützengräben und Unterständen sowie die Granattrichter vom langwierigen Kampf um den Gipfel. Insgesamt starben am Hartmannswillerkopf im Ersten Weltkrieg etwa 30000 Soldaten. Nach einer Stärkung in einer Ferme-Auberge fuhren die Oppenauer über die Vogesenhochstraße und den Col de la Schlucht wieder in das Renchtal zurück.

23. Oktober 2014: *Halbtagesfahrt nach Sulzburg*

Unsere Ziele waren das Landesbergbaumuseum, die Kirche St. Cyriak und die ehemalige Synagoge. Das Städtchen Sulzburg im Markgräfler Land beeindruckt außerdem mit weiteren Sehenswürdigkeiten: Das mächtige Stadttor, der alte Stadtkern mit beschaulichen Winkeln, die schmalen Gassen und die stattlichen Fassaden. Unser erstes Ziel war die ehemalige Klosterkirche St. Cyriak, mit über 1000 Jahren eine der ältesten Kirchen Deutschlands. Sie wird 993 erstmals urkundlich erwähnt. In romanischer Zeit erbaut, erlebte die Kirche eine wechselvolle Geschichte. Der Großteil des heutigen Gebäudes ist noch immer original. Einem Rundgang durch diese 2009 renovierte Kirche folgte die Besichtigung des in der einstigen evangelischen Stadtkirche untergebrachten Landesbergbaumuseums. Thema der besuchten Ausstellung: „Auf den Spuren des Bergbaus“. Drittes Ziel war die ehemalige Synagoge. Diese Synagoge in Sulzburg war die drittgrößte im damaligen Großherzogtum Baden und ist heute die einzige nicht zerstörte Synagoge aus der Architekturschule Friedrich Weinbrenners im spätbarock-klassizistischen Mischstil in Baden-Württemberg. Mitte der 1970er Jahre gelangte das Gebäude in städtischen Besitz und wurde als Kulturdenkmal und Gedenkstätte restauriert. Das Rathaus entstand 1830–1835 als privates Stadtpalais eines damaligen Weinhändlers. Das Gebäude des Auktionshauses ist Teil der Renaissance-Schlossanlage des Markgrafen Georg Friedrich aus der Zeit 1599–1604.

27 November 2014: *Besuch der Wanderausstellung im Ritterhausmuseum: „Der Erste Weltkrieg am Oberrhein“*

Der Erste Weltkrieg, von 1914 bis 1918 in Europa, dem Nahen Osten, in Afrika, Ostasien und auf den Weltmeeren geführt, forderte rund

17 Millionen Menschenleben. Annähernd 70 Millionen Menschen standen unter Waffen, 40 Staaten beteiligten sich am bis dahin umfassendsten Krieg der Geschichte. Im Gegensatz zu Deutschland, wo die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg durch den Zweiten Weltkrieg überschattet werden, ist der Erste Weltkrieg im kollektiven Gedächtnis Frankreichs sowie Großbritanniens stark präsent und dort nach wie vor als der Große Krieg (frz.: *La Grande Guerre*, engl.: *The Great War*) bekannt.

Rainer Fettig

Renchen

23.01.2014: Fahrt zur Ausstellung „Die Wittelsbacher am Rhein“ in Mannheim

20.02.2014: Fahrt zur Ausstellung „Inka – Könige der Anden“ im Lindenmuseum Stuttgart

17.05.2014: Fahrt nach Freiburg zur Ausstellung „Baustelle Gotik“ im Augustiner-Museum

12.07.2014: Fahrt nach Konstanz und Besuch der Ausstellung „Das Konstanzer Konzil“

Rheinau

- Wechsel im Vorstand nach Neuwahlen im März 2014: neuer 1. Vorsitzender ist Wolfgang Kasper, Freistett. Ein Stellvertreter wurde nicht gefunden. Im Laufe des Jahres erklärte sich Herr Alfred Meier, Freistett, bereit, den Posten zu übernehmen.
- Vorträge hielten Klaus Meyer, Fautenbach, sowie Renate Effern, Baden-Baden, und Ernst Gutmann, Stollhofen, über Grimmelhausens ewig währenden Kalender, Russische Literaten in Baden-Baden und die Stadtgeschichte Stollhofens.
- Eine Tagesfahrt – zusammen mit der Mitgliedergruppe Bühl – führte nach Freiburg (Augustinermuseum und Münsterbauhütte).
- Eine geplante 3-Tagesfahrt nach Worms, Aschaffenburg und Miltenberg musste mangels Teilnehmern abgesagt werden.
- Erstmals fanden zwei Historiker-Stammtische mit den Themen 175 Jahre Fotografie/Rheinbischofsheimer Fund und Hermann Löns/Vertonte Lyrik statt.
- Unsere Broschüre *Aus der Stadt Rheinau* befasste sich mit dem Rheinauer Ortsteil Linx und den Geschehnissen im und kurz nach dem Ersten Weltkrieg (Aufzeichnungen des ehemaligen Ratschreibers).
- Der Verein ist seit Juli 2014 mit einem weblog/Netztagebuch im Internet vertreten: <http://historischervereinrheinau.blogspot.de>

Wolfgang Kasper

Rheinmünster

22.3.2013

Alle Bilder: Ernst Gutmann.

Vortrag im Pfarrzentrum Schwarzach über die SWEG Kleinbahn 19:30–21:30 Uhr (40 Teilnehmer) vom Modellclub Lichtenau, mit Thomas Kohler. Der Historische Verein stellte dazu einige Gemarkungskarten von Rheinmünster aus (Ernst Gutmann).



31.8.2013

Stadtführung durch Stollhofen mit 14 Teilnehmern, 14:00–16:00 Uhr (Ernst Gutmann).

14.9.2013

Stadtführung durch Stollhofen mit 15 Teilnehmern, 14:00–16:15 Uhr (Ernst Gutmann).

12.10.2013

Ausstellung zu 60 Jahre Schulgebäude Stollhofen und Power-Point-Vortrag in einem Klassenzimmer zur Geschichte der Schule in Stollhofen (1539 bis heute) (Ernst Gutmann).



14.3.2014

Vortrag des Fördervereins Heimatmuseum im Rössel Weitenung: Gesundheitsfürsorge und Aberglauben unserer Vorfahren, Beispiel Stollhofen, 20:00–21:45 Uhr (Ernst Gutmann).

20.6.2014

Die große Geschichte einer kleinen Gemeinde. Stadtgeschichte Stollhofen, Power-Point-Vortrag im Florian-Stüble in Stollhofen, 19:30 Uhr. 12 Teilnehmer (Ernst Gutmann).

17.8.2014

Führung durch die ehemalige Stadt Stollhofen, 14:00–17:00 Uhr, 20 Teilnehmer (Ernst Gutmann).

26.9.2014

Vortrag „Die große Geschichte einer kleinen Gemeinde“ – Stadtgeschichte Stollhofen – Power-Point-Vortrag im Pfarrzentrum Schwarzach, 20:00 Uhr, 15 Teilnehmer (Ernst Gutmann).

19.10.2014

Führung durch die ehemalige Stadt Stollhofen ab 14:00 bis 16:30 Uhr, 15 Teilnehmer (Ernst Gutmann).

20.11.2014

Vortrag „Die große Geschichte einer kleinen Gemeinde“ – Stadtgeschichte Stollhofen – im Gasthaus Waldhorn in Rheinau-Freistett, 15 Teilnehmer, 19:30–20:45 Uhr

Ernst Gutmann



Reste der ehemaligen Burg (Bauernhaus Familie Vick) vom Burgweg aus.



Rest eines Wehrganges der Garnison.



Burgkeller, Stadtführung Stollhofen.

Schiltach/Schenkenzell

Die Reihe unserer Veranstaltungen wird inzwischen Mitte Januar traditionell von der jährlichen Informationsveranstaltung für Mitglieder und Freunde eröffnet. Nach dem Rückblick des Schriftführers und die Vorschau auf 2014 beschlossen die Mitglieder auf Antrag des Initiativkreises mit großer Mehrheit, die Bezeichnung unserer Mitgliedergruppe künftig um den Ortsnamen „Schenkenzell“ zu erweitern.

Dem offiziellen Teil der gut besuchten Versammlung schloss sich eine von Hans Harter moderierte Gesprächsrunde an. Thema waren die sogenannten „Franzosenkinder“, über sechzig Waisen und Halbwaisen aus dem französischen Vichy, die 1944 in Schiltacher Haushalte einquartiert wurden und lediglich eine Nacht bleiben sollten, dann aber – aus heute nicht mehr festzustellenden Gründen – ganze neun Monate bis über das Kriegsende hinaus in den Schiltacher Familien blieben. Vier Zeitzeuginnen erinnerten sich, und im Gespräch wurde deutlich, dass in unserem Städtle trotz der politisch verordneten „Erbfeindschaft“ die deutsch-französische Aussöhnung am Beispiel dieser entwurzelten und traumatisierten Kinder bereits zuzeiten des Krieges begann und daraus vereinzelt langjährige Verbindungen entstanden.

Seit April trägt unsere Mitgliedergruppe nun den Namen „Schiltach/Schenkenzell“ und bringt damit auch offiziell zum Ausdruck, dass sie sich schon immer der Geschichte unserer beiden Gemeinden mit ihren Ortsteilen verpflichtet fühlte. Im Rahmen einer Presseerklärung wurde das neugestaltete und aufgefrischte Logo vorgestellt, welches anschaulich macht, was unsere Mitgliedergruppe nun „im Schilde führt“.

Bereits unter neuem Banner folgte wenige Tage später in bewährter Zusammenarbeit mit der Volkshochschule ein Vortrag über die Kleindenkmalerfassung in Schenkenzell und Kaltbrunn. Vor vollem Haus berichtete Willy Schoch ausführlich über die von ihm und seinen Helfern Hermann Kaufmann, Bernd Wöhrle und Werner Sum dokumentierten Kulturgüter. Seine Ausführungen gliederte Schoch in die Themenbereiche Bildstöcke, Brücken, (Weg-)Kreuze, Nutzung der Wasser-



*Gute Arbeit leisteten Hermann Kaufmann, Bernd Wöhrle, Werner Sum und Willy Schoch bei der Kleindenkmaldokumentation in Schenkenzell und Kaltbrunn. Im Hintergrund Bürgermeister Schenk
Foto: R. Mahn*

Ehrung der Schiltacher Kleindenkmalerfasser: Reinhard Mahn, Hans Harter, Klaus-Ulrich Neeb und Klaus Wolber, rechts Bürgermeister Haas
Foto: M. Baumgartner



kraft, Bergbau, Waldbewirtschaftung, Schwallungen und Flößerei, Grab- sowie Grenzsteine. Dabei ging er intensiv auf einzelne Objekte ein, förderte Geschichten und tragische Schicksale zutage und konnte dem gespannt lauschenden Publikum manch alte Ansichten, Pläne, Vereinbarungen und Verträge präsentieren. Der Referent machte aber auch deutlich, wo dringend Handlungsbedarf geboten sei. Bei der anschließenden Ehrung der vier Erfasser versprach Bürgermeister Schenk dazu die Unterstützung der Gemeinde.

Die Veranstaltung stieß auf eine derart große Resonanz, dass Schoch den Vortrag Anfang Mai vor großem Publikum wiederholte. Als „Anschubfinanzierung“ stellte er den Erlös des Abends als seinen Beitrag zur Restaurierung des kunstvoll gearbeiteten Andreas-Götz-Grabsteines aus dem 18. Jahrhundert zur Verfügung. Dieser konnte zwischenzeitlich mit maßgeblicher finanzieller Hilfe der Gemeinde Schenkenzell und weiterer Sponsoren restauriert werden und fand nun im Spätherbst als Schmuckstück im ehemaligen Beinhäusle auf dem Schenkenzeller Friedhof einen würdigen Platz.

Der kunstvoll restaurierte Grabstein des Chirurgus Andreas Götz von 1774
Foto: W. Schoch



Ende Mai waren die Erfasser aus Schiltach und Lehengericht an der Reihe, die von ihnen dokumentierten „Schätze“ einer interessierten Zuhörerschaft vorzustellen. Hans Harter war zum einen Koordinator für den westlichen Teil des Landkreises Rottweil, zum andern hatte er die Kleindenkmal-Dokumentation im Stadtgebiet von Schiltach übernommen, Klaus Wolber und Reinhard Mahn berichteten aus Lehengericht. Aus Vorderlehengericht konnten ein für eine protestantische Gemeinde seltener Bildstock, Bogenbrücken, Gewerbekanäle, Stellfallen, Straßenbegrenzungssteine, Felsenkeller sowie die Reste einer 1760 erbauten Brunnenstube gezeigt werden. Aus Hinterlehengericht wurden Stolleneingänge, eine Kaverne, Flusswehre, Gewölbebrücken und als Rarität ein Luftraum-Beobachtungsposten aus dem letzten Krieg vorgestellt. Dazu kamen entlang der Lehengerichter „Außengrenze“ vom Moosenmättle bis ins Schiltachtal eindrucksvolle Landesgrenzsteine und auch die 1817 errichteten Grenzmarkierungen zwischen Lehengericht und Schiltach fehlten nicht.

Das „Städtle“ schließlich kann mit einer beeindruckenden Anzahl von unterschiedlichsten Kleindenkmälern aufwarten. Im Rahmen von drei gedachten „Rundgängen“ konnte Hans Harter den Besuchern Bekanntes, aber auch Unscheinbares vor Augen führen, angefangen vom einzigen Wegkreuz der Gemarkung über den letzten backsteingemauerten gewerblichen Schornstein, Erinnerungen an den Bahnbau, Hochwassermarken bis hin zu einer Vielzahl von erhaltenswerten Grabmalen auf dem Friedhof. Es folgten öffentliche Brunnen, ehemalige Eiskeller, Brücken, Relikte von Flößerei, Holzabfuhr sowie andere Handwerks- und Gewerbebezüge.

Allen vier an den Vorträgen beteiligten Referenten war daran gelegen, die Zuhörer auf die oft unscheinbaren und verborgenen Relikte aus unterschiedlichen Zeiten aufmerksam zu machen, deren unschätzbaren Wert für unsere Kulturlandschaft zu vermitteln und für besondere Sensibilität im Umgang mit diesen teilweise einmaligen Zeugen vergangener Zeiten zu werben. Daher auch die eindrückliche Bitte an die Verwaltungen, Gemeinde- und Ortschaftsräte sowie an die privaten Eigentümer, in unseren Gemeinden mitzuhelfen, das kulturelle Erbe zu bewahren, die nun bekannten Objekte zu sichern, zu schützen und nach Kräften zu erhalten. Sie sind Bestandteile unserer liebenswerten Heimat, vermitteln Vertrautheit und Identität und machen unsere Gemeinden „einmalig“. Ohne sie wäre unsere Landschaft um vieles ärmer.

Bereits im Juli folgte im Rahmen der „Kulturwoche“ eine weitere Veranstaltung. Die gute Resonanz auf den Literaturabend im Vorjahr ließ die Entscheidung zugunsten einer Fortsetzung leichtfallen, zumal sich das bewährte Erzählergespann Günter Bentele, Regionalhistoriker und Buchautor aus Bietigheim/Württemberg, und unser Vereinsmitglied und Stadtführer Wolfgang Tuffentsammer gerne wieder zur Verfügung stellten. Im Mittelpunkt sollte dieses Mal der Wiesentäler Dichter, Geschichtenerzähler



*Hatten die Zuhörer
sofort auf ihrer Seite:
Günter Bentele, Andrea
Rombach und
Wolfgang Tuffent-
sammer
Foto: R. Mahn*

*Die Exkursion zu den
„Erinnerungsorten“ ist
auf dem Marktplatz
angekommen
Foto: R. Mahn*



ler, Kalendermacher und Kirchenmann Johann Peter Hebel stehen. Hebels Texte offenbaren ihre tiefsinnige Philosophie in lehrreichen Parabeln ebenso wie in humorvollen Geschichten. Rund vierzig Zuhörer genossen in entspannter Atmosphäre einige Kostproben aus Hebels Dichtung. Die in Schiltach lebende gebürtige Wiesentälerin Andrea Rombach konnte einen lebendigen Eindruck von der Ausdruckskraft und vom hochalemannischen Sprachklang der Hebel'schen Werke vermitteln.

Anfang August jährte sich der Beginn des Ersten Weltkriegs zum einhundertsten Mal. Wir versuchten dabei, den Blick von den Machtzentren auf unser Städtle zu lenken und den Auswirkungen auf Schiltach nachzuspüren. Dazu boten wir am ersten August-Wochenende zwei Veranstaltungen an, die – eingebettet in weitere Veranstaltungen der Stadt, des Kulturkreises Schiltach und einen Gedenkgottesdienst der evangelischen Kirchengemeinde – auf erfreulich positive Resonanz stießen. So machte sich eine Gruppe von Mitgliedern unter der Führung von Hans Harter auf den Weg zu Schiltacher „Erinnerungsorten“. Der Rundgang begann am Bahnhof, führte am „Bismarckstein“ vorbei zur evangelischen Stadtkirche, von dort zur ehemaligen „Vereinsbank“ und zur Grundschule, wo einige Zeit ein Lazarett untergebracht war, weiter zur Stadtbrücke, ans Rathaus und über den Aueplatz zum ehemaligen Lehengerichter Rathaus. An allen Stationen konnte Historiker Hans Harter Bezüge zum Jahr 1914 aufzeigen, erinnerte an die Abreise der einberufenen Soldaten, die Glorifizierung Bismarcks, die fast uneingeschränkte Unterstützung der Kriegspolitik durch die Kirchen, die Geldbeschaffung des Reiches über Kriegsanleihen, die Lebensmittel- und Brennstoff-Rationierungen, die Rolle der Stadtverwaltung bei der Durchsetzung der Anordnungen und die beginnende Teuerung.

Den Abschluss bildete der Besuch einer in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv und der Ortsverwaltung Lehengericht realisierten kleinen, aber denkwürdigen Ausstellung. 111 junge Schiltacher und 39 Lehengerichter, die ab August 1914 an die Front eingezogen wurden, kehrten nicht mehr heim. Für die Schiltacher Gefallenen ließ die Stadtverwaltung von Kunstmalers Eduard Trautwein Anfang der 1930er Jahre schlichte, aber würdevoll gestaltete Gedenkblätter anfertigen, die da-



*Bei der Gedenkblatt-Ausstellung fand mancher Besucher Vorfahren und Verwandte
Foto: R. Mahn*

mals selbstständige Gemeinde Lehengericht gab später Gedenktafeln mit den Bildern der Kriegsteilnehmer und der Gefallenen beider Weltkriege in Auftrag. Hinzu kamen eindrucksvolle Leihgaben aus privatem Besitz. Für die Öffentlichkeit waren die außergewöhnlichen Exponate einen Tag lang zugänglich. Von dieser Möglichkeit wurde reichlich Gebrauch gemacht, und mancher Besucher entdeckte unter den Gefallenen Vorfahren und Verwandte.

Mitte Oktober konnten wir das neue Jahrbuch „Die Ortenau“ an die Vereinsmitglieder verteilen. Hans Harter ist seit Jahren Stammgast unter den Autoren, wobei auch die Ausgabe 2014 keine Ausnahme macht. Nach Auswertung der damals verbreiteten Lokalzeitung „Der Kinzigtälner“ hatte Harter bereits im Sommer mit eindrucksvollen Artikeln in der Tagespresse an den Kriegsbeginn 1914 und seine Auswirkungen auf Schiltach und Lehengericht erinnert. Im Buch folgt ergänzend ein umfangreicher Aufsatz, in dem die Propaganda, die Auswirkungen des Kriegszustandes auf das tägliche Leben, der Umgang mit den sich häufenden Gefallenennachrichten, die damals spontan verfassten patriotischen Gedichte, die Durchhalteparolen und schließlich Kapitulation und Heimkehr der Soldaten dargestellt wird. Auch Helmut Horn liefert der Redaktion immer wieder außergewöhnliche Beiträge. Zu seinen Schwerpunkten zählen Siedlungs- und Sprachgeschichte, gewürzt mit neuesten Erkenntnissen aus Archäologie, Gewässernamenkunde und Genetik. Im 94. Jahresband spürt er dem uns aus der Spätantike überlieferten Begriff „Abnoba“ nach. Römische Geschichtsschreiber bezeichnen die „Abnoba mons“ zum einen als das Gebirge, aus dem die Donau entspringt, zum andern erinnert auf der nahen „Brandsteig“ ein Weihestein an die galloromanische Schwarzwaldgöttin Diana Abnoba. Horn trägt in seinem Beitrag alte und neue Forschungserkenntnisse zusammen und ergänzt sie durch eigene Thesen.

Bereits zum zweiten Mal war Prof. Konrad Kunze aus Freiburg unser Gast. Sein Vortrag „Alemannisch und Schwäbisch, was ist das eigentlich?“ Ende Oktober in Schiltach befasste er sich mit Herkunft, Verbreitung, Grenzen und Bedeutung unseres Dialektes. In seiner unvergleichlichen Art nahm der Universitätsprofessor die weit über hundert Zuhörer aus der ganzen Region mit auf eine faszinierende Reise in die Welt der Sprache, Wörter und Laute und erklärte Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Dialektformen. Dabei ging der Referent auch auf Besonderheiten des oberen Kinzigtals ein, wo die Besiedlung aus West und Ost aufeinander traf und sich zur Sprachgrenze verfestigte. Anhand ausgewählter Sprachkarten stellte er den Zuhörern eindrücklich eine Vielzahl von Dialektausdrücken vor und konnte so auch regionale Wortschöpfungen und sprachliche Ausformungen verständlich machen.

Im November konnten die Schiltacher Kleindenkmalerfasser die Ergebnisse ihrer Dokumentation im Rahmen einer Sitzung dem Gemeinde- und Ortschaftsrat vortragen. Hans Harter umriss den Umfang der Tätigkeit und richtete den Blick dabei gezielt auch auf einzelne Objekte, bei denen Erhaltungsmaßnahmen geboten erscheinen. Bürgermeister Haas dankte, würdigte das ehrenamtliche Engagement und sagte die Unterstützung der Verwaltung bei konkreten Maßnahmen zu.

Nachdem das bedrohte Kleindenkmal „Pulverhäusle“ das Jahr über mehrmals in der lokalen Presse aufgetaucht war, haben einige Mitglieder noch vor Winterbeginn begonnen, das kleine Bauwerk aus seinem Dornröschenschlaf zu wecken. Behutsam wurden Efeu und Erdreich entfernt, um den Zustand der Bausubstanz besser einschätzen zu können. Das Innere des vor etwa zweihundert Jahren aus Granitbruchsteinen errichteten Häuschens, das vermutlich etwa bis zum Bau der Bahnstrecke Schiltach–Schramberg zur Lagerung von Sprengstoff diente, wurde vom Schutt mancher Jahrzehnte befreit, sodass dieses Relikt aus



*Vom Dickicht befreit:
Das „Pulverhäusle“
über dem Sägergrün
in Schiltach
Foto: M. Löffler*

vergangener Zeit nun nur noch darauf wartet, für die Zukunft gesichert zu werden.

Um die Jahresmitte ergänzte Marcus Löffler den bisher sieben Mitglieder umfassenden Initiativkreis. Er ist seither für die Mitgliederbetreuung und die Kasse verantwortlich und steht auch für Sonderaufgaben gerne zur Verfügung. So beschäftigt er sich derzeit zusammen mit Klaus-Ulrich Neeb mit einer Dokumentation unseres Schiltacher Friedhofes, dessen Erscheinungsbild sich im Zuge der sich ändernden Bestattungsgewohnheiten rasant wandelt. Im März nahmen wir an der Frühjahrstagung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Kehl-Kork teil und im Oktober folgten wir der Einladung zur Jahresversammlung nach Lahr. Der Initiativkreis traf sich zu vier Sitzungen. Intensiviert wurde der Informationsaustausch und die Vernetzung zwischen den Mitgliedergruppen im Kinzigtal, dazu kommen freundschaftliche Kontakte zu den Geschichtsvereinen in der Nachbarstädten Alpirsbach und Schramberg.

Vertiefende Informationen zu den hier angeführten Veranstaltungen des zurückliegenden Jahres bietet unsere Homepage www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de. Berichte über Vorträge und Exkursionen können hier nachgelesen und teilweise auch angehört werden, ebenso stehen Aufsätze und kleine Beiträge zum „Studium“ zur Verfügung. Eine erneut gestiegene Mitgliederzahl zeigt ein ungebrochenes Interesse an der spannenden Geschichte unserer Gemeinden, was uns wiederum Ansporn für die weitere Arbeit sein wird.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Jahresprogramm 2013

Das Jahresprogramm 2013 begann am Montag, den 11. März mit dem interessanten Vortrag „Vom Punkt zum Bild – die Entwicklung der Medientechnik in Mittelbaden“ von Hanns-Peter Schöbel. Er widmete sich dabei 200 Jahren Reproduktionstechniken und der Frage, wie die Bilder in die Zeitung kommen. Er erläuterte, wie sich der Druck von farbigen Bildern von 1796 bis heute entwickelt hat. Er knüpfte dabei auch an die Erfindung Gutenbergs und das Rasterpunktsystem von Alois Senefelder an, aus dem sich schließlich die heutigen Druck- und Medientechniken entwickelt haben.

Am Mittwoch, den 24. April 2013 fand dann eine Gemeinschaftsveranstaltung unseres Vereins mit dem historischen Verein Neuried in Dundenheim statt. Herr Dr. Dr. Christian Würtz referierte über das Thema „Constantin Fehrenbach – 1852 bis 1926, Reichskanzler mit Ortenauer Wurzeln“. Wir erfuhren, dass dieser seine Jugend in Dundenheim verbrachte und später in Ortenberg zu Hause war, bevor er in Freiburg Theologie und danach Jura studierte. Er war ein namhafter Strafverteidiger und für die Zentrumsparterie in vielen Positionen tätig, bevor er 1920/21 Reichskanzler wurde.

Die diesjährige Studienfahrt vom 2. bis 5. Juni 2013 ging an die fränkische Seenplatte und den großen Brombachsee, ausgerechnet zu der Zeit, als dort das „Jahrhundert-Hochwasser“ herrschte. Donau- und Altmühltal sowie Wiesen und Felder standen unter Wasser. Dadurch musste unser Programm in manchen Punkten geändert werden.

Auf der Hinfahrt besichtigten wir jedoch wie geplant eine der ältesten bayerischen Brauereien, die „Kuchelsbauer Bierwelt“. Im dortigen Garten konnten wir außerdem einen wunderbaren Hundertwasserturm bestaunen. Anschließend besuchten wir noch das AUDI-Forum und erfreuten uns am Anblick alter und neuer Modelle dieser Marke, bevor wir unser Hotel in Bad Gögging aufsuchten, das mit Sandsäcken geschützt war.

Leider konnten wir die Altstadt von Beilngries nicht besichtigen und auch die Schifffahrt zum Kloster Weltenburg musste aus den o. e. Gründen ausfallen. Stattdessen statteten wir der Burg Prunn einen Besuch ab, in der eines der ältesten Exemplare des Nibelungenliedes aufgefunden wurde und nunmehr eine Kopie davon ausgestellt ist. Die Stadtführung im barocken Eichstätt sowie die Besichtigung der Befreiungshalle in Kelheim konnten aber durchgeführt werden.

Die Heimreise führte uns bei nunmehr schönem Wetter über Augsburg, wo ebenfalls eine Stadtführung angesagt war. Der goldene Saal zeugt von dem immensen Reichtum der Stadt im 16. Jahrhundert. Die Fuggerei fehlte natürlich auch nicht im Programm. Sie wurde 1521 von Jakob Fugger dem Reichen gestiftet und ist die älteste bestehende Sozialsiedlung der Welt. Noch heute leben hier fast kostenlos 150 bedürftige, katholische Augsburger Bürger in den 140 hübschen, gepflegten Häusern.

Am 16. Juni 2013 unternahm der Vorstandsvorsitzende Clemens Herrmann auf Bitte der Freien Wähler Schutterwald mit einigen Interessierten per Fahrrad eine Gemarkungsrundfahrt und hielt hierbei u. a. einen Vortrag über die Mörburg.

Auf den 17. September 2013 war eine Mitgliederversammlung anberaumt, in der die am 13. Juni 2013 ausgearbeitete Satzung vorgestellt und auch ohne Gegenstimme angenommen wurde. Diese war nötig geworden, um für den Verein die Gemeinnützigkeit zu erlangen. Außerdem wurde ein neuer Vorstand gewählt.

Die jährliche Herbstfahrt führte am 6. Oktober 2013 in den wunderschönen herbstlich gestalteten barocken Schwetzinger Schlosspark und zu einer Kakteenausstellung in Steinfeld.

Am 4. November 2013 hielt unser Mitglied, Herr Dr. Karl Hansert, den Vortrag „Pfarrer Anton Schmid in Schutterwald 1933–1943: Ein Dorf unter Kreuz und Hakenkreuz“. Deutlich gemacht wurde, dass der Pfarrer eine starke, allerdings im Umgang mit seinen „Schäfchen“ nicht unproblematische Persönlichkeit war. Pfarrer Schmid setzte sich aber mit ganzem Herzen trotz Schikanen und Androhung von KZ-Haft seitens der NS-Kreisleitung für seine Kirchengemeinde ein. In Anerkennung hierfür wurde ihm 1960 auch die Ehrenbürgerwürde verliehen.

Schließlich fand am 18. November 2013 die Jahreshauptversammlung statt, in der wie üblich die Tagesordnung abgearbeitet wurde. In

seinem Tätigkeitsbericht legte der Vorsitzende nochmals die Gründe für die Erstellung der eigenen Satzung dar. Außerdem wurde der neue Vorstand vorgestellt. Herr Herrmann erwähnte ferner, dass immer noch fleißig am Ortsfamilienbuch gearbeitet werde, und teilte mit, dass das Vereinsmitglied Eugen Hansmann seine Erinnerungen an die Umstände während des Zweiten Weltkrieges in Schutterwald in einem Buch festgehalten habe, das demnächst käuflich erworben werden könne.

Wie jedes Jahr rundete eine Diaschau über die beiden Studienfahrten die Versammlung ab.

Elke Semmler

Jahresprogramm 2014

Das Jahresprogramm begann noch im Dezember 2013 mit einer kleinen Feierstunde im Rathaus Schutterwald. Anlass war die Überreichung einer Neuerscheinung des Buches von Autor Eugen Hansmann an Herrn Bürgermeister Martin Holschuh, „Kindheit unter Kreuz und Hakenkreuz“. Das Buch behandelt eine dunkle, schwere Epoche während der Zeit des Zweiten Weltkrieges im Ort. Das Werk erfuhr große Beachtung und fand schnell einen großen Absatz in Schutterwald und außerhalb.

Umfangreich und hochinteressant war der Vortrag von Herrn Heimatforscher Hermann Bürkle aus Ortenberg am 5. Mai über die Geschichte der Familie Freiherr von Hirsch vom Ortenberger Schloss. Über diese Familie war in unseren Kreisen wenig bekannt. Herr Bürkle zeigte uns das Leben und Wirken der Familie in seinem reich bebilderten Vortrag in allen Details.

Am 22. Juni begann die Studienfahrt des Vereines ins westliche Erzgebirge. Im Hotel „Neustädter Hof“ in Schwarzenberg wurde Quartier bezogen. Bei einer Stadtrundfahrt gewann man schon den ersten Eindruck von der Stadt und Gegend. Eine versierte Reiseleiterin, die uns über die ganze Reisezeit begleitete, zeigte uns alles, was es an Sehenswürdigkeiten und Geschichte der Gegend zu erleben gab. Dabei tauchte sie durchaus in die Untiefen der DDR-Zeit ab.

Am zweiten Tag fuhren wir mit der dampfbetriebenen „Fichtelbergbahn“ von Cranzahl bis in die höchstgelegene Stadt Deutschlands, Oberwiesenthal. Der Bus brachte uns anschließend auf den 1215 m hohen Fichtelberg.



Groß war die Teilnehmerschar an der Studienreise 2014 ins Erzgebirge



An den folgenden Tagen besichtigten wir die alte Hammerschmiede „Frohauer Hammer“, fuhren in das Spielzeugdorf Seiffen. Im Museum bewunderten wir Deutschlands größte Spielpyramide sowie wundervolle Lüster aus Holz, Miniaturspielzeug aus Holz, ein Nachmodell des Dorfes Seiffen und eine voll ausgestattete Drechslerwerkstadt aus alter Zeit. Nach einer Rundfahrt durch Annaberg und einem Rundgang durch Freiberg besuchten wir in Lauter die Likörfabrik „Lautergold“. Auf der Heimfahrt fuhren wir noch zur höchsten deutschen Ziegelsteinbrücke, die „Gölschtalbrücke“. Fazit: Die Städte sind aus dem DDR-Einheitsgrau in farblicher Schönheit erwacht. Gebäude und Sehenswürdigkeiten und Straßen in hervorragendem Zustand. Hotel, Versorgung und Reiseleitung vorzüglich. Das Erzgebirge ist eine Reise wert.

Am 5. Oktober fuhren wir bei schönem Wetter nach Ronchamp zur berühmten Kapelle „Unserer lieben Frau“ vom Stararchitekten Le Corbusier. Die Mitnahme einer drahtlosen Funkübertragungsanlage erwies sich als Volltreffer. So konnten wir auf eine kostspielige, deutsche Führung verzichten. Vorsitzender Clemens Herrmann konnte mit eigenem Informationsmaterial den Zuhörern, unabhängig vom Standort, die Sehenswürdigkeiten übermitteln. Das anschließende, traditionelle Picknick und der spätere Abschluss in der „Krone“ in Eckartsweier fanden guten Anklang.

Am 3. November hielt Studienrat für Betriebsverwaltung a. D., Pierre Klein aus Huttenheim/Elsass, einen bemerkenswerten Vortrag über die Sprachkultur im Elsass, den Nachbarländern und des gesamten Abendlandes. Unter dem Motto „Das Elsass verstehen“ äußerte er sich besorgt über die Abnahme der Zweisprachigkeit seiner Heimatregion, dem Elsass. Seinen Vortrag hielt er im „Elsasserditsch“, was bei den zahlreichen Zuhörern bestens ankam. Vorsitzender Clemens Herrmann bedankte sich mit einem nahrhaften „Vesperkörbchen“.

Die gut besuchte Jahreshauptversammlung am 24. November verlief zügig und harmonisch. Vorsitzender Clemens Herrmann konnte besonders Herrn Bürgermeister Martin Holschuh und seinen Vorstandsvorgänger Konrad Oßwald begrüßen. Herrmann ließ das vergangene Jahr noch einmal Revue passieren, bevor Kassier Michael Lipps seinen erfreulichen Kassenbericht abgab. Der Historische Verein Schutterwald steht auf gesunden Füßen. Nach dem Bericht der Kassenprüfer wurden Kassier und Gesamtvorstand von den Mitgliedern einstimmig entlastet.

Die anschließenden Diaschauen über die Studienreisen ins Erzgebirge und nach Ronchamp rundeten den harmonischen Mitgliederabend ab.

Bei der Hauptversammlung überreichte Vorsitzender Clemens Herrmann (r.) Herrn Bürgermeister Martin Holschuh den Jahresband des Historischen Vereins Mittelbaden, „Die Ortenau“



Verena Maul

Steinach

Veranstaltungen

Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach am Pfingstmontag.

Interessante Heimatgeschichte in nächster Umgebung bei der Wanderung von Steinach nach Welschensteinach. Trotz großer Hitze traf sich eine stattliche Schar historisch interessierter Wanderer am Adlerplatz in Steinach. Nach dem Willkommensgruß an die Anwesenden durch die Vorsitzenden beider Vereine wurden den Teilnehmern aufgrund der extremen Wärme zwei Wanderrouten vorgeschlagen. Einmal die etwas längere Tour ab dem Adlerplatz über Schwenden, Artenberg und dem Trümmeleweg, oder mit dem Auto bis zur Tannenwaldhütte und ab dort zusammen weiter über die Grischthütte, Grube Ursula bis zur Einkehr in das Gasthaus „Wilder Mann“ in Welschensteinach.

Während der Wanderung durch die heimatlichen Gefilde erfuhren die Teilnehmer von den Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins Peter Schwörer und Bernd Obert viel Wissenswertes und Interessantes über Flur- und Gewannnamen, Franzosen- und Schwedenschanzen und Geschichtliches über Welschensteinach. Bei der Grube Ursula wurden die Wanderer von Ortsvorsteher Erich Maier empfangen, der den interessierten Zuhörern zuerst historische Informationen über den Bergbau allgemein und danach über die Grube Ursula im Speziellen vermittelte, bevor die „Mutigsten“ die geführte kleine Exkursion durch die etwa 90m lange, im hinteren Bereich verzweigte Grube unternahmen.

Nach einer unterhaltsamen Einkehr, bei der einem Durstlöscher absolute Priorität eingeräumt wurde, ließen die Teilnehmer die bei der Wanderung gewonnenen Eindrücke noch einmal Revue passieren. Zur Überraschung aller unterhielt „Wilder Mann“-Wirt Sen. Josef Schmieder die Gäste auf seiner Drehorgel. Im Anschluss danach machten sich die Teilnehmer über den Rad- und Wanderweg auf den Heimweg nach Steinach auf.

Wie in den Jahren zuvor waren sich alle Teilnehmer einig, diese beliebte und interessante historische Gemeinschaftswanderung auch im kommenden Jahr wieder durchzuführen, wozu die alljährlich erfreulich große Schar historisch Interessierter auch allen Anlass gibt!

Teilnahme an verschiedenen Tagungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. sowie an sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Veranstaltungen in eigener Regie

- Am 21.03.2014 Festlicher Abend aus Anlass des 150. Geburtstages von Georg Schöner. Eine Fotoschau mit den wichtigsten Stationen seines Lebens und Wirkens.
- Am 05.07.2014 Rosenseminar im Rahmen des 150. Rosenpfarrer-Geburtstages zum Thema: „Vermehrung und Züchtung von Rosen“ in der Baumschule Schöner.



- Am 17.10.2014 Fachvortrag in Anlehnung an den Rosenzüchter Georg Schöner zum Thema: „Die Rose in Medizin und Heilkunde“. Referentin: Frau Dr. Ute Wölfle, gebürtig aus Steinach
- Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum.

Diverse Arbeitseinsätze: Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „Georg Schöner – Leben und Wirken von 1864 bis 1941“ – eine sehenswerte und von den Museumsbesuchern mit großem Interesse angenommene Ausstellung, die Steinachs bekannten Sohn anlässlich seines 150. Geburtstages anschaulich in Fotos und Dokumentationen präsentierte und den Rosenpfarrer dem Besucher näherbrachte. Aufgrund der guten Resonanz wird diese Sonderausstellung auch im Jahr 2015, ergänzt mit neuen Fotos und Recherchen, nochmal gezeigt.
- Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtsskrippen sowie Miniaturkrippen und sonstigen Weihnachtsexponaten.
- Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- „Die Drei Weisen mit König Herodes“ – Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (während des Hauptgottesdienstes).
- Mitwirkung bei der Herstellung großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach.
- „Klausenbigger“ – Umgang vom 3. bis 05. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen – altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Yburg

Reblandmuseum

Das Reblandmuseum ist das ganze Jahr über an jedem ersten Sonntag eines Monats geöffnet und wird gerne auch von Gruppen besucht. Der Ortschaftsrat des Baden-Badener Reblandes und sogar eine Gruppe Niederländer, die in Bad Herrenalb weilte, statteten dem Museum einen Besuch ab. Schulklassen kommen immer wieder vorbei und lassen sich

von unserem Museumsleiter Konrad Velten begeistern, indem er alte Gerätschaften und altes Brauchtum sehr anschaulich erklärt und das Museum mittels Kirchenuhrwerk zum Klingen bringt.

In 2014 lief die Sonderausstellung „Bräuche im christlichen Alltag unserer Vorfahren“ weiter. Das Reblandmuseum steuerte Exponate für die im Baden-Badener Stadtmuseum stattfindende Ausstellung „Jesuiten in Baden“ (12.04.–31.08.2014) bei. Im Museum hat jeder der drei Teilorte Neuweier, Steinbach und Varnhalt sein Zimmer. In 2014 war die Einrichtung des „Varnhalt-Zimmers“ Schwerpunkt neben anderen Renovierungs- und Sanierungsmaßnahmen, die von den Aktiven mit viel Engagement durchgeführt wurden. Kurz vor Eröffnung unseres bis zur Stadtrechtsverleihung 1258 zurückreichenden Katharinenmarktes wurde eine weitere Sonderausstellung zum 100-jährigen Beginn des Ersten Weltkrieges aufgebaut, die bis Mitte 2015 ausgestellt werden soll.

Befehlsbunker des Wehrmacht Westwallbunkers

Ein weiterer Schwerpunkt sind mehrfache Führungen mit Konrad Velten durch den Westwallbunker in Neuweier. Im April kam eine größere Gruppe Bundeswehrsoldaten, die diesen noch relativ gut erhaltenen Befehlsbunker der Wehrmacht besichtigten. Er wurde zwischenzeitlich auch als Aufstellungsort für einen Seismographen benutzt. Es gibt Bestrebungen, diesen Bunker wieder der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Weitere Ereignisse

Im Mai übernimmt Karl Keller von Heike Schnitzer, die aus privaten Gründen nach Berlin umzieht, den Vorsitz des Vereins. Ein Höhepunkt war das sehr gut besuchte Museumsfest, das am 30. August mit Unterstützung der Gruppe „Landsknechte von Steinbach“ durchgeführt wurde. Interessiert nahmen Besucher an den Museumsführungen teil und betrachteten sehr aufmerksam das von Konrad Velten aufgebaute Holzmodell des oberen Schlosses in Neuweier. Dieses Modell ist ein Ergebnis seiner Forschungsarbeiten zum oberen Schloss. Auch eine Stadtführung durch das historische Steinbach wurde gut angenommen. Die örtliche Presse berichtete sehr schön über dieses Fest.

In mühevoller Kleinarbeit sind unsere beiden Aktiven Karl Schwab und Wolfgang Riekenberg dabei, ein maßstabsgerechtes historisches Modell der mittelalterlichen Stadt Steinbach aufzubauen. Zum Jahresende wurde der noch vorhandene Bestand der „Hexenprotokolle“ zwischen den Autoren Dagmar Rumpf/Willi Daferner und dem Historischen Verein MG Yburg aufgeteilt.

In 2014 konnten wieder einige neue Mitglieder gewonnen werden, die aktiv mitarbeiten.

Karl Keller



Zell am Harmersbach

Vorbereitung einer Ausstellung anlässlich des 110-jährigen Jubiläums der Harmersbachtalbahn im Historischen Bahnhof Zell (Harmersbach): Besichtigung des seit 1998 ungenutzten Bahnhofs am 31.01.14 durch das in der Hauptversammlung gebildete Projektteam: Erfassung des Bahnhofsgebäudes insgesamt und Auflistung des erhaltenen Inventars. Daraus resultierend schriftlich eingereichte Vorschläge an die Stadt Zell als Besitzer des Bahnhofs

1. zur Verbesserung des Erscheinungsbilds des Bahnhofs zur mittel- und langfristigen Sanierung,
2. zur Organisation einer Ausstellung „Historische Schaufenster Harmersbachtalbahn“.

Februar bis Dezember: Entwicklung einer Konzeption für die Ausstellung, Recherche in den privaten und öffentlichen Archiven; Sichtung und Auswertung der Sekundärliteratur, Ansprache der Leihgeber und Einsammeln der Exponate; erfolgreiche Ermittlung von Sponsoren; Zusammenarbeit mit Bauhof, Stadtgärtnerei und örtlichen Firmen; Zusammenarbeit mit den Storchenturm-Museumsfreunden; Öffentlichkeitsarbeit (Vorberichte und Pressegespräche); Verfassen und Anbringung der Ausstellungstexte, zahlreiche Arbeitseinsätze im Bahnhof. Eröffnung im Foyer des Storchenturm-Museums und am Bahnhof Zell am 11. Januar 2015

- Erweiterung der Beschilderung historischer Gebäude (Zeller Bahnhof, Geburtshaus Ritter von Buß, Pfarrhaus, Zehntscheuer, Zeller Galgen, Rundofen, Gebäude der Oberen Fabrik); Hinweispfeile von der Hauptstraße aus zur regional einzigartigen Historischen Waschküche (Texte: Breig, Petri, Sandfuchs; Anbringung durch Bauhof)
- Baden-Ausstellung als Museumsschlüssel: Die Vitrinen der Baden-Ausstellung im Foyer des Storchenturm-Museums werden nicht aufgelöst, sondern als Dauerausstellung weiter verwendet und verweisen auf die ausführliche Präsentation bestimmter Vitrinenthemmen (zum Beispiel: Zeller Keramik und Porzellan) in den spezifischen Abteilungen des Storchenturmmuseums (Ausstellung Zeller „Geschirr“) ab der neuen Saison 2015. (Vorschlag Sandfuchs; in Sitzung der Museumsfreunde angenommen).
- Exkursion am 10. Mai 2014 nach Ravensburg/Waldburg/Weingarten mit der VHS mit sehr guter Resonanz
- Beratung bei der Restaurierung des Hochkreuzes der Familie Bohner, Spende des Historischen Vereins, Vermittlung weiterer Spenden und die Mitfeier bei der Einweihung am 11. August 2014
- Präzisierung und Transparentmachung der Kriterien für den Bildsteinpreis (Sandfuchs/Petri); Sitzung der Bildstein-Jury am 5. Juni 2014 (u. a. mit den Mitgliedern Rektor Hans Spathelf, Bernd Antes, Horst Feuer, Bertram Sandfuchs, Dieter Petri); die neu eingeführte Würdigung der Preisarbeiten durch je ein Jury-Mitglied bei der Preisübergabe am 11. Juli 2014 (Vorschlag Sandfuchs) und das von den

beteiligten Lehrkräften des Ritter-von-Buß Bildungszentrums gewünschte Informationsgespräch mit Vermittlung der Beurteilungsmaßstäbe am 10. November 2014 (Horst Feuer, Bertram Sandfuchs) mit den Schülern

- viele Stadtführungen in Zusammenarbeit mit Tourist-Info, Zell, durch die Mitglieder Horst Gebauer, Annelies Saade, Bertram Sandfuchs (auch in Englisch), Heinz Scherzinger und Hubert Temme
- Erneute Sichtung und Reinigung der Adler-Grenzsteine durch Förster Günter Schwendemann und Dieter Petri, gefördert vom Historischen Verein (Fahrt- und Materialkosten)
- In Zusammenarbeit mit Agil Event, Zell, bei der Zeller Museumsnacht: Einbindung der Feuerstelle des Industrie-Denkmals Rundofen mit Erklärungen zur Funktion des Porzellan-Ofens (Petri, Sandfuchs) anhand des dort erstmals aufgestellten, in Holz ausgeführten Rundofen-Modells von Mitglied Hans Willmann; Mitglied Johannes Schreiber zeigt ebenfalls im Rundofen anschaulich mit interessanten Erläuterungen die handwerkliche Produktion von Ofenkacheln und bietet begleitend in einer beeindruckenden Ausstellung umfangreiche filmische Informationen und Schaubilder
- Umstellung der Beitrags-Abbuchung nach SEPA durch Bernhard Kähms und Bertram Sandfuchs
- Teilnahme des Historischen Vereins Zell an der Stadtratssitzung 22. September 2014 zu den Themen Gröbernhof, Rundofen und Untertorgebäude
- In Zusammenarbeit mit den Freunden des Storchenturm-Museums: Ausstellung historischer Postkarten (Sammlungen Harald und Maria Schwuchow – Zell und Unterharmersbach – und Kurt Ficht – Nordrach) im Foyer im Oktober 2014
- Errichtung der Gedenkstätte „Historische Galgensteine“. Federführung: Mitglied Horst Feuer in Zusammenarbeit mit dem Bauhof der Stadt. Vortrag über Scharfrichter von Präsident Klaus G. Kaufmann im Foyer des Storchenturm-Museums

Erzählte Geschichte:

Mitglied Horst Feuer veröffentlicht den historischen Familien-Roman „Heimaterde“ und Mitglied Gottfried Zurbrügg seinen historischen Roman über die Lungenheilstätte Nordrach-Kolonie und dessen maßgeblichen Gründer Dr. Walther mit dem Titel „Schwarzwald-Davos“.

Bertram Sandfuchs

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie

In Nachbereitung der Begehungen von Fischerbach wurde im März 2014 die Zeichnung der römischen Keramik an Gottfried Himmelsbach übermittelt, der an Begehungen dieser Fundstelle teilgenommen hat. – Eine Anfrage eines Architekturstudenten im März 2014 betraf den mittelalterlichen Wohnturm von Gröbern (Zell a.H.-Unterentersbach); es wurden Kopien von älteren Forschungsunterlagen des Verf. und Plänen verschickt, um die Diplomarbeit zu unterstützen. – Am 29. März nahm der Verf. am Journéé Archéologique in Mulhouse teil. – Am 24. Mai 2014 wurde eine Gruppe von Argeo Offenburg/Historischem Verein im Bereich der keltischen Siedlung und der Wallanlage von Tarodunum im Dreisamtal geführt. – Für das Münsterjubiläum von Straßburg wurde für eine geplante Festschrift ein Aufsatz über frühe Burgen im rechtsrheinischen Gebiet (inklusive der Ortenau) verfasst.

Am 26. Juni wurde (nach der Teilnahme an einer Wandmalereiführung in Lahr-Kuhbach) vom Verf. und Regine Dendler zusammen mit Frau Dietz-Weber eine kurze Nachbegehung auf der römischen Fundstelle bei Seelbach im Schuttetal unternommen, um Grundlagen der Feldbegehung zu vermitteln; dabei kam weitere römische Grobkeramik zutage.

Mit Regine Dendler wurden an insgesamt fünf Tagen Begehungen im Kinzigtal unternommen. Trotz starker Trockenheit und fortschreitenden Bewuchses konnten noch einige Ergebnisse erzielt werden. Die erste Begehung am 16. Juni erfasste zunächst ein Fundareal bei Haslach (vier Silexabschläge, etwas römische Keramik), dann folgte eine Begehung bei Oberwolfach (zwei Silices, mittelalterliche Keramik); ein abgeschobenes Areal bei Wolfach erbrachte mittelalterliche Keramik, die auf eine Besiedlung hindeutet. In diesem Bereich wurde im Rahmen der neueren Arbeiten nur aufgefüllt, um ein Gefälle zur Straße hin auszugleichen; es wurden keine tieferen Schichten angeschnitten. Am 19. Juni wurde ein Feld bei Hausach begangen, das nur eine geringe Menge von mittelalterlichen und neuzeitlichen Funden erbrachte; bei Gutach ergab sich reichlich mittelalterliche und neuzeitliche Keramik, die als Gehöft zu werten ist, das im Lauf der Zeit seinen Standort verlagerte. Bei Fischerbach ergab sich wieder römische Keramik.

Am 21. Juni wurde das Neubaugebiet „Brühl“ bei Haslach abgesucht; im westlichen Teil der Gemarkung Fischerbach wurden drei Silices gefunden, die einen Lagerplatz der Steinzeit anzeigen. Ebenso wurden im Gewerbegebiet von Steinach in einem Erdaushub und am Rand einer Baustelle drei weitere Silices gefunden. Bei Zell-Unterharmersbach wurde wieder eine kleine Terra sigillata-Scherbe, ansonsten aber zahlreiche Keramik des Mittelalters gefunden, die eine Hofstelle anzeigt. Bei Unterentersbach wurden vier Silices aufgelesen, darunter eine Klinge. Am 23. Juni folgte zunächst eine kurze Begehung bei Unterentersbach, die aufgrund des Wiesenbewuchses kein Ergebnis liefern konnte. Auf einem von mehreren überprüften Feldern bei Biberach wurde ein Feu-

ersteinabschlag aufgelesen. Wenig Ergebnisse erbrachten auch einige Felder bei Fußbach (Gengenbach-Bermersbach). Am 27. Juni wurden bei Gengenbach eine neolithische Pfeilspitze, einige Silices, eine vorgeschichtliche Bodenscherbe und etwas mittelalterliche und römische Keramik gefunden. Bei Ohlsbach ergaben sich keine wesentlichen Funde, bei Gengenbach-Reichenbach ein Silex.

Die folgenden Wochen waren mit der Aufarbeitung der Funde aus dem Kinzigtal ausgefüllt.

Am 1. Juli 2014 wurde eine kurze Begehung bei Renchen-Erlach unternommen; u. a. wurde kurz eine römische Fundstelle inspiziert, die einige Ziegelstücke und eine Wandscherbe erbrachte. Am selben Tag wurde in einem Vortrag bei der Grimmelshausenrunde in Oberkirch-Gaisbach über die frühe römische Besiedlung im Schwarzwald referiert.

Am 26. Juli 2014 nahm der Verf. an der Tagung der Ehrenamtlichen Beauftragten der Archäologischen Denkmalpflege in Neuenburg am Rhein teil.

Bei einer Begehung am 6. August zusammen mit Manfred Müller und Götz Peter Lebrecht konnte die ehemalige Burg Büchern (Mühlensbach) lokalisiert werden. Im Geländebefund sind noch der Halsgraben, der Steinversturz eines Turmes mit einigen Kalksteinen (aus dem Kalkmörtel ausgewittert) und eine ebene Fläche der ehemaligen Burgbebauung vorhanden. Neben einem Leisten- und einem Lippenrand kamen einige Fragmente nachgedrehter Keramik und ein Schlüssel zutage. Die Ergebnisse wurden Michael Kolinski mitgeteilt, der mit seinem Ortenau-Aufsatz vor Jahren wichtige Vorarbeit leistete und dadurch die Anregung für die jetzige Begehung bot.

Am 8. August nahm der Verf. in Mahlberg an der Trauerfeier für den verstorbenen Begründer und ehemaligen Vorsitzenden der Fachgruppe Archäologie, Josef Naudascher, teil. Seine zahlreichen Verdienste wurden u. a. durch den Präsidenten Klaus G. Kaufmann gewürdigt. In den nächsten Jahrzehnten wird es darum gehen, die archäologische Arbeit in der Ortenau fortzusetzen, Naudaschers zahlreichen Anregungen im Gelände nachzugehen und auch noch manches aufzuarbeiten, zu dem er nicht mehr gekommen ist.

Am 31. August 2014 wurden zahlreiche Neufunde aus dem Kinzigtal durchgesehen, die Johannes Dobersch bei Feldbegehungen aufgesammelt und kartiert hat. Die Funde stammten von Unterentersbach, Steinach, Welschensteinach und Gengenbach-Schönberg. Sie gehören in die Römerzeit und das Mittelalter und wurden von ihm an die Archäologische Denkmalpflege übergeben.

Über das Thema der Schwarzwald-Besiedlung, mit besonderer Berücksichtigung des Kinzigtals, wurde ein größerer Aufsatz für eine Monographie „Schwarzwälder Namenbuch“ (Hrsg. Wolfgang Kleiber) verfasst, die in der Reihe der Mainzer Akademie der Wissenschaften erscheinen wird.

Im Rahmen einer Tagung des Historischen Vereins der Pfalz, Kreisgruppe Kusel, wurde vom Verf. im Rahmen einer Tagung zur dortigen Burg Lichtenberg am 4. Oktober 2014 ein Vortrag über die Burg Geroldseck gehalten. Über einen „ausgewanderten“ Geroldsecker, der im

13. Jh. in die Herrschaft Veldenz einheiratete, besteht eine historische Beziehung in diese Region.

Auf der Jahrestagung des Förderkreises für Archäologie in Baden hielt der Verf. am 11. Oktober 2014 in Breisach einen Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald, der auch das Schutter- und das Kinzigtal umfasste.

Am 26. Oktober 2014 nahm der Verf. in Lahr an der Mitgliederversammlung des Historischen Vereins und an einer Führung teil; bei dieser Gelegenheit wurden bei der Kirche von Lahr-Burgheim einige mittelalterliche Keramikscherben aufgelesen.

In Offenburg konnte der Verf. am zweiten Tag der 2. Grenzüberschreitenden Archäologietage im Oberrheintal/2èmes Journées Archéologiques Transfrontalières de la Vallée du Rhin Supérieur teilnehmen (8.11.2014).

Am 11. November 2014 erfasste eine Begehung des Verf. nochmals ein Areal bei Schuttern, das als möglicher Standort der Burg verdächtig ist; ansonsten müsste es sich um ein ausgedehntes, wichtiges Gehöft gehandelt haben. Neben zahlreicher mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gefäß- und Ofenkeramik ist eine hanauische Silbermünze des 17. Jhs. bemerkenswert, außerdem wenige vorgeschichtliche und römische Funde. Eine kurze Nachbegehung einer Fundstelle bei Friesenheim „Am See“ erbrachte wieder etwas römische Grobkeramik, bei Oberschopfheim konnte im Gewann „Messlisrot“ trotz schlechter Begehungsbedingungen durch Leistenziegel und Keramik ein römisches Gebäude bestätigt werden. Bei der Leutkirche von Oberschopfheim kam nur wenig spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramik zutage. Die folgenden Tage und Wochen waren mit der Fundbearbeitung ausgefüllt.

Am 18. November 2014 konnte der Verf. durch Begehungen bei Offenburg-Bühl, Bohlsbach und Windschlag insgesamt vier neue römische Fundstellen mit Grobkeramik, Terra sigillata, stellenweise auch Ziegeln und Mauersteinen lokalisieren, bei denen es sich um villae rusticae handeln dürfte. Einzelne Funde sind auch vorgeschichtlich (Jungsteinzeit?). Am 21. November 2014 konnte der Verf. bei Offenburg-Weier eine stark erodierte römische Fundstelle ermitteln, die auch einige Fragmente der älteren gelbtonigen Drehscheibenware erbrachte (8./9. Jh.) – ein Beitrag zum Jubiläumsjahr Karls des Großen. Eine mögliche weitere Fundstelle der Römerzeit am Südrand der Gemarkung Griesheim, westlich der Kinzig gelegen, war stark gestört und teilweise aufgefüllt. Sie erbrachte nur wenige Funde (Grobkeramik, Ziegel), die vielleicht auch verlagert sein können. Auf der Gemarkung von Griesheim ergab sich jedoch eine ausgedehnte römische Fundstelle. Ihre Längsausdehnung lässt die Möglichkeit zu, dass es sich hier nicht um eine villa rustica handelt, sondern um eine auf einen Weg oder eine Straße orientierte Besiedlung. Hier ist m. E. an die noch nicht lokalisierte Verbindung zwischen Argentorate/Straßburg und Offenburg zu denken.

Am 25. November 2014 wurden zunächst einige Felder bei Willstätt-Sand abgesucht, die nur wenige mittelalterliche Streufunde ergaben. Eine kurze Begehung auf der Wüstung „Schweighausen“ diente dem Überblick über das Gelände und das Fundspektrum (siehe unten). Einige



Wandscherbe einer verzierten Schüssel aus Terra sigillata (Form Dragendorff 37); 2./3. Jh. n. Chr. Fundort Offenburg-Griesheim. Produktionsort noch unbestimmt



Große Wandscherbe einer Schüssel aus Terra sigillata (Drag. 37; 2./3. Jh.). Hier: unterer Teil der Verzierungszone. Fundort Offenburg-Griesheim. Produktionsort noch unbestimmt

Felder bei Griesheim erbrachten nur wenige Keramikfunde, bei Windschlag liegen in Form von drei Scherben und einem Ziegelstück erste Hinweise auf eine weitere villa rustica vor. Eine einzelne Scherbe auf einem nahegelegenen Feld der Gemarkung Appenweier könnte vorgeschichtlich oder römisch sein. Das kürzlich festgestellte römische Siedlungsareal bei Windschlag erbrachte weitere römische und auch wenige neolithische Keramikfunde. Die Fundbearbeitung dieser Begehungen dauerte bis zum Jahresende.

Am 2. Dezember 2014 folgten Begehungen bei Fischerbach, so eine Nachbegehung der römischen Fundstelle (wenige Grobkeramikscherben, nahebei eine Randscherbe einer Terra sigillata-Schüssel), außerdem sieben weitere Felder u. a. ein Silexabschlag). Eine einzelne feinkeramische Scherbe könnte das Indiz für eine weitere römische Fundstelle auf Gemarkung Fischerbach darstellen.

Am 15. Januar 2015 wurde die Fundliste von Fischerbach aktualisiert.

Im Auftrag der Archäologischen Denkmalpflege bearbeitet der Verf. derzeit die Funde der von Walter Fuchs zwischen 2000 und 2002 angelegten Grabungsflächen in der Wüstung „Schweighausen“ bei Willstätt-Sand. Sie hat Bedeutung dadurch, dass es sich zwischen Muffenheim (Rastatt-Ottersdorf) im Norden und dem Breisgau im Süden m. W. um die einzige Grabung in einer mittelalterlichen Wüstung handelt. Nach der Sortierung und Inventarisierung wird die Auswertung für eine Veröffentlichung erfolgen. – Für das Jahr 2015 ist in Hausach ein Vortrag über mittelalterliche Burgen im Kinzigtal geplant, für 2016 ein Vortrag über die römische Besiedlung im Schwarzwald beim Historischen Verein/Badische Heimat in Rastatt.

Heiko Wagner

Fachgruppe „Archive“

Die Fachgruppe „Archive“ hat im vergangenen Jahr zwei Sitzungen abgehalten.

Am 9. April 2014 trafen wir uns in Sasbach. Wir besuchten dort das Bildarchiv des Vereins für Kultur und Heimatgeschichte (VKuH) Sasbach, das in einem Ökonomiegebäude der historischen Heimschule Lender untergebracht ist. Der VKuH verwahrt eine umfangreiche Fotosammlung, die er systematisch archiviert und digitalisiert. Da viele Ortsgeschichtsvereine auch ein Bildarchiv unterhalten, stellt sich für deren Mitglieder auch irgendwann die Frage nach der Ordnung und Pflege der Sammlung. Dazu sollte unsere Sitzung Anregungen geben. Frau Renate Hönig und Herr Reinhard Roth haben das Bildarchiv vorgestellt und Einblicke in die Arbeit des VKuH gegeben, die für die Teilnehmer sehr interessant waren. Anschließend konnten wir im Besprechungssaal des Turenne-Museums unsere Erfahrungen austauschen.

Eine weitere Sitzung fand am 14. Oktober 2014 im Hanauer Museum Kehl statt. Diesmal hieß das Schwerpunktthema „Ortsgeschichte und

Archiv“. Es ging vor allem darum, wie Archivgut bei öffentlichen Ausstellungen präsentiert und bei der Geschichtsvermittlung eingesetzt werden kann. Jede Ausstellung mit eigenem Archivmaterial ist dabei anders und immer eine neue Herausforderung. Meistens ist ein Jubiläum oder ein Fest der Anlass für eine solche geschichtliche Präsentation. Passend dazu war gerade im Hanauer Museum Kehl die Ausstellung „Auf Leben und Tod. Kehl und der Erste Weltkrieg“ zu sehen. Stadtarchivarin Dr. Ute Scherb führte uns durch die Ausstellung und stellte dabei den Einsatz des Archivs bei der Geschichtsvermittlung vor. Anschließend folgte wieder der Erfahrungsaustausch der Teilnehmer.

Ich danke allen Gastgeberinnen unserer Tagungen für die freundliche Aufnahme.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Der folgende Bericht fasst die Arbeit des Fachgruppenleiters (FGL) für die Jahre 2013 und 2014 zusammen.

Seit Ende Mai 2013 arbeitete der FGL zusammen mit Herrn Rolf Federle (Bühl) an einem Flurnamenbuch der Ortschaft Großweier (Stadt Achern). Hierbei oblag Herrn Federle die Sammlung und Aufbereitung der historischen und rezenten Flurnamen, dem FGL die Erhebung der mundartlichen Aussprache und die sprachgeschichtliche Deutung der Namen. Unterstützt wurden die beiden von der Arbeitsgruppe „Historik Großweier“. Das 112 Seiten umfassende „Flurnamenbuch Großweier“ konnte im Rahmen einer kleinen Feier im Gasthaus „Hirsch“ am 2. Juli 2014 der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Hingewiesen sei besonders auf die im Buch abgedruckten Gemarkungspläne von 1785, 1865 und 2013, auf welchen die Flächenveränderungen auf dem Gebiet der Gemarkung und die Erweiterungen im Bereich des Ortsetters bis in die heutige Zeit gut nachvollzogen werden können.

Federle, Rolf/Hall, Ewald (2014): Flurnamenbuch Großweier. Hg. Stadt Achern/Ortsverwaltung Großweier. Bühl.

Für den 6. März 2014 war der FGL bei der Bürgerstiftung in Donaueschingen zu Gast. Unter der Leitung von Herrn Ernst Zimmermann (Pföhren) tagte der Arbeitskreis „Projekt Mundartpflege – Schwätze, wie de Schnabel g'wase ist“ im Mehrgenerationenhaus. Einzelne Mitglieder „übersetzen“ kurze Geschichten, Erzählungen und Anekdoten in die jeweilige Mundart des Ortes, aus dem sie stammen, und tragen sie dem Arbeitskreis vor. Diese *Gschechtli* sollen in einem Sammelband zusammengefasst werden. Der FGL war eingeladen, um Fragen zur Verschriftlichung von Mundarttexten zu beantworten. Ein ähnliches Projekt wäre auch für die Mundarten in der Ortenau denkbar.

Am 16. März 2014 nahm der FGL am Festkolloquium zum 75. Geburtstag von Prof. Dr. Konrad Kunze unter dem Titel „Petersen, Weihenstephan, San Pellegrino: Heiligenverehrung und Namengebung“ an der Universität Freiburg teil. Professor Kunze befasst sich einerseits als Me-

diaevist intensiv mit der Heiligen- und Legendenforschung, andererseits als Linguist mit der Namenforschung.

Am 30. April 2014 erhob der FGL zusammen mit Herrn Suso Gartner die mundartliche Schreibung der Flurnamen von Schwarzach (Stadt Rheinmünster) und die Nutzungsformen der Flurstücke. Gewährspersonen waren Manfred Huber und Karl Nachbauer. Im Laufe des Sommers bereitete der FGL die von Herrn Gartner gesammelten historischen Flurnamenbelege auf und versah die Flurnamen mit den sprachgeschichtlichen Deutungen, soweit sie nicht schon von Herrn Gartner angefügt worden waren. Am 15. November 2014 konnte das 175 Seiten umfassende Buch „Schwarzach (Rheimmünster) – Flurnamen und Beiträge zur Geschichte“ im Rahmen einer kleinen Feier und Präsentation im Pfarrzentrum Sankt Benedikt der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Das Buch enthält zahlreiche farbige Pläne, Abbildungen, Ansichtskarten und Fotografien. Die Flurnamenbelege reichen bis in das 14. Jahrhundert zurück und ergeben somit einen diachronen Schnitt bis in die heutige Zeit.

Gartner, Suso/Hall, Ewald M. (2014): Schwarzach (Rheinmünster) – Flurnamen und Beiträge zur Geschichte. Hg. Historischer Verein Bühl e. V. Bühl.

Am 6. November 2014 hielt der FGL einen Vortrag bei den Geschichtsfreunden Kapplertal in der Winzergenossenschaft Waldulm mit dem Titel „Das Schicksal des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz mit einem Seitenblick auf Johann Wolfgang von Goethe“. Hierbei standen vor allem die Lebensstationen des Dichters in Baden und im Elsass im Mittelpunkt. Der Vortrag wollte Anregung für eine Exkursion zu diesen literarischen Orten sein.

Im Spätherbst 2015 wird wieder zu einem Treffen der Fachgruppe eingeladen werden.

Ewald Hall

Fachgruppe „jüdische Geschichte der Ortenau“

Als gemeinsame Aktivitäten der Fachgruppe sind für das Berichtsjahr 2014 insbesondere eine Exkursion nach Freistett sowie ein Vortrags- und Gesprächsabend in Diersburg zu nennen. Daneben pflegt die Fachgruppe einen regelmäßigen internen Informationsaustausch.

Am 10. April 2014 trafen sich Mitglieder der Fachgruppe in Freistett, wo Gerd Hirschberg einer großen Gruppe eine sehr sachkundige Führung über den jüdischen Friedhof in Freistett gab. Neben den Mitgliedern der Fachgruppe waren auch Mitglieder der Initiative „Lichtenau erinnert“, der Mitgliedergruppe Bühl des Historischen Vereins für Mittelbaden sowie Mitglieder des Lichtenauer Gemeinderats anwesend. Der nach mehrjährigen Verhandlungen im Jahr 1817 angelegte jüdische Friedhof in Freistett diente den Juden von Neufreistett, Kehl, Lichtenau und Rheinbischofsheim als Begräbnisstätte. Es wäre sicherlich wünschenswert, wenn in absehbarer Zeit auch zu diesem jüdischen Friedhof eine eigene Dokumentation erstellt werden würde.



*Abbildung 1: Führung auf dem jüdischen Friedhof Freistett
Foto: Siegfried Eith, Bühl*

Die Führung führte zu der Erkenntnis, dass derzeit im Norden der Ortenau, in Bühl, Lichtenau und in Rheinau, wohl die intensivsten Forschungsaktivitäten zur jüdischen Geschichte der Region zu registrieren sind. Diese Einschätzung wird unterstützt durch eine für 2015 angekündigte, von Gerd Hirschberg verfasste Gesamtdarstellung zur Geschichte der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim. Zu erwähnen sind zudem eingehende Forschungen des Lichtenauer Stadtarchivars Patrick Götz, eine Masterarbeit von Torben Halama (Jüdisches Leben und Verfolgung im Spiegel rezeptionsgeschichtlicher Erinnerungs- und Gedenkkultur am Beispiel der badischen Stadt Lichtenau, Karlsruhe 2013) sowie das 2014 von der Stadt Bühl veröffentlichte „Jüdische Familienbuch 1810 bis 1945“.

Am 23. Oktober 2014 wurde eine weitere inhaltliche Sitzung abgehalten. Die Fachgruppe traf sich dazu im Sitzungssaal des Rathauses in Hohberg-Diersburg (Gebäude von 1843). Der Ort des Treffens war bewusst gewählt worden: der Ort Diersburg beherbergte seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1940 eine größere Landjudengemeinde, deren Geschichte 2004 durch einen eigenen Sammelband aufgearbeitet wurde. Das Diersburger Rathaus zieren seit 1928 imposante Bleiglasfenster mit künstlerischen Bildmotiven, die – in dieser Form für die Ortenau einzigartig – auf alle drei im Ort ansässigen religiösen Gruppierungen hindeuten. Ein Fenster zeigt als Symbole für das Judentum zwei Löwen, die Zehn-Gebote-Tafeln sowie einen Davidstern.

Markus Vögele (Ettenheim) berichtete an diesem Abend über seine eingehenden Forschungen zu den Geschehnissen während der sogenannten „Reichsprogromnacht“ in Ettenheim und zum „Ettenheimer Synagogenbrandprozess“ im Jahr 1948, bei dem gegen verschiedene angeklagte Täter verhandelt wurde. Im Zuge seiner Recherchen, die er im Rahmen seines Studiums an der Pädagogischen Hochschule Freiburg durchgeführt hat, hatte der Referent auch die Möglichkeit, neben dem Studium schriftlicher Quellen vereinzelt noch mit Zeitzeugen der damaligen Erlebnisse zu sprechen. Mittlerweile sind die sogenannten „Synagogenbrandprozesse“ der Nachkriegsjahre seit den ersten Arbeiten des Historikers Dieter Obst (1991, 1993) zu einem eigenen Forschungsge-



Abbildung 2: Das Fenster für die „Israelitische Gemeinde Diersburg“ im Rathaus des Ortes (1928)
Foto: Gisela Stoffel

genstand geworden. Neben der Rekonstruktion der Geschehnisse im November 1938 können hier auch die Abläufe und Mechanismen der juristischen Aufarbeitung der NS-Zeit in den Nachkriegsjahren beobachtet werden. Markus Vögeles konkrete Recherchen zu Ettenheim können vorausgegangene Forschungen zu den Ortenauer „Synagogenbrandprozessen“ von Stüwe (1997), Schellinger (2002) und Ruch (2008) mit Gewinn ergänzen. Es wäre deshalb wünschenswert, wenn sich für den Referenten die Möglichkeit ergeben würde, seine Forschungsergebnisse in absehbarer Zeit an einer geeigneten Stelle zu veröffentlichen.

In der Sitzung stellte Martin Ruch noch einmal die Inhalte seines 2013 publizierten Buches *Jüdische Persönlichkeiten aus Offenburg: Wissenschaft, Kunst und Kultur* vor. Weiterhin besprach Uwe Schellinger die zuletzt erschienene relevante Literatur der Jahre 2013/2014. Schließlich wurden

Berichte aus einzelnen Orten zum „Europäischen Tag der Jüdischen Kultur“ im September 2014 beigesteuert.

Von den aktiven Mitgliedern der Fachgruppe sind 2014 folgende Beiträge zur jüdischen Geschichte der Ortenau publiziert worden:

- Günther Mohr: „Bühl bleibt grün und ruhig und dort ruhen meine Vorfahren“. Erinnerungen von Alice Ascher an die Heimat ihrer Mutter und Großeltern, in: Bühler Jahrbuch 2014, 187–206.
- Günther Mohr: Ein Museumsstück und seine Geschichte(n). Sabbatmütze öffnet Blick für jüdisches Leben [Bühl], in: ABB-Spezial Nr. 258 vom 8.11.2014, 27 (Pressebeitrag).
- Martin Ruch: Die Offenburger Juden im Ersten Weltkrieg 1914–1918 und der „Dank des Vaterlandes“, in: Die Ortenau 94 (2014) 279–302.
- Martin Ruch: „Granatkommotionsneurosen“: Die jüdische Ärztin Dr. Hertha Wiegand behandelt traumatisierte Soldaten, in: Die Ortenau 94 (2014) 303–308.
- Martin Ruch: Aus der „Heimatgeschichte der badischen Juden“: Isak Valfer aus Gengenbach schreibt an Berthold Rosenthal, in: Gengenbacher Blätter 46 (2014) 10–11.
- Uwe Schellinger: Von der Idylle zur Falle. Das Rothschild-Sanatorium für jüdische Frauen in Nordrach (1905–1942), in: Olga Kurilo (Hrsg.): Kurort als Tat- und Zufluchtsort. Konkurrierende Erinnerungen im mittel- und osteuropäischen Raum im 19. Jahrhundert, Berlin: Avinus 2014, 63–96.

An sonstigen Aktivitäten der Fachgruppenmitglieder wären für 2014 u.a. zu nennen: Dr. Martin Ruch hielt verschiedene Vorträge zum Thema „Die Offenburger Juden im Ersten Weltkrieg“. Gisela Stoffel und Anne Junk waren im September am „Europäischen Tag der jüdischen Kultur“ aktiv. Im November wurde am Jüdischen Friedhof in Nordrach eine Informationstafel aufgestellt, an deren Zustandekommen die beiden Fachgruppenmitglieder Rolf Oswald und Egbert Hoferer maßgeblich beteiligt waren. Norbert Klein forschte zur „Reichskristallnacht“ in

Lahr, zum „Lahrer Synagogenbrandprozess“ von 1949 sowie zur Geschichte Lahrer jüdischer Familien. Uwe Schellinger konnte im Juli dem Kreisarchiv des Ortenaukreises drei Dokumentenfazikel aus den Jahren 1947–1967 übergeben, die ihm von dem aus Kippenheim stammenden Juden Dr. Kurt Maier anvertraut worden waren und die nun dem im Kreisarchiv schon verwahrten Nachlassunterlagen Maiers hinzugefügt werden konnten.

Nach wie vor besteht die Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ unverändert aus etwa zehn Personen. Es muss ein wichtiges Anliegen der Fachgruppe bleiben, weitere interessierte Mitglieder des Historischen Vereins zu integrieren. In der momentanen Konstellation scheinen größere gemeinsame Projekte leider kaum umsetzbar zu sein, sodass man sich bislang auf den informellen Austausch beschränken muss. Die Fachgruppe spiegelt insofern in gewisser Weise das Bild des Gesamtvereins wider, der Nachwuchs aus jüngeren Generationen benötigt. Auch im Hinblick auf die Erforschung der jüdischen Geschichte der Ortenau sollte weiterhin beobachtet werden, ob und welche Arbeiten jüngerer Nachwuchswissenschaftler/-innen etwa im universitären Rahmen entstehen und wie es möglich ist, diese in die Aktivitäten der Fachgruppe einzubinden. Weiterhin sollte es wohl stärker als bisher zur Aufgabe werden, über den eigenen Standort hinauszublicken, d. h. zum einen selbst allgemeine und überregionale Forschungserkenntnisse zur Kenntnis zu nehmen und zum anderen die lokalen und regionalen Erkenntnisse aus der Ortenau nach Möglichkeit einer übergreifenden Rezeption zuzuführen.

Uwe Schellinger

Fachgruppe Bergwesen

Die erste Veranstaltung unserer Fachgruppe im Jahr 2014 war ein von Franz Gänshirt hervorragend organisierter Schmiedetag in der noch voll funktionsfähig erhaltenen Wacker-Schmiede in Lahr-Sulz. Diese Veranstaltung fand am 25.1.2014 statt. Die gut erhaltenen Gerätschaften beeindruckten die Teilnehmer, und alle Altersstufen konnten sich auch praktisch unter anderem im Bohren einer Deichel und im Ausschmieden von Bergeisen betätigen.

Der im August des Vorjahres im Reb Gelände oberhalb von Bühl-Waldmatt aufgetretene Tagebruch wurde trotz der anhaltenden Bemühungen unserer Fachgruppe mittlerweile von der Stadt Bühl zugeschüttet und planiert. Somit konnten leider vorerst keine weiteren Erkenntnisse über den einst umfangreichen Bergbau im Raum Bühl gewonnen werden.

Im Mai 2014 fanden Exkursionen ins Kinzigtal statt, wo wir von Georg Allgeier unter anderem durch die Grube „Segen Gottes“ in Haslach-Schnelllingen geführt wurden.

Auch ein Besuch des sehr sehenswerten Freilichtmuseums „Erzpoche“ in Hausach war obligatorisch.

Mitten in Oberwolfach wurde in der jüngsten Vergangenheit, mit herausragendem ehrenamtlichem Engagement, der „Themenpark für Bergbau, Mineralien und Mathematik“ geschaffen. Wir wurden bei unserer Ankunft von Erich Holzer und Karl-Heinz Hund herzlich begrüßt und durch den Themenpark geführt. Hier sind einzigartige Exponate zu sehen und ein Besuch lohnt sich. Künftig wird der Themenpark täglich von 11 bis 17 Uhr für Besucher geöffnet sein.

Im September war unsere Fachgruppe an der weiteren Erforschung der „Linglelöcher“ auf der Gemarkung von Ehrenkirchen beteiligt.

Am 04.10.2014 wurde von uns eine Exkursion zu Bergbauspuren im Acher- und Murgtal durchgeführt, bei dem Mitglieder der „Arbeitsgemeinschaft Altbergbau Odenwald“ uns als Gäste begleiten.

Das Spätjahr war geprägt von weiteren übertägigen Begehungen, die zu Bergbauspuren bei Baden-Baden, ins Murgtal und ins obere Kinzigtal führten.

Die Zusammenarbeit unserer Fachgruppe mit dem „Förderkreis Historischer Bergbau Hallwangen e. V.“ wurde auch in diesem Jahr intensiv fortgesetzt.

Bei der derzeit andauernden Freilegung von verschütteten Bereichen des Bergwerkes in Hallwangen arbeiteten auch im Jahre 2014 ständig Mitglieder unserer Fachgruppe Bergwesen mit und unterstützten den dortigen Verein nach Kräften.

Mitglieder unserer Fachgruppe führten auch in diesem Jahr wieder ehrenamtlich interessierte Gruppen durch die Besucherbergwerke in Seebach und Hallwangen. Die Führungen in Seebach wurden nach den äußerst positiven Rückmeldungen des Vorjahres auch in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Rastatt angeboten. Hier bieten sich ideale Möglichkeiten, um Laien die Zusammenhänge unserer Heimatgeschichte anschaulich näherzubringen.

Die Fachgruppe baute im vergangenen Jahr einen guten Kontakt zur „Höhlenrettung Baden-Württemberg e. V.“ auf, deren erfahrene Mitglieder uns bei der Befahrung und Sicherung von Bergwerken unterstützen.

Für das Jahr 2015 sind Exkursionen mit dem Schwerpunkt Kinzigtal in Planung.

Wenn Sie als Leser dieses Jahresberichtes Interesse an unserer Arbeit oder Anregungen haben, so zögern Sie bitte nicht, mich zu kontaktieren!

Ein herzliches Dankeschön möchte ich als Leiter der Fachgruppe an Waltraut Decker, Franz Gänshirt, Michael Jettmar und Robert Decker richten, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stehen und mich bei meiner Arbeit unterstützen!

Ich freue mich auf eine weiterhin gute Zusammenarbeit!

Martin Groß

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek

Im Kalenderjahr 2014 war die Bibliothek an 46 Samstagen geöffnet. Es kamen 213 Besucher und 75 E-Mails wurden bearbeitet. Die Zunahme der Interessenten ist u. E. auf die in der Presse erschienenen Artikel über

die Bibliothek zurückzuführen. Bei den meisten Besuchern geht es um Familienforschung. Die Mitglieder des Bibliotheksteams geben hierbei Hilfestellung, insbesondere wenn es sich um die Transkription von alten Handschriften handelt. Aus diesem Grund haben wir auch an mehreren Samstagen das Lesen von in deutscher Schreibschrift geschriebenen Texten geübt. In diesem Zusammenhang haben wir durch eine Nachfahrin Einblick in ein besonderes Dokument erhalten: Es handelt sich um einen Stiftungs- und Abstammungsnachweis aus dem Jahr 1668. Die Urkunde wurde in Olmütz/Böhmen ausgefertigt, die Stiftung galt aber für die Stadt Trier, Lothringen, Luxemburg und Bistum Metz. Das Dokument war in deutscher Schrift geschrieben, wechselte aber nach der Französischen Revolution ins Französische. Zur Erinnerung: Sämtliche Bestände an Büchern und Zeitschriften sind über die Homepage der Vereinsbibliothek im Netz zu finden. Nach wie vor sind wir an allen Veröffentlichungen Ihrer Vereine, z.B. Dorfchroniken, Festschriften und dergleichen interessiert und bitten um deren Übersendung zur Aufnahme in unsere Bestände.

Renate Demuth, Leiterin der Bibliothek

Mitteilungen:

Die Ortenau liegt vom ersten Heft 1910 bis zum Band 2009 vollständig digitalisiert auf dem Server der UB Freiburg vor. Kostenfreier allgemeiner Zugang unter:

<http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/ortenau>

Schwerpunktthema

2016:

Unterwegs: Zu Wasser, zu Lande und zu Luft. Aus der Geschichte der Verkehrswege

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in die Jahresbände gerne auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage:

<http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören

Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,
Tel. 07832 5461, E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Erster Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Zweiter Stellvertr. Präsident:

Klaus Gras, Friedhofstr. 103, 77694 Kehl, Tel. 07851 72265
E-Mail: klaus.gras@gmx.de

Dritter Stellvertr. Präsident:

derzeit nicht besetzt

Redakteur der „Ortenau“:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt,
Tel 07852 9112617, E-Mail ruch@kulturagentur.de

Kassen- und Geschäftsführung:

Alexander Vallendor,
Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim, Tel. 07808 914744,
E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

Sprecherin der Vereinsbibliothek**„Dr.-Dieter-Kauf-Bibliothek“:**

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett,
Tel. 07844 2542

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851 72900,
E-Mail ren.sieg@gmx.de

Justitiar:

Rechtsanwalt Ralf Bernd Herden, www.rechtsanwalt-herden.de

Leiter der Fachgruppen**Fachgruppe Archäologie:**

Dr. Heiko Wagner, Dr. Gremmelsbacher-Str. 22,
79199 Kirchzarten, Tel. 07661 989335.

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51,
77652 Offenburg, Tel. 0781 8059400,
E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

derzeit vakant

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/
Zell-Weierbach, Tel. 0781 30365

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20,
79232 March-Hugstetten, Tel. 07665 40666,
E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Uwe Schellinger,
Britzinger Str. 66a, 79114 Freiburg im Breisgau
Tel 0761 500073

Fachgruppe Bergwesen:

Martin Groß, Schwarzwaldstr. 115 a, 77815 Bühl
Tel. 07223 8010734, E-Mail silberbergwerk@gmail.com

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Heizengasse 28, 77654 Offenburg,
Tel. 0781 97060834, E-Mail: restauro@email.de

Dr.-Dieter-Kauß-Bibliothek:

Historischer Verein für Mittelbaden e. V.,
Renate Demuth (Sprecherin), Oberdorfstr. 8, 77694 Kehl-Kork,
Postfach 30 01 07, 77686 Kehl, Tel. 07851 885099

Beiräte

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20,
77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf Bernd Herden, Haus im Rinken,
77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen

Björn Habich, Obere Rebhalde 4, 77855 Achern,
E-Mail: bhabich@gmx.de

Achern

Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, 77767 Appenweier, Tel. 07805 5255

Appenweier

Josef Ringwald, Brucherstr. 4, 77781 Biberach i. K.,
Tel. 07835 8890

Biberach i. K.

Siegfried Eith, Tullastr. 16, 77815 Bühl, Tel. 07223 23869,
www.historischer-verein-buehl.de

Bühl/Baden

Tomas Dees, Freiburger Str. 7, 77955 Ettenheim

Ettenheim

Wolfgang Lohmüller, Einach 11, 77723 Gengenbach,
Tel. 07803 3208

Gengenbach

Regionalgruppe Geroldsecker Land	Thorsten Mietzner, Schuhmacherstr. 20, 77963 Schwanau-Allmannsweier, Tel. 07824 2458
Haslach i. K.	Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach, Tel. 07832 5461
Hausach	Hubert Maier-Knapp, Eisenbahnstr. 20, 77756 Hausach, Tel. 07831 6958
Hohberg	Lucien Mutzig, Reisengasse 7, 77749 Hohberg, Tel. 07808 99259
Hornberg	Rosemarie Götz, Schmiedeacker 1/2, 78132 Hornberg, Tel. 07833 960941
Kehl	Hans-Ulrich Müller-Russel, Am alten Sportplatz 18a, 77694 Kehl, Tel. 07851 71374, www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de
Neuried	Michaela Karl, Neue Dorfstr. 9, 77963 Schwanau
Nordrach	Herbert Vollmer, Im Dorf 27, 77787 Nordrach, Tel. 07838 96969, www.historischer-verein-nordrach.de
Oberharmersbach	Cornelia Lehmann, Zuwald 11, 77784 Oberharmersbach, Tel. 07837 1327, www.historischer-verein-oberharmersbach.de
Oberkirch	Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, 77704 Oberkirch,
Offenburg	Dr. Jürgen Collmann, Schloßblick 14, 77799 Ortenberg, Tel. 0781 35316
Oppenau	Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch, Tel. 07802/701137
Rastatt	Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt, Tel. 07222 385356
Rheinau	Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett, Tel. 07844 2542
Rheinmünster	Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster- Stollhofen, Tel. 07227 5832
Renchen	Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, 77871 Renchen, Tel. 07843 1044

Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, 77776 Bad Rippoldsau, Tel. 07839 378	Schapbach
Reinhard Mahn, Schriftführer, Akazienweg 3, 77761 Schiltach, E-Mail: reinhard_mahn@t-online.de, www.geschichte-schiltach.de	Schiltach/ Schenkenzell
Clemens Herrmann, Am Kreuz 13, 77746 Schutterwald, Tel. 0781 53385	Schutterwald
Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, 77790 Steinach, Tel. 07832 8656	Steinach
Christian Oberfell, Sonnenmatte 17, 77709 Oberwolfach	Wolfach
Karl Keller, Zielsteinacker 1, 76534 Baden-Baden, www.historischer-verein-yburg.de	Yburg
Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H., Tel. 07835 3448, www.historischer-verein-zell.de	Zell a. H.

Geschäftsstelle

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):
Alexander Vallendor, Postfach 15 69, 77605 Offenburg,
Tel. 07808 914744

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Texte bitte als Ausdruck und mit Bildern – möglichst auf CD – an die Redaktion:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.
Bitte Bilder nicht als Mail schicken.

Die visuelle Gestaltung eines Beitrages erfolgt allein durch die Redaktion bzw. die Layouter. Bildplatzierungswünsche nur als Vermerk im Text (z. B. hier Abb. 2) anbringen, keine Bilder selbst in den Text einfließen lassen. Bilder gesondert einreichen und mit einer verbindlichen, eindeutigen, durchnummerierten Abbildungsliste versehen. Schlechtes Bildmaterial vermeiden (Kopien etc.), Bild- und Textrechte (z. B. Quellen des Staatsarchivs) vorab zu klären ist Sache des Autors. – Über die Veröffentlichung eines Beitrages, über Zeitpunkt und Gestaltung entscheidet allein die Redaktion, bzw. der Vorstand des Vereins, wobei selbstverständlich Autorenwünsche weitgehend beachtet werden.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt.
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.

- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 18,- EUR für natürliche Personen und Schulen
- 26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00,
Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50.

